UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01469929 2

Geschichte
der
Čechischen Litteratur

Von
J. Jakubec u. A. Novák

2. Auflage

C. F. Amelangs Verlag

EX LIBRIS,
ARNE NOVÁK

Geschichte

der

čechischen Litteratur.

Von

Dr. Jan Jakubec, und **Dr. Arne Novák,**

außerordentl. Professor
an der k. k. Böhm.
Karl-Ferdinand-Universität
in Prag.

Privatdozent
an der k. k. Böhm.
Karl-Ferdinand-Universität
in Prag.

Zweite Auflage.

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1913.

PG
5001
J3
1913

Alle Rechte vorbehalten.

LIBRARY
DEC 17 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Altenburg (S.-A.)
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort zur ersten Auflage.

Kaum wird es wohl eine andere Litteratur geben, die für den deutschen Leser ein so dunkles Gebiet wäre wie die čechische. Abgesehen von einigen Gesamtbildern der čechischen Litteratur in Werken allgemeineren Inhalts — »Geschichte der slawischen Sprache und Literatur« von P. J. Šafařík, 1826; »Geschichte der slavischen Literaturen« von A. Pypin (aus dem Russischen übertragen von Fr. Pech, Leipzig 1884), »Slavische Literaturgeschichte« von Dr. Jos. Karásek, 1906 (Sammlung Göschen) —, abgesehen von einzelnen Aufsätzen über die neuere čechische Litteratur und die neuesten litterarischen Erscheinungen in deutschen Zeitschriften und Zeitungen, müßte man zu der vor mehr als hundert Jahren erschienenen »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« von Dobrovský zurückgreifen, wollte man den Versuch einer wissenschaftlichen Belehrung über die Geschichte der gesamten čechischen Litteratur in einem selbständigen deutschen Buche anführen. Und doch kann die čechische Litteratur seit dieser Zeit eine so ungeahnte Entwicklung aufweisen, daß man dem Zeitraume, den Dobrovský in seinem Werke schildert, heutzutage in einer Geschichte der čechischen Litteratur kaum ein Drittel des ganzen Umfanges einräumen kann. So war das Erscheinen dieses Buches wohl an der Zeit.

Zwischen dem deutschen und čechischen Geistesleben herrschte wohl immer ein enger Verkehr. Öfters stand die čechische Kultur, wie selbstverständlich, unter dem Einflusse der deutschen, aber es fehlt auch an der entgegengesetzten Richtung — wie z. B. in der Reformbewegung — nicht.

Die čechische Litteratur ist unter allen slawischen Litteraturen die einzige, welche ähnliche Entwicklungsphasen aufweisen

kann wie die Litteraturen der westlichen Völker. In ihrer ältesten Periode spiegelt sich der Geist des Mittelalters treu ab. Dann findet in ihr der Kampf des čechischen Volkes für die Freiheit des Denkens und der Überzeugung zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts den Ausdruck und verleiht ihr einen eignen Ideengehalt. In der neueren Zeit blüht nach einer Wiedergeburt, die man geneigt war für ein Wunder der Geschichte zu betrachten, das geistige Leben des čechischen Volkes in vollem Inhalt und weitem Umfang auf: in Kunst und Wissenschaft, im kulturellen, politischen und sozialen Streben meldet es sich um seinen Anteil an den Errungenschaften der Kultur in der großen Gemeinde der gebildeten Völker und wird nicht müde, sich noch weitere, ihm gebührende Kulturbedürfnisse zu erringen. Im Kampfe für seine nationale Existenz reicht ihm seine Geschichte den verläßlichsten Wegweiser zu seinem Ziele: so oft seine Vorfahren für die Freiheit und den Fortschritt, für die höchsten Güter der Menschheit rangen, gewann es, wenn auch manchmal von fremden Völkern hart bekämpft, doch ihre Achtung; da wuchs auch die Bedeutung seiner Litteratur.

Die čechische Kunst, namentlich die Musik und die bildende Kunst, hat sich schon den Eintritt in die weiteste Welt erworben. Hier und da wird auch schon das Interesse für die čechische Poesie und Litteratur rege. Unser Buch, welches dem Programm dieser Sammlung gemäß die Poesie in engerem Zusammenhange mit der Wissenschaft, namentlich der Geschichte und Philosophie, mit dem politischen und kulturhistorischen Hintergrunde darzustellen versucht — für einen fremden Leser war es notwendig denselben etwas umständlicher zu zeichnen —, soll zugleich der čechischen Litteratur den Weg in die weitere Welt ebnen. Die Aufmerksamkeit, die der čechischen Poesie in der letzten Zeit von größeren Völkern gewidmet wird, entspricht bei weitem nicht der Bedeutung derselben in der allgemeinen Entwicklung der Dichtkunst. Sind ja die vornehmsten čechischen Geister fähig, durch ihre Leistungen den Bestrebungen ihres Volkes eine ähnliche Achtung des Auslandes zu erwerben, deren sich in der neueren Zeit bei ihm die Litteraturen mancher kleinen Völker schon erfreuen. —

* * *

Die »Geschichte der čechischen Litteratur« sucht dasjenige, was litterarhistorische Forschungen an den Tag gebracht haben, dem deutschen Leser klarzulegen. Die Ergebnisse dieser Studien sind größtenteils in einigen umfassenden litterarhistorischen Werken zusammengefaßt. Es sei namentlich auf die »Geschichte der čechischen Litteratur« (»Dějiny české literatury«, noch nicht beendet) von Jar. Vlček, auf das umfangreiche Sammelwerk »Die čechische Litteratur des 19. Jahrhunderts« (»Literatura česká 19. století«, bis jetzt 4 Bände) hingewiesen. Die politische und kulturhistorische Vergangenheit des čechischen Volkes schildert eingehend, geistreich und verständnisvoll E. Denis vor allem in seinen zwei größten Werken »Fin de l'indépendance bohême« (1890) und »La Bohême après Montagne-Blanche« (1901). In diesen Werken sowie in der kritischen Bibliographie der Čechischen Akademie für Wissenschaften und Kunst »Památník na oslavu padesátiletého jubilea panovnického císaře Františka Josefa I.« (Gedenkbuch zum fünfzigjährigen Herrscherjubiläum Franz Josef I., 1898) findet der Leser, den es interessiert, eingehende Quellen.

Auf die Textproben, die wohl manchem Leser sehr wünschenswert erschienen, mußten die Autoren wegen beschränkten Raumes verzichten. Sie waren jedoch bemüht, deutsche Übersetzungen der besprochenen Werke, soweit sie existieren, anzuführen, damit der deutsche Leser aus eigener Anschauung die Werke kennen lernen kann. Eine Auswahl der čechischen Poesie — leider eine allzu beschränkte Auswahl — enthält die »Poesie aus Böhmen« von Dr. Ed. Albert; II. »Neuere Poesie aus Böhmen«; III. »Neueste Poesie aus Böhmen (2 Bde.); »Lyrisches und Verwandtes aus der böhmischen Literatur« (Wien, Alfr. Hölder, 1893 f.). Eine Auswahl der čechischen Belletristik erscheint in der »Slavischen Romanbibliothek« (J. Otto, Prag, Wien und Leipzig).

* * *

Eine Anmerkung über die Schreibweise der čechischen Namen, die ähnlich, wie es bei den französischen, englischen, italienischen, magyarischen usw. in der deutschen Sprache üblich ist, in ursprünglichem Wortlaut beibehalten worden sind. Der Strich über den Vokalen á, é, í, ó, ú, ý (bei ů auch ein Ring-

lein) bezeichnet die Länge; ě ist etwa wie je auszusprechen. Der Unterschied zwischen i und y, í und ý ist nur historisch oder in einigen Dialekten, in der jetzigen Aussprache beachtet man ihn nicht mehr; ou ist ein Zwielaut. Auch einige Konsonanten weichen vom Deutschen ab; s ist immer scharf = ß, ss; z wie das deutsche weiche s (in Rose), c wie z, tz — besonders könnte der deutsche Leser in der Konsonantengruppe ck (auszusprechen wie zk) zur falschen Aussprache irregeführt werden; also z. B. Palacký = Palazkie, Písecký = Piessezkie, Bajza = Bajsa; Hus, Husens = Huß, Hussens (inkonsequent schreiben wir Hussitismus, hussitisch, weil es in der deutschen Rechtschreibung so eingeführt ist); v ist das deutsche w, nur am Ende der Silbe lautet es wie f, also Tovačov, Tovačovský = Towatschof, Towatschofskie. Die mit einem Häkchen bezeichneten weichen Konsonanten haben im Čechischen ihre eigene Aussprache: š = sch; č wie tsch, ž — frz. j, ř fast wie rsch oder frz. rj, aber als ein Laut; d', t', ň sind mouilliert (etwa wie dj, tj, ň = frz. gn); die Silben di, ti, ni, dě, tě, ně sind wie d'i, t'i, ňi, d'e, t'e, ňe zu lesen; also Hodětín wie Hodjetjien, Němcová fast wie Njemcová usw. Die Konsonanten r und l können auch eine Silbe bilden, also Vrch-lic-ký dreisilbig, Vl-ček zweisilbig. In den Endsilben -el, -en hört man das volle e; also Vocel wie Wozäll, Erben wie Erbänn. Der Akzent ruht im Čechischen auf der ersten Silbe.

Von den čechischen Vornamen, welche mit dem Zunamen einen Begriff bilden, sind manche rein slawischen Ursprungs und unübersetzbar, manche stimmen mit dem deutschen Wortlaut überein oder sind ihm sehr ähnlich. Die üblichsten, von dem Deutschen abweichenden Vornamen mögen erklärt werden: Jan = Johann, Václav = Wenzel, Vojtěch = Adalbert, Pavel = Paul, Bedřich = Friedrich, František (verkürzt Fr.) = Franz, Jindřich = Heinrich; K. bedeutet Karel = Karl.

Bei den schwankenden Ausdrücken »böhmisch« und »čechisch« haben wir uns trotz des offiziellen Gebrauches in Österreich für den letzteren entschieden. Das um sich greifende Studium der Völkerkunde, das moderne nationale Bewußtsein drängt nicht nur in Böhmen, sondern auch in anderen Ländern (z. B. in Ungarn) die ältere Bezeichnung einer Nation nach der Landeszugehörigkeit immer mehr zurück; die logische Klarheit erheischt

eine präzisere ethnographische Bezeichnung. Auch kann man den Widerwillen mancher unserer Landsleute gegen den deutschen Ausdruck »čechisch« nicht gut begreifen, wenn man z. B. in der französischen Sprache den Ausdruck »tchèque« statt des älteren »bohémien« anstrebt.

Das Erscheinen dieses Buches ist durch ungeahnte Hindernisse verspätet worden. Um das Erscheinen des Buches nicht auf eine zu ferne Zeit zu verschieben, erbat ich mir die Mitarbeiterschaft des Herrn Kollegen Dr. Arne Novák, welcher die Ausarbeitung der verwickelten neuesten Periode der čechischen Litteratur bereitwillig übernommen hat. Sie bildet einen ganz selbständigen Teil dieses Buches.

Ich erfülle ferner eine liebe Dankespflicht, wenn ich die opferwillige Hilfe meines Freundes V. Viravský, k. k. Gymnasialprofessors in Prag, mit besonderer Dankbarkeit hervorhebe; er hat meine Arbeit sowohl in der Handschrift als auch die Korrekturbogen fleißig gelesen und namentlich um die Vervollkommnung des Ausdrucks sich verdient gemacht.

Dr. Jan Jakubec.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Dem ehrenvollen Antrage unseres Verlegers zufolge haben wir uns entschlossen, unser gemeinsames Werk für die zweite Auflage neu zu bearbeiten, die Tatsachen bis in die jüngste Vergangenheit fortzuführen, aber auch die neuen vielseitigen Forschungen auf dem Gebiete der älteren, sowie der neueren čechischen Litteraturgeschichte in unserem Buche zu verwerten. Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe der »Geschichte der čechischen Litteratur« (1907) haben wir den ganzen Stoff derselben vom neuen an vorgenommen und in zwei čechisch geschriebenen Handbüchern ausführlich dargestellt (Jan Jakubec, »Dějiny české literatury« d. h. »Geschichte der čechischen Litteratur«, Prag 1910 und 1911. Arne Novák, »Přehledné dějiny české literatury« d. h. »Geschichte der čechischen Litteratur im Grundrisse«, Olmütz, II. Ausg. 1913). Wir haben uns bemüht, von den Ergebnissen unserer čechischen Werke in dieser zweiten Auflage Nutzen zu ziehen; ebenfalls verdanken wir freundlichen Lesern und um-

sichtigen Kritikern der ersten Ausgabe dieses Buches manche wertvolle Verbesserungen; für solche Unterstützung werden wir immer dankbar sein. Dagegen konnten wir nicht den Wunsch einiger Kritiker erfüllen, unser Buch auch mit bibliographischen Angaben auszustatten. Dieses Buch ist keineswegs als Grundriß, sondern vielmehr als darstellende Einführung in die Kenntnis des čechischen Schrifttums gedacht. Bücher- und Quellenkunde der čechischen Litteraturgeschichte wäre nur für denjenigen Leser brauchbar, welcher unserer Muttersprache kundig ist, diesen aber dürfen wir vielleicht auf unsere čechischen Handbücher verweisen, wo auch der bibliographische Teil eingehend und zweckmäßig bearbeitet ist.

Prag, den 1. September 1913.

Jan Jakubec. **Arne Novák.**

Inhalt.

Geschichte der čechischen Litteratur.

Seite

Erstes Kapitel. Anpassung der čechischen Entwicklung an die Kultur und die Litteraturen des Westens 1

Zweites Kapitel. Die Reformbewegung. Jan Hus. Der Hussitismus. Petr Chelčický 41

Drittes Kapitel. Die Unität der Böhmischen Brüder und der Humanismus 68

Viertes Kapitel. Die Exulantenlitteratur. Komenský (Comenius). Der Verfall 103

Fünftes Kapitel. Der Josefinismus. Josef Dobrovský. Der Aufschwung der čechischen Sprache. Die čechische josefinische Litteratur 122

Sechstes Kapitel. Josef Jungmann und seine Schule. Die Anfänge der čechischen Romantik. Die Königinhofer und Grünberger Handschrift 155

Siebentes Kapitel. Die slawische Idee in der čechischen Dichtkunst und Wissenschaft. Jan Kollár. P. J. Šafařík. Die Rückkehr zur böhmischen Geschichte. Fr. Palacký 177

Achtes Kapitel. Die čechische Poesie unter dem Einfluß der Volksdichtung. Fr. L. Čelakovský. K. J. Erben 201

Neuntes Kapitel. Das Drama und die Belletristik. V. Kl. Klicpera. J. K. Tyl. J. J. Marek. Fr. Chocholoušek 221

Zehntes Kapitel. Der Neuromantismus. K. H. Mácha 237

Elftes Kapitel. Die junge Slowakei. L. Štúr und seine Schule. Das politische Erwachen. K. Havlíček. Die Rückkehr zu der slawischen Idee. Die Reaktion 245

Zwölftes Kapitel. Das čechische Volksleben in der Belletristik. Božena Němcová 267

Die čechische Litteratur der Gegenwart.

Seite

Dreizehntes Kapitel. Die Verjüngung der čechischen Dichtung durch Neruda, Hálek und ihre Zeitgenossen 281

Vierzehntes Kapitel. Die panslawistischen und historischen Tendenzen in der neuen čechischen Litteratur 318

Fünfzehntes Kapitel. Der poetische Kosmopolitismus in der čechischen Litteratur 344

Sechzehntes Kapitel. Der Realismus in der čechischen Novellistik und im Drama 375

Siebzehntes Kapitel. Der Kampf der Kritik und der Poesie um neue Lebenswerte 399

Namenregister 446

Erstes Kapitel.

Anpassung der čechischen Entwicklung an die Kultur und die Litteraturen des Westens.

Mit einigen anderen slawischen Stämmen bis an die westlichste Grenze gerückt, gerieten die Čechoslawen wie ein Felsblock, welcher sich von der Steinmasse des Berges getrennt hatte, in den mächtigen Strom der westlichen Kultur. Während aber die nördlichen Brüderstämme in dieser Kulturbrandung völlig aufgegangen waren, zeigte sich der čechoslawische Stamm fest genug, um in dem immerwährenden Kulturkampfe als selbständiges Mitglied des großen Ganzen — der Menschheit — weiter zu bestehen. In diesem Strom wurden zwar seine eigenen Kanten abgeschliffen, er nahm an seiner Größe ab, aber in seinem Kern blieb er sein eigen wie ein von den Wellen abgeglätteter Felsblock. Und seine Bestimmung führte ihn weiter: durch sein Gewicht reißt er allmählich auch andere in den Strom der Kultur mit.

Die heidnische čechische Urzeit hat keinen Tacitus gefunden. Das Christentum, welches den Schauplatz der Geschichte erweiterte, brachte die Čechoslawen der Weltzivilisation näher und streute einige spärliche Lichtstrahlen auch in ihre Länder. Von der Natur selbst wurden diesen Einwohnern ihre Sitze durch die von dichten und tiefen, absichtlich nicht gerodeten Wäldern bewachsenen Gebirgsketten bestimmt. Die Grenze des heutigen Böhmens und Mährens überschritten diese Slawen westlich nach Bayern bis ungefähr Nürnberg und Regensburg und südlich bis zur Donau, nordöstlich über die Grafschaft Glatz. Die dieses Gebiet bewohnenden zahlreichen slawischen Stämme trugen ursprünglich keinen gemeinsamen Namen; jeder von ihnen besaß seine Selbständigkeit. Die Čechen, welche später die Herrschaft

über die übrigen gewannen und ihnen ihren Namen aufdrängten, wohnten in der Mitte von Böhmen. Die energischen Fürsten Boleslav I. und sein Sohn Boleslav II. wußten im 10. Jahrhundert die unabhängigen Stammeshäupter zum ersten Male unter die Gewalt der Přemysliden zu zwingen. Die Überwindung der anarchistischen Gelüste, durch welche sich die alten Slawen auszeichneten, die Vereinigung des Staates unter einem Herrscher wird oft durch die blutigsten Kämpfe und die unmenschlichsten Taten, wie die Vertilgung ganzer mächtiger Familienstämme, so der Geschlechter der Slavníkovicer und der Vršovicer, herbeigeführt. Somit bleibt das helle Bild der Friedfertigkeit und zarter Humanität, das von den alten heidnischen Slawen im Gegensatz zu den Germanen die Philosophen der Humanität mit Herder an der Spitze entworfen haben, eine dichterische Phantasie. Die Slawen hatten sich vor dem Andrang eines Karl des Großen und seiner Nachfolger vor allem durch ihre Tapferkeit und rauhe Kriegslust erhalten. Auch bei ihnen gab es eine gewisse soziale Härte — in Böhmen blühte selbst in den ersten Jahrhunderten des Christentums ein bedeutender Sklavenhandel und Vielweiberei.

Die alten Čechen waren ein Volk mit großen Vorzügen wie mit großen Fehlern, von denen sie die Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit und Uneinigkeit am meisten bedrohten. Wenn über sie ein vortrefflicher Heerführer oder ein mächtiger staatsbildender Geist herrschte, wußte er mit ihnen ein großes Reich zu schaffen; so begründete Samo im 7. Jahrhundert sein Reich von Böhmen über die Sorben an der Elbe, über Mähren und Pannonien bis nach Kärnten; Svatopluk erweiterte im 9. Jahrhundert dieses Gebiet um Pannonien; das Reich Boleslav II. erstreckte sich im 10. Jahrhundert über den nordwestlichen Teil Ungarns, einen großen Teil des späteren Schlesiens, über Galizien bis Lemberg; das Reich Přemysl Otakar II. umfaßte die Länder von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer. Aber diese westslawischen Reiche waren leider zu viel von dem Herrscher abhängig, mit ihm sanken sie gewöhnlich.

Wie die Geschichte und das Leben, so ist uns die Poesie der ältesten Čechen dunkel geblieben. Dieser Mangel an einer großen uralten Dichtung bewog im 19. Jahrhundert einige übereifrige Patrioten zu den bekannten Fälschungen, der »Grünberger«

und »Königinhofer Handschrift«. Der heidnischen Urzeit gehören nicht einmal die sinnigen und schönen čechischen Sagen an, wenigstens in der Gestalt nicht, wie sie uns verzeichnet sind. Als sie die alten Chronisten aufschrieben, hatten schon viele Generationen daran gearbeitet; einige, wie Kosmas, versäumten es nicht, die heimischen Sagen mit neuen Zügen aus fremden Quellen auszuschmücken. Aber diese ausgeschmückte sagenhafte Urzeit, mit dem erhabenen Urahnen Čech, welcher mit seinem Stamm das Land in Besitz nimmt, mit dem scharfsinnigen Richter und Fürsten Krok und seinen drei den kostbaren Samen der Bildung ausstreuenden Töchtern, namentlich der schönen, staatsklugen Weissagerin Libuša, mit ihrem weisen Gatten Přemysl, der von dem »eisernen Tische«, d. h. dem Pfluge, zum Fürsten berufen wird, mit den eroberungssüchtigen čechischen Amazonen, welche nach dem Tode Libušas mörderische, hinterlistige siegreiche Kämpfe mit den Männern führen, mit Tyr, dem tapferen Heerführer Neklans — diese Sage weist wohl auf die Bestrebungen der Přemysliden nach einer Herrschaft über andere Stämme des Landes — und mit anderen Helden, enthält so viel schöne Motive und schöne Anregungen für die Kunst, daß es sogar auch in der deutschen Litteratur eine stattliche Anzahl von Dichtern gibt — und darunter Namen wie Grillparzer, Brentano, Herder, Musäus, Ebert u. a. —, die sich durch diesen Stoff zu ihren verschiedenartigsten Schöpfungen begeistern ließen.

Seit dem 9. Jahrhundert greift die Slawen der Sudetenländer der mächtige Strom des Christentums an. Vierzehn vornehmste böhmische Herren ließen sich 845 in Regensburg taufen, ohne einen merkbaren Anstoß bei dem Volke erregt zu haben. Der alte heidnische Glaube verlor seine Überzeugungsmacht. Politische Gründe spielten dabei ihre Rolle mit. Aber die Bekehrung des Volkes gelang erst einer Mission vom Osten. Der mährische Fürst Rostislav, der Nachfolger eines schon christlichen Fürsten Mojmír, gedachte aus politischer Einsicht das Christentum in seinem Lande allgemeiner zu machen. Zwei gewandte gelehrte Brüder, byzantinische Griechen aus Thessalonika (Saloniki), die der slawischen Sprache kundig waren, Konstantin, genannt Philosoph, bekannter unter seinem späteren Klosternamen Cyrill, ein sehr gelehrter und beredter Theolog, der sich großer Erfolge unter den Ungläubigen rühmte, und der ältere Method, ein

organisatorisches und diplomatisches Talent, nehmen sich 863 dieser Aufgabe eifrig an. Method, der 869 zum Bischof, dann zum Erzbischof der pannonisch-mährischen Diözese ernannt wurde, bemühte sich mit seinem Fürsten, die Unabhängigkeit von den bayrischen Bischöfen zu erlangen, was nicht ohne Kämpfe erreicht werden konnte. Den Hauptgegenstand der öfteren Klagen der bayrischen Bischöfe bei dem päpstlichen Stuhl bildete die gottesdienstliche slawische Sprache — eine in der westlichen Kirche ganz allein dastehende Erscheinung —, welche Konstantin und Method nach ähnlichen Beispielen des Gottesdienstes in den Nationalsprachen bei den Goten, Armeniern, Iberiern, Persern u. a. eingeführt hatten, um wirkungsvoller das Christentum verbreiten zu können. Von den Päpsten wurde der slawische Gottesdienst bald bestätigt, bald wieder verboten, je nachdem die Klugheitsmaßregeln in den politischen Reibungen zwischen der östlichen und westlichen Kirche das eine oder das andere geboten. Wie sich aber der römische Stuhl mit seinen Anhängern, in erster Reihe mit dem großmährischen Fürsten Svatopluk, einem persönlichen Gegner Methods, sicher fühlte, trat er mit größerer Energie gegen die slawische Liturgie auf. Nach dem Tode des Erzbischofs Method (885) wurden seine Anhänger verfolgt und meistens nach Bulgarien und Kroatien, wo sich hie und da der slawische Gottesdienst bis auf den heutigen Tag erhalten hat, vertrieben. Method taufte auch den böhmischen Fürsten Bořivoj mit seiner Gemahlin (873 oder 874).

Cyrill und Method hatten auf ihre neue Wirkungsstätte eine neue, von ihnen erfundene Schrift gebracht — es war eine den slawischen Lauten scharfsinnig angepaßte griechische Minuskelschrift, die glagolitische Schrift; die sogenannte Cyrilliza, die etwas später aus der griechischen Majuskel entstanden war, ist trotz des Namens nicht Cyrills Erfindung. Die Slawenapostel brachten eine Übersetzung der Evangelien in slawischer Sprache mit. Diese Sprache, die altslawisch oder altbulgarisch oder kirchenslawisch heißt, ist uns in den alten Denkmälern nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern mit Elementen derjenigen slawischen Sprache vermischt, auf deren Gebiet das betreffende Denkmal entstanden war. Dieser Umstand hatte einen jahrhundertelangen Streit um die Heimat der altslawischen Sprache zur Folge. Der gelehrte Slovene Bart. Kopitar eignete

den Ruhm der alten kirchenslawischen Sprache seinem Volke zu und verfocht heftig gegenüber anderen Meinungen seine pannonische Theorie — er dachte an Südpannonien —, Miklosich versetzte sie nach Nordpannonien. In der neuesten Zeit pflichten die Gelehrten der Meinung Dobrovskýs, Oblaks, Jagičs und anderer bei, indem sie die kirchenslawische Sprache für einen makedonisch-bulgarischen Dialekt aus der Umgebung von Saloniki erklären. Diese Sprache wich zwar von den čechisch-mährischen Dialekten bedeutend ab, war jedoch den Čechen ziemlich gut verständlich. In ihrer neuen Heimat beendeten die beiden Brüder die Übersetzung fast der ganzen Bibel und der liturgischen Bücher, in denen sie die Lehren ihrer byzantinischen Kirche beibehielten, trotzdem sie den Papst als ihr Kirchenoberhaupt anerkannten. Aber von ihrer litterarischen Arbeit ist nichts an uns gekommen.

Die geographische Lage Böhmens und Mährens, welche von Konstantinopel zu entfernt waren, um dem Einfluß der wenig energischen Ostkultur nachhaltig unterliegen zu können, der politische Verkehr und die gemeinsamen Kulturinteressen mit dem zäheren, eroberungssüchtigen lateinischen Westen erklären uns, warum die slawische Liturgie und mit ihr auch die slawische Litteratur unter dem Volke immer mehr an Gebiet einbüßte. Im 11. Jahrhundert blieb sie in Böhmen fast ausschließlich in die Mauern des Sázavaklosters (seit 1032 mit einer kurzen Unterbrechung bis 1097) eingeschlossen. Als des böhmischen Fürsten Vratislav Gesuch, in seinem ganzen Lande die slawische Liturgie einzuführen, von Papst Gregor VII. hart abgewiesen worden war, wurden die slawischen Mönche nach inneren Zwistigkeiten aus dem Sázavakloster 1097 vertrieben, ihre slawischen Bücher vertilgt oder in andere Länder zerstreut.

Auch litterarisch hat der Wettkampf zwischen dem lateinischen und slawischen Ritus seine Spuren hinterlassen. Beide Parteien trachteten von allen Begebenheiten in den neu bekehrten Ländern das litterarisch zu verherrlichen, womit sie sich als mit dem löblichsten Erfolg ihrer Tätigkeit rühmen konnten: sie verfaßten sowohl in lateinischer als auch in altslawischer Sprache zahlreiche Legenden der heimischen Heiligen, wie des hl. Cyrill und Method, der hl. Ludmila und ihres Enkels, des hl. Václav (Wenzel), des hl. Vojtěch (Klostername Adalbert), des hl. Ivan.

des hl. Prokop u. a. Einige schrieben unmittelbar nach den Begebenheiten selbst und haben in den Legenden außer den aufgezählten Wundern auch so manche historische Tat dieser Heiligen, welche in der Geschichte zumeist eine große Rolle spielten, dem Gedächtnis erhalten. Dies gilt namentlich von der lateinisch geschriebenen, mit gewandter Feder geschilderten »Wenzels- und Ludmilalegende« Christians, welche sich von jeher als das erste uns erhaltene Produkt des čechischen Geistes der größten Schätzung erfreute; aber die Gründer der kritischen historischen Forschung in Böhmen, Dobner und Dobrovský, wiesen sie als Falsum des 14. Jahrhunderts zurück. Durch die neue kritische Untersuchung Jos. Pekařs (»Die Wenzels- und Ludmilalegende und die Echtheit Christians«) wurde sie als echtes Denkmal ins Ende des 10. Jahrhunderts versetzt. Unter dem bescheidenen Klosternamen Christian verbirgt sich ein Mitglied des fürstlichen Herrscherhauses der Přemysliden, ein Sohn Boleslav I. und ein Neffe des hl. Wenzels.

Einige Čechismen in den Lauten, Formen, Wörtern und Wendungen in der kirchenslawischen Sprache, in einigen altslawischen Denkmälern verraten uns, wie die Čechen schon zu dieser Zeit litterarisch tätig waren. Das gilt von der altslawischen »Legende von dem hl. Wenzeslaus« aus der Mitte des 10. Jahrhunderts und von den Überbleibseln der slawischen glagolitisch geschriebenen liturgischen Bücher, den sogenannten »Kijewer Blättern« und den »Prager Fragmenten«. Dies letztere Denkmal beleuchtet uns die besonderen Verhältnisse der Kirche in Böhmen, in der noch im 11. Jahrhundert der gottesdienstliche Text nach dem östlichen Ritus hatte entstehen können. Die Tradition der kirchenslawischen Sprache dauerte auch nach dem Verdrängen der slawischen Liturgie aus dem Sázavakloster einige Zeit fort. In den »Wiener Glossen« und den »Sanktgregorius-Glossen«, welche um das Jahr 1100 entstanden waren, befinden sich in den Anmerkungen lateinischer Texte neben den altslawischen sprachlichen Elementen čechische, in den ersteren auch noch kroatische.

Nach dem Zusammenbruch des großmährischen Reiches (906) wird der politische und kulturelle Schwerpunkt für immer nach Böhmen verlegt. Die persönlichen Interessen der gar zu zahlreichen Prätendenten des Thrones der Přemysliden gestalten oft

die Geschichte Böhmens. In den großen Verwirrungen flüchten sich die Zurückgewiesenen zu den mächtigen Nachbarherrschern, namentlich den deutschen Kaisern, und bieten ihnen die erwünschte Gelegenheit, in die Geschicke des Landes einzugreifen und es zur Untertänigkeit zu verpflichten. Das Land wird immer mehr den Verhältnissen des christlichen Westens angepaßt. Gegenüber der alten Stammesherrschaft wird jetzt ein festeres Staatsganzes, dem die deutsche Staatsverfassung als Muster diente, angestrebt. Diese politische Umwandlung war in betreff der mächtigen Staatsgebilde der westeuropäischen Völker eine Lebensbedingung des čechischen Volkes. Es wurde durch seine rasche religiöse und kulturelle Anpassung an den mächtigen Westen vor seinem nationalen Untergange gerettet. Im Lande entstehen christliche Kirchen, anfangs bei den befestigten Burgen in den Sümpfen, dann auf Hügeln und Felsen. Die kleinen massiven Rotunden mit winzigen Fenstern weichen mit der zunehmenden Anzahl der christlichen Bekenner und mit der wachsenden religiösen Inbrunst der Gläubigen geräumigeren und prachtvolleren Bauten, die Holzburgen festen, eingefriedeten Steingebäuden. Der mächtige, fromme Boleslav II. begründet 973 das Prager Bistum. Klöster werden gestiftet, woraus bedeutende Pflanzstätten der mittelalterlichen lateinischen Kultur hervorwachsen. Die höhere Bildung wird aus der Fremde geholt, aus Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland. Die čechische Sprache übernimmt mit den neuen Begriffen lateinische Ausdrücke. Zu Ende des 11. Jahrhunderts strahlt aber schon die christliche Kultur mit hellerem Licht im geistigen Leben Böhmens, so daß man daselbst auch hervorragende Fortschritte bildender Künste antrifft.

Einen Fortschritt in der čechischen Bildung verkünden die vielversprechenden Anfänge der čechischen Geschichtschreibung. Sie sind in der Sprache der Gelehrten, dem Latein, geschrieben, aber atmen den Geist ihres Volkes. Glänzend beginnt diese Reihe der »Herodot der čechischen Geschichtschreibung«, der Chronist Kosmas (1045—1125). Seine seltene Bildung und seine Erfahrungen machten ihn zum Mitgliede wichtiger Botschaften in die Fremde. Es war gewiß die beste Vorbereitung für die Aufgabe eines Geschichtschreibers. Seine »Chronica Bohemorum« schrieb der in den lateinischen Klassikern belesene,

lebensfrohe, patriotisch gesinnte Kanonikus zu St. Veit in Prag am Abend seines gesegneten Lebens. Wiewohl er seine christliche und hierarchische Voreingenommenheit, namentlich gegen die heidnische Vorzeit, gegen seinen ausgezeichneten Herrscher, den ersten König von Böhmen, Vratislav II., nirgends unterdrücken kann, überholt er durch die hohe Auffassung der Grundsätze und Aufgaben eines Geschichtschreibers alle Zeitgenossen auch fremder Völker und seine Nachfolger in Böhmen auf einige Jahrhunderte hinaus: er unterscheidet zwischen den mythischen Sagen, welche ihm Greise erzählt haben, und zwischen den wirklich historischen Begebenheiten; bei diesen führt er an, was er aus den Quellen geschöpft oder wessen er selbst Augenzeuge gewesen. Dem čechischen Kulturhistoriker und Sprachforscher bietet Kosmas' »Böhmische Chronik« ein kostbares Material. Die sogenannten »Fortsetzer Kosmas'« erweitern jeder ihre ältere Vorlage um einige Jahrzehnte, wissen aber selten von ihrer engeren Wirkungsstätte ihr Augenmerk auf die Geschichte des ganzen Vaterlandes zu richten. Einer von diesen Fortsetzern, der Kanonikus der Prager Kirche Vincentius, gewinnt auch für die reichsdeutsche Geschichte große Bedeutung, indem er manchmal die einzige Quelle für die Begebenheiten in Italien unter dem Kaiser Friedrich I. in den Jahren 1158 bis 1167 ist.

Der čechischen Sprache bleiben lange die alten Pergamene verschlossen. Die Sprachwissenschaft und die Kulturgeschichte sammelt die čechischen Namen auf den alten Münzen und Siegeln, in den Klosternekrologien, in lateinischen Urkunden, in den Gerichtseintragungen, in den Urbar- und Formelbüchern und anderen Quellen. Eine größere Beute liefern čechische Glossen in den lateinischen Codices. Zu den ältesten gehören die Glossen in einer von einem Čechen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts herrührenden Abschnitt des berühmten lateinischen Lexikonwerkes »Mater Verborum«, deren Zahl in neuerer Zeit durch den berüchtigten Falsator V. Hanka vermehrt wurde. Sprachlich geschätzt werden die gewandten Übersetzungen einiger mehr zusammenhängender Sätze in der beliebten Sammlung der Zitate aus den hl. Vätern, »Dem Köcher (Pharetra) des hl. Bonaventura«. Dafür bereiten dem Philologen die holperigen, manchmal unverständlichen Verse des mittelalterlichen Hilfskalenders, des

čechischen »Cisiojanus«, viele Schwierigkeiten. Belangreich sind für den Kulturhistoriker und für den Sprachgelehrten die čechischen Noten in dem Vormerkbüchlein des für die deutsche Geschichte so wichtigen Faktors, des Passauer Dechanten Albertus Bohemus, eines einflußreichen Parteigängers der Päpste und Widersachers des Kaisers Friedrich II. und Konrad IV.

In eine viel ältere Zeit, als sie uns schriftlich erhalten sind, reichen Gebete, Beichtformeln, Übersetzungen von Evangelien. Für die Mitglieder der weiblichen Klöster und für die Laien wurde bald čechischer Wortlaut der Psalmen besorgt. Der älteste von den zehn erhaltenen Psaltern, der glossierte Psalter, rührt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wurde aber nach einer älteren selbständigen Übersetzung in den lateinischen Text eingetragen. Damit hängt die zwischenzeilige Übersetzung, der »Wittenberger Psalter« — seine Handschrift befindet sich in Wittenberg —, ein überaus wichtiges Sprachdenkmal, zusammen, trotzdem er an uns in einer um mehr als hundert Jahre späteren Abschrift gekommen ist.

Für alle Zukunft haben sich von diesen Äußerungen des frühen religiösen Geistes zwei Kirchenlieder »Gott, erbarme dich« (»Hospodine, pomiluj ny«) und das »Sanktwenzelslied» behauptet. Das erstere wurde wegen des altertümlichen Charakters, wegen einiger Ausdrücke, die nur aus der altslawischen Sprache bekannt sind, für einen wertvollen Überrest der altslawischen Kirchengesänge, die der altslawische Biograph der beiden Slawenapostel erwähnt, gehalten. Die neueste Forschung, durch welche jedoch die ältere Anschauung nicht erschüttert ist, versetzt es etwa in die Mitte des 12. Jahrhunderts; auch so wäre es um hundert Jahre älter als das älteste deutsche Kirchenlied «Christ ist erstanden«. Mit dem psalmodischen Parallelismus verbindet sich eine psalmenhaft rezitierende Melodie, welche den einfachen Inhalt — eine Anrufung Gottes um Erbarmen, um Erlösung, um Fruchtbarkeit und Frieden in dem Lande — zum tiefsten Gefühl der Frömmigkeit erhebt. Seiner Altertümlichkeit und historischen Bedeutung wegen gilt das Lied als die heiligste Äußerung des nationalen Geistes. Bei den festlichsten Momenten der werdenden böhmischen Geschichte, im Frieden wie im siegreichen Schlachtenjubel, erklang es, von den Herrschern und Bischöfen wurde es geehrt; man hört es noch heutzutage in den čechischen Kirchen.

Seit dem 14. Jahrhundert teilt die Ehre einer Staatshymne das ihm verwandte, um ein Jahrhundert jüngere »Sanktwenzelslied«, in welchem das Volk seinen fürstlichen Landespatron anruft. Dem Inhalt und der Melodie nach, welche sich an eine uralte Sequenz des St. Gallener Mönches Notker (Balbulus) lehnt, ist dies letztere schon künstlicher. Während »Hospodine, pomiluj ny« über alle Zeiten unberührt bleibt, wird das Sanktwenzelslied« den Stimmungen der späteren Jahrhunderte angepaßt und um neue Strophen erweitert.

Zu den ältesten an uns gekommenen litterarischen Denkmälern gehören das älteste versifizierte geistliche Gedicht, das sogenannte »Ostroverlied« (»Ostrovská píseň«) und die rhetorisch schwungvolle Meditation nach der Kommunion, das sogenannte »Kunhutenlied«, beide noch aus dem 13. Jahrhundert.

Das čechische Gefühlsleben in der ältesten Zeit erscheint uns sehr einseitig: außer dem religiösen Leben ist uns nichts davon bekannt. Am schlimmsten erging es dem weltlichen Lied. Der Geistliche, der fast ausschließlich zu dieser Zeit die Feder führt, zeichnet es nicht auf. Wenn er ihm seine Aufmerksamkeit schenkt, so entrüstet er sich nur darüber. Der heimische Mönch eifert im 12. Jahrhundert gegen die Teufelslieder, die das Volk auf den Gräbern der Verstorbenen singt, verflucht die Wahrsager und Verwünscher, welche mit ihren Zauberliedern heilten, verwirft die Minnelieder als töricht und die Tanzlieder als unsittlich. Der Chronist Vincentius erzählt, wie das čechische Heer während der Rüstungen zum Feldzug mit Friedrich Barbarossa gegen Mailand auch Kriegslieder sang, er unterließ es jedoch, uns ein einziges zu verzeichnen. Lauter verschollene Schätze!

Um das Jahr 1300 entstehen die Anfänge einer wirklichen čechischen Litteratur. Nicht mehr praktische Bedürfnisse, mochten sie noch so erhaben sein, bestimmen die Dichter, sondern ein wahres Bewußtsein des künstlerischen Schaffens. Diese Erstlingsfrüchte zeichnen sich gleich durch eine bedeutende litterarische Lebhaftigkeit und Vollkommenheit aus. Mit Recht setzt man für sie eine jetzt unbekannte Vorbereitungslitteratur voraus. Was auf uns aus dieser Zeit gekommen ist, sind lauter Bruchstücke. Die meisten von diesen Denkmälern hat die moderne Forscherpietät als Blätter oder Streifchen auf Buchdeckeln entdeckt,

andere wurden in fremden Archiven und Bibliotheken in deutschen Städten, sowie in Stockholm, London, Paris, Petersburg, Lemberg und vielen anderen zusammengesucht. Kaum hat ein anderes Volk die Überreste seines Kulturlebens so über die ganze Welt zerstreut wie die Čechen. Die schweren Schicksale der čechischen Geschichte erklären diese Erscheinung: außer den häufigen Unfällen, besonders den Feuersbrünsten, waren es die Hussitenstürme, deren geheiligtem Grimm alte Klöster und Burgen und mit ihnen auch Litteratur- und Kunstdenkmäler zum Opfer fielen, später der Dreißigjährige Krieg, der die čechischen Länder am meisten verwüstete, dann die jesuitische Gegenreformation und die josephinische Aufklärerei, deren Mangel an Sinn für die Geschichte und Kunst manches Kostbare vernichtete. In den letzten Jahrzehnten sind manche neue Entdeckungen in der älteren čechischen Litteratur gemacht worden, auch fernere sind wohl nicht ausgeschlossen, aber im wesentlichen kann das Bild nicht viel abgeändert werden.

Die Hofpoesie der westlichen Völker war kaum in diesen unbekannten Anfängen deutlicher vertreten. Der Anstoß des neuen Kulturstromes war im 13. Jahrhundert so rasch und stark, daß die neu hinzukommenden Elemente mit der alten Aufklärung nicht in eins verflossen, sondern getreu auch mit ihrer fremden Form übernommen wurden. Die deutsche Poesie verbreitet sich auch in den čechischen Kreisen mit deutschem Wort und mit deutschen Vertretern. Die böhmischen Könige, welche immer am liebsten bei den deutschen Fürsten ihre Bräute suchten, sowie der böhmische Adel gebrauchten mit Vorliebe die deutsche Sprache, welche sich ihrer litterarischen und kulturellen Blüte erfreute. Damals entstand die Mode, daß die festen Burgen nicht nur nach deutschen Vorbildern erbaut, sondern auch mit deutschen Namen benannt wurden. Daher rühren auch die vielen deutschen Familiennamen des böhmischen Adels. Durch einen starken Strom der deutschen Hofleute, geistlichen Würdenträger und Kolonisten, welche von den letzten Přemysliden in das Land gerufen wurden, um durch Gründung von neuen Städten die Einkünfte der königlichen Schatzkammer zu vermehren — einige deutsche Kolonien existierten schon in den früheren Jahrhunderten —, wird die Kenntnis der deutschen Sprache verbreitet. Bald dringt die deutsche Sprache auch in die Staats-

verwaltung und in das öffentliche Leben ein. Für die Könige Böhmens entschieden auch politische Gründe; der deutsche Dichter konnte ihren Bestrebungen nach dem Kaiserthron wichtige Dienste erweisen.

So wird der deutsche Minnesänger ein willkommener Gast bei den letzten Přemysliden. Begeistert besingen Reinmar von Zweter, Sigehêr, Friedrich von Sunburg, Tanhûser, Bruder Wernher, Ludwig von Medlitz u. a. die noch nicht erschöpfte »milte« der Könige von Böhmen und ihre feine Bildung. Für Přemysl Otakar II. vollendet der kärntnerische Dichter Ulrich von dem Türlin den »Willehalm« Wolframs von Eschenbach. Aus inniger Hingebung flossen wohl die rührenden Verse eines unbekannten deutschen Sängers, mit denen er den frühzeitigen Tod des »goldenen« und »eisernen« Königs beklagt: »Wâfen iemer mêre! Ez weinet milte und êre Den künic ûz Behem lant.« Und noch mehr als Přemysl Otakar II. tat für die deutsche Poesie sein deutsch erzogener Sohn Wenzel II. Ihm widmete Ulrich von Eschenbach seine auf Veranlassung Přemysl II. begonnene Alexandrëis, auf ihn, »den König eines glückseligen Landes«, wendete derselbe Ulrich seine Bearbeitung einer französischen romantischen Dichtung von Chrétien de Troies, den »Willehalm von Wenden« an, Wenzel II. vermehrt selbst durch seine innig gefühlten drei Minnelieder die Reihe der deutschen Minnesänger. Reinmar von Zweter beklagte sich, daß ihn an dem Hofe Wenzel I. niemand ehre als der König selbst. Aber nach einem Vierteljahrhundert erwachte der Sinn für die Kunst der Minnesänger auch bei dem böhmischen Adel, welcher seine Könige auch in der Unterstützung der deutschen Poesie nachahmte. Der böhmische Edle Borš von Riesenburg unterstützte Ulrich von Eschenbach, ein anderer, Remunt von Lichtenburg, veranlaßte Heinrich von Frîberg, den »Tristan« Gottfrieds von Straßburg zu beenden, derselbe Sänger verherrlichte gegen Ende des 13. Jahrhunderts die ritterlichen Heldentaten des böhmischen Herrn Johann von Michelsburg in einer epischen Dichtung. Über die Fürsorge um die čechische weltliche Dichtkunst erfährt man aber nichts. Sie entsteht erst mit einem größeren Nationalbewußtsein.

Aus der Stimmung des čechischen Milieus, welches an der gleichzeitigen asketischen Neigung der christlichen Massen teil-

nimmt, entsteht um das Jahr 1300 eine Reihe von Legenden, wie »Von den zwölf Aposteln«, »Von der Jungfrau Maria«, »Von der Sendung des hl. Geistes«, »Von Judas«, »Von Pilat«, welche ursprünglich in ein Sammelwerk zusammengefaßt waren. Leider sind sie uns insgesamt nur in Bruchstücken erhalten. Der čechische Verfasser — vielleicht waren deren mehrere — hält sich in der ganzen Auffassung und der Komposition ziemlich treu an seine Vorlagen, wie es für die mittelalterlichen Litteraturen ein allgemeiner Charakterzug ist; diese Stoffe erfreuten sich überdies der religiösen Autorität. Von den uns bekannten Quellen sind es die neutestamentarischen Apokryphe und die 1270 beendete berühmte Legendensammlung des Dominikaners Jacobus de Voragine, »Legenda aurea sive historia lombardica«; den mittelalterlichen čechischen Verfassern standen immer lateinische Quellen näher als deutsche. Der unbekannte Dichter weicht in der Bearbeitung von seinen Vorlagen namentlich darin ab, wo er die fremden Verhältnisse dem čechischen Leser zu entfernt findet, läßt viele Wunder weg, vertieft den Stoff durch sinnreiche Reflexionen, Vergleichungen, Fabeln und ähnliche Mittel. In formaler Hinsicht, in der schwunghaften Diktion, der kernigen Sprache, dem ungezwungenen Vers und im klangreichen Reime bedeuten diese Legenden die größte Vollkommenheit für die altčechische Litteratur. In dem umfangreichsten und schönsten dieser Bruchstücke, in der Legende von Judas, befindet sich eine Anspielung auf das Erlöschen der Přemysliden (1306) als eine frische Begebenheit. Es ist das einzige genauere Datum für die ältesten Denkmäler der čechischen Litteratur. In unbedeutenden Bruchstücken sind auf uns auch die dieser Legendengruppe nächsten Legenden gekommen, die »Legende von dem hl. Alexius«, deren rührende Handlung und Grundidee sie in allen Litteraturen so beliebt gemacht hat, und die »Legende von der Kindheit Jesu«. Die čechische »Legende von dem hl. Alexius« diente als Vorbild für eine spätere polnische Bearbeitung.

Unmittelbar nach diesen ältesten Legenden, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, feiert auch die weltliche Dichtkunst mit der bedeutendsten altčechischen Dichtung, der »Alexandreis«, ihren Einzug in die čechische Litteratur. Die reiche mittelalterliche Tradition über Alexander den Großen drang nach Böhmen in der beliebtesten dichterischen Bearbeitung, dem lateinischen

Epos (1172) des Bischofs Gautier de Châtillon, durch, welches den altheidnischen Helden dem Ideal und der Auffassung des mittelalterlichen Rittertums im Sinne eines durch Erfolge gekrönten Anführers der Kreuzfahrer so bedeutend näher gebracht hatte. In Böhmen reizten die deutschen Dichter, wie Siegehêr, Ulrich von Eschenbach, die kriegerische Ehrbegierde des heldenhaften Königs Přemysl Otakar II. mit dem großen Beispiel Alexanders. Für Ulrich von Eschenbach ließ sein Schirmherr ein Exemplar der Alexandrëis Gualters anschaffen. Obzwar beide Dichter dasselbe Muster benützten, lösten sie ihre Aufgabe jeder anders; die deutsche, 1287 beendete Bearbeitung mag wohl dem čechischen Dichter bekannt geworden sein. Worin sie auseinandergehen, ist wohl nicht nur für die Person der beiden Dichter, sondern auch für die beiden Litteraturen charakteristisch. Ulrichs Alexandrëis trägt alle Merkmale der dekadenten deutschen Hofpoesie an sich, aus dem čechischen Gedicht strahlt die Morgenröte der werdenden čechischen Litteratur: sie geht aus den übernommenen westlichen Ideen und künstlerischer Vorliebe hervor, verrät aber doch ihren eigenen Charakter. Gegenüber der Weitschweifigkeit des deutschen Alexanders erzählt der čechische Dichter die ritterlichen Ereignisse, die ihn fesseln, kurz und nüchtern, beseitigt die mythologische, archaistische und historische Gelehrsamkeit. Bescheiden kennt er keinen dichterischen Ehrgeiz, welcher bei dem deutschen Dichter so hervorsticht. Wiewohl er wie die mittelalterlichen Dichter überhaupt kein Verständnis für die Originalität der Invention besitzt, weicht er von seinem Muster bedeutend ab. Und eben in diesen Abweichungen gibt uns der Dichter seine Seele kund, darin liegt der Wert seiner Dichtung. Alle mittelalterlichen Feudaleinrichtungen des Staates überträgt er auf die altgriechische Zeit; in den Reihen der Krieger des christlich gedachten Alexanders findet man Ritter, Knappen, Grafen, Herzoge, Markgrafen, sogar auch čechische Namen. Der Verfasser, ein Angehöriger des Adelstandes, verleugnet — wie fast das ganze Mittelalter — nirgends seine soziale Voreingenommenheit gegen die Bauern und die Städter; aber man muß seine tiefe Lebensweisheit, seine Staatsklugheit und die reichen Lebenserfahrungen bewundern. Er weiß sie in der Form von Ratschlägen, von zahlreichen Sentenzen, Vergleichungen, treffenden Bildern aus der Natur in seine Erzählung ganz un-

gezwungen einzufügen. Den lateinischen Hexameter ersetzt der čechische Dichter mit dem fließenden, klangvollen, achtsilbigen Vers, macht den Leser weder durch Grobheiten und Unbeholfenheit des poetischen Primitivisten noch durch gesuchte Künstelei der epigonischen Poesie von seinem Werke abwendig. Und so bedeutet die »Alexandrëis« gleich an der Schwelle der čechischen Literatur eine wichtige und glückliche Tat. Leider ist uns davon nicht einmal die Hälfte (gegen 3400 Verse) trotz der sieben Bruchstücke von verschiedenen Handschriften bekannt.

Der čechischen »Alexandrëis« steht der Zeit der Verfassung nach sehr nahe ein Werk, das zwar kein Gedicht ist, aber trotzdem ein sehr bedeutendes litterarisches und namentlich kulturhistorisches Dokument bildet. Es ist die gereimte Chronik des sogenannten »Dalimil«, das erste in der čechischen Sprache geschriebene historische Werk. Ihre Versform erhielt sie nach dem Beispiele der deutschen »Reim- und Kaiserchroniken«. Den Urheber kennt man nicht; der Name »Dalimil« wird mit dieser Reimchronik durch einen Irrtum der geschichtlichen Forschung verbunden; aber er hat sich schon litterarisch eingelebt. Seine Chronik schrieb der unbekannte Verfasser — wahrscheinlich ein armer Adeliger — in den Jahren 1308—1320 als vielerfahrener Greis, welcher noch des Ruhmes und der Macht Přemysl II. und aller Verwirrungen nach seinem und seines Sohnes Tode Zeuge gewesen war. Eine genaue historische Belehrung steht in letzter Reihe dessen, was der heutige Leser in dem »Dalimil« sucht. Auch was der Chronist selbst erlebt hat, trägt die starke Färbung einer leidenschaftlich parteiischen Persönlichkeit an sich.

Anstatt des internationalen Ideals des christlichen Mittelalters, wie es die »Alexandrëis« ausdrückt, will der patriotisch gesinnte Verfasser seinen Landsleuten die geschichtlichen Muster der čechischen Tugenden vor die Augen stellen. Der gelehrte und erfahrene Chronist, der selbst gerne fremde Sagen anführt, eifert gegen die Sucht, nach fremden Erzählungen zu fahnden, mahnt seine Landsleute an die vaterländische Pflicht, die Begebenheiten seines Volkes kennen zu lernen. Gegenüber der Mode- und Neuerungssucht will er auf alten guten Sitten und Bräuchen der Vorfahren beharren: alles, was unlängst aus der Fremde nach Böhmen eingedrungen war, die Tracht und Rüstung der Edlen, ihre Unterhaltungen, vor allem das Turnier und die

Jagd, minniglicher Frauendienst und ähnliche Erscheinungen des ritterlichen Lebens, werden von Dalimil entschieden bekämpft. Der Adel erscheint dem Chronisten als der einzige staatsbildende Faktor; aber er will ihn von seinem Eigennutz, den er die Angehörigen des böhmischen Adels leider zu oft dem gemeinsamen Wohl vorziehen sah, befreien, ihn an seine Pflichten zum Staate und Volke mahnen. Dieses seltene Verständnis für die staatlichen Einrichtungen versäumt der Chronist niemals, mit zahlreichen Sentenzen, Sprichwörtern, Vergleichungen, Fabeln und ähnlichen Mitteln ins hellste Licht zu stellen. Durch die Kenntnis der Vergangenheit soll die Gegenwart gereinigt und die Zukunft gefestigt werden.

Der nationale Gedanke, die Entflammung der Liebe zum Volke und zu der Muttersprache ist die Tendenz der Chronik. Unser Reimchronist wird zum ersten Sprecher einer nationalen Strömung, die sich gegen das eindringende fremde Wesen auflehnt. Mit Leid sah Dalimil mit anderen Patrioten, wie der Hof der letzten Přemysliden sowie der vornehmsten adeligen Geschlechter vom deutschen Element überschwemmt war. Unter Přemysl Ottokar II. errang sich das Bürgertum, das damals überwiegend deutsch war, durch seine Steuerkraft immer neue Rechte und Privilegien und führte manche Adelige in finanzielle, manchmal empfindlich schmähliche Abhängigkeit. Der Widerstreit der beiden Nationalitäten spitzte sich zu, als sich nach dem Tode Přemysl II. die deutschen Städte mit dem verhaßten unersättlichen Landesverwalter Otto von Brandenburg verbanden und später den schwachen verschwenderischen König Heinrich von Kärnten, unter dessen Regierung die Meißner und andere deutsche Söldner so übel hausten wie die Brandenburger Scharen, unterstützten und als seine Gläubiger ihn politisch beeinflußten. Dalimil erlebte noch die ersten Jahre des Königs Johann von Luxemburg (1310—1346), der von deutschen Ratgebern und Hofleuten umgeben war. Damals verfocht der böhmische Adel seine Interessen und Privilegien gegen den Ansturm der Fremde und setzte sich damit auch für die Rechte seines Volkes ein. Die nationalen Gegensätze werden nicht selten durch blutige Kämpfe ausgeglichen. Ähnliche Zustände stellte sich Dalimil in der ganzen böhmischen Vergangenheit vor, in die er seine Voreingenommenheit gegen die Deutschen übertrug. Gegen die

Gefahr einer Fremdherrschaft erhebt bei ihm ihre Stimme schon die Fürstin Libuša. Fast gleichzeitig mit Dalimil tritt mit ähnlicher nationalistischer Heftigkeit gegen den König Přemysl Ottokar II. und die Čechen der Verfasser der steirischen Chronik, Hornek, auf.

Dalimils Reimchronik, welche bei der Beschreibung der gleichzeitigen bewegten Begebenheiten nachgeahmt wurde, war auch bei den späteren Lesern sehr beliebt; die vielen erhaltenen Handschriften legen davon das sprechendste Zeugnis ab. Sie wurde zweimal in die deutsche Sprache übersetzt und teilweise abgeändert, im 14. Jahrhundert in Versform, im 15. Jahrhundert in Prosa. Der deutsche Reimschmied machte daraus sogar »Die tiutsch Kronik von behemlant«. Die im Lande nicht seßhaften Deutschen haßt der deutsche Übersetzer geradeso wie der čechische Chronist; er nennt sie »Fremde«, während die heimischen Deutschen bei ihm »Tutschin« heißen. Man sieht, daß der Nationalismus dieser Zeit nicht so vorwiegend sprachlichen Charakter trug wie der moderne; er beruhte mehr auf den sozialen Gegensätzen zwischen dem Adel und dem Bürgertum und auf der Landeszugehörigkeit.

Altčechischer Geist, alte Sitten und Gebräuche, nach denen sich Dalimils Chronik sehnt, ist uns in einem sehr wichtigen Rechtsdenkmal erhalten, in dem sogenannten »Rosenberger Buche«. Das alte heimische Recht wußte sich des Eindringens fremder Kulturströmungen am hartnäckigsten zu erwehren. Man gewährte den fremden Elementen ihre eigenen Rechte: die deutschen Stadtgerichte in den böhmischen Ländern übten die Gerechtigkeit nach dem »Schwabenspiegel« oder »Sachsenspiegel«, dem Magdeburger oder Nürnberger Rechte, in Mähren namentlich nach dem Brünner Rechte, die Juden richteten nach ihrem jüdischen Rechte. Für die neuen Institutionen, die es in den alten slawischen Einrichtungen nicht gab, wie für den Bergbau, für die um sich greifenden Feudalbräuche u. a. griff man zu den fertigen fremden Rechten. Das »Rosenberger Buch«, ein privates Handbuch des Gewohnheitsrechtes — nach einem unbekannten »Herrn von Rosenberg«, entweder dem Urheber oder bloß Besitzer desselben benannt — rührt aus den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts her, seine Grundlage fällt aber noch in das 13. Jahrhundert. Trotzdem das »Rosenberger Buch« bloß zur Hälfte erhalten ist,

bietet es ein ziemlich klares Bild der altčechischen gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Gesellschaft als solche hat wohl ihre mittelalterlichen Schranken, aber über allen Mitgliedern, selbst über dem Herrscher, steht das Recht. Der Mensch gewinnt seinen Wert erst in der Familie. Die Ehre wird für das höchste Gut des Menschen gehalten, wie schon Dalimil lehrte; die Entehrung ist die schwerste Strafe. Das Bodeneigentum bildet die festeste Grundlage dieser staatlichen Gesellschaft. Den tiefen Sinn für das Recht der alten Vorfahren bewunderten mit Recht die späteren geschulten čechischen humanistischen Rechtsgelehrten. Die scharfsinnige eigenartige Einrichtung der Landtafel wurde z. B. nach dem čechischen Muster in den benachbarten Ländern, in Brandenburg, in Österreich, Steiermark, Kärnten, Ungarn, Galizien nachgeahmt. Vereinzelte Versuche, das alte Gewohnheitsrecht durch geschriebene Gesetze zu ersetzen, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstand des Adels.

Leider bestand diese Heilighaltung des Rechtes mehr in der Theorie als im praktischen Leben. Unter den schwachen, verschwenderischen Nachfolgern der letzten Přemysliden wurde fast jeder von den mächtigen Adeligen und den wohlhabenden Bürgergeschlechtern sein eigener höchster Herr. Sie führten gegeneinander private Fehden um die Macht und die Güter. Die Schwächeren trugen die Last der Steuerpflichtigen, die Städte verfielen. Dennoch überschwemmten das Land unerhörte Neuerungen in Sitten und Lebensweise. Die gleichzeitigen Chronisten, Peter von Zittau († 1339), der berühmte Abt des reichen Königsaaler Klosters, ein Deutscher dem Ursprung nach, nach Kosmas der vortrefflichste unter allen lateinischen Geschichtschreibern Böhmens (Cronica Aulae Regiae), und Franz, Probst von Prag († 1362), der letzte Fortsetzer Kosmas', halten sich mit Entrüstung namentlich über die Änderungen in der Tracht auf, welche von dem Weltadel auch Geistliche annahmen. Man überholte sich im Erfinden neuer Moden; überall herrschte die größte Mannigfaltigkeit, welche die Zerstreutheit der Gemüter widerspiegelte, bemerkt der weise Chronist. Der junge Königssohn Karl IV., der vom französischen Hofe kam, vollendete diesen Zufluß fremder Mode, die von dem kaiserlichen Hofe in Prag umgewandelt wieder die Herrschaft im westlichen Europa gewann. Die Veränderungen im inneren čechischen Leben waren dem

Auge des zeitgenössischen Beobachters nicht so auffallend wie diese äußeren.

Die čechische Litteratur spricht zu diesen Verhältnissen ihr Wort mit. Geistliche und Sittenrichter glauben ihre irregeführten Nächsten von den Gebrechen der Zeit durch Eingreifen in ihr empfindliches religiöses Gewissen abzuwenden. Legenden, Osterspiele und verschiedene Tendenzdichtungen werden in einer großen Menge verfaßt.

Beispiele und Bilder inbrünstiger religiöser Hingebung in verschiedenen Erzählungen von dem Leben und den Leiden der Heiligen wußten den damaligen Leser in ähnlicher Weise zu fesseln, wie den heutigen spannende Romane. Der religiöse Asketismus begeisterte sich an den unsäglichen Martern für den christlichen Glauben in den versifizierten Legenden »von der hl. Katharina«, »der hl. Dorothea«, »der hl. Margarethe«, »dem hl. Georg«, »von den zehntausend Rittern«, die sich alle für den christlichen Glauben willig zu Tode quälen lassen und viele Tausende zu demselben Ideal hinreißen; man entzückte sich an der Überfülle der Wunder, womit die apokryphen Evangelien »die Jugend Christi« gegenüber den kanonischen Evangelien ergänzt hatten, man las mit aufrichtiger Gläubigkeit die mit Wunderdetails der mittelalterlichen Tradition ausgeschmückte »Himmelfahrt Mariens«, vertiefte sich in die Leiden Christi, welche die »Anselmuslegende« in einem Dialog der Jungfrau Maria mit dem Erzbischof von Canterbury, dem hl. Anselmus, ausführte, und andere fromme Meditationen. Ohne dichterische Begabung erzählte ein unbekannter Verfasser weitschweifig das Leben des beliebten heimischen Heiligen, des hl. Prokop († 1053), des ersten Abtes des Sázavaklosters, und brachte darin den Antagonismus zwischen dem slawischen und lateinischen Ritus zum Ausdruck.

Die wertvollste und umfangreichste (über 3500 Verse) von den altčechischen Legenden, die »Legende von der hl. Katharina«, welche in Stockholm entdeckt worden ist, weist charakteristisch die Stimmung und den Geschmack des 14. Jahrhunderts auf. Die schöne, gelehrte Jungfrau gefällt sich in weitschweifigen dogmatischen Erläuterungen, womit sie ihre heidnischen philosophischen Widersacher besiegt wie mittelalterliche Magister. Der Verfasser weiß ebensowenig wie sein Zeitalter eine strenge

Grenze zwischen der ganz weltlichen Liebe und der religiösen Hingebung der hl. Katharina zu ziehen. Die Jungfrau entflammt zu Christus in einer glühenden Liebe, weil sie den Zaubertrank der Isolde getrunken hat und im Traume ihrem Tristan-Christus verlobt wurde. Die mittelalterliche Atmosphäre spürt man, wenn die verschiedene Färbung des wundgemarterten jungfräulichen Körpers im Sinne der Liebessymbolik erläutert wird, wenn aus dem Nacken der geköpften Jungfrau statt des Blutes zum Zeichen der unbefleckten Unschuld Milch, aus ihrem Grabe heilendes Öl quillt. Denselben Geist atmet auch das legendarische »Leben der hl. Dorothea«, das in der čechischen Litteratur in einer Legende (der Lemberger) und in einem künstlichen Liede mit dreigliedriger Strophe und später in mehreren geistlichen Liedern bearbeitet wurde. In der čechischen Volkspoesie wurde das Leiden der hl. Dorothea auch dramatisiert.

Eine eigenartige Gestaltung, soweit sie das Mittelalter zuließ, erfahren in Böhmen die westlichen Oster- und Passionsspiele, welche ihre Entstehung wohl demselben St. Gallener Kloster zu verdanken haben wie die Reform und Blüte des liturgischen Sanges. Sie nehmen in der Entwicklung der mittelalterlichen Spiele eine wichtige Stelle ein. In Prag kommt zu Ende des 13. Jahrhunderts die eigentümliche Erscheinung vor, daß in den Rollen der drei Marien die Schwestern des ältesten weiblichen St.-Georg-Klosters, dessen Vorgesetzte nicht selten aus dem königlichen Herrscherhause abstammten, auftreten, und nicht, wie anderswo, Priester. Auch in der Ausstattung der Stücke sind die Osterspiele in Böhmen ziemlich selbständig. Wie bei den Deutschen, dringt in diese Spiele seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts die nationale Sprache und mit ihr das weltliche Element immer mehr ein. Čechisch wird die aufgeführte Handlung verdolmetscht, später kommen auch die Lieder, welche durch ihre zeremonielle Weihe vor der Nationalisierung lange geschützt waren, an die Reihe: sie ziehen als geistliche Lieder allmählich in die Kirche ein. Als die beliebten Osterspiele um sich griffen und die Geistlichen nicht mehr imstande waren, die Aufführung selbst zu besorgen, verschwand ihr religiöser Charakter immer mehr, aber dagegen erstarkte das dramatische Element in ihnen.

Die mitspielenden fahrenden Schüler, welche sich die Gunst

der Volksmassen erwerben wollten, wußten in dieselben nebst ihrem gröblichen Humor und Satire auch die Gesinnung und die Sitten ihrer Zeit einzuführen. In einem der ältesten čechischen litterarischen Denkmäler, dem »Quacksalber«, mit dessen zwei Bearbeitungen uns zwei verschiedene Bruchstücke bekannt machen, zeichnet uns der Verfasser in einer groben Parodie dieses marktschreierischen mittelalterlichen Geschäfts plastisch ein Gassenbild, wie sich die Zuhörer mit unflätigen Witzen des Quacksalbers und mit dem ungeschlachten Zank seiner Gehilfen unterhalten. Das čechische Fragment weist ähnliche Stellen auf wie drei deutsche Spiele, ist aber älter. Die neuere Forschung verfolgt die Anfänge des Spieles nach Frankreich, woher wohl auch mit dem Gefolge des Königs Johann — an seinem Hofe weilte seit 1316 der berühmte französische Komponist und Dichter Guillaume Machaut — der Stoff nach Böhmen gekommen sein mag.

Von anderen Osterspielen sei das »Spiel der drei Marien« wegen seiner Verwandtschaft mit ähnlichen lateinisch-deutschen Spielen erwähnt; es wurde einigemal bearbeitet. Von den späteren Osterspielen ragt das zwischen 1360—1380 verfaßte Spiel »Über die Auferstehung Christi und seine Verherrlichung« vor ähnlichen, nach einer üblichen Schablone ausgearbeiteten fremden Spielen an Originalität der Komposition, durch seinen höheren ästhetischen Wert und durch die Charakteristik der Personen hervor. Dem čechischen Verfasser fehlte es auch nicht an Humor und Satire, die er namentlich in der Grabszene und den Höllenszenen, bei der Darstellung der Sünden der Handwerker bewährte. Dies satirische Element ist es hauptsächlich, was uns die dramatischen Oster- und Passionsspiele zu wichtigeren Litteraturdenkmälern macht. Auf die Existenz anderer Spiele bei den Čechen kann man bloß aus unbedeutenden Bruchstücken und älteren Erwähnungen schließen.

Die Zahl der čechischen dramatischen Spiele (gegen zehn) ist gegenüber der großen Anzahl bei anderen Völkern, hauptsächlich bei den Deutschen, nicht groß. Sie wurden, als ihre Verweltlichung immer zunahm, von der strengen Reformationsbewegung unterdrückt. Ihre Wiederbelebung in der späteren Zeit blieb hinter der Entwicklung dieser Dichtungsgattung in anderen Litteraturen weit zurück. Musikalisch durch ihre kunst-

volle Form übertreffen die mehr lyrischen čechischen »Plancten oder Klagen der hl. Jungfrau Maria« die Osterspiele. Sie unterlagen demselben Prozeß der Nationalisierung wie die Mysterien.

Charakteristisch spiegelt sich das gleichzeitige Leben in den verschiedenen Schöpfungen der Tendenzpoesie. Sie entstehen auch unter den Einwirkungen von fremden Litteraturen, namentlich der lateinischen, sie tragen den europäischen Charakter der moralistischen Prediger: sie strafen mit der Satire, belehren mit der Allegorie, wollen die Menschen mit Fabeln, Vergleichungen und Beispielen aus dem Leben bessern. Und eben diese vielen Lebensbegebenheiten zeichnen unwillkürlich den kulturhistorischen Hintergrund ihrer Zeit. Sie enthüllen uns namentlich das Alltagsleben, welches man im Mittelalter nur selten künstlerisch auszunützen wußte. An ihrer reichen Zahl kann man den Geschmack der alten Čechen messen, aber sie verkünden auch die Sehnsucht nach der Besserung des sittlichen und religiösen Lebens.

Ein umfassendes Bild des gleichzeitigen Lebens aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bietet uns eine umfangreiche (gegen 1200 Verse) satirische Erklärung der »Zehn Gebote Gottes«. Das kaleidoskopische Bild der Sünden, womit man gegen die einzelnen Gebote verstieß, schöpfte der unbekannte Dichter aus dem ausgiebigen Quell für die mittelalterlichen Prediger, den um das Jahr 1300 wohl in England enstandenen »Gesta Romanorum« — in Böhmen war diese Sammlung von Erzählungen und Anekdoten verbreitet und gegen Ende des 14. Jahrhunderts auch čechisch bearbeitet —, öfters aber griff er in das wirkliche Leben. Der religions- und sittenstrenge Verfasser verschonte keinen Stand; hie und da klingen seine Anklagen gegen die Hochgestellten, gegen den üppig werdenden geistlichen Stand, namentlich die Mönche, wie eine Ankündigung der künftigen Reformbewegung. Der Dichter kannte auch die Fehler vieler Handwerker. Diesen widmete er noch seine besondere Aufmerksamkeit. In den kurzen »Satiren über die Handwerker« stellte er ebenso drastisch als rücksichtslos und grob in fließenden Versen die Sünden, Schwächen, Kniffe und Betrügereien von sieben Gewerbsleuten (dem Schuster, dem Schöppen, dem Schmiede, dem Bräuer, dem Barbier, dem Metzger und dem Bäcker) auf den Pranger. In einigen anderen Produkten dieser

Art verschwindet die Satire und die Handlung in der augenfälligen religiösen Tendenz.

Um das Jahr 1330 wurde čechisch der »Streit der Seele mit dem Leibe«, verhältnismäßig selbständig und glücklich in lebhafter Darstellung und klangvollen Versen bearbeitet. Der čechische Dichter milderte gegenüber seiner lateinischen Vorlage und ähnlichen Dichtungen der westlichen Litteraturen mit einem feineren Gefühl und menschlicherer Auffassung den schroffen Dualismus der christlichen Anthropologie zwischen der unsterblichen Seele und dem sündhaften Körper, den alle Nachahmungen der »Visio Philiberti« beibehielten. Unabhängig von diesem Gedicht wählten später noch zwei andere Dichter denselben Vorwurf zu ihrer Bearbeitung. Ziemlich selbständig und gewandt bearbeitete ein unbekannter Verfasser — wohl ein Vagant — aus einer lateinischen Vorlage den beliebten mittelalterlichen Gegenstand, den »Streit des Wassers mit dem Weine«. Die mittelalterliche kosmologische und andere Gelehrsamkeit der geschmacklosen Allegorie, den »Anticlaudianus« Alans von Rysell, hat ein čechischer unbekannter Reimschmied — ungefähr hundert Jahre nach der deutschen Bearbeitung Heinrichs von Neuenstadt — zur völligen Ungenießbarkeit erweitert.

Die alten Čechen liebten wie andere Völker im Mittelalter die Fabel. Schon die ältesten čechischen Dichter, die Legendisten, der Dichter der Alexandreïs, Dalimil, beleuchteten damit gerne verschiedene Lebensverhältnisse. Ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der deutschen Bearbeitung Ulrich Boners im »Edelstein« erscheint im čechischen Vers der »Esop«, eine Sammlung von äsopischen Fabeln nach der bekannten lateinischen Bearbeitung des Anonymus (des Engländers Walther). Der unbekannte Verfasser schickte den Fabeln einen allegorischen Kampf zwischen den Tugenden und den Lastern voraus. Seine nationale Gesinnung bewährte er durch seinen Widerwillen gegen die Deutschen, in denen er die Bedrücker der čechischen Bevölkerung sah. Später wuchs noch bei den Čechen die Vorliebe für die Fabel.

Unter der Regierung Karls IV. (1346—1378) ging der Prozeß der ausgleichenden politischen Kultur schneller vor sich. Der König führte die Ordnung in seinen Ländern ein, hob hoch den Wohlstand und die Kultur und legte damit eine festere Grund-

lage für die weitere Entwicklung der heimischen Litteratur. Für diese brachte er aber nicht so große Anregungen wie z. B. für die bildenden Künste. Für die Poesie zeigte er kein höheres Verständnis. Seine Residenzstadt Prag trachtete er durch Glanz und Bedeutung der Hauptstadt von Frankreich, wo er seine Jugend verlebt hatte, ähnlich zu machen. Nach dem Vorbilde des prachtvollen Sitzes der französischen Könige ließ er die verödete königliche Burg auf dem Hradschin umbauen, dabei einen neuen großartigen Dom im entwickelten gotischen Stil anlegen. Den Umfang seiner Residenzstadt erweiterte er um die Neustadt, erbaute zahlreiche neue Kirchen und Klöster. Die Stadtteile verband er durch die berühmte steinerne Brücke, ein Wunder der damaligen Welt. Für fremde Fürsten und hohe geistliche Würdenträger, mit denen er sich gern umgab, baute er kostbare Paläste. Aus der Fremde wurden ruhmbedeckte Künstler gerufen, damit sie ihm seine kühnen Pläne ausführten. Avignons bedeutungsvolle künstlerische Sendung brachte nirgends so schöne Früchte wie in Böhmen. Namentlich erglänzte sie in der beliebten Burg Karls IV., Karlstein, welche von Wäldern und Hügeln umgeben wie eine Verwirklichung der mittelalterlichen dichterischen Träume dasteht.

Wie in der bildenden Kunst hatte Karl IV. auch in den Kulturinstitutionen die strahlenden Vorbilder in Frankreich vor Augen. Seine Erbländer machte er durch die Erhöhung des Prager Bistums zum Erzbistum unabhängig. Im Jahre 1348 gründete er die Prager Universität, die erste in Mitteleuropa, damit sein Volk nicht die Brosamen von fremden Tischen zu sammeln brauchte, wie es in seiner Bulle heißt, und zog damit Tausende von Studenten in seine Residenzstadt. Sein reeller Geist neigte den Wissenschaften zu. Das Recht, in dem er bedeutende Werke, wie die »Maiestas Carolina« und den »Ordo iudicii terrae« verfassen ließ, und die Geschichtschreibung erfreuten sich seiner besonderen Pflege. Auf seine Anregung und mit seiner freigebigen Unterstützung versuchten der italienische viel gereiste Minorit Joh. Marignola und der heimische Abt Neplach mit wenig Erfolg Karls beliebte Idee, die Geschichte Böhmens im Rahmen der Weltgeschichte, zu verwirklichen. Besser gedieh die beschränktere Aufgabe einer heimischen Chronik dem Schulmeister Přibík Pulkava

von Radenín († 1380), der sich der direkten Teilnahme Karls an seinem Werke rühmen konnte. Der König stellte ihm nicht nur verschiedene Quellen — darunter eine jetzt unbekannte Chronik von Brandenburg —, wichtige Urkunden aus dem Staatsarchiv, sondern auch seine lateinische Legende vom hl. Wenzel zur Verfügung. Ähnlich wurde Karls vortreffliche Autobiographie der lateinischen Chronik des Kanonikus an der Prager Domkirche Beneš Krabice von Weitmile († 1375), der sich besser in der Baukunst als in der Schilderung der Begebenheiten der letzten hundert Jahre auskannte, einverleibt. Seine Autobiographie sowie die letzte Bearbeitung der Chronik Pulkavas ließ Karl höchstwahrscheinlich von Pulkava selbst in die čechische Sprache frei übersetzen. Pulkavas Chronik wurde auch in die deutsche Sprache zweimal übertragen.

Durch die Gründung der Prager Universität erweiterte sich der wissenschaftliche Gesichtskreis der Čechen. Die Bibliotheken einiger čechischer Gelehrten, Klöster und Kollegien zeichnen sich durch einen seltenen Reichtum an Büchern — oft der fortschrittlichsten Richtung des damaligen Denkens — aus. In der Kunst, in den Wissenschaften und Staatsverfassungen erreichen die italienisch-französischen Einflüsse auf das čechische Volk ihren Gipfel. Am deutlichsten kann man diese Entwicklung an den vielen lateinisch-čechischen Wörterbüchern messen, welche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Hilfsmittel des lateinischen Unterrichtes entstanden. Sie tragen die damals geläufigen Titel, wie Bohemarius, Nomenclator, Vocabularius, Dictionarius, Mammotrekt, Sequentionarius und andere. Eines, das »Preßburger Wörterbuch«, umfaßt schon über 8000 čechische Ausdrücke, ein anderes sogar 12000. An der Vorlage des »Reigerner Wörterbuches« arbeiteten die vornehmsten Gelehrten ihrer Zeit: der Erzbischof Ernst von Pardubice, der Olmützer Bischof Johann von Vlašim, der Magister und gewesene Rektor der Pariser Universität, Albertus Ranconis ab Ericinio, der Chronist Neplach u. a. Diese schnelle Entwicklung der Wissenschaft zwang die Fachmänner, neue Wortbildungen zu schaffen; man übernahm aber auch schon einige deutsche Ausdrücke. An dem Hofe Karls keimen auch die ersten Anfänge des Humanismus.

Höchstwahrscheinlich sind der beispiellosen Frömmigkeit des Kaisers Karl IV. einige Schriften religiösen Inhalts zuzu-

schreiben. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde die Hauptquelle der versifizierten Legenden, die »Legenda aurea« des Jacobus de Voragine, in čechisches Gewand gekleidet. Dieses »Passional« gehört wegen seines ausgezeichneten Prosastiles, wegen seiner musterhaften Sprache und genauen Orthographie zu den wichtigsten Denkmälern der čechischen Sprache. Scharfsinnig wußte der čechische Bearbeiter die lateinische Quelle dem čechischen Leser anzupassen, indem er unbekannte fremde Heilige durch heimische ersetzte und viele von den geschmacklos gehäuften Wundern ausließ. Karl IV. gab den Anstoß zu dem »Leben Jesu Christi«, einer freien čechischen Bearbeitung der »Meditationes vitae Christi« vom hl. Bonaventura; sie zeichnet sich durch ähnliche sprachliche und stilistische Vorzüge wie das »Passional« aus. Um die Hälfte des 14. Jahrhunderts entstand eine versifizierte, gegen das Ende desselben Jahrhunderts eine prosaische Bearbeitung der beliebten lateinischen Klosterlektüre, der »Lebensbeschreibungen der hl. Väter«, ein Sammelbuch über die orientalischen, namentlich ägyptischen Einsiedler, besonders als Sprachdenkmal bedeutend.

Diese religiöse, größtenteils asketische Litteratur kann mit der damaligen Stimmung und den Bestrebungen des frommen Kaisers in Einklang gebracht werden. Keine Stadt der Welt konnte sich wohl einer so großen Menge heiliger Reliquien, welche der Kaiser mit allen Mitteln erwarb, rühmen wie Prag. Der sonst so kritische Herrscher ließ sich in der Regel die Echtheit der erworbenen Heiligtümer, wie der Blutstropfen Christi, der Windeln des Jesukindleins, der Milch der hl. Jungfrau, unzähliger Köpfe, Hände von Heiligen, autoritativ bestätigen. Die vornehmste Juwelierkunst der Welt verfertigte für diese kostbaren Schätze ihrer würdige Schränke. Der Papst bewilligte gern zur Verehrung dieser Reliquien besondere Festtage und Ablässe und neue Feiertage für das Land. Prag wurde von unübersehbaren Scharen heimischer und fremder Pilger überschwemmt, wie die Čechen wieder die entlegensten Pilgerstädte, wie Aachen, Rom, Jerusalem u. a., fleißig aufsuchten. Diese Umstände entzündeten wohl das fromme Gemüt der schlichten Gläubigen, förderten die religiöse Litteratur, aber erweckten bald auch den Widerstand der denkenden Reformatoren gegen die leere Pracht des kirchlichen Lebens.

Der alte Kampf um die Regierung zwischen den Päpsten und den weltlichen Herrschern und die immer mehr überhandnehmende wissenschaftliche Bekämpfung der Theokratie ließ den treuesten Sohn der Kirche, Kaiser Karl IV., unberührt. Unter ihm erreichte die äußere Macht des geistlichen Standes in Böhmen, dem »christlichsten Lande«, wie man es gern lobte, ihren Höhepunkt. Vor der Reformbewegung gab es in Prag 76 Kirchen oder Kapellen, 24 Klöster, gegen 1200 Geistliche, so daß daselbst wohl auf nicht einmal 100 Einwohner ein Geistlicher entfiel. Dieser mächtige Stand stützte sich auf ungeheuere Güter und Einkünfte und unantastbare Privilegien. So wurde Prag zum Mittelpunkte eines kirchlichen Lebens, dessen Pracht und Macht wohl sonst nirgends überholt wurde. Aber nirgends waren wohl auch die damals schon laut werdenden Klagen über die Sittenverderbnis des geistlichen Standes so berechtigt wie in der Residenzstadt des »Pfaffenkaisers«. Die Berichte der Visitationen des Archidiakonus von den Jahren 1378 und 1380 haben den Nachkommen ein unglaublich düsteres Bild grober Nachlässigkeit in der Kirchenverwaltung, schamloser Simonie, tiefen sittlichen Verfalles der Geistlichen hinterlassen. Die päpstlichen Höfe gingen freilich mit ihrem Beispiele voran. Den Geistlichen folgten dann willig die Weltlichen. So wurde Prag, welches Karl IV. als die Residenzstadt des deutschen Kaisers zu einer der ersten europäischen Städte emporgehoben hatte, zu einem sittenlosen Babylon.

Mit Besorgnis sah der Kaiser und der musterhafte Erzbischof Ernst von Pardubice diese Gefahr, und beide suchten einen Weg zur Besserung. Von Wien wurde ein berühmter Prediger, der Augustinianer Konrad von Waldhûs, 1358 nach Prag berufen. Seine Predigerkunst, sein reiner religiöser Eifer erzielten unter den reichen Prager Bürgern, unter den Studenten, für die er seine Predigten zu einer weit verbreiteten lateinischen »Postilla« gesammelt hatte, wahre Wunder. Das Werk wurde auch ins Čechische übersetzt. Aber bei den Geistlichen erfreute sich seine Wirksamkeit keines Verständnisses. Die Bettelmönche, deren Sünden er rücksichtslos enthüllte und denen er sowohl Zuhörer als auch die Gunst der freigebigen Unterstützer abwendig machte, fingen an, ihn durch Anklagen und Verleumdungen zu verfolgen. Glänzend wußte er sich mündlich

und schriftlich dieser Anschwärzungen zu erwehren; aber bald (1369) starb er.

In seinen letzten fünf Jahren bekam Waldhauser in dem Mähren Jan Milíč aus Kremsier einen erfolgreichen Gehilfen. Milíč wirkte auf die breiteren Prager Volksschichten ein, weil er zu ihnen in ihrer Muttersprache redete. Er predigte jeden Tag, an Sonn- und Feiertagen zwei- bis viermal. Seine Zuhörer wuchsen zu unübersehbaren Scharen, auf die sowohl seine feurigen Worte als auch sein aufopferndes, asketisches Leben — er hatte ein hohes Amt niedergelegt — einen tiefen Eindruck machten. Um auch den Prager Deutschen predigen zu können, lernte er Deutsch. Den Studierenden hielt er lateinische Predigten, die fleißig abgeschrieben wurden und die Milíč in zwei Postillen gesammelt hat. Viele von seinen Zuhörern, auch Hunderte von feilen Dirnen, für die er ein Heim gegründet hat, wurden zu einem gottgefälligen Leben bewogen. Ebenso stiftete er für die Studenten eine Anstalt. Wie Waldhauser entging auch Milíč den Verfolgungen der Geistlichen nicht. In dem Kaiser und Erzbischof, namentlich aber in der größten fortschrittlichen theologischen Autorität des damaligen Böhmens, dem Absolventen der Oxforder und Pariser Universität, wo er 1355 zum Rektor gewählt worden war, dem Prager Scholastikus Vojtěch Raňkův (Adalbertus Ranconis ab Ericinio), fand er jedoch mächtige Beschützer. In Milíčs Glauben an die baldige Ankunft des Antichrist sieht man den mystischen Zug seiner Zeit. Durch seine sittlich-religiöse Richtung, die eine nähere Verbindung mit Gott anstrebte, stand er viel näher dem deutschen Mystiker Johannes Tauler als der mystischen, christlich pantheistischen Spekulation des stärkeren Denkers, Meisters Eckhart. Bei dem Papste wiederholt der Ketzerei angeklagt — er empfahl den Laien oft, auch täglich, die Kommunion —, begab sich Milíč nach Avignon, wo er 1374 starb. Nach seinem Tode brach sein Werk in Prag zusammen; der Papst Gregor XI. ließ sich für die Ansicht seiner Unrechtgläubigkeit gewinnen. Die Geistlichen in Prag, zu deren unsittlichem Leben seine apostolische Lebensweise so kontrastierte, trachteten selbst seinen Namen vergessen zu machen.

Milíč verbreitete seine Reformbestrebungen durch das mächtigste Mittel der damaligen Zeit, das lebendige Wort,

welches von der Kanzel aus die öffentliche Meinung bildete. Litterarisch hat den Geist jener charakteristischen čechischen grübelnden Spekulation und einer ernsthaften religiösen und sittlichen Wiedergeburt für die ferne Zukunft der Edelmann aus Südböhmen, Tomáš (Thomas) von Štítné, kurz Štítný (1331 bis 1401), erhalten. Er verweilte oft in Prag, wo er an der artistischen Fakultät studiert hatte. Miličs, seines »geistigen Vaters«, »Feuerworten«, denen er mit verständnisinnigen Vorsätzen zugehört hatte, schrieb er auch das Entstehen seiner Bücher zu. Durch den Geist und das Ziel ihrer Bestrebungen standen einander die beiden Männer sehr nahe: sie trachteten ihr Leben mit ihrem Gewissen, mit den Gesetzen Gottes in Einklang zu bringen. Doch griff Štítný in seinem Denken tiefer, litterarisch schlug er einen neuen Weg ein.

Die Fürsorge für das geistige Leben seiner Kinder, denen die Mutter bald gestorben war, gab ihm die äußere Anregung zur Verfassung seiner Schriften. Aber bald empfand er ein mächtiges inneres Bedürfnis, Bücher zu schreiben, wodurch er sich selbst vervollkommnete, wie er gesteht. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens waren dieser Tätigkeit gewidmet. In seiner Muttersprache bearbeitete er frei lateinische religiös erbauliche Schriften des hl. Augustin, des hl. Bonaventura (»Der Stachel des Gewissens« u. a.), des Hugo a St. Victore (»Von der Vorbereitung des Herzens«, »Von dem Schiffe Noahs«), Richards a St. Victore (»Von dem Zustande des inneren Menschen«), des hl. Bernard, Gregorius, des Augsburger David des Barfüßlers u. a. Obzwar Štítný in seinen philosophischen Anschauungen ein Eklektiker war, wuchs doch an diesen Autoritäten, an der gleichzeitigen Stimmung, die der Verfall der Kirche und des sittlichen Lebens hervorrief, an Milíč seine Neigung zum Mystizismus immer mehr. Die Richtung tritt besonders in der Bearbeitung »Der Visionen der hl. Brigitta« hervor. Štítný hatte einige Versuche — namentlich die Bearbeitung der umfangreichen Sammlung von Traktaten von Albertus Magnus, »Das Paradies der Seele« (um 1350) —, auch philosophisch-religiöse Fragen in čechischer Sprache zu behandeln, vorgefunden.

Er lebte in demselben Gedankenkreise, den er in den lateinischen religiös erbaulichen und philosophischen Schriften seiner und der früheren Zeiten kennen gelernt hatte. Er entlehnte von ihnen

größtenteils auch die Themata und die Schemata, wenn er in seinen selbständig verfaßten Aufsätzen seine Gedanken, z. B. »Über die sieben Sakramente«, »Über die sieben Gaben des hl. Geistes«, »Über die acht Glückseligkeiten«, »Über die zwölf Ratschläge«, »Über die Tugenden«, »Über die Kardinaltugenden«, »Über die Versuchung des Teufels«, »Über die Sünden«, »Über die drei Stände des Jenseits« (d. h. die Hölle, das Fegefeuer, den Himmel) u. a., aufzeichnet. Aber nicht selten wußte sich Štítný von der herkömmlichen scholastischen und mystischen Konstruktion der mittelalterlichen Traktate freizumachen und seine tiefe Lebensweisheit an allgemein menschlichen, mehr reellen Gegenständen zu bewähren, wie in den Aufsätzen »Von den drei Ständen, dem Jungfrauen-, dem Ehe- und dem Witwenstand«, oder in der köstlichen Abhandlung »Von dem Hausherrn, der Hausfrau und dem Gesinde«. Alle diese und ähnliche Traktate faßte Štítný in Sammelbücher zusammen. Der älteste (aus dem Jahre 1376) uns erhaltene Kodex sind die »Sechs Büchlein über allgemeine christliche Dinge«. Sowohl die aus dem Lateinischen bearbeiteten als die originellen Traktate in diesem Sammelbuche vervollkommnete er bei jeder Abschrift und ergänzte sie mit neuen Aufsätzen, so daß die letzte Umarbeitung dieses Kodexes, welcher dann den veränderten Titel »Bücher der christlichen Lehre« führt, schon fünfzehn »Büchlein« oder Traktate enthält.

Aber Štítný wagte sich daran, in seiner Muttersprache »geheimere Sachen«, metaphysische Probleme der christlichen Philosophie, die Fragen, was Gott ist, wie man ihn erkennen kann, über seine Eigenschaften, über die Einigkeit Gottes, über die Fleischwerdung des Gottessohnes, über die Engel, über das Verhältnis des Menschen zu Gott und ähnliche Fragen, auszudrücken. Darüber schrieb er in seinen »Vertraulichen Gesprächen« (»Řeči besední«, entstanden in den siebziger Jahren, neu bearbeitet 1385). Die philosophische Grundanschauung, nicht selten auch einzelne Gedanken, übernahm Štítný aus der mittelalterlichen Philosophie. Der Glaube bildete für ihn die Grundlage aller Erkenntnis; durch das Philosophieren wollte er die offenbarte Religion erläutern. Von den Philosophen lernte er die Form und die Methode der Erläuterungen: er liebte genaue Einteilungen, durch logische Vorgänge erschöpfte er die Frage, höhere religiöse Begriffe und Vorstellungen übertrug er auf die

Verhältnisse der Natur und des reellen Lebens, er benutzte die christliche Symbolik u. ä. Die schwierigsten Probleme wußte er dem schlichten Leser plastisch zu veranschaulichen. Die Vergleichung, und zwar in der Regel eine erschöpfende, tief greifende poetische Vergleichung, das poetische Bild sind das wirksamste Mittel der Erläuterungen und des Stiles Štítnýs. Das Problem, daß auch ein Teil der Oblate den ganzen Körper Gottes enthalte, erläutert er durch den Vergleich mit dem Spiegel: man sieht in demselben sein ganzes Antlitz, wenn er ganz ist, aber auch in jedem Stückchen, wenn er zerschlagen ist. Und so öfters. Ein anderes Mal bezeichnet Štítný den Gegenstand durch einen passenden Spruch, ein Sprichwort. Immer tritt jeder Gedanke klar vor die Seele des Lesers. Überall bewundert man den Meister seiner Sprache. In den kleineren Traktaten ist sein Vorgang mehr philosophisch, in den »Vertraulichen Gesprächen« wählte er einen fließenden Dialog, indem er die Fragen seiner Kinder über verschiedene Glaubensartikel beantwortete. In seinen umfangreichen »Sonn- und Feiertagsreden«, die er nach der Art der lateinischen Postillen 1392 beendet hatte, schrieb er mehr im Rednerstil. Die seltene stilistische Gewandtheit Štítnýs fließt ungezwungen aus der Natur des behandelten Gegenstandes.

Diese litterarische Tätigkeit Štítnýs stieß auf den Widerstand der Magister der Prager Hochschule. Man warf ihm vor, daß er als Laie über Gegenstände schreibe, über welche nur ein Meister der freien Künste schreiben dürfe. Diese Vorwürfe wies er ebenso geistreich und entschieden zurück wie die Rüge, daß er über gelehrte Sachen čechisch schreibe und dadurch die Wissenschaft profaniere. Gegen diese Angriffe fand Štítný wie Milíč in dem vortrefflichen Scholastikus Vojtěch Raňkův, der nur lateinisch schrieb, aber alle Reformbestrebungen förderte, einen mächtigen Schutz. Zu ihm nahm Štítný hingebungsvoll in gelehrten Zweifeln Zuflucht.

Trotz seiner Autoritätsverehrung ist Štítný für das ganze Mittelalter eine seltene, erhabene Erscheinung. Er ist menschlicher und christlicher als alle seine Vorgänger und Zeitgenossen. An der gesellschaftlichen Weltordnung wagt er nicht zu rütteln, seine individuelle Meinung unterordnet er willig der höheren Autorität, und doch ist er durch viele Gedanken ein Sohn der neueren Zeit. Er spricht den Grundsatz aus, daß die Gemeinde

nicht für die Herren, sondern die Herren für die Gemeinde da sind, daß sie also auch ihre Pflichten zu dem Leibeigenen haben, in ihm niemals die menschliche Würde vergessen sollen. »Ist das Gut des Herrn, ist der Leibeigene Gottes,« sagt er. Die sittliche Verantwortung vor dem eigenen Gewissen und vor Gott stellt Štítný als ein hohes Gebot auf.

In seiner Lebenspraxis wurde Štítný durch die Folgen des Mystizismus bestimmt: die ausschließliche Berücksichtigung des Jenseits schlug in ihm das tatkräftige Bestreben nach der Hebung des materiellen Lebens tot. Immer mehr lebte er in frommer Entlegenheit von der Welt. Asketisch war er aber durchaus nicht. Nüchterne Mäßigkeit galt ihm nicht nur im Genießen der Güter, sondern auch in der Frömmigkeit, in dem Fasten. Bei der Richtung der schriftstellerischen Tätigkeit Štítnýs ist es begreiflich, daß er ein reichliches Material für die Kulturgeschichte seiner Zeit hinterlassen hat.

Štítnýs Schriften wurden in seiner Zeit und im nächsten Jahrhundert fleißig gelesen. Von seinen Schriften sind sieben Sammelbücher bekannt — auf andere verloren gegangene sieben Codices läßt sich schließen. Aber dann wurde er vergessen. Die fachwissenschaftliche Forschung, namentlich des 19. Jahrhunderts, gab ihn der čechischen Litteratur wieder. Geschichtschreiber, Kultur- und Litterarhistoriker, Philologen und Philosophen erläuterten das Leben und die Tätigkeit Štítnýs. Man findet in ihm keinen grundlegenden slavischen Philosophen, wie man früher annahm, sondern einen klassischen Schöpfer der čechischen Prosa. Mit Štítný bekommt die bisherige fast anonyme čechische Litteratur ihren ersten bedeutenden Namen. Eine deutsche Abhandlung (»Studien über Ritter Thomas von Štítné«, 1856) rührt von J. Wenzig her.

Die Gesinnung und Stimmung eines Milíč, Štítný beherrschte noch nicht alle Gemüter. Der Verfall der Zeit trieb nur den kleineren Teil des Volkes zu den Predigten der züchtigenden Redner, zu den ängstigenden Vorstellungen über die Ankunft des Antichrist, zu frommen Grübeleien und zum selbstverleugnenden Leben als Vorbereitung für das Jenseits: der größere Teil ließ dergleichen ernsthafte Sorgen fahren, ergötzte sich weiter an den alten Abenteuern, phantastischen Begebenheiten, ritterlicher Minne und anderen weltlichen Unterhaltungen. Zunehmende Einflüsse

der deutschen Kultur auf das čechische Leben sind jetzt auch in der čechischen Litteratur mehr sichtbar.

Unter Karl IV., der die čechische Sprache, seine Muttersprache, sonst schätzte und ihre Kenntnis auch in der »Goldenen Bulle« den deutschen Kurfürsten empfahl, waren in Böhmen die Verhältnisse für die deutsche Sprache so günstig wie früher. In der kaiserlichen und königlichen Kanzlei der böhmischen Luxemburger wurde, wie bekannt, die Grundlage zu der neuhochdeutschen Schriftsprache gelegt. Die deutsche Sprache blieb in den Städten und namentlich in Prag die Amtssprache, als schon die Einwohnerschaft in ihrer Mehrzahl čechisch war. Noch lange unter Wenzel IV. wurden Ratschlüsse, Zunftartikel, Verträge, wenn sie auch von entschiedenen Čechen herrührten, lateinisch oder deutsch, selten čechisch eingetragen. Erst die hussitische Bewegung verursachte im öffentlichen Leben eine Umwälzung zugunsten der čechischen Sprache.

Infolge dieses Aufblühens der deutschen Sprache in Böhmen wurden auch die deutschen weltlichen Stoffe zahlreicher in der čechischen Litteratur bearbeitet. Man griff nicht zu den stärksten älteren Produkten der deutschen Nationalpoesie, sondern man wählte die näheren Schöpfungen der im Verfall begriffenen Litteratur: die beiden »Rosengarten«, »Herzog Ernst« und ähnliche Dichtungen, deren Helden auch schon früher den Čechen bekannt waren. Während von dem »Großen Rosengarten« nur geringe unbedeutende Überbleibsel auf uns gekommen sind, ist die von der deutschen bedeutend abweichende čechische Bearbeitung des »Kleinen Rosengartens oder Laurins« vollständig erhalten. Treuer hielt sich an seine deutsche Vorlage, den »Herzog Ernst«, ein ebenfalls unbekannter čechischer Dichter, welcher nicht müde wurde, über heldenmütige Kämpfe und phantastische Abenteuer fast in 6000 fließenden Versen zu erzählen. Während diese Dichtungen einen beschränkten Leserkreis fanden, drangen tief in das čechische Volk — wie auch z. B. in das dänische und schwedische — von den deutschen Sagen die Erzählungen von »Štilfríd und Brunevík«, welche sich später durch Volksbücher, genannt »Chroniken«, verbreiteten. In der čechischen, ganz selbständig komponierten Bearbeitung spiegelt sich eine ganze Gruppe von germanischen Sagen, und zwar »Heinrich der Löwe« (nach dem Gedicht Wyssenheres), »Reinfried von Braun-

schweig« und »Herzog Ernst« ab. Der geänderte Geschmack der Zeit erzählte prosaisch die ältere versifizierte Erzählung des ersten Teiles, der Sage von Stillfried, und verband sie gegen 1400 mit dem »Bruncvík« zu einer phantastischen böhmischen Wappensage — mit heldenhaften Taten werden da neue Landeswappen errungen. Die Erzählung bekam eine patriotische Färbung. Aus der čechischen Bearbeitung ging wahrscheinlich im 16. Jahrhundert diese Erzählung zu den Russen und Magyaren über, ja sie kehrte aus der čechischen Bearbeitung zu den Deutschen, wenigstens in der Volksüberlieferung der böhmisch-mährischen und österreichischen Deutschen, zurück.

Durch die deutsche Vermittlung gerieten in die čechische Litteratur auch einige beliebte Stoffe der Artussage. Die längste altčechische Dichtung (fast 9000 Verse), der typische mittelalterliche Roman der unglücklichen Liebe »Tristram und Isolda«, wiederholt nach drei deutschen Dichtern, Eilhard von Oberge — und zwar nach einem sehr alten, in der deutschen Litteratur nicht erhaltenen Texte —, Gottfried von Straßburg und dem in Böhmen dichtenden Heinrich von Freiberg, die abgeschmacktesten Abenteuer, ohne daraus ein wirklich dichterisches Werk zu schaffen. Ähnlich gelang es einem gleichfalls unbekannten Dichter nicht, dem Verwandten »Tristrams«, »Tandariuš und Floribella«, eine wärmere Aufnahme zu gewinnen, trotzdem er das gleichnamige langweilige, von Minnen, Kämpfen, Turnieren und Abenteuern strotzende romantische Gedicht des österreichischen Dichters Pleier auf ein Zehntel abgekürzt hatte.

Der Einfluß der deutschen Poesie machte sich auch in der čechischen weltlichen Lyrik geltend, aber die bedeutende Musikbegabung des čechischen Volkes bewährte sich schon in der alten Zeit und erreichte bald unter den Einflüssen der lateinischen geistlichen Lieder, des liturgischen Gesanges, der Instrumentalmusik, des deutschen künstlichen Liedes, der Vagantenpoesie und des Volksliedes eine hervorragende Selbständigkeit und Vollkommenheit. Die weltliche Lyrik hielt mit der Entwicklung der übrigen Poesie gleichen Schritt und blühte ziemlich spät, im 14. Jahrhundert, auf; ihrer nahm sich die Gunst der Höfe und der Mächtigen nicht an, wie bei den westlichen Völkern. Der čechischen Litteratur schenkte die Vagantenpoesie neben den makaronischen Liedern über die studentische sorgenlose Not,

über die bacchantischen Genüsse, die sinnliche Liebe, über die heillosen Zustände in der Kirche und andere beliebte Motive, auch Leiche, eine in der altčechischen Litteratur seltene Form, wie das exotisch schmachtende »Závišlied«. Sein Verfasser Záviš war ein Student, später Magister und Professor der Prager Universität, ein ausgezeichneter Komponist. Das einfachere künstliche Lied nahm die westeuropäische dreiteilige Strophe an. Diese Form wurde dann das bezeichnendste Gebilde der čechischen Lyrik: das reich entwickelte geistliche Lied behielt sie in dem Reformationszeitalter fast ausschließlich, das weltliche Lied hat sie in einigen Fällen bis auf den heutigen Tag bewahrt. In das Volk drang sie durch die Vermittlung der armen čechischen Schüler, welche wieder erfrischende Elemente der Volkspoesie übernahmen. Das eigentliche Volkslied fand auch in dieser Zeit bei den Gebildeten kein Verständnis. An den lebhaften Volkston erinnert das ausdrucksvolle epische »Lied von dem Sternberger«, welches uns in seinem düsteren Inhalt den grausamen Klassenhaß zwischen den Adeligen und den Bürgern plastisch vorführt. Die čechischen historischen Lieder sind nicht so mannigfaltig wie die deutschen. Die čechischen waren den großen Ereignissen und Taten des čechischen Volkes nicht gewachsen.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts trat bei den Čechen wie bei anderen Völkern eine Veränderung des litterarischen Geschmackes ein. Die alten epischen Gedichte nahmen einen anderen Geist und eine andere Form an; sie demokratisierten sich mehr. Die ritterliche Epik warf die künstliche Versform ab. Nicht selten wurden die älteren versifizierten Vorlagen in die schlichtere ungezwungene Prosa übertragen. In dieser Bearbeitung gingen sie dann in die Volksbücher über; die Volksmärchen entlehnten von ihnen manches Motiv. Der lebhaften griechischen und orientalischen Phantasie fiel dabei der Hauptanteil zu. Diesem Prozeß unterlagen geistliche wie weltliche Stoffe.

In den Erzählungen geistlichen Inhalts wurde der schroffe Asketismus der älteren Legenden gemildert. Ein menschlicherer und religiös duldsamerer Geist wehte aus der beliebten Erzählung »Barlaam und Josaphat«, welche die Erhebung des Menschen durch das selbstverleugnende Einsiedlerleben verherrlichte. Die čechische Litteratur bemächtigte sich des dankbaren Stoffes nicht

so bald wie die deutsche in der Bearbeitung Rudolfs von Ems. Der čechische »Barlaam« entstand in schönem prosaischem Gewande gleichzeitig mit der prosaischen deutschen Bearbeitung. Noch im 16. Jahrhundert wurde er öfters gedruckt. Von den alttestamentarischen Vorwürfen fesselten außer dem »Leben Adams und Evas« die rührenden erbaulichen Schicksale Josefs von Ägypten. In anmutiger Prosa erzählte man mit mittelalterlicher erotischer Färbung von »Asseneth«, der Tochter Putifars und der Gemahlin Josefs, und von dem »Leben Josefs von Ägypten«, in dem die biblische Begebenheit durch apokryphe Zusätze erweitert ist. Die beiden gern gelesenen mittelalterlichen Höllenromane »Solfernus« uud »Belial« kleideten die biblische und phantastische apokryphe Überlieferung in die Form des kanonischen Gerichtsverfahrens. Auch die legendenhaften Novellen, wie die »Legende von der Entstehung und von den Schichsalen des Kreuzholzes«, das »Evangelium Nikodems« und die »Erzählung von Veronika« lasen unsere Vorfahren in ihrer Muttersprache.

In den weltlichen Dichtungen wendete man die Aufmerksamkeit am liebsten den Gegenden der antiken Bildung zu. Es waren Vorboten des erwachenden Humanismus; aber ihr Geist steckte noch im Mittelalter. So bekam die čechische Litteratur aus einer lateinischen Quelle in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den an rührenden und spannenden Begebenheiten und Abenteuern reichen »Roman von Apollonius, dem König von Tyrus«, in gewandter selbständiger prosaischer Bearbeitung. Aus dem Čechischen übernahmen es die Polen und Russen. Das čechische Volk las diesen Roman eifrig noch nach 400 Jahren. An den Taten und Schicksalen Alexanders des Großen ergötzten sich die čechischen Leser an der Wende des Jahrhunderts in dem phantastischen, märchenhaften Roman des sogenannten Pseudokallisthenes. Er wurde öfter abgeschrieben und später auch gedruckt. Noch mehr als dieser »Roman über Alexander den Großen« war die »Trojanische Chronik« verbreitet, die čechisch nach der lateinischen Quelle des Quido de Columna frei, in anmutiger Sprache bearbeitet wurde. Später (1411) wurde die lateinische Vorlage zum zweiten Male plump wortgetreu übersetzt. Die »Trojanische Chronik« erschien 1468 als das erste gedruckte čechische Buch.

Auf dem böhmischen Boden war die weitschweifige allegorische, von prahlerischer Gelehrsamkeit strotzende Erzählung, das »Gespräch zwischen dem Kläger und dem Unglück« oder der »Weber« (»Tkadleček«) entstanden. Seine Klagen über das Unglück, daß ihm seine Geliebte untreu geworden war, hat der unbekannte, sonst gewandt erzählende Verfasser der deutschen heimischen Erzählung »Ackermann aus Beheim« entlehnt.

Wie sich der Leser in den belletristischen Erzählungen gerne in die entlegensten Länder und Völker versetzte, so fesselten auch seine Neugierde historische, ethnographische und geographische Beschreibungen von fremden Völkern. Der Beamte der königlichen Kanzlei Wenzels IV., Vavřinec (Laurentius) von Březová (1370 bis um 1436), eine in der hussitischen Bewegung bedeutende Persönlichkeit, schrieb aus verschiedenen Quellen seine »Weltchronik« und übersetzte aus dem Deutschen die größtenteils phantastischen »Reisen des sogenannten Mandeville«. Durch dieses lügenhafte, wertlose Werk, das sich einer übermäßigen Beliebtheit erfreute, wurde bei den Zeitgenossen das berühmteste und wertvollste Denkmal der mittelalterlichen Reisebeschreibungen, die gleich Kolumbus eine neue weite Welt — die Mittel-, Süd- und Ostasiens — entdeckende Schrift, die »Million« Marko Polos aus Venedig, in den Schatten gestellt.

Gegenüber diesen Büchern, in denen der čechische Leser die Verhältnisse seiner Heimat aus dem Auge verlor, war der einflußreiche čechische Magnat Smil Flaška von Pardubice, ein Brudersohn des ersten Erzbischofs von Prag, bestrebt, die Aufmerksamkeit seiner gebildeten Landsleute auf die brennendsten Fragen des Vaterlandes zu lenken. Den litterarischen Ruf Flaškas hat sein »Neuer Rat« (1394) begründet. Dieses versifizierte Werk behandelt ein ähnliches Motiv wie die deutschen »Vogelsprachen«. Die aus besondern heimischen Verhältnissen entstandene, durch die starke Individualität des Dichters charakteristische Dichtung findet in den anderen Litteraturen nicht ihresgleichen. Der junge König Löwe, lautet die Fabel der Dichtung, ruft bei seinem Regierungsantritt alle vierfüßigen Tiere und durch den Adler alle Vögel zusammen, damit sie ihm für seine zukünftige Regierung ihre Ratschläge erteilen. Dieser äußere Rahmen drückt die Reichsverfassung der Sanktwenzelskrone deutlich aus: unter dem Adler ist der Markgraf von

Mähren, der im Vasallenverhältnis zum böhmischen Könige stand, zu verstehen. Abwechselnd bringen die Tiere, immer ein Vierfüßler nach einem Vogel, ihre Ratschläge in langen, durchdachten Reden vor, die den durch die mittelalterlichen Physiologen den Tieren zugedachten Eigenschaften entsprechen.

Das Ideal eines vollkommenen Herrschers und Staates, wie es Smil vorschwebte, leuchtet aus der ganzen Dichtung und seiner Tendenz klar hervor. Das Interesse für das Staatsganze, obzwar es nicht so entschieden wie bei Dalimil hervortritt, verliert Smil Flaška nie aus den Augen. Gegen die Verwaltung des Landes, gegen die Ausübung der Gerechtigkeit, gegen die Verteilung der Ämter bringt der Angehörige des Herrenstandes, den der König Wenzel gerne übersah, manches satirische Wort vor. Die gegen die Fremden voreingenommene Gesinnung verrät auch Smil. Das religiöse Leben steht in dem Werke des frommen Herrn im Vordergrunde. Es geht nicht so tief in das Innere wie bei Štítný, aber trotzdem strahlt auch bei Smil das Streben nach dem Ideal eines sittlich und menschlich vervollkommneten Christen, für welches seine Zeit kämpfte, deutlich hervor. Auf die allgemein menschliche Moral bezieht sich die tiefe Lebensweisheit in dem »Neuen Rat«. Der Dichter vertraut sie am liebsten den zahlreichen, kurzen, gnomischen Sentenzen, zu denen das Mittelalter von dem moralischen und philosophischen Gesetzbuche, »Katons moralischen Distichen« — in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gab es eine čechische gereimte Übersetzung derselben — angeleitet wurde. Aus diesem inneren Grunde wurde Smil Flaška die erste Sammlung altčechischer Sprichwörter (239), eine im Mittelalter gewiß seltene Tat, zugeschrieben. Aus Gründen der inneren Kritik schloß man auch auf die Autorschaft Smils bei dem »Rat eines Vaters seinem Sohne«, einer im Geiste des deutschen »Winsbeke« verfaßten Dichtung.

Leider steht das Leben des Dichters mit den in seinem Hauptwerke ausgesprochenen Ideen nicht im Einklang. Ein Jahr nach der Abfassung des »Neuen Rates«, welcher von Gehorsam und Treue zum König erfüllt ist, trat er der mächtigen »Herrenunität« bei, die in Verbindung mit fremden Fürsten feindlich gegen ihren König auftrat und ihm den Einfluß auf die Landesverwaltung und viele persönliche Vorteile abzwang. Smil wurde mit dem Amte des Oberstlandschreibers bekleidet. Während

einer neu ausgebrochenen Feindschaft der »Herrenunität« gegen König Wenzel IV. fiel er in einer Schlacht 1403. Der »Neue Rat« wurde von den Čechen sehr geschätzt. Der Humanist und Bischof von Olmütz, Joh. Dubravius, bearbeitete ihn lateinisch unter dem Titel »Theriobulia sive de regiis praeceptis« (1520 gedruckt in Nürnberg, 1526 in Herborn die vierte Auflage) als Vademekum für den jungen König Ludwig. In diesem lateinischen Gewand kam der »Neue Rat« in die weite Welt. In der neueren Zeit wurde er von J. Wenzig auch in die deutsche Sprache übersetzt.

Smil Flaška schrieb man früher unrichtig die durch eine für das Mittelalter seltene Originalität, durch reichen kulturhistorischen Inhalt und bedeutenden dichterischen Wert hervorragende Satire »Der Roßwart und der Schüler« zu. Der Verfasser holte den Stoff aus dem Durchschnittsleben. Ein herrschaftlicher Stallknecht und ein armer Schüler kommen im Wirtshaus zusammen, erheben ein an Selbstironie, Humor und Witz reiches Wortscharmützel um den Vorrang ihres Standes. Endlich soll der Streit mit der Faust entschieden werden; da verläßt der Dichter den Schauplatz. Schwere Lebenskümmernisse, maßlose Hoffnungen in die Zukunft, die zwei eigenartigen Gestalten des Reitknechts und des Schülers zeichnet hier ein unbekannter Vagant, der die Schattenseiten des studentischen Lebens selbst erlebt haben muß, mit genauer Detailmalerei. Die Satire ist im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts verfaßt worden. In der neueren Zeit wurde sie auch ins Deutsche übertragen (von J. Wenzig, 1855).

Der čechische Edelmann Ondřej (Andreas) von Dubá legte seine reichen Erfahrungen in der »Erläuterung des Rechtes des Landes Böhmen« nieder in der edlen Absicht, »damit das ehrwürdige Gedächtnis der böhmischen Rechte mit mir, einem alten Menschen, nicht verschwinde«. Der vortreffliche greise Edelmann ist aus Leibeskräften bemüht, gegen das Eindringen neuer Anschauungen über die alten Einrichtungen zu wachen, das allgemeine Wohl seines Vaterlandes durch die Erhaltung der alten Ordnung und Gerechtigkeit zu fördern. Sein Werk schrieb er um das Jahr 1400; später ergänzte er es noch. Hochbetagt starb er 1413, nachdem er 1361—1395 in dem wichtigen Amte des Oberstlandrichters tätig war.

Bis ungefähr zu Ende des 14. Jahrhunderts spiegelt die čechische Litteratur den Charakter der čechischen Kultur in sich ab: in der christlichen Auffassung der Welt und des Menschen, in den Staats- und Gesellschaftseinrichtungen, im ganzen öffentlichen und privaten Leben waltete das Bestreben vor, sich dem kulturreiferen Westen anzupassen. Der Abstand zwischen der jungen čechischen Litteratur und den älteren westlichen Litteraturen wurde immer schmäler. Unter Karl IV. stand sie in mancher Rücksicht auf der modernsten Grundlage. Die unermüdlichen, zielbewußten Bestrebungen dieses Herrschers um die kulturelle Hebung seines Volkes trugen jetzt die schönsten Früchte, von denen auch andere Völker genossen. Die Meister der böhmischen Schule waren an den großartigen Bauten der weiten Umgebung, an den Kathedralen in Wien, Regensburg, Straßburg und anderswo, unter den führenden Künstlern beteiligt. Aus den italienischen und französischen Elementen entstanden die Grundlagen der ruhmreichen čechischen Illuminationskunst, welche in den nächsten Jahrhunderten ihre Blüte erreichten. Die reichen adeligen Familien ließen sich namentlich ihre čechischen Bibeln prachtvoll ausschmücken. Mit dem Aufschwung der čechischen Sprache wuchs auch die Kulturmission der čechischen Litteratur bei den Polen, bei den Ungarn. Bedeutenden Änderungen unterlag mit der Kulturentwicklung auch die čechische Sprache. Sie litt an ihrer Eigenart, an ihrem Reichtum der Formen, der syntaktischen Wendungen und urwüchsigen Phrasen Abbruch, aber sie gewann an Fähigkeit, die lateinische Kultursprache zu ersetzen.

Durch die große Reformbewegung, im Kampfe für die Freiheit des Denkens und der Überzeugung übernahm das čechische Volk die Führung in den Kulturbestrebungen. Es vergalt damit seinen Lehrern, was es an den Wohltaten der Kultur in der früheren Zeit empfangen hatte. Mit Jan Hus beginnt ein neuer Zeitabschnitt — die mittlere Zeit der čechischen Litteratur.

Zweites Kapitel.

Die Reformbewegung. Jan Hus. Der Hussitismus. Petr Chelčický.

Die čechische Reformbewegung, die sich in der allgemeinen Geschichte einen so wichtigen Platz errungen hat, ist durch starke Anregungen und Einflüsse mit dem europäischen Westen verbunden. Die wissenschaftliche Ideenentwicklung auf den Universitäten zu Paris, Oxford, eines Johannes von Paris, Michael von Cesena, Marsilio von Padua, Wilhelm Occam, Peter d'Ailli, Johannes Wiclif und anderer, der Streit des französischen Königs Philipp des Schönen, Kaiser Ludwigs von Bayern mit den Päpsten, die das weltliche Papsttum bekämpfenden Religionssekten der Katharer, Begharden, Waldenser und einiger Mönchsorden ging ihr voraus. Aber dem čechischen Volke gebührt das Verdienst, daß es zum ersten Male gegen die bis zu jener Zeit nicht überwundene Autorität der Kirche für das neue Ideal des Menschen, eines religiös, menschlich und sozial freieren Menschen, siegreich gekämpft hat. Die religiöse Anschauung, Gesinnung und Gefühlsweise bleibt für den ganzen weiteren Zeitabschnitt die eigenste Grundlage der čechischen litterarischen Arbeit. Andere Kulturströmungen, wie z. B. der Humanismus, stärkten nur und erweiterten diesen Ideengehalt.

Im Laufe von zwei Jahrzehnten, während welcher in Böhmen das Bestreben nach der sittlichen Hebung der christlichen Gesellschaft lebendig war, gewann sie philosophisch an Tiefe. Gegenüber den älteren Vertretern, einem Waldhauser, Milíč, Štítný, welche in ihrer orthodoxen Frömmigkeit die Autorität der historischen Kirche über alles ehrten, standen jetzt an der Spitze des geistigen Lebens in Böhmen Männer, welche diese

Kirche im Sinne einer Gesamtheit der Kardinäle und Geistlichen mit dem Papste als ihrem Haupte bestritten und eine neue edlere Auffassung der Kirche zu verbreiten suchten. Den Ausgangspunkt der neuen Lehren bilden die Gedanken zweier vortrefflicher Geister des 14. Jahrhunderts, des heimischen Meisters Matěj (Matthäus) von Janov und des berühmteren Engländers Joh. Wiclif. Ihre Lehren bilden die Ideengrundlage der späteren hussitischen Bewegung.

Der Landedelmannssohn aus Südböhmen Matěj von Janov (um 1350—1393) unterlag in Prag dem Einfluß des aufopfernden christlichen Eifers Miličs, und während seiner Studien auf der Pariser Universität (1373—1381), von wo er sich den Titel des Pariser Meisters gebracht hatte, erhielt er starke Anregungen zur Kritik des Papsttums und der kirchlichen Einrichtungen, das tiefe Verständnis für die Bibel, die mystische Sehnsucht nach der Verbindung mit Gott. In seiner Heimat bearbeitete er diese Gedanken zu einer selbständigen kühnen Anschauung. Sein epochales Werk, »Regulae Veteris et Novi Testamenti« (1388—1392), ein Sammelwerk von lateinischen Traktaten, welches erst in der neuesten Zeit im Druck erscheint, verurteilt viel nachdrücklicher und kühner als seine Vorgänger die Sittenverderbnis der christlichen Welt. Die Kardinalidee der »Regeln des Alten und des Neuen Testamentes« ist, das echte Christentum zu bestimmen, dasselbe von dem Christentum des Antichrist abzusondern. Janov verlangt reine christliche Liebe und echten Glauben, verwirft den übertriebenen religiösen Formalismus, den äußeren Prunk der kirchlichen Zeremonien und Feste, den Kirchengesang, den maßlosen Kult der heiligen Reliquien, Bilder und Bildsäulen, Wallfahrten, Fasten, die gewinnsüchtige Wundermacherei, die er als Symbol des Antichristentums bezeichnet. Jeder Galgen scheint ihm nützlicher zu sein als Bilder oder Bildsäulen in der Kirche, mögen sie noch so hohe Ehren genießen. Die Forderung der häufigen Kommunion, der Ausdruck einer gleichzeitigen mystischen Sehnsucht nach der inneren Verbindung des Menschen mit Gott ist in die religiöse Praxis der späteren Hussiten übergegangen, geradeso wie die von ihm verlangte Abschaffung des entarteten Mönchswesens zu der Verwüstung der Klöster in der hussitischen Bewegung führte. Gegenüber der scholastischen philosophischen und ju-

ristischen Gelehrsamkeit, wodurch nur politische Absichten der Päpste gestärkt werden, betont er das Studium der Bibel; dadurch soll die Kirche zu ihren schlichten, durch menschliche Erfindungen nicht verdorbenen Anfängen zurückkehren. Janov ist um die Hebung des gemeinen Mannes bemüht. Auf dem durch die häufige Kommunion, durch die Bibel gestärkten Laien will er die Reformation des christlichen Lebens aufbauen, nicht auf der Reform im Kopfe, wie andere Denker und Sittenprediger verlangten. Die verwandten Lehren Wiclifs blieben ihm unbekannt. Leider fehlte dem tiefen Denker die moralische Konsequenz seiner Lehren, sich der schrecklichen Autorität, die er bestritt, entgegenzustellen. Er wurde zum Widerrufe seiner Lehren gezwungen. Zwei čechische Bücher, die er nach einem Bericht den erzbischöflichen Vikaren vorgelegt haben soll, sind uns jetzt unbekannt.

Die Reformbewegung ließ sich aber nicht mehr durch die Strenge der Kirchenbehörden hemmen. Die Zahl hervorragender Schriftgelehrten, čechischer und fremder, die als unerschrockene Prediger auftraten, wuchs mit jedem Jahr. Die eifrigsten Prediger, die die Wiedergeburt des christlichen Lebens anstrebten, scharten sich 1391 um die berühmte Betlehemkapelle, wo zwei čechische Prediger angestellt waren. Die Reformstimmung bemächtigte sich auch der Prager Laien, darunter auch vieler Frauen. Die antiklerikale Gesinnung Wenzels IV. und seines Hofes stärkte das unerschrockene Auftreten der Reformatoren. So wurden allmählich die religiösen und sittlichen Reformbestrebungen zur Forderung des ganzen čechischen Volkes. In diese mehr mystische Sehnsucht und Stimmung warf einen hellen Strahl der kräftige Verstand des Engländers Joh. Wiclif.

Es waren gewiß tiefere Gründe als der häufige äußere Verkehr der Čechen mit England — namentlich wurde die Oxforder Universität von čechischen Studenten gern aufgesucht —, daß gerade in Böhmen die Ideen Wiclifs so rasch aufkeimten. Sie entsprachen gänzlich dem für die wahre grübelnde Religiosität entzückten čechischen Geiste. Seit 1380 verbreiteten sich in Böhmen in Abschriften der čechischen Studenten die Schriften Wiclifs, zunächst die philosophischen, nach zwanzig Jahren auch die theologischen. Auch Wiclif eiferte wie die böhmischen

Reformatoren gegen die Verderbnis der Geistlichen, namentlich der unwürdigen Päpste und Prälaten. Auch er wollte den äußeren zeremoniellen Prunk der Kirche, den übertriebenen Kult der Heiligen beseitigt haben; auch er hob die hl. Schrift und die Gebete als den eigentlichen Quell des christlichen Lebens. Er stellte das Predigen der Worte Gottes als die Hauptaufgabe des Geistlichen hin. Die čechische Reformbewegung bekam eine der stärksten Anregungen von Wiclif in seiner Lehre über die Kirche und in der Verneinung der Transsubstantiation. Die Lehren Wiclifs hat der Čeche Jan Hus (im Deutschen geschrieben auch Huß; er lebte um 1369—1415) in der ganzen Welt berühmt gemacht.

Seit 1400, wann Hus (geboren in Husinec unweit von Prachatice in Südböhmen) zum Priester geweiht worden war, wurde er von dem Strom der heimischen Reformbewegung ergriffen und gab die früheren Ideale eines armen, darbenden Studenten, das bequeme Leben eines über alle Stände erhobenen Geistlichen und eine hohe Karriere, auf. An der Prager Universität wurde er zum Magister der freien Künste (1396), dann zum Bakkalaureus der Theologie ernannt; Magister der Theologie ist er nicht geworden. Die Universität ehrte ihn 1402 mit der Würde des Rektors. Infolge seines Predigerrufes wurde er in demselben Jahre zum ersten Prediger der Betlehemkapelle ernannt. Von da an vermochte die Kapelle nur selten die fromme Hörerschaft zu fassen. Seit 1398 bezwangen die Schriften Wiclifs immer mehr seinen meditativen Sinn. Er stand in dem aufgeregten Streite um die Lehren Wiclifs an der Prager Universität 1403 unter den Führern der čechischen fortschrittlich realistischen Reformpartei gegenüber den konservativen deutschen Meistern — größtenteils Nominalisten —, deren reich dotierte Sinekuren sie zwangen, ihren Schutz bei der Hierarchie zu suchen. Die Universität entschied auch durch ihre Mehrheit nach dem Wunsch des Kapitels. Immer schroffere nationale Gegensätze und Interessen traten an den Tag. Hus erreichte an der Ideengewalt nicht sein Vorbild, Joh. Wiclif, aber er übertraf ihn an Kraft der Überzeugung, an tiefer Konsequenz des religiösen und sittlichen Bestrebens, an inniger Entzückung für sein Ideal, an Festigkeit des Charakters, an der Kühnheit, sich gegen die Macht der schrecklichen Autorität zu stellen. An

diesen Eigenschaften gebrach es eben der wissenschaftlichen europäischen Reformbewegung.

Der Predigereifer Husens, mit dem er das evangelische Christentum anstrebte, veranlaßte die Masse der Geistlichen und Mönche, deren Sünden er öffentlich geißelte, seine Tätigkeit zu unterbinden, wie vor dreißig Jahren die Waldhausers und Milič's. Es galt, ihm den Schutz des Erzbischofs zu entziehen, der ihn in seinen Rat gezogen, mit den wichtigen Synodalpredigten betraut hatte, auf sein und seiner Freunde Gutachten die Wallfahrten zu dem zu Wilsnack in Brandenburg entdeckten Blut Christi — Hus stellte dieses Wunder in seinem Traktat »De sanguine Christi« als einen Betrug der Priester hin — untersagt hatte. Die seit 1405 sich mehrenden päpstlichen Bullen gegen die Lehren Wiclifs boten dazu einen willkommenen Anlaß. Gegen die Angriffe der Gegner verteidigte sich Hus, der sich auch der geschätzten Autorität Wiclifs gegenüber in mancher Hinsicht seine Selbständigkeit zu bewahren wußte, in zwei lateinischen Traktaten, »De corpore Christi« — er hielt treu an der orthodoxen Lehre der Kirche über die Transsubstantiation — und »De arguendo clero«. Die Geistlichkeit erhob gegen Hus 1408 und 1409 ihre Anklageartikel, durch die sein gutes Verhältnis zum Erzbischof in den schroffsten Gegensatz umschlug. In den darauffolgenden Kämpfen lernte Hus — wie hundert Jahre später Luther — die Stütze der breiten, durch den wahren Glauben und Bildung gehobenen Volksschichten gegen die Übermacht der päpstlichen Weltherrschaft schätzen. Auch in König Wenzel IV. fand die Reformpartei einen Beschirmer. Der Prager Erzbischof und mit ihm die offizielle Mehrheit der Prager Universität, größtenteils Deutsche, stellten sich in der Frage der päpstlichen Neutralität an die Seite des Gegenkaisers Ruprecht von der Pfalz, während die čechische Minderheit mit ihrem König hielt. Diese Tatsache hatte das Kuttenberger Dekret (1409) zur Folge. Dadurch änderte sich das bisherige Verhältnis an der Prager Universität: das böhmische Volk — darunter auch die in den böhmischen Ländern wohnenden Deutschen — bekam drei Stimmen und damit auch alle Vorteile, die fremden Völker eine Stimme. Die kosmopolitische Prager Universität wurde zur Hochschule der böhmischen Länder. Das war die Konsequenz der politischen und nationalen Entwicklung. Die Weltuniversalität,

die führende Idee der Kirche, mußte den nationalen Individualitäten weichen. Einen ähnlichen Prozeß hatte die Wiener Universität schon 1384 erfahren, wo die zwei selbständig gewesenen Nationen Böhmen und Ungarn — zu einer verbunden, dafür aber die zwei deutschen um eine dritte vermehrt wurden. Dieser Entwicklung gemäß waren in Mitteleuropa, namentlich in Deutschland, unterdessen mehrere Hochschulen entstanden (in Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Ofen, Krakau). Die deutschen Professoren und Studenten bewiesen einen beispiellosen nationalen Trotz und Zucht: den 16. Mai 1409 wanderten sie aus Prag aus und veranlaßten die Gründung der Leipziger Universität. Von der čechisierten Universität wurde Hus zu ihrem ersten Rektor gewählt.

Im Einklang mit seinen Bestrebungen hob Hus ungemein den Gebrauch des Kirchengesanges in der Muttersprache. In den Kirchen wußte der lateinische liturgische Gesang lange seine privilegierte Stellung zu behaupten. Vor der hussitischen Bewegung drangen nur vier čechische Lieder in die Kirchen ein. Eins von ihnen, »Bóh všemohúcí« (»Gott der allmächtige«), sangen in čechischer Sprache auch die Prager Deutschen. Im grellen Gegensatz zu Janov und namentlich zu Wiclif, welche den Kirchengesang verwarfen, begriff Hus als feinfühlender, künstlerischer Geist, welch ein wirkungsvolles Mittel zur Hebung der frommen Inbrunst, der innigsten Teilnahme der Laien an dem Gottesdienste das Singen von Kirchenliedern, die vielfach das Gebet ersetzen, in der Muttersprache ist. Hus verfaßte (zwei bis vier) geistliche Lieder selbst; so auch einige von seinen Freunden, namentlich Hieronymus von Prag, Jakúbek von Mies. Die durch diese Neuigkeit überraschte Hierarchie verbot sie auf der Prager Synode von 1408 und noch entschiedener auf dem Konstanzer Konzil. Aber die weitere Entwicklung ließ sich nicht mehr hemmen. Die römische Kirche fügte sich später dieser von ihr früher verurteilten Änderung der Liturgie und führte auf dem Tridenter Konzil den Kirchengesang in den Nationalsprachen — wie manches von den Reformbestrebungen Husens — ein.

Mit der kräftig werdenden Reformstimmung wuchs ihr Führer Hus, den der Erzbischof zwingen wollte, zu einem starken, entschiedenen Gegner empor. Er gehorchte weder den erz-

bischöflichen noch den päpstlichen Geboten, die seinem Gewissen widerstrebten, indem er über alle Obrigkeiten die Autorität Gottes stellte. Er protestierte gegen die Verbrennung der 200 Wiclifschen Bücher, die auf Befehl des Erzbischofs zur Durchforschung abgeliefert worden waren, und verteidigte Wiclif in den Disputationen der Universität, in seinen Predigten, die oft einen politischen Charakter annahmen, in polemischen lateinischen Traktaten (»De libris haereticorum legendis«, »Replica contra Anglicum John Stokes«, »Defensio quorundam articulorum Joannis Wiclif« u. a.). Die Volksmassen nahmen — wohl zum ersten Male im Mittelalter — für die Ungehorsamen gegen die geistliche Autorität Partei. Der Erzbischof mußte aus Prag schleunigst fliehen. Die päpstlichen Ablaßbullen (1412) des berüchtigten Papstes Johann XXIII., in dessen Person Hus die Lehren Wiclifs über die Kirche des Antichrist verwirklicht sah, führten die Krisis in der Reformbewegung herbei. Die unverschämteste Krämerei mit dem Ablaß, diese Entwürdigung der religiösen und rein menschlichen Gefühle, rief bei Hus den kühnsten Widerstand hervor. Er sprach dagegen in seinen Predigten, regte die Universität zum Widerstande dagegen an, schrieb darüber Briefe auch in andere Länder (nach Polen, Ungarn, Mähren), schickte lateinische Philippiken, »Quaestio de indulgentiis«, »Contra bullam papae«, in die Welt. Prag war wieder der Schauplatz antihierarchischer Exzesse. Nach mehreren Stürmen verließ aber Hus auf Wunsch des Königs im Oktober 1412 Prag. Im südlichen und südwestlichen Böhmen, wo er lebte, hielt Hus eifrig größtenteils unter freiem Himmel Predigten und entflammte das Herz vieler Landedelleute. Bauern und Handwerker, welche später der Fanatismus der Wahrheit zu den furchtbaren hussitischen Streitern Gottes heranzog. Zu den Grundsätzen Husens bekannten sich ganze Städte, wie Laun, Pilsen u. a., und viele einzelne unter dem Adel.

Die gezwungene Unterbrechung der fleißigen, wirksamen Lehrtätigkeit bewog Hus zur eifrigeren litterarischen Tätigkeit. Bis zu dieser Zeit hatte er mehr lateinisch als čechisch geschrieben, indem er die üblichen Themata der Universitätslehrer, größtenteils exegetischen Inhalts, behandelte. Das umfangreichste Werk, welches mit seiner Lehrtätigkeit in Verbindung steht und das seine Reformbestrebungen deutlich kundgibt, ist »Supra IV

Sententiarum«, eine von den hunderten Erläuterungen der bedeutendsten mittelalterlichen Quelle der theologischen Studien, der »Sententiarum libri quattuor« des Petrus Lombardus.

Hus hatte vor der Verbannung einige čechische Traktate geschrieben: »Über die sieben Todsünden«, »Der Spiegel des Sünders«, »Über das Anrecht an den Heimfall«, das eine aktuelle gleichzeitige Frage behandelte, u. a. In seiner bisherigen schriftstellerischen Praxis hatte er die Mängel der unzureichenden čechischen Orthographie erkannt und in der Abhandlung »De orthographia bohemica« für seine Muttersprache ein scharfsinniges System festgesetzt, welches die čechische Schriftsprache und mit ihr auch einige slawische Sprachen sowie die wissenschaftliche Sprachforschung übernommen haben. Es ist die sogenannte diakritische Orthographie, in der alle von der lateinischen Sprache abweichenden Laute ein besonderes Zeichen bekommen. Hus bezeichnete die im Latein nicht vorkommenden Konsonanten mit einem Punkt über dem nächstverwandten Buchstaben (č = tsch, š = sch usw.); außerdem bekamen lange Vokale einen Strich. Die čechische Schriftsprache trachtete Hus der lebendigen Sprache anzupassen, indem er in der Sprache seiner Prager Umgebung schrieb und die meisten Archaismen fallen ließ. Er hob bewußt die Sprachreinheit hervor, indem er die Übernahme der Fremdwörter, namentlich der deutschen, als einen Sitten- und Charakterfehler der Nation rügte und selbst lieber neue Ausdrücke bildete. Mit dieser theoretischen Fürsorge für die Muttersprache eilte Hus seiner Zeit weit voraus.

Die wichtigsten Schriften Husens entstanden in der Verbannung; er schrieb sie zur »Erlösung der getreuen Čechen«. Auch sie sind nicht durch eine originelle Auffassung und die Tiefe der Gedanken epochemachend. Hus schrieb religiös erbauliche Werke, dergleichen man vor ihm in unzähligen lateinischen Bearbeitungen und auch in der čechischen Sprache findet. Die zwei bedeutendsten und umfangreichsten Werke, »Auslegung des Glaubens, der zehn Gebote Gottes und des Vaterunsers« (1412) und die »Postille« (1413) zeichnet wie seine Predigten das Bestreben nach einem selbstverleugnenden religiösen Leben aus: Hus will das Evangelium Christi von dem entwürdigenden äußeren ostentativen Zeremoniell, von abgöttischen Gebräuchen, der Gewinn-, Prunk- und Genußsucht, die mit dem Namen Gottes

Handel treibt, befreien. Das verdorbene unchristliche Leben bildet das Hauptziel der eifrigen reformatorischen Angriffe des Schriftstellers. Dadurch wirft er für die Nachkommen auf die Sitten seiner Zeit einige intensive Lichtstrahlen. Die »Postille« ist durch das Feuer der Begeisterung, durch den Eifer für die Wahrheit Gottes, durch den lebhaften persönlichen Charakter, seine Kämpfe und Bedrängnisse und die leicht zugängliche lebhafte Sprache Husens Anhängern ein überaus teurer Schatz geworden. Das sündhafte Leben der Geistlichen wird von den Anklagen des Hus viel empfindlicher getroffen als dasjenige der Laien. Sie stehen an der Spitze der anderen Menschen, sie sollen auch zuerst gestraft werden. »Wie wenn ein Fuhrmann,« äußert sich Hus im Gleichnis, »auf dem Pferde vorne reitet und den Wagen schlecht lenkt, so daß er zum Umsturz neigt, das Geschrei gegen den Fuhrmann ausgestoßen werden muß, und nicht gegen den Wagen . . . . so soll das Geschrei gegen den bösen Prälaten oder Vorgesetzten erhoben werden.« Dem verbreitetsten Übel seiner Zeit, dem Quell aller anderen Sünden der Geistlichen, der Simonie, widmete Hus sein Traktat »Über die Simonie« (»O svatokupectví«, 1413). In dieser Schrift verdichtete er seine Vorwürfe gegen die Geistlichen, die er auf seinen Predigten so wirkungsvoll vortrug. Für Simonie erklärte Hus auch das Verabreichen von Sakramenten und die Ausübung des Gottesdienstes um Geld, obzwar dieser Vorgang früher von den Erzbischöfen gebilligt wurde. Alle Sünden seiner Zeitgenossen schilderte Hus in lebhaften ergreifenden Bildern. Er war sich bewußt, daß er auch mit diesem Büchlein einen ungleichen Kampf gegen das Laster unternahm. Seine Schrift beendete er mit den Worten: »Und wenn sie (die Priester) mich tadeln oder martern, so habe ich beschlossen, daß es besser ist, für die Wahrheit den Tod zu erleiden, als für die Schmeichelei belohnt zu werden.« Ähnlich trat Hus gegen andere Sünden besonders der Geistlichen in dem Traktat »Von den sechs Irrtümern« auf, das er bei seinem kurzen Aufenthalt in Prag 1413 in lateinischer Sprache an die Wände der Betlehemkapelle hängen ließ. Den Jungfrauen, seinen frommen Hörerinnen, welche die Reformbestrebung zu einem gottgefälligen Leben geführt hatte, sandte Hus aus seiner Verbannung das Traktat »Das Töchterchen oder über die Erkenntnis des wahren Weges zur Erlösung« (»Dcerka«).

Von den übrigen čechischen Schriften Husens ist »Der Kern der christlichen Lehre«, ein Katechismus, und die Verteidigungspolemik »Büchlein gegen den Priester Küchenmeister« (1414) zu nennen.

Die čechischen Schriften spiegeln am treuesten Husens Geist und seine Bestrebungen ab. In lateinischer Sprache mußte er jetzt vor der weiten christlichen Welt seine Lehren und sein Trachten verteidigen. Gegen seine ehemaligen Freunde, die Meister Stanislav von Znaim und Štěpán von Páleč, welche sich vor der Macht beugten und ihn jetzt der Ketzerei beschuldigten, verteidigte er sich in einigen lateinischen polemischen Flugschriften; namentlich antwortete er ihnen mit der umfangreichen Schrift »De ecclesia« (1413). (Husens lateinische Schriften wurden zum ersten Male in Nürnberg 1558 herausgegeben.) Ängstlich folgt darin Hus seinem Gewissen und seiner Überzeugung, der inneren Wahrheit, für die er sein Leben lang eiferte und nach ihr auch lebte. Die christlichen Gelehrten sollten seine Lehre über die Kirche, die er sich auf der für ihn wichtigsten Autorität, Wiclif, konstruiert hatte, kennen lernen. Er übernahm daher die Grundanschauung, größtenteils auch die Ausführung getreu von Wiclif, wie der deutsche Gelehrte Losert dargetan hat. Hus betont in diesem Werke die Autorität der inneren religiösen Überzeugung. Die Bibel und die hl. Väter, soweit sie mit der hl. Schrift im Einklang stehen, bilden für ihn die einzige Grundlage des Glaubens. Unter der Kirche versteht er im Sinne Wiclifs eine Sozietät von gerechten Gläubigen, die zur Erlösung vorbestimmt sind; diese Kirche kann auch ohne den Papst existieren; dieser wird zum Mitgliede derselben wie andere Christen. Auf diese Weise wird die innere Überzeugung in den Sachen des Glaubens über die kirchliche Autorität erhoben. Mit Unrecht würde man Hus eines Plagiats zeihen. An der wörtlichen Übernahme fremder Gedanken nahm man im Mittelalter keinen Anstoß. Für Hus bedeutete es überdies ein öffentliches Bekenntnis vor der ganzen Christenheit für seinen teuren Lehrer, dessen Schriften allgemein bekannt waren und zu Anfang desselben Jahres feierlich mit dem päpstlichen Bann belegt wurden. Hus wurde auch hauptsächlich auf Grund dieser Schrift in Konstanz zum Tode verurteilt.

Auf das Konstanzer Konzil begab sich Hus im Oktober 1414

in der Absicht, sich und sein Land von dem Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen. Die Beschuldigung der Ketzerei drückte Hus am schwersten. Der in Begeisterung entflammte, politisch unerfahrene Reformator irrte in der Auffassung der Aufgabe des Konzils, indem er von ihm erwartete, es werde die Kirche und die Christenheit von allen Übeln befreien wollen, während es einige wichtige Fragen der kirchlichen Politik zu lösen beabsichtigte. Die große Enttäuschung Husens über dieses Konzil, dessen Sünden er so farbenhell schildert, kann man aus seinen zahlreichen čechischen und lateinischen Briefen, die er aus Konstanz seinen Freunden geschickt hat, herauslesen. Den Urheber dieser Briefe charakterisierte treffend der erfolgreichste Fortsetzer der Reformidee, Martin Luther, in der Vorrede zu der ersten Ausgabe zu Husens Briefen in Wittenberg 1537 — in der neueren Zeit wurden die Briefe Husens in deutscher Sprache von Fr. Mikovec in Leipzig 1849 herausgegeben —: »Wenn dieser Mann nicht ein edler, starker und unerschrockener Märtyrer und Bekenner Christi war, so wird es schwer halten, die Erlösung zu erlangen.« Hus ist darin bestrebt, daß der Same seiner Arbeit während seiner Abwesenheit nicht untergehe. Diese Briefe sind das treueste Bild eines gefühlvollen, demütigen, erhabenen und edlen Geistes. Die aufrichtige Offenheit, die christliche Begeisterung, die Ergebenheit in den Willen Gottes, die feste Entschlossenheit für die Wahrheit zu sterben, die unerschütterliche Überzeugung Husens bewunderten auch seine Feinde.

Mit dem Konzil mußte Hus in einen unversöhnlichen Gegensatz geraten. Die Kirchenversammlung kam mit dem Gebot der höchsten Autorität und der Gewalt, aber Hus stützte seine Lehre auf die hl. Schrift und wollte nur seinem Gewissen folgen. Seine Verurteilung war beschlossen, noch bevor er gehört wurde. Nach den schwersten körperlichen und geistigen Martern wurde Hus am 6. Juli 1415 zu Konstanz auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Nach fast einem Jahre ereilte dasselbe Los seinen Freund Hieronymus von Prag, einen eifrigen Wiclifisten und unerschrockenen Helfer Husens. Derselbe Joh. Gerson, der berühmte Kanzler der Pariser Universität, derselbe Peter d'Ailli, der Präses des Gerichtes in Husens Prozesse, die in ihren jüngeren Jahren rücksichtslos gegen den Verfall der Kirche schrieben

und den Reformsamen auch auf böhmischem Boden ausstreuen halfen, verurteilten ihn im Namen der Autorität der äußeren kirchlichen Macht, aber gerade dadurch bekam sie ihren Todesstoß.

Gegenüber der Einmütigkeit und festen Entschlossenheit des čechischen Volkes, das seinen Hus für heilig hielt, stand das Konstanzer Konzil, das den gewesenen Papst Johann XXIII., einen Mörder, Räuber, Ketzer und Sodomiten, zum Kardinal ernannt, aber die unbescholtenen Reformatoren Hus und Hieronymus zum Tode verurteilt hatte, mit allen Bannflüchen und Drohungen ohnmächtig da. Ihren Widerstand gegen die Kirche äußerten die Anhänger der Grundsätze des Hus durch die Kommunion unter beiden Gestalten, welche Jakúbek von Mies unter Husens Billigung 1414 eingeführt hatte. In religiöser Entzückung versammelten sich Volksmassen, die oft gegen 50 000 Köpfe zählten, auf verschiedenen Anhöhen, welchen sie biblische Namen zulegten, und strebten eine neue Christlichkeit an. Die Angst vor der drohenden Gefahr durch die Kreuzzüge gegen die Čechen und der Trieb der Selbsterhaltung, der Fanatismus der »Wahrheit Gottes«, die geniale Kriegskunst der Anführer führten die unerhörten hussitischen Siege über die alte christliche Welt herbei.

Die große Persönlichkeit Jan Žižkas von Trocnov und Kelch symbolisiert diese hussitische Kampfbegeisterung. Žižka erlangte durch seine kriegerische Genialität Erfolge, die sich in der Geschichte der Menschheit selten wiederholen. Seine innige Frömmigkeit, seine moralische Strenge, seine Begeisterung für die Ideale des Hus, die Sehnsucht nach dem evangelischen christlichen Leben machten aus ihm ein schreckliches Rachewerkzeug des »Gesetzes Gottes«. Seine Seele enthüllt Žižka in seinen wenigen litterarischen Produkten, besonders in der »Kriegsordnung« (1423) und in einigen Briefen. Neben der strengsten militärischen Zucht, welche nicht einmal die späteren Truppen der táboritischen Söldner zu lösen imstande waren, tritt in demselben eine demokratische Gesinnung und das nationale Bewußtsein hervor. Immer ertönt da die Sprache des religiösen Fanatismus, der bei jedem Beginnen »den lieben Herrn Gott« anruft, die Sünden mit dem Tode zu strafen beabsichtigt. Diesen Geist vernimmt man in den Predigten der Táborer Priester, in dem letzten von den vier Prager Artikeln, und besonders in

dem berühmten hussitischen Kriegsliede, das Žižka zugeschrieben wird: »Die ihr Gottes Streiter seid.« Es spornte ebenso zur wahren Frömmigkeit wie zu unerschrockenem Kampfesmut. Die grausamen Worte »Schlaget, schlaget tot, schenkt niemandem das Leben« sind aber erst in den Türkenkriegen hinzugefügt worden. Was die Táboriten von anderen verlangten, das suchten sie vor allem an sich zu verwirklichen. Žižka selbst, dem seine Energie in der Verwaltung, sein kriegerisches Genie eine fast landesfürstliche Macht verschafften, änderte sich in seiner ländlichen Einfalt und persönlichen Bescheidenheit nicht.

Der čechischen Nationalität hat der Hussitismus den nachhaltigsten Erfolg gesichert. Seit ihrem Anfang strebt die Reformbewegung die Wiedergeburt der Volksmassen an, gebraucht also ihre Sprache. Bei den Hussiten geht mit der Verteidigung ihrer Religionsanschauungen die Verteidigung des čechischen Volkes Hand in Hand. Daraus entsteht jener innige Patriotismus, den noch die Voraussetzung kräftigt, daß das čechische Volk zur Verwirklichung eines neuen christlichen Lebens von Gott auserwählt ist. Das čechische Volk wird oft für heilig erklärt. Die čechische Sprache beherrscht das ganze öffentliche Leben. Mit dem čechischen Nationalismus erwacht auch der Antagonismus gegen die Deutschen. Die Deutschen standen in der Reformbewegung auf römischer Seite, sie hielten es mit dem Erzfeinde des čechischen Volkes, dem Kaiser Sigismund, und strömten in hellen Haufen seinem Heere zu, gegen sie wendete sich also der Haß der Hussiten. So wurden die meisten Städte in Böhmen und Mähren, in denen das čechische Element schon früher bedeutend gewachsen war, in der Hussitenbewegung čechisch. Die Hussiten — wie Hus — aber haßten durchaus nicht die deutsche Sprache. Den Deutschen schickten sie Manifeste in deutscher Sprache, in Prag gewährten sie den deutschen Anhängern ihrer Ideen deutsche Predigten, eine deutsche Kirche. In ihrer Not wurden sich die Hussiten ihrer Verwandtschaft mit anderen slawischen Völkern, namentlich den Polen, mit denen die Čechen einen regen Verkehr pflegten, bewußt.

Die čechische Sprache beherrschte das öffentliche Leben, sie drang immer mehr in den Gottesdienst ein. Der Durst nach der »Wahrheit Gottes« wurde durch häufige, endlose Predigten, stundenlanges Vorlesen der Bibel, unermüdetes Singen von an-

dächtigen Liedern gestillt. Das Lesen der Bibel in der Nationalsprache — auch in der deutschen von den Deutschen — hatte schon Hus als allgemeine Forderung aufgestellt. Die hl. Schrift bildete für die Reformbewegung die Grundlage der christlichen Lehre, sie wurde der wesentlichste Gehalt der čechischen Seele in der Hussitenbewegung. Ihrem čechischen Wortlaut widmete man also eine große Aufmerksamkeit. Aus den älteren und neueren Übersetzungen der einzelnen Teile der Bibel wurde um das Jahr 1400 eine mechanische Sammelübersetzung hergestellt. Später wurden die Ungereimtheiten der verschiedenen Teile ausgeglichen, die ganze Übersetzung verbessert, wodurch die zweite Rezension entstand. Von der großen Menge der Abschriften der čechischen Bibeln, die man für diese Arbeit voraussetzen muß, haben sich namentlich einige prächtig ausgestattete Exemplare erhalten, wie die »Dresdener oder Leskovecer Bibel« (beendet um 1410), die »Leitmeritzer oder Slavatische Bibel« (1411—1416), der kostbarste čechische Kodex, die einfachere »Glagolitische oder Emauser Bibel« (1416), eine čechische mit der glagolitischen Schrift geschriebene Bibel, die »Olmützer Bibel« (1417), die »Boskovicer Bibel« (um 1420) u. v. a. Durch ihren Ursprung ist die Táborer Bibel charakteristisch. In den Jahren 1420 bis 1430 schrieb sie eine Müllerin von Tábor. Das Neue Testament wurde außerdem sehr oft selbständig für sich abgeschrieben. Der bekannte Widersacher der hussitischen Čechen, Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., der als päpstlicher Legat in Böhmen lange verweilte und eine lateinische, voreingenommene Chronik von Böhmen schrieb, gab den Hussiten ein glänzendes Zeugnis ihrer Kenntnis der Bibel: Das letzte Táboritenweib, sagte er, könnte in dieser Beziehung als Muster den italienischen Priestern dienen, die nicht einmal das Neue Testament lesen.

Außer der Bibel äußerte sich das hussitische religiöse Leben durch die geistlichen Lieder. Sie wurden bald in die Kanzionale gesammelt, Bücher, welche zwei Jahrhunderte hindurch zu den teuersten Schätzen der akatholischen Čechen gehörten. Ihre Reihe eröffnet das »Jistebnicer oder Táborer Kanzional«. Dies älteste hussitische Gesangbuch (aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts) enthält neben einigen beliebten lateinischen eine größere Anzahl von čechischen älteren und neueren Liedern. In diesen tönten — in schöneren Melodien als ihr Inhalt war —

die dogmatischen, liturgischen und sittlichen Ideen der Reformbewegung, frische Begebenheiten, Husens Verurteilung, seine Heilighaltung, die »Bewillkommnung der Sieger« wider. Unter Absingung von frommen Liedern verrichtete man nicht nur gottesdienstliche Handlungen, sondern zerstörte auch fanatisch Klöster, Bilder, Reliquien der Heiligen und Burgen und schlug den Feind in die Flucht. Überaus bescheiden wurden da die glorreichen Taten der hussitischen Heerführer und ihrer Scharen besungen; die eitle Ruhmbegierde hatte in dem Gemüt der Hussiten keinen Raum. So wurde auch der riesige, bewunderungswürdige erste Sieg Žižkas am Fuße des Vítkov bei Prag 1420 durch einen frommen Lobgesang »Kinder, laßt uns Gott singen«, aber durch keinen Heldengesang — an denen es übrigens den Čechen immer gebrach — verherrlicht.

Das religiöse Leben bildet fast ausschließlich den Inhalt der versifizierten Satiren und polemischen Lieder. In den älteren spiegeln sich die Streitigkeiten und Kämpfe zwischen der Reformpartei und den Konservativen ab, die jüngeren zeichnen ein Bild der inneren Zersplitterung der Utraquisten in Parteien und Sekten. Sie bieten in der Regel geringen künstlerischen Genuß, dafür aber bleiben sie ein beredtes Dokument des bewegten Lebens ihrer Zeit. In den Anfang der Reformbewegung fällt das allegorische »Lied von der Wahrheit« von einem unbekannten Magister: Die Wahrheit findet gegen den Trug nirgends Schutz; von den Geistlichen wie von den Laien vertrieben, muß sie endlich in den Himmel zurückkehren. Das Lied wurde erweitert und unter geistliche Lieder in spätere Kanzionale aufgenommen. Während der stürmischen Gassenausschreitungen in Prag war das Hohnlied und spottende Gassenlied eine wirkungsvolle Waffe der neuen Richtung — auch die gebildetsten Männer, wie Hieronymus von Prag, verwarfen sie nicht. Der wenig gelehrte Erzbischof Zbyněk — daher bekam er den Spitznamen »abeceda« (»das Alphabet«) — mußte über sich auf den Gassen Spottlieder hören, daß er die Bücher Wiclifs verbrennen ließ, ohne zu wissen, was in ihnen geschrieben steht. Im Geiste Husens wurde in dem umfangreichen Gedicht »Über simonische Priester« Klage geführt, in der »Konstanzer Versammlung« wendete man sich namentlich gegen die heimischen Gegner Husens. In sangbaren Strophen vernahm man den verhaßten Namen des ungarischen

Königs Sigismund, »des grausamen Olofernes«, »der Kupferschlange«. Gegen die um sich greifende Hussitenpartei ließen die Katholiken ihre »Anklagen über die Hussiten« (unter diesem Titel kann man mehrere Dichtungen zusammenfassen) laut werden und erwarteten ihre Erlösung von den Landesheiligen und noch mehr von dem »lieben Adler«, dem König Sigismund. Im Tone und in der Form des alten Chronisten Dalimil wurden die »Anfänge des Hussitentums«, »Die Prager Begebenheit«, welche die Führer der Utraquisten angreift, »Die Schlacht bei Aussig« (1427) u. a. parteiisch verspottet oder verherrlicht. Mehr satirisches Element weist die Dichtung »Die abgefärbten Mönche«, in der zwei zu den Utraquisten überlaufenen Mönchen ein Spiegel über ihr wenig tugendhaftes Leben vorgehalten wird. Mit Humor und wirksamem Spott begleitet in den »Bydžover Schustern« ein katholischer Poet den zurückgeschlagenen Angriff auf ein Kloster. Die alte Form eines Rechtshandels wählten unbekannte Verfasser in dem umfangreichen »Streit Prags mit Kuttenberg«, um widerstreitende Anschauungen, Feindseligkeiten der beiden Parteien, der römischen und utraquistischen, mit wenig Poesie vorzutragen. Eine noch längere Disputation (fast 1200 Verse) über die dogmatischen Streitpunkte in den drei Hauptparteien, den Katholiken, den Pragern und den Táboriten, brachte ein katholischer Parteigänger in der »Besprechung über Böhmen im Jahre 1424«: »Václav, Havel und Tábor« in plumpe Verse. Der Streit klingt wie im »Streit Prags mit Kuttenberg« im Sinne der Toleranz und friedlicher Auseinandersetzung aus.

Die Hussiten stellten nicht nur die religiösen Anschauungen, sondern auch die politischen und sozialen Vorstellungen des Mittelalters auf den Kopf; eine Zeitlang lebten sie sogar ohne König. Sie führten eine originelle, zweckmäßige Volksverwaltung, Volksgerichtsbarkeit und ähnliche damals unerhörte Einrichtungen ein. In den großen, bewegten Kämpfen, durch die man die Čechen zwingen wollte, sich vor der alten christlichen Welt zu beugen, drückte die völlige Vereinsamung die einen von ihnen und bewog sie zur Mäßigung, während sie bei anderen ihren Widerstand erhöhte und die Kluft zwischen den hergebrachten und ihren eigenen Anschauungen erweiterte. Unter den Hussiten entstanden konservative und radikale Parteien und Sekten. In Prag, wo die einflußreichen gelehrten Magister und

Priester die Führung inne hatten und wo man im ganzen an der Lehre Husens festhielt, bildete sich die Partei der eifrigen Kelchner, mit dem unbescholtenen, scharfsinnigen, versöhnlichen M. Jakúbek von Mies († 1429), dem Verfasser einer ins tiefe gehenden, mehr zum Verstand als zum Herzen sprechenden »Postille«, dem Übersetzer von Wiclifs »Dialog«, an der Spitze, und die Partei der gemäßigten Kelchner, welche sich im Laufe der Zeit der katholischen Kirche mehr genähert haben als den ketzerischen Hussiten. Der streit- und schreiblustige Priester Jan von Příbram, der Verfasser des »Lebens der Táborer Priester« und eines apokalyptisch gefärbten »Buches über die großen Trübsale der heiligen Kirche« und vieler anderer (auch lateinischer) Schriften, und Vavřinec von Březová sind als Schriftsteller die bedeutendsten. Die 1419 neugegründete Stadt Tábor in Südböhmen symbolisiert die religiösen und sozialen Anschauungen der Radikalen. Sie brachen mit der historischen Entwicklung der verkommenen Kirche. Die Lehren Wiclifs, Janovs und der Waldenser, die gleichzeitige chiliastische Bewegung wurden weiter selbständig entwickelt. Die Bibel war ihnen die einzige Quelle des Glaubens, sie leugneten die Transsubstantiation und damit auch die Verehrung des Altarsakramentes, sie verwarfen die Lehre von dem Fegefeuer, das Beten und die Messen für die Verstorbenen, ließen von den Sakramenten nur die Taufe und die Kommunion gelten, vernichteten folgerichtig alle geheiligten Überreste des alten religiösen Kultus, wie die Kirchen, Bildsäulen, Bilder u. a. Statt des Lateins führten sie in dem Gottesdienst die Muttersprache ein, jede Gelehrsamkeit war ihnen verhaßt, obzwar sie für die Bildung der Gläubigen sorgten. Sie straften mit dem Tode nicht nur Verbrechen, sondern auch den Wucher, die Unzucht, den Tanz und andere Sünden. Ebenso radikal verfuhren sie in ihren sozialen Anschauungen. Sie waren Demokraten. Sie hoben die Leibeigenschaft auf, den Unterschied zwischen dem Geistlichen und dem Laien — die Radikaleren wollten den Priesterstand überhaupt abschaffen —, wußten namentlich das Weib von dem alten Vorurteile der Kirche zu befreien — auch das Weib predigte bei ihnen und kämpfte mit der Waffe für die »Wahrheit Gottes«. In der Táborer Gemeinde tauchten auch kommunistische und sozialistische Bestrebungen auf. Als Ideal schwebte ihnen eine

Gemeinde »der Brüder und Schwestern« vor den Augen. Doch waren die Táboriten in sich nicht einig. Von den ursprünglichen Demokraten und religiösen Radikalen trennte sich die führende gemäßigte Partei Žižkas, die sich nach dem Tode ihres berühmten Heerführers (1424) »die Waisen« nannte. Sie stand den Anhängern Jakúbeks am nächsten. Die entgegengesetzte Richtung verfolgten andere Sekten, wie konsequente Rationalisten, chiliastische Schwärmer und der äußerste Flügel der sogenannten Adamiten oder Nackten.

Die religiöse Freiheit blieb nicht die nachhaltige Folge der čechischen Reformbewegung. Nie wurde so heftig um religiöse Überzeugung gestritten, nie wurden so viele Scheiterhaufen angezündet wie in dieser Zeit. Verbannung und Verfolgung der Andersgläubigen waren an der Tagesordnung. Die Freisinnigsten waren die Táboriten, die jede Verfolgung der Ketzer verwarfen. Aber diese demokratische Partei unterlag dem Adel und der aristokratischen Bourgeoisie in der Schlacht bei Lipany 1434, wo ihr Haupt, Prokop der Große, fiel, der als Feldherr dem Žižka nahekam, aber größer als Politiker war, ein Mann von weiter Umsicht.

Ein klares Bild der verwickelten Verhältnisse der Hussitenbewegung verdanken wir nebst einigen schlichten Erzählungen der lateinisch geschriebenen »Chronik« des schon erwähnten, bei den Pragern einflußreichen Magisters Vavřinec von Březová. Er schrak vor den Folgen der Hussitenbewegung zurück. Die Geschichte seiner Zeit führte er bloß in dem Zeitraum von 1414—1421 aus. Seine »Chronik« wurde bald ins Čechische übersetzt, aus anderen Quellen ergänzt und mit der Gesinnung der verschiedenen Abschreiber gefärbt. Den glorreichen Sieg der Čechen bei Taus 1431 feierte derselbe Magister mit einem lateinischen Gedicht, wo die Sehnsucht ausgedrückt ist, daß sich die christliche Welt mit den Čechen ausgleichen möge. Nach drei Monaten wurden die Čechen von dem Basler Konzil wirklich zur Verhandlung eingeladen. Es war ein großer äußerer Erfolg der čechischen Kämpfe um die Freiheit des Gewissens, aber zugleich der Anfang eines inneren Verfalles und beginnender Zersetzung, wie es die nächsten Ereignisse bestätigten. Die strengen, enthaltsamen »Streiter Gottes«, welche ein großes neues Reich, wo nur das »Gesetz Gottes« walten sollte, be-

gründen wollten, trugen ihre kriegerische Kunst ohne inneres Interesse, nur für Sold und materielle Genüsse auf fremde Wahlstätten. Die geistigen Führer der Táboriten, Mikuláš von Pilgram, Václav Koranda u. a., verbrachten ihre letzten Jahre im Kerker des kalixtinischen Königs Georg von Poděbrady. Die Reformbewegung schlug in die starre, gewaltsame, öde utraquistische Staatskirche um. Das čechische Volk, welches so freudig für die neuen Ideale sein Blut vergossen hatte, wurde von dem čechischen Adel, sowohl dem katholischen als dem utraquistischen, von neuem schwer unterjocht. Die hussitische Propaganda hatte wohl ihre Erfolge in der Fremde, in Polen, in Ungarn — in der Slovakei —, in Deutschland. In ihrer Heimat endeten die hussitischen Kämpfe tragisch; die Früchte der durch Blut erkauften Freiheit sollten anderen Völkern, namentlich den Deutschen, in den Schoß fallen. Das frühere höhere Streben nach einem vollkommenen religiösen und moralischen Leben trachtete den Čechen Petr Chelčický zurückzugewinnen.

Petr Chelčický (um 1390—1460), Husens nächster Landsmann, hängt mit allen Fasern seines Wesens mit der čechischen Reformation zusammen; ideell führt er sie durch seine strenge Konsequenz zum Abschluß. Wie Hus strebt er im apostolischen Eifer den rein evangelischen Geist in der christlichen Welt an, wie Hus folgt er seinem Gewissen und der gesunden Vernunft, betont die Harmonie der Überzeugung und des Handelns, verlangt die asketische, von dem heiligen Vorbilde Christi abgeleitete Moral.

Chelčický war ein Freisaß aus Südböhmen. Wie Štítný wurde er von der Reformbewegung nach Prag hingezogen, lernte daselbst, obzwar nicht gelehrt — er war nur wenig der lateinischen Sprache mächtig —, die vornehmsten Vertreter der hussitischen Ideen kennen und disputierte mit ihnen gern über religiöse Fragen. Er war Zeuge des Jubels über den Sieg, den seine Stammesbrüder durch ein furchtbares Blutvergießen bei Vyšehrad 1420 über ihre Feinde erfochten hatten. Er verurteilte diese als dem Gebote Gottes widerstrebende Tat und zog sich für immer von Prag nach seinem Erbgute in Chelčice (davon stammt sein Name) zurück. Dieser Schritt charakterisiert die Sonderstellung des idealistischen Schwärmers. In einem Augen-

blicke, wo sich unübersehbare Scharen von Kreuzfahrern sammelten, um die čechischen Ketzer durch Waffengewalt zur Anerkennung der alten christlichen Autorität zu zwingen oder sie auszurotten, unterliegt er nicht wie alle übrigen dem Trieb der Selbsterhaltung, sondern hält sich den Wortlaut der Bibel vor Augen und verdammt jede Gewalt.

Diesen Gedanken begründete Chelčický in seiner ländlichen Einsamkeit in dem Traktate »Über den geistigen Kampf«. In zwei anderen: »Über die heilige Kirche« — Chelčický baute auf der Lehre Wiclifs über die Prädestination — und »Eine Rede von den drei christlichen Ständen« (O trojiem lidu řeč«) bekämpfte er die übliche Einteilung der Kirche in drei Stände, die auch Wiclif annahm, sowie jede weltliche Macht als einen Überrest des Heidentums. In der »Replik gegen Nikolaus Biskupec von Tábor« unternahm der kundige Bauer mit den táboritischen Priestern einen dogmatischen Streit über die Eucharistie, einen Gegenstand, den die Anhänger Husens so verschiedenartig auffaßten. Chelčický verteidigte die Lehre Wiclifs über die Remanenz des Brotes. In der Zeit der kläglichen Verwirrungen unter den Reformparteien waren die zwei Hauptwerke Chelčickýs entstanden, das umfangreichste, die »Postille« — geschrieben in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre (zum ersten Male gedruckt 1522, dann 1532) — und »Das Netz des Glaubens« (»Siet viery« aus den Jahren 1440—43, gedruckt 1521), das bedeutendste Werk Chelčickýs.

Chelčický ist der Sohn seiner Zeit. Der Antichrist ist seine fixe Idee wie bei allen čechischen Reformatoren. In der Erklärung der Bibel, die für ihn die einzige Quelle des Glaubens bildet, verwirft er jede kirchliche Autorität und stellt statt deren die vom hl. Geist aufgeklärte Vernunft auf. Den Papst, »den Antichrist, den Sohn des Teufels, den Menschen der Sünde, den Sohn der Verdammnis« erklärt er für »den Anfang, die Wurzel und den Vermehrer aller Sünden und Laster auf der Welt«. Er läßt keinen Unterschied zwischen den Geistlichen zu. Die Gelehrsamkeit erscheint ihm als »heidnisch«, weil das Leben der Gelehrten weit von Christus wegführt. Die Erlösung des Menschen erhofft er bloß von der Gnade Gottes, nicht von den Verdiensten des unzureichenden Menschen. So verkündet er schon die Hauptlehre des späteren Protestantismus. Er beschränkt die Zahl der

Sakramente, indem er die letzte Ölung und die Firmung als Sakramente nicht anerkennt und das Recht, Beichte zu hören, jedem Gläubigen, auch dem Weibe, zugesteht. Er verwirft das Fegefeuer, das Gebet für die Toten, den Ablaß, die Verehrung der Heiligen und ihre Bildsäulen und Bilder, das Fasten, das nur um so schlimmere Unmäßigkeit herbeiführe, den Eid; wie Janov und Wiclif will er die Liturgie, den Gesang, die Musik, den äußeren Prunk in den Kirchen beschränkt wissen. Dem schlichten Gebet gebühre der Vorzug vor ihnen.

Tiefer als die dogmatischen Lehren gehen Chelčickýs moralische Bestrebungen. Das erhabene Vorbild Christi, sein Evangelium legt er als Maßstab an das Leben der Menschen an. Im »Netz des Glaubens« geht er alle Stände durch und findet, daß sie alle Söhne des Antichrist sind, weil sie gegen das Gesetz Gottes leben. Die größte Schuld seiner Zeit, vor allem bei den Priestern, erblickt er in der Kluft zwischen den Worten, die verkündigt werden, und zwischen den Taten, wodurch die Geistlichen dem Volke gefährlich werden. Die dicken Priester, sagt Chelčický drastisch, habe sich der »Antichrist auf den reichen Pfarrbenefizien gezüchtet wie der Bäcker die Schweine im Maststall«. Dem Menschen gesteht dieser Verkünder der christlichen Demut keine andere Freude am Leben zu als das Bewußtsein, das Gesetz Gottes zu erfüllen.

Alle bisherigen Satzungen der Welt möchte Chelčický abgeschafft wissen, um nur der Lehre Christi genug zu tun. Die Gesellschaft, den Staat, das Leben des einzelnen betrachtet er ausschließlich vom Standpunkte der Religion; und durch diese leidenschaftliche Bezugnahme auf die Religion zeigt er sich als ein Sohn seiner Zeit. Er verwirft das bequeme, angenehme Leben, den Handel, jede Beschäftigung, die nur materiellen Wohlstand beabsichtigt, als Wucher; sein Herz gehört den Armen und den Leidenden, welche Christus näher stehen. Wenn es nach seinem Wunsche ginge, gäbe es keine Ämter, keine Würden. »Ein guter Christ, ein Diener Christi, dürfe es nicht auf sich nehmen, des Volkes, über welches Christus selbst als König herrsche, König zu werden, was eine heidnische Regierung ist.« Chelčický verbietet, das Unrecht mit Stolz, Zorn, Hohn, Rache, Böses mit Bösem, was unchristlich sei, zu vergelten, man soll es demütig ertragen. Daher verurteilt Chelčický auch den

Krieg, die Todesstrafe und jede Gewalt. Wiederholt zeichnet Chelčický das düstere Bild der Verwüstung, des Blutvergießens, der Gewalttätigkeiten gegen die »Ketzer«, die Folgen der fünfzehnjährigen gewaltigen Kriege, die Chelčický schmerzlich miterleben mußte. Ebenso entschieden verurteilt er das böse Beispiel der Kirche, »der großen Hure«, welche die weltliche Macht zur Vergewaltigung des Gewissens mißbraucht. Seine Gedanken wiederholte später Chelčický in mehreren Aufsätzen; eine Sammlung von einigen trägt den Titel »Über die Bestie und ihr Abbild« (»O šelmě a obrazu jejiem«). Seine Schrift »Über die čechischen Parteien« (»O rotách českých«), die uns nicht erhalten ist, verrät uns sein Interesse für die verschiedensten religiösen Lehren in Böhmen; er lebte völlig den Ideengehalt und die Bestrebungen seiner Zeit mit.

Chelčickýs Lehren sind nicht ganz originell. Er verdankte viel der čechischen Reformbewegung: Matthäus von Janov, Hus, Jakúbek von Mies, den táboritischen Geistlichen, die ihm am liebsten waren, den Waldensern und vor allem dem großen Denker Wiclif, der ihn, den Verstandesmenschen, am mächtigsten beherrschte. Aber trotzdem hielt er sich an keinen als seine Autorität. Für ihn gab es außer der Bibel und seiner Vernunft überhaupt keine Autorität. Sein čechisches Wesen äußert sich auch in seiner kernigen Sprache, welche bald erhaben, bald über alle Maßen drastisch, manchmal biblisch gefärbt, manchmal wieder allzu weitschweifig ist. Obzwar Chelčický auch einige Bestandteile aus der alten Tradition beibehielt, eilte er doch seiner Zeit weit voraus. In seinen Lehren entdeckt man viele Gedanken, die die späteren Reformatoren, namentlich Kalvin, verkündeten. Der modernste und größte slawische religiöse Denker L. N. Tolstoj fand, als er Chelčickýs »Netz des Glaubens« in die Hand bekam, manchen seiner Gedanken schon von dem alten čechischen Bauer, einem seltsamen Denker, ausgesprochen.

Chelčický erlangte eine große Wichtigkeit dadurch, daß seine Schriften die ideelle Grundlage zu der Unität der Böhmischen Brüder boten. Von dem großen Organisator der Utraquisten, Jan von Rokycany, kurz Rokycana (um 1397—1471) genannt, kam dazu der äußere Anstoß.

Die einflußreiche und mächtige Stellung, die seltenen Geistesgaben, seine Vorzüge wie seine Schwächen stellten Rokycana

vielen Angriffen seiner zahllosen heimischen und fremden Gegner bloß. Selten wurde eine historische oder litterarische Gestalt so angeschwärzt wie Rokycana. In Jakúbek von Mies fand Rokycana seinen Lehrer, Beschützer und geistigen Vater. Durch sein einnehmendes Äußere, durch seine wunderbare Beredsamkeit, seine diplomatische Gewandtheit, welche den Streit bald zu entflammen, bald zu legen wußte, spielte er schon in seinen jungen Jahren in Prag eine hervorragende Rolle. In den Disputationen, auf den Landtagen riß er gewöhnlich die Mehrheit mit sich. Die größten Triumphe feierte er durch seine flammenden Reden auf dem Basler Konzil. Als einflußreicher Faktor wirkte er auf der Universität. Nach dem Tode Jakúbeks (1429) wurde der Sohn eines armen Schmiedes als Generalvikar an die Spitze der utraquistischen Geistlichkeit gestellt, 1435 zum Erzbischof der Kalixtiner erwählt, jedoch vom römischen Stuhle niemals in dieser Würde bestätigt. In den bewegten Ereignissen nach den hussitischen Kriegen wurde er von der Höhe seiner Macht bald gestürzt, bald wieder emporgehoben. Das Schicksal und die Tätigkeit Rokycanas symbolisiert die religiöse Bewegung seiner Zeit, wo die Kraft der religiösen Begeisterung zwar abgeschwächt, aber noch stark genug war, um sich gegen den inneren Verfall zu wehren.

Das wankende Glück wirkte immer auf die reizbare, ehrbegierige Natur Rokycanas. Sein Hauptbestreben war, die utraquistische Gemeinde in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen; diesem Ziele war er bereit, auch seine strengeren Grundsätze zu opfern. Aber in den Augenblicken der Erniedrigung und Verkennung auch von seiten der Seinigen wurde Rokycana von dem Eifer und der Innigkeit des älteren čechischen Reformbestrebens ergriffen. So handelte er in den Jahren seiner Verbannung von Prag (1437—1448), als er im Verkehr mit dem sittenstrengen, religiös entzückten Chelčický Trost suchte, so fühlte er, als er in den Jahren 1456—1457 bei dem König Ladislav Posthumus in Ungnade fiel. Damals entstand aus seinen innigen Predigten in der Kirche am Tein zu Prag, von deren Pfarreinkünften er ausschließlich auch als Erzbischof lebte, sein größtes litterarisches Werk, die »Postille«. Seine »Postille« steht durch die religiöse Begeisterung, durch das ergreifende Wort und lebhafte Bilder des zeitgenössischen Lebens, durch eine aus-

drucksvolle, nicht selten auch drastische Sprache näher der »Postille« Husens als den gleichnamigen Werken Chelčickýs oder Jakúbeks. Die Hebung des sinkenden sittlichen und religiösen Geistes ist das Hauptziel dieser Schrift. Dogmatisch waren für Rokycana die Lehren der utraquistischen Kirche festgestellt; er strebte darin nichts Neues an. Wie Chelčický stand auch Rokycana an der Seite der Bedrängten, der Schwachen, deren er sich gegen die Mächtigen annahm. Dieser führende Geist seiner Zeit, der sich gegen heimische und fremde Angreifer zu verteidigen hatte, schrieb auch viele lateinische Schriften und wichtige Briefe.

Die Sehnsucht nach dem Frieden, das Bestreben, in Böhmen eine Kirche zu schaffen, waren die Hauptbeweggründe der kirchenpolitischen Tätigkeit des ehrgeizigen Rokycana wie des klugen, genialen Herrschers, seines Beschützers und Gegners in einer Person, des Königs Georg von Poděbrady. Diese friedfertige Stimmung beherrschte nach den großen Verwüstungen des Krieges, nach schweren inneren Zerwürfnissen die vornehmsten Geister der damaligen Zeit. Die einen ließen sich durch das wahre evangelische Ideal bestimmen, die anderen hatten dabei den sinkenden Staat im Sinne, die dritten waren von dem humanistischen Strome ergriffen und sehnten sich nach Wissenschaften und Künsten, nach feineren Sitten und feinerem Fühlen. Aber gegen dies ersehnte Ziel, den Frieden, war, seitdem die ernsthafteste Reformpartei, die Táboriten, unterdrückt worden waren, die katholische Reaktion tätig, die mit allen Mitteln ihre alte herrschende Stellung zurückzuerobern trachtete. Als der päpstliche Stuhl nach dem Basler Konzil wieder seine Macht gekräftigt hatte, getraute er sich gegen die »Ketzer« energischer vorzugehen. Die auf dem Konzil vereinbarten Kompaktata wurden von den Päpsten nicht anerkannt; über den König Georg wurde der Bann verhängt, seine Untertanen zum Ungehorsam gegen ihren König aufgefordert, neue Kreuzzüge veranstaltet und von fanatischen Predigern, wie dem Mönch Joh. Capistran, verkündet. In den drückendsten inneren und äußeren Schwierigkeiten trachtete der große König, sein Reich innerlich zu kräftigen und es den Fortschritten der westlichen Staaten zuzuführen. Den festen Willen des Königs, die Kraft des čechischen Patriotismus und des utraquistischen Ideals zeichnete ausdrucksvoll in der Schrift »Die Botschaft des Königs Georg nach Rom zum Papste« (1462)

Václav Koranda der Jüngere (1424—1519), nach Rokycana Administrator der Utraquisten. Unter dem katholischen widerspenstigen Adel waren heimische Gegner des Königs tätig, wie der fanatisch voreingenommene Agitator des Papstes in Böhmen, Hilarius von Leitmeritz, ein gewesener Kalixtiner und unermüdlicher litterarischer Polemiker. Des Königs zeitgemäßen Plan zu einer Beratung über den Frieden unter den christlichen Herrschern und die Vereinigung der Kräfte gegen den Feind der Christenheit, die Türken, verraten die Reisebeschreibungen »Ein Tagebuch der Boten des Königs Georg zu dem König von Frankreich Ludwig XI. im Jahre 1464« von Jaroslav, Edelknappen Albrecht Kostkas von Postupice, und die mit einer seltenen Beobachtungsgabe lebhaft geschilderten, leider nur in einer lateinischen späteren (1577) Übersetzung erhaltenen »Reisen des Herrn Lev von Rožmitál« von Šašek (deutsch beschrieb diese Reisen der Nürnberger Gabriel Tetzel) und andere kleinere litterarische Produkte.

Der König suchte in seinen Herrschersorgen Rat bei fremden und heimischen Gelehrten und Politikern. Eine weite Umschau, erhabene Pläne und einen hohen Herrschersinn des Königs legen seine den Ratgebern vorgelegten Fragen über die Weltpolitik, die heimische Administration, die sozialen Einrichtungen, den nationalökonomischen und kulturellen Fortschritt an den Tag, wie es aus der Beratungsschrift des Hofmannes Ant. Marini de Grationopoli (Grenoble), »Ein Rat dem König Georg über die Hebung des Handels in Böhmen« und der weitschweifigen, oberflächlichen »Anweisung zur Regierung« (»Správovna«, 1471) Pavel Žídeks, eines getauften Juden von keineswegs festen Grundsätzen, eines prahlerischen dreifachen Doktors, des Verfassers eines sehr großen lateinischen enzyklopädischen Buches »Liber viginti artium«, ersichtlich ist.

Hoch ragt über solche Ratgeber der mächtige mährische Staatsmann und Landeshauptmann Ctibor Tovačovský von Cimburk (1437—1494) hervor. Von seinem Vater, der dasselbe oberste Amt von Mähren bekleidete, erbte er den Gerechtigkeitssinn, die Anhänglichkeit an die hussitischen Grundsätze und an den König Georg, für den er manchen schweren Kampf gegen seine Gegner, namentlich gegen den Bischof von Olmütz, Tas. und gegen den Breslauer Erzbischof, Jošt von

Rosenberg, einen gewandten čechischen Schriftsteller, mit Schwert und Feder bestand. Für die Sache der Kalixtiner kämpfte Ctibor Tovačovský auch in seinem umfangreichen Werk, dem »Streit der Wahrheit und der Lüge um die Güter und die Regierung der Priester« (1467), das er dem König Georg gewidmet hat. Gedruckt und mit schönen charakteristischen Holzschnitten versehen wurde das Buch 1539.

An der allegorischen Handlung, an den juristischen Spitzfindigkeiten, an den weitschweifigen Disputationen der Dichtung findet der heutige Leser wenig Gefallen. Die Lüge wird von der Wahrheit vor der hl. Dreifaltigkeit angeklagt, daß sie die ganze Welt an sich gezogen habe. Von Gott wird ein Gerichtsverfahren nach Antiochien unter dem Vorsitz des hl. Geistes festgesetzt. Es geht hier alles wie vor dem mährischen Herrengericht zu. Es wird gestritten, beraten, namentlich von den vielen Schwestern sowohl der Lüge als der Wahrheit, bis endlich der Wahrheit der Sieg zugesprochen wird. Das Werk Ctibors verleugnet nirgends seine gegen den Papst und den römischen Klerus gerichtete Tendenz: es verteidigt die bedrohten kirchlichen Ideale des čechischen Utraquismus, es soll sein politisches Haupt, den König Georg, überzeugen, daß der gleichzeitige Zustand, namentlich die Säkularisation der Kirchengüter, der hl. Schrift, dem Geist des evangelischen Christentums entspricht und von Gott selbst bestätigt wird. Alle Klagen der älteren Sittenprediger über den Verfall der mit Reichtümern überhäuften Kirche, alle religiösen Lehren der Utraquisten werden im »Streit der Wahrheit« wieder laut. Auch die feudale Voreingenommenheit Ctibors und des ganzen čechischen Adels mit König Georg an der Spitze sollte durch das Werk eine höhere Salbung bekommen. Sonst legt das Buch für den Urheber als einen wahrheitsliebenden, offenen, energischen, selbstlosen Mann das beste Zeugnis ab.

In dem »Streit der Wahrheit und der Lüge« erscheint Ctibor Tovačovský als ein Kenner der gerichtlichen Einrichtungen in Mähren. In dem höchsten Amte seines Landes blieb Ctibor unter drei verschiedenen Herrschern in den Jahren 1460—1494. Deswegen forderten ihn seine mährischen Standesgenossen auf, daß er das alte Gewohnheitsrecht in schriftlicher Form den Nachkommen erhalte. So entstand in den Jahren 1480—1490 das berühmte Rechtswerk, »Das Tovačover Buch«, welches 1545

zum Gesetzbuch der mährischen Landesverwaltung erhoben wurde. Der aristokratische Geist des Landeshauptmanns tritt auch in diesem Werke an den Tag: der Herrenstand herrscht über das Land und richtet, die Landedelleute sowie die Bürger sind in ihren Rechten möglichst beschränkt, dem Bauer liegt es ob, Frondienste zu leisten und zu zahlen. So weit brachte es auch der Utraquismus in den böhmischen Ländern in der Wirklichkeit. Durch die Vladislavsche »Landesordnung« aus dem Jahre 1500, das erste offizielle čechische Gesetzbuch, wurde dieser Stand gesetzlich festgesetzt.

Drittes Kapitel.

Die Unität der Böhmischen Brüder und der Humanismus.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wurden die Fluren der čechischen Litteratur von zwei Strömungen fruchtbar überflutet, die ihr neue Anregungen und Belebung brachten: von der Brüderunität und von dem Humanismus. Beide Richtungen wurden durch ganz entgegengesetzte Bestrebungen des menschlichen Geistes hervorgerufen: die Böhmischen Brüder erhoben das ältere verwelkende čechische Ideal der inneren religiösen Wiedergeburt zu ihrer Lebensaufgabe; dieser religiösen Sehnsucht des mittelalterlichen Denkens flößten sie bloß einen menschlicheren Geist ein; aber auch sie lehrten Weltentsagung. Die andere Strömung, der Humanismus, verfolgte anknüpfend an die Lebensanschauung der Antike das gerade Gegenteil: die Hebung des Menschen; er trachtete ihm durch das Genießen der Kunst und Wissenschaft den Aufenthalt auf der Erde möglichst erfreulich zu machen. Die Brüderunität erweiterte anfangs die Kluft zwischen dem čechischen Volk und der übrigen Welt; durch den Humanismus sollte es ihr nähergebracht werden, mit ihr als ihr Bestandteil verschmelzen. In ihrer Anfangsentwicklung stehen beide Richtungen der čechischen Litteratur feindlich gegenüber: die Brüder durch ihre Voreingenommenheit gegen die weltliche Kultur, der Humanismus durch seine ausschließliche internationale Sprache der Gebildeten, das Latein. Aber bald wurden diese Gegensätze gemildert und die Blüte der älteren čechischen Litteratur durch die Vereinigung beider Richtungen herbeigeführt: die Humanisten stellten sich in die Reihen der Reformatoren, und die Reformatoren führten ihre Ideen unter dem vorwiegenden

Einflusse der humanistischen Bestrebungen aus. Eine ähnliche Entwicklung findet man auch bei den deutschen Humanisten und Reformatoren.

Im Jahre 1457 suchte eine kleine Schar von schlichten frommen Brüdern und Schwestern die Ideale Chelčickýs und Rokycanas ins wirkliche Leben zu verpflanzen. Der Bruder Řehoř († 1474), ein Verwandter Rokycanas und gewesener Mönch, gelangte durch sein organisatorisches Talent, durch seine sittenstrenge Lebensweise, seine Erfahrungen und seine Bildung — er schrieb auch Flugschriften — an die Spitze dieser Schar. Bald wußte er in seinem Kunwalder Asyl — Kunwald, ein Dorf in Ostböhmen — verschiedene ähnliche in Böhmen schutzlos lebende religiöse Sekten, wie die Überreste der von König Georg gewaltsam unterdrückten Táboriten, die sogenannten Vilémover und Chelčicer Brüder, die mährischen Brüder, die Waldenser und andere, zu einer Brüdergemeinde zu vereinigen. Diese Brüder hielten im ganzen an den Lehren Chelčickýs fest. Die hl. Schrift bildete die Grundlage für die Religion, die treueste Nachfolge Christi, ein evangelisch schlichtes, unbescholtenes, der Welt entsagendes Leben, christliche Demut und Geduld, tatkräftige Nächstenliebe und Barmherzigkeit waren ihre Ideale. Ihr Gottesdienst, welcher hauptsächlich im Vorlesen und in der Erklärung der Bibel und in der Predigt bestand, wurde in der Muttersprache abgehalten. Bald bekam diese Brüderunität Gelegenheit, ihren Glauben durch Leid und schwere Proben zu stählen. Von dem König, der sich verpflichtet hatte, alle Ketzerei aus seinen Ländern auszujäten, ging 1461 die erste Verfolgung aus, und 1468, als sie sich zu einer selbständigen Kirche organisiert und sich ihren erwählten Bischof von dem Bischofe der Waldenser, denen sie anfangs ganz nahe standen, weihen ließen, und Rokycana sich von ihnen öffentlich losgesagt hatte, brach eine grausamere Verfolgung über sie herein; einige von den Brüdern mußten ihr religiöses Ideal mit ihrem Leben erkaufen.

Aber der Charakter der ursprünglichen Brüderunität barg die Gefahr in sich, daß sie auch von dem Los der übrigen zahlreichen religiösen belanglosen Sekten ereilt werde, die alle das Ideal des vollkommenen christlichen Lebens anstrebten, aber daran scheiterten, daß sie die Forderungen des wirklichen Lebens, besonders der Staatsgesellschaft, mißachteten. Die Brüder selbst

trugen schwer die Verdächtigung, für Sektierer gehalten zu werden. Im Jahre 1491 wurde von ihnen eine Studienexpedition in die östlichen Gegenden ausgesandt, um daselbst die unverdorbene ursprüngliche christliche Gemeinde zu suchen, die dann zum Muster gewählt werden könnte. Einer von den vier Reisegefährten, Martin Kabátník († 1503), der sich von den übrigen in Konstantinopel trennte, schilderte später seine »Reise von Böhmen nach Jerusalem und Ägypten«.

Das Verdienst, die Unität der Böhmischen Brüder gerettet zu haben, sie der neuen Kulturströmung und den brennendsten Fragen des öffentlichen Lebens angepaßt zu haben, gebührt ihrem energischen »Gesetzgeber«, dem Bruder Lukáš (um 1460—1528). Sein unbefriedigt suchender Geist führte ihn, wie manche andere, bald von der veralteten scholastischen Gelehrsamkeit, die ihm die starre Prager Universität bot, und von dem sinkenden Utraquismus den Böhmischen Brüdern zu. Die für die Unität etwas freiere Zeit von 1475—1526 benützte er mit anderen hervorragenden Mitgliedern, besonders Vavřinec Krasonický († 1532) zur Erhebung der Unität zu einer mächtigen Kirche. Schon 1494 zog er »die größere Partei« der Unität, die eine freiere Lebensweise und Bildung anstrebte, nach sich. Die Autorität Chelčickýs wurde abgeschwächt. Die weltliche Macht wurde nicht mehr abgelehnt, die Ausübung der Ämter den Mitgliedern nicht mehr verwehrt. Auf diese Weise ermöglichte Lukáš auch den reicheren und adeligen Gesinnungsgenossen den Eintritt in die Unität. So konnte sich die junge Kirche nach einem halben Jahrhundert ihres Bestandes in den 400 Brüdergemeinden einer Zahl von über 100000 Mitgliedern rühmen. Für die neue Kirche agitierte Lukáš, der 1500 zum leitenden Bischof der Unität — sie hatte schon vier Bischöfe — gewählt worden war, in der Heimat und im Auslande, stritt und litt im Kerker. Er erhob die Priester zu einem selbständigen Stande, sorgte um Schulen und Bücher für sie. Lukáš' Bruder, Jan Černý, ein ebenso eifriger Anhänger der Brüderunität wie jener, ein erfolgreicher religiöser Polemiker, der berühmteste praktische Arzt seiner Zeit, sorgte für das Wohl des gemeinen Volkes durch die Herausgabe der »Schrift über die Pestkrankheiten« (1505 und öfters) und des »Medizinischen Buches, welches Herbar oder Kräuterbuch heißt« (1517 in Nürnberg und dann

öfters), mit primitiven Abbildungen der Heilpflanzen und mit einem interessanten Versuch einer čechischen Pflanzenlehre. Darin verbreitete Černý mit Erfolg eine modernere, mehr reale Kenntnis der Heilpflanzen als das lateinische »Herbarium« und die čechisch verfaßten »Ärztlichen Bücher« des vielseitigsten Fachgelehrten der hussitischen Zeit, Křišťans von Prachatice († 1439), eines Freundes Husens.

Die reiche litterarische Tätigkeit Lukáš' — er schrieb gegen hundert Schriften und Traktate — ist jedoch mehr anregend als litterarisch bedeutend. Durch verschiedene Traktate, durch einen Katechismus »Kindliche Fragen« (1505) trachtete er seine Kirche auf eine festere dogmatische Grundlage zu stellen. Er war in einigen Abhandlungen bemüht, die Entstehung seiner Kirche als eine notwendige Forderung für die Christenheit darzustellen — der Verfall der alten Kirche hat sie herbeigeführt. Die Gegner der Brüder suchte er durch Apologien und Konfessionen seiner Kirche zu entwaffnen. Für die Glaubensgenossen gab er 1518 und 1525 das Neue Testament heraus. Er hob den Gottesdienst in der brüderlichen Kirche, indem er ihn mehr heiligte und namentlich dem Kirchengesang volle Geltung verschaffte. Das kirchliche Lied blühte seit Hus vorzugsweise bei den Kalixtinern. Der utraquistische Priester Václav Miřínský († 1492) konnte schon ein umfassendes Gesangbuch aus den älteren und eigenen primitiven, größtenteils undichterisch den Inhalt der Bibel und der utraquistischen Lehren verdolmetschenden Kirchenliedern zusammenstellen. Es wurde dann im 15. Jahrhundert öfters gedruckt und fand namentlich in Jan Táborský einen kritischen und gewandten Bearbeiter und Herausgeber. Jedoch das erste gedruckte čechische Kanzional (1501 und später 1505, 1519), »Lieder zum Lobe Gottes« (»Písně chval božských«), rührt von Lukáš, der selbst gegen hundert geistliche Lieder verfaßte, her. In dieser Zeit lenkte das religiöse Leben alle dichterischen Talente auf das Gebiet des geistlichen Liedes. Tausende von frommen Liedern wurden verfaßt; nur ein kleiner Teil von ihnen bekam durch die Innigkeit des Gefühls und den dichterischen Schwung die künstlerische Weihe, aber alle erfreuten sich einer seltenen Fürsorge der Gläubigen. Lukáš wußte die böhmische Brüdergemeinde bei ihrer völligen Selbständigkeit auch gegen den mächtigen nach Böhmen eindringenden Einfluß Luthers zu er-

halten. So hat er die feste Grundlage für die weitere segensreiche Tätigkeit der Brüderunität gelegt.

In der Unität der Böhmischen Brüder kommt nicht nur die begeisterte religiöse Schwärmerei zum Ausdruck, sondern auch das soziale Unrecht. Die Ärmsten, die Bedrücktesten fanden darin ihren Trost. Ein tiefer Verfall der Sitten, ein maßloses Jagen nach Genüssen und Reichtum, Zerwürfnisse und Fehden zeichneten den größten Teil des Adels und des reichen Bürgerstandes aus. An dem Sohne des Königs Georg, Hynek von Poděbrady, dem Herzog von Münsterberg († 1492), kann man diesen Verfall — wohl das äußerste Extrem — ermessen. Ohne moralischen Halt wechselte er seinen Glauben wie seine Herrentreue. Reich begabt vergeudete er seine Geistesgaben und Körperkräfte sowie seine ungeheuren Reichtümer in unersättlicher Wollust. Sein wüstes Leben hat er auch litterarisch gekennzeichnet. Aus Boccaccios »Dekamerone« wählte er sich zwölf schlüpfrige Novellen zur Bearbeitung, in den »Versen von dem Liebhaber« und in dem »Maitraum« führte er die Unflätereien der Augsburger Klara Hätzlerin umständlicher und mit innerem Behagen aus. Ein besseres Zeugnis stellen dem Verfasser die moralisierenden Allegorien »Der Herr des Rates«, »Tugend, Ritter und Weisheit« sowie der versifizierte »Spiegel der Verschwendung« aus. An die Vorzüge des alten čechischen Adels erinnert die litterarische Tätigkeit des katholischen Edelmanns Jan von Lobkovice und zu Hassenstein (1450 bis 1517), dem Bruder des berühmten Humanisten. Seine Lebensweisheit, sein menschliches und christliches Wesen, seine seltene Redlichkeit und reiche Erfahrungen, sein Standesinteresse legte der Autor in seiner originellen »Nachricht und Belehrung dem Sohne Jaroslav darüber, was er machen und lassen sollte« (1504), nieder. Außerdem hinterließ er eine interessante, obzwar nüchtern geschilderte Reisebeschreibung, »Die im Jahre 1493 zum Grabe Gottes unternommene Pilgerfahrt« (1505), die bedeutsamste von den drei Palästinareisebeschreibungen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Eine patriotische, kluge und edle Gesinnung verraten auch die mit klassischer Einfachheit verfaßten Briefe des hochbetagten, mächtigen, das Wohl des Staates immer bedenkenden Aristokraten Vilém von Pernstein (1435—1521).

Einen neuen Lebensgehalt versprach der čechischen Litteratur

der Humanismus zu bieten. Die ersten Schritte dieser neuen geistigen Macht führen nördlich der Alpen nach Prag. An dem Hofe Karls IV. weilte der erste unermüdete allseitige Vorkämpfer des Humanismus, Petrarca, und gewann in dem Kaiser zwar keinen Gesinnungsgenossen, aber doch einen verständnisinnigen Gönner, unter den Höflingen auch einige Anhänger, namentlich in dem einflußreichen Kanzler Johann von Neumarkt, dem späteren Bischof von Olmütz. Durch die Reformbewegung und die hussitischen Kriege wurde die weitere Entwicklung des Humanismus in Böhmen unterbrochen. Fast nach einem Jahrhundert, als schon dem neuen litterarischen Geschmack fürstliche Höfe, sogar die römische Kurie, ferner italienische Stadtkanzleien, die Universitäten huldigten, versuchte ein anderer Italiener, der erfolgreichste Apostel des Humanismus in Europa, Äneas Sylvius Piccolomini, die abgewelkte edle Blume in den harten Boden Böhmens von neuem zu verpflanzen und fand für sie sorgfältige Pfleger. In der ersten Generation der čechischen Humanisten nimmt der ehrwürdige Patriot Jan von Rabstein († 1473) den ersten Platz ein. In seinem einzigen Werke, dem lateinisch geschriebenen »Dialogus«, einem Gespräch über die politische Lage unter dem König Georg, hinterließ er ein schönes Denkmal einer edlen Persönlichkeit, die von dem humanistischen Kosmopolitismus nicht berührt wurde. Wenn er als gehorsamer Katholik gegen seinen König spricht, so sieht man, was für einen schmerzhaften Konflikt der Bann des Papstes seinem treuen Herzen bereitet hat.

Den Ruhm der ersehnten Unsterblichkeit hat von den čechischen lateinisch schreibenden Humanisten nur der Angehörige einer berühmten čechischen adeligen Familie, Bohuslav Hasištejnský von Lobkovice (1460—1512), durch seine humanistischen Bestrebungen, durch seine Poesie und seine reiche Korrespondenz erreicht. Er wurde wegen seiner seltenen Formgewandtheit und seiner kühl berechnenden Eleganz in seinen Elegien, Heroiden, Eklogen, Epigrammen und ähnlichen humanistischen Gattungen, in seinen lobrednerischen Schmeicheleien der mächtigen Parteigänger viel bewundert. Er bewährte sich darin als ein meisterhafter Nachahmer der alten Klassiker. Wie Erasmus von Rotterdam neigte er zur Satire hin. Die Satire »Eine Klage über die Sitten der Čechen«, ferner eine prosaische Schilderung »Über die Lage Prags und die Sitten der Ein-

wohner« sind seine originellsten und besten Produkte. Die Poesie und die Wissenschaften zogen Bohuslav von Lobkovice stärker an als der königliche Hof und seine Ehrenbezeigungen, die er daran hätte leicht erlangen können; er saß lieber auf seiner Burg Hassenstein von seinen Bücherschätzen umgeben, die er mit einem fürstlichen Kostenaufwand gesammelt hatte. Wiewohl Bohuslav Hasištejnský — wie einige gleichzeitige Humanisten anderer Völker — bei den Klassikern antike Tugenden, namentlich eine warme Vaterlandsliebe, den Sinn für den Ruhm seines Volkes, für die Wahrheit und Gerechtigkeit, für die alten Sitten kennen gelernt hat und sie in seinen Schriften auch an den Tag legt, überwiegen doch bei ihm kosmopolitisch humanistische Neigungen.

Bohuslav von Lobkovice ist einer von den čechischen Humanisten, die als Bekenner des Kelchs nach Italien zogen, aber als eingefleischte Kämpfer für die Interessen der katholischen Kirche zurückkehrten. Das klassische Latein war ihr Ehrgeiz. Das Schöpfen aus den italienischen Quellen lähmte die Kraft ihres väterlichen Glaubens und ihrer nationalen Individualität. Fruchtbare Anregungen brachte dagegen der čechischen Litteratur die neue Weltströmung durch Männer, die den italienischen gefährlichen Boden nicht berührt hatten und doch die volle humanistische Weihe empfingen. Fromm und gottergeben vertraten sie die strengere Richtung unter den Kalixtinern, die sich zwar mit der römischen Kirche nicht versöhnen konnten, aber dennoch gegen den Katholizismus keinen Haß zeigten. Ihre Neigungen sind mit den neuchristlichen Reformbestrebungen der niederländischen und deutschen Humanisten verwandt. Auch ihre Wirksamkeit galt der religiösen und moralischen Hebung ihrer Landsleute. Mit den Vorzügen der alten klassischen Sprachen und Werke wollten sie in erster Reihe ihre Muttersprache und ihre Arbeiten bereichern. Auch unter diesen nationalen Humanisten ist kein Dichter entstanden, aber ihre prosaischen Schriften haben doch die unzähligen geistlosen versifizierten lateinischen Nachdichtungen in den Schatten gestellt.

Viktorin Kornel von Všehrdy (um 1460, † 1520) ist der weitaus bedeutendste unter ihnen. Anfangs auch von den katholischen Lateinern, besonders von seinem Freunde Bohuslav von Lobkovice, als strahlender Stern am čechischen Himmel ge-

feiert, wurde er, nachdem er seine antipäpstliche Gesinnung geäußert hatte, von ihm schimpflich verleumdet. Als aufrichtiger Utraquist wollte er nicht, wie andere, die römische Sprache verbreiten und so »Wasser ins Meer gießen«, sondern die Früchte der humanistischen Bestrebungen den Laien zugänglich machen. Zunächst übersetzte er erbauliche religiöse Schriften, insbesondere die Schrift »Über die Besserung des Gefallenen« vom hl. Johannes Chrysostomus, welche durch eine charakteristische Einleitung über die Vorzüge der čechischen Sprache und über sein Programm der schriftstellerischen Tätigkeit merkwürdig ist. Als Vizelandschreiber bei der Landtafel, welches wichtige Amt er 1493—1497 bekleidete, sammelte er fleißig das Material zu seinem bedeutendsten selbständigen Werke, den »Neun Büchern über die Rechte, Gerichte und die Landtafel Böhmens« (1499; in einer neuen Umarbeitung 1508). Wie die klassischen Sprachen sein Gefühl für die Schönheiten seiner Muttersprache, die er der lateinischen an die Seite stellte, schärften, so lernte er durch das Studium des römischen Rechtes den Rechtssinn seiner Vorfahren schätzen. Aber die humanistischen Studien blendeten seinen Blick nicht in dem Maße, daß er wie viele gleichzeitige Humanisten bloß in der Übernahme des römischen Rechts das einzige Ziel des Rechtsgelehrten erblickt hätte. »Wenn ich hundert Zungen hätte«, schreibt er in recht humanistischer Ausdrucksweise an einer Stelle, »und ebensoviele Munde, eine eiserne Stimme und kupferne Federn, könnte ich weder durch die Sprache noch durch die Schrift klarlegen, welches Lob die alten Čechen in der Verwaltung ihres Landes Böhmen verdienen, indem sie so gerechte, so angemessene und so sowohl für sich als auch für ihre Nachkommen nützliche Rechte erdacht haben . . . Der fleißige Leser Dalimils war čechisch-national gesinnt; die Verteidigung der Rechte der čechischen Sprache versäumte er bei keiner Gelegenheit. Er billigte es freudig, daß in die Landtafel 1495 die čechische Sprache eingeführt worden war — in Mähren war es durch das Verdienst Ctibor Tovačovskýs schon 1480 geschehen —; mit Stolz hob er aus der čechischen Vergangenheit Männer hervor, die für ihre Muttersprache Sorge trugen. Wie Dalimil, schätzte auch Viktorin das allgemeine Wohl hoch, wofür ihm die römischen Klassiker mehr Begeisterung einflößten, und verurteilte die usurpierten Vorrechte des egoistischen Adels, den

Lug und Trug seiner Zeit. Ein Mann von solchem Gerechtigkeitssinn, von so edler Humanität — er nahm sich in seiner Schrift energisch der Wehrlosen, der Waisen und Witwen an — mußte von den Oligarchen aus dem Herrenstande, die sich damals anschickten, ihre auf Kosten des Bürgerstandes usurpierten Vorrechte sich gesetzlich sichern zu lassen, seines Amtes entsetzt werden. Seine Sprache, die sich an alte Muster anlehnt, klingt daher trotz des beliebten humanistischen Gewandes, welches sich namentlich im rhetorischen Pathos, in langen Perioden und einigen lateinischen Wendungen gefällt, kernig čechisch. Sein Rechtsbuch reiht man unter die klassischen Werke der čechischen Prosa und sucht auch in den Weltlitteraturen seinesgleichen. Vergleicht man damit das berühmteste, etwas spätere Rechtswerk der Renaissancezeit, Macchiavellis »Il principe«, so fällt insbesondere der große Unterschied zwischen der Gesinnungsweise der genialen italienischen Humanisten und der viel tieferen Reformationshumanisten auf.

Ähnliche patriotische Gesinnung und Liebe zu der Muttersprache wie Viktorin legte in einigen Vorreden zu seinen zahlreichen Übersetzungen aus den älteren lateinischen und den humanistischen Schriften größtenteils philosophisch-meditativen und religiös erbaulichen Inhalts und namentlich in seinem Mahnbrief an die Prager« sein Freund und Anhänger Řehoř Hrubý von Jelení († 1514) dar. Er übertrug ins Čechische — wohl der erste in eine Nationalsprache — die berühmte satirische Allegorie »Lob der Narrheit« (1513) von Erasmus von Rotterdam und die sehr beliebte Schrift von Petrarca »De remediis utriusque fortunae«. Řehoř Hrubý hatte keine höhere Bildung genossen. Dafür wandte er auf die Bildung seines Sohnes Sigismund sein ganzes Vermögen auf. Für ihn gewann er als Lehrer den reich begabten Václav Písecký (1482—1511), den ersten Übersetzer aus der griechischen Sprache. Písecký war es nicht gegönnt, die großen Hoffnungen, die seine Freunde auf ihn bauten, zu erfüllen; er starb an der Pest in Italien. Sein vorzeitiger Tod traf am schwersten die verfallene Prager Universität: von ihm erwartete man, daß er den erlösenden Aufschwung derselben herbeiführen werde. Ihre Reform bekam sie aber erst nach mehr als fünfzig Jahren nach dem Tode Píseckýs. Sein Zögling Zikmund von Jelení (Sigismundus Gelenius, 1497—1554) wirkte,

als seine Dienste von der Prager Universität zurückgewiesen worden waren, in der berühmten Frobeniusschen Buchdruckerei zu Basel als erster wissenschaftlicher Herausgeber lateinischer Schriftsteller und ließ daselbst auch seine zahlreichen Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische sowie sein selbständiges Werk »Lexicon symphonum«, ein vergleichendes Wörterbuch der griechischen, lateinischen, deutschen und der schlechten čechischen Sprache, drucken.

Die čechischen Humanisten benützten wie die Böhmischen Brüder zur Verbreitung ihrer Ideen im vollen Maße die Buchdruckerkunst. Auch darin sind sie ihren latinisierenden Kollegen unähnlich. Frühzeitig wußte das čechische Volk diese großartige Errungenschaft des menschlichen Geistes seiner Bildung dienstbar zu machen. Als der älteste Druck wird die »Trojanische Chronik« aus dem Jahre 1468 angeführt. Unter den zahlreichen Inkunabeln (bis zum Jahre 1526 über hundert) befinden sich Bibeln (die Prager Bibel aus dem Jahre 1488, die Kuttenberger 1489, die prachtvollste die Venediger 1506, Neue Testamente u. a.), religiös erbauliche Schriften, Übersetzungen der Humanisten u. v. a. Den Mikuláš Konáč von Hodištkov oder Finitor († 1546), wie er der Mode gemäß seinen Namen latinisierte, nötigte sein Buchdruckerhandwerk, welches er auch als Vizehofrichter (von 1520—1542) betrieb, zu einer fleißigen Übersetzungstätigkeit, durch welche sich seine Sprache allmählich vervollkommnete. Konáč verkörpert in der čechischen humanistischen Litteratur den einseitigen Hang des Humanismus zu der Allegorie und Fabel. Diese waren eine sehr beliebte Form der älteren čechischen Dichter. Zu dem ziemlich selbständigen »Rat der Tiere«, welcher um etwa hundert Jahre jünger ist als Smils »Neuer Rat« und den gemeinen Mann im Sinne hat, zu dem sogenannten »Esop«, der in einer kernigen čechischen Sprache 1488 gedruckt, dann in einer neuen Übersetzung und mit umfangreichen Ergänzungen nach dem Sammelwerke Steinhöwel-Brants von Jan Akron Albín 1557 erschienen war, traten jetzt auch Bidpajs Fabeln hinzu, die Konáč aus der lateinischen Bearbeitung des Johannes von Capua unter dem Titel »Die Regeln des menschlichen Lebens, anders Gleichnisse alter Weisen« übersetzt hatte. Das bedeutendste Werk Konáčs ist seine selbständige moralisierende und satirische Allegorie, das »Buch von dem Jammern

und Klagen der Gerechtigkeit, der Königin und Frau aller Tugenden«, welches der hochbetagte Humanist vor seinem Tode 1545 beendet hatte. Konáč gebrach es an dichterischer Begabung, um das in der älteren čechischen (in dem Liede über die Wahrheit, bei Hus, Chelčický), sowie der humanistischen Weltlitteratur so beliebte Motiv einer Musterung aller Stände auch künstlerisch gestalten zu können. Wegen seines abstrakten Charakters, wegen des Mangels an feuriger innerer Überzeugung macht das »Buch« Konáčs den Eindruck eher einer Reihe von fleißig gefeilten, die humanistische Lebensweisheit bietenden Predigten als den einer Dichtung. An dem Werke ist die Tendenz und eine gute Sprache zu loben.

Im 15. Jahrhundert beherrscht der Humanismus fast alle Gemüter der gebildeten čechischen Welt. Ferdinand I., mit dem 1526 das habsburgische Haus für immer den böhmischen Thron bestiegen hatte, unterstützte humanistische Bestrebungen, namentlich gelehrte Forschung. Die wunderbaren originellen architektonischen Werke der Vladislavschen Spätgotik eines Beneš von Louny, Rejsek u. a. lösen jetzt Bauten der reinsten Renaissance ab, wie das prachtvolle von Ferdinand I. erbaute »Belvedere«, welches man mit Recht als den schönsten Renaissancebau Mitteleuropas anerkennt. Nie konnte ein Bürger ein adelndes Prädikat so billig erringen wie ein Schriftsteller unter den ersten Habsburgern. Der vermögende und einflußreiche čechische Magnat Jan Hodějovský von Hodějov (1496—1566) spielte dabei den Vermittler. Wie viele fremde Fürsten und hohe Würdenträger versammelte er eine größere Gemeinde von Humanisten um sich, unterstützte sie willig mit seinem Gelde, versorgte sie mit Ämtern und ehrenden Auszeichnungen und mußte dafür eine Unmasse von hohlen, ihn verherrlichenden lateinischen Gelegenheitsversen nebst ernsthafteren epischen Dichtungen und Dramen, welche größtenteils die čechische Vergangenheit verherrlichten, lesen — man sammelte ganze vier Bände »Farragines poematum« von dieser, in Böhmen fast von einem Schock Versschmiede erzeugten litterarischen Ware. Diese Humanisten verbreiteten zwar die Kenntnis des Lateins, aber ihre Muttersprache schätzten sie gering. Schien ja dem bedeutendsten lateinischen Dichter dieser Zeit und einem vortrefflichen humanistischen Schulmanne, Matouš Kolínský (1516—1566), dessen berühmte Privatschule

die Prager Universität leicht in den Schatten stellte, eine Universitätslektion seinen Ruhm und zugleich einen Lohn des Himmels besser zu sichern als tausend Gedichte in der Volkssprache. Sein Patron Hodějovský teilte diese Voreingenommenheit nicht. Wie er in seiner humanistischen Gemeinde keine konfessionellen Unterschiede kannte, so unterstützte er auch humanistische Schriftsteller, welche in ihrer Muttersprache schrieben. Unter den letzteren gab es keine Dichter. Ihre Tätigkeit war der belehrenden und wissenschaftlichen Litteratur gewidmet. Andere Strömungen, namentlich die religiösen, kamen mit zum Wort. Humanistische Mäzene waren auch eine Reihe von Olmützer Bischöfen. Litterarisch tat sich unter ihnen Jan Dubravius (um 1486—1553) hervor, der lateinische Bearbeiter von Smils »Neuem Rat« und Verfasser einer lateinisch geschriebenen Chronik von Böhmen »Historia regni Bohemiae« (1552), welche die ältere Chronik des Aeneas Sylvius verdrängte.

Von den čechischen, im humanistischen Geiste geschriebenen Schriften unterhielt insbesondere die genau geschilderte »Reise von Prag nach Venedig und von da aus über das Meer bis nach Palästina« (1563) des katholischen Prager reichen, humanistisch gebildeten Fabrikanten physikalischer und mathematischer Instrumente Oldřich Prefát von Vlkanov (1523—1565). Namentlich zog darin die kunstvolle, bewegte Schilderung an, wie sein Schiff von türkischen Piraten überfallen und dann zum Spiel eines fürchterlichen Seesturmes wurde. Mit der Geschichte der Wiege des Christentums, um die man sich stets interessierte, machte das Buch des Josephus Flavius »Über den jüdischen Krieg« bekannt: ins Čechische übersetzte es Pavel Vorličný (Aquilinas, † um 1567).

Die Geographie, Ethnographie und Geschichte der weitesten Welt im Sinne der strengeren systematischen humanistischen Wissenschaft lernte das čechische Volk in »Der čechischen Kosmographie« (1554) von Zikmund von Puchov († um 1584) kennen. Der erste Teil dieses umfangreichsten Werkes der älteren čechischen Litteratur (über 1800 Folioseiten) ist eine Bearbeitung des berühmten Werkes des Basler Professors Seb. Münster (der zweiten lateinischen Bearbeitung aus dem Jahre 1550). Im zweiten Teile stellte der čechische Schriftsteller aus verschiedenen antiken und mittelalterlichen Quellen eine selb-

ständige Weltgeschichte zusammen; er schilderte sie der mittelalterlichen Gewohnheit gemäß nach den vier Weltmonarchien.

»Die čechische Kosmographie« war auf die Anregung Ferdinands I. entstanden. Gleiche Sorge trug der realistische Herrscher auch für die Naturwissenschaften, deren Vernachlässigung er bei den Čechen rügte; sie seien dadurch von dem Wege ihrer Vorfahren weit abgewichen. Der König hatte recht. Insbesondere war der alte wissenschaftliche Glanz der Prager Hochschule verblaßt, die mathematischen und medizinischen Disziplinen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fanden diese Wissenschaften in dem berühmten Mathematiker, Astronomen und Mitarbeiter des Dänen Tycho de Brahe, dem Protomedikus des Königreichs Böhmen und dem Leibarzt des Kaisers Maximilian II., Tadeáš Hájek oder mit seinem lateinischen Namen Nemicus (1525—1600), ihren Meister. Der allseitig gelehrte Mann machte zum ersten Male den Versuch, die Prager Umgebung zu messen und zu mappieren — die erste Karte von Böhmen von Klaudyan rührt aus den Jahren 1517—1518. Aus dem Lateinischen übersetzte er in seine Muttersprache das berühmteste Werk der damaligen Pflanzenlehre Andreas Matthiolis (1500—1577), des Leibarztes des Erzherzogs Ferdinand, mit dem Hájek elf Jahre in Prag verkehrte, das »Herbar oder Kräuterbuch«, an dessen lateinischem Original er mitarbeitete. Das čechische »Herbarium« wurde mit einem unerhörten Aufwand 1562 herausgegeben. Die vortrefflichen, getreuen Abbildungen der Heilpflanzen suchen wohl bei anderen Völkern zu dieser Zeit ihresgleichen. Der čechischen Wissenschaft erwies dieses Werk einen großen Dienst durch die genau spezifizierte botanische Terminologie.

Der unbeständige, mit der alten Weltordnung Kompromisse schließende Utraquismus unterlag leicht jeder ideell stärkeren Richtung; es gab unter ihm viele Abtrünnige sowohl an den Katholizismus als auch an die Brüderunität. Der Urheber der deutschen Reformation, Luther, mußte ihr Herz noch mehr einnehmen. Luther, der durch das Studium von Husens Schriften seine Vorurteile gegen die čechischen »Ketzer« völlig aufgab, erklärte sich ja selbst — namentlich in dem bekannten Briefe an den Prediger des Kurfürsten von Sachsen — für einen Hussiten. Die Utraquisten sahen sich geschmeichelt, daß Luther den Kelch

bei den Laien billigte, daß er eine nationale deutsche Kirche anstrebte, wie die Čechen eine čechische hatten; der böhmische Adel fand in dem Vorgang der deutschen Fürsten, die sich Luthers gegen den Kaiser annahmen, eine Stärkung seiner Bestrebungen nach der Unabhängigkeit von dem König. Kurz, Böhmen war der fruchtbarste Boden für den Samen der deutschen Reformation. So fanden Luthers Schriften bald čechische Übersetzer: 1520—1523 wurden außer anderen die Erläuterung der zehn Gebote Gottes und des Vaterunsers, der Sendbrief an die böhmischen Stände, der Sendbrief an die Prager ins Čechische übertragen. In Prag und in anderen Städten Böhmens gab es ungemein viele Anhänger und viele begeisterte Verkünder wie verbissene Gegner Luthers; wieder — wie vor hundert Jahren — ertönte in diesen Streitigkeiten das satirische Lied. Mit Luther nahm auch die Böhmische Brüdergemeinde Fühlung, und obzwar ihren religiösen Lehren von dem deutschen Reformator die größte Anerkennung zuteil wurde, nahm sie den lutherischen Glauben doch nicht an. Es traten aber auch die Katholiken mit ihren Ansprüchen kühner auf, es meldete sich die Böhmische Brüdergemeinde immer lauter um ihre Rolle im geistigen Leben ihres Volkes.

Die Geschichtschreibung trägt die deutlichsten Spuren dieser widerstreitenden Bestrebungen. Bartoš Písař (um 1470—1535), ein Leinwandhändler, bekleidete kürzere Zeit das Amt des Schreibers (daher sein Name Písař = Schreiber). In der »Prager Chronik«, einem parteiisch geschriebenen, aber trotzdem einem der besten in einer volkstümlich kernigen Sprache verfaßten čechischen Geschichtswerke der älteren Zeit, schildert er zuweilen recht plastisch, namentlich in der Charakteristik der Hauptpersonen, die stürmischen Begebenheiten in Prag zwischen 1524—1530, wo eine reformfreundliche Partei, die zu Luther hinneigte, von der altkalixtinischen korrumpierten Gegenpartei gewaltsam unterdrückt, ihre Anhänger gefangen gehalten, verbannt, ihr Vermögen konfisziert wurde, bis nach fünf Jahren von dem König Ferdinand I. wieder Ordnung geschaffen wurde und die Verbannten — darunter auch Bartoš Písař — in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt wurden. Einen tieferen Einblick in die Psychologie der einzelnen Personen und ganzer

Massen sowie in die Politik des energischen, seine Macht immer mehr gegenüber dem Adel kräftigenden Königs Ferdinand I. gewähren die an urkundlichem Material reichen »Akten oder Gedenkbücher oder Geschichte jener zwei unruhigen Jahre (1546 und 1547)« des humanistisch allseitig gebildeten Sixt von Ottersdorf (1500—1583). Als bedeutender Politiker und Kanzler der Prager Altstadt nahm er an der zaghaften Revolution der Stände gegen ihren Herrscher teil, der von ihnen eine Hilfe gegen die deutschen Glaubensgenossen verlangte, wurde dann von dem siegreichen König seines Amtes enthoben, zur Führung eines Handels und dabei auch zu einer wirksamen litterarischen Tätigkeit bewogen — er revidierte auch die Übersetzung des Neuen Testamentes nach dem griechischen Original. Nach dem Tode Ferdinands I. wurde er der amtlichen und politischen Tätigkeit wiedergegeben. Dieser Tätigkeit haben wir seine wichtige Monographie »Diarium des Landtages 1575« zu verdanken.

Andere wollten die Geschichte ihren konfessionellen Zwecken oder ihrem persönlichen Vorteile dienstbar machen. So bemühte sich der kalixtinische Priester Bohuslav Bílejovský (1480 bis 1555), ein boshafter Feind der Böhmischen Brüder, in seiner »Chronik von Böhmen« (gedruckt 1537 in Nürnberg) den Utraquismus als eine seit den Zeiten Cyrills und Methods in Böhmen bestehende Kirche zu beweisen, um damit die Ansprüche der Katholiken auf ihre ehemaligen Kirchen und kirchlichen Güter, die sich nun größtenteils in den Händen der Kalixtiner befanden, abzuschwächen. Er scheute wie die Fabrikanten von Adelstiteln keine Fälschungen der Geschichte. Die Furcht seiner Glaubensgenossen vor der »Chronik von der Gründung des Landes Böhmen« (1539), die sie zu hussitisch erwarteten, des schmiegsamen, auf seine Vorteile sehenden Humanisten Martin Kuthen von Sprinsberg (um 1500, † 1564), benützte der in seinen Hoffnungen enttäuschte Karriere- und Präbendenjäger, der zank- und ränkesüchtige katholische Würdenträger Václav Hájek von Libočany († 1552) dazu, daß er eine »Chronik von Böhmen« (1541) nach dem Wunsche des katholischen Adels zu schreiben begann. Von allen maßgebenden Seiten ließ die katholische Regierung, in deren Sinne Hájek schreiben wollte, und seine Gönner mit großem Aufwand für ihn Quellen sammeln.

Wiewohl sich der Geschichtschreiber in der Vorrede mit der hohen Auffassung der geschichtlichen Wahrheit brüstet, blieb seinem Werke ein Bestreben nach der Wahrheit ganz fremd. Er appretierte nicht nur Volkssagen historisch, indem er sie mit genauen Daten versah, er schützte Quellen vor, die er nicht in der Hand gehabt hatte, er faßte die čechische Vergangenheit mit der rücksichtslosesten Tendenz seiner Partei auf, er schmeichelte darin durch erdichtete Verherrlichung der Vorfahren den einflußreichen gleichzeitigen adeligen Geschlechtern. Ihre Urahnen reihte er ja in das Geleite des Stammvaters Čech ein; dadurch übertrumpfte er seinen Rivalen Kuthen, der den Bürgerstand bereits in den Zeiten der sagenhaften Fürstin Libuscha ins Leben rief. Und dennoch blieb diese Chronik wegen des volkstümlichen, leicht zugänglichen Stiles, wegen ihrer urwüchsig čechischen Sprache, der patriotischen Gesinnung das gelesenste Buch des čechischen Volkes in seinem Verfall. Von J. Sandel wurde es ins Deutsche übersetzt (die erste Ausgabe 1596). Die geschichtliche Autorität dieses Werkes wurde erst im 18. Jahrhundert von Gelasius Dobner gestürzt und dann von allen čechischen Geschichtschreibern verurteilt.

Einer ebenso eifrigen Pflege wie die heimische Geschichte erfreute sich auch das Recht. Unter dem klugen, tatkräftigen Ferdinand I. arbeiteten die Landtage der einzelnen Länder fleißig an den Landesverfassungen. Der freier aufatmende Bürgerstand ließ Sammlungen von seinem Recht anlegen. Gesetzliche Gültigkeit erlangte und behielt über zwei Jahrhunderte das treffliche, durch die klassische Genauigkeit des Ausdrucks sich auszeichnende Werk des Kanzlers der Prager Altstadt, Pavel Kristian von Koldín (1520—1589), »Die Stadtrechte«, in denen der gebildete Humanist eine genaue Kenntnis des römischen Rechtes, besonders der »Institutionen«, sowie des mannigfaltigen im Lande üblichen Stadtrechtes kundgibt. Dadurch erhielten erst die böhmischen Städte ihr einheitliches Recht. Gesetzlich wurde das Werk 1610 in Böhmen, 1697 in Mähren eingeführt.

Schwer sollte ihren Versuch, die bisherige Rechtlosigkeit durch staatliche Anerkennung zu erzwingen, die Böhmische Brüdergemeinde erkaufen. Damals fanden einen starken Widerhall in Böhmen die Kämpfe der Protestanten. Die Augsburger Konfession wurde 1530 ins Čechische übersetzt und binnen

hundert Jahren fünfzehnmal herausgegeben. Ebenso wurden die religiösen Werke der deutschen Reformatoren in die čechische Sprache übertragen. Durch dies Beispiel wurden die Böhmischen Brüder bewogen ihr Glaubensbekenntnis der weiteren Welt vorzulegen. Luther selbst schrieb zu der deutschen Übersetzung ihrer Konfession, die seinen Beifall gefunden hatte, eine Vorrede und sorgte für die Ausgabe ihrer lateinischen Apologie. Mit einer höchst billigenden Anerkennung kam der Brüderunität der westliche Reformator, Kalvin, entgegen. Die Unterhandlungen mit den deutschen Reformatoren und mit den protestantischen Fürsten führte ihr Anführer Jan Augusta (1500—1572), eine unter ihren Bischöfen ganz ausnahmsweise Erscheinung. Das Gebiet seiner Kirche war seinem Ehrgeiz und seiner Herrschsucht zu eng, er strebte die Verbindung mit den Lutheranern an, um dann das Haupt der Vereinigten zu werden. Der ungelehrte Autodidakt schwang sich durch sein Talent, seine Energie, seine Beredsamkeit an die Spitze seiner Kirche und hätte das Lebenswerk des Gesetzgebers Lukáš gestürzt. Durch seine Ambition und seine Inkonsequenz bereitete er seiner Kirche peinliche Situationen und schwere Gefahren. Seine Teilnahme an der Empörung gegen den König im Jahre 1547 büßte er mit einem sechzehnjährigen, anfangs schweren, an Abenteuern und bewegten Szenen reichen Kerker. Am bekanntesten wurde der Besuch von der schönen Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, der Philippine Welser, des alten ehrwürdigen Bischofs im Kerker auf der alten Burg Pürglitz in Böhmen. Diese interessanten Begebenheiten schilderte in schlichter, rührender Weise in dem »Leben Jan Augustas« (deutsch von Jos. Müller 1895) sein ergebener Sekretär Jakub Bílek (1516—1581), der mit ihm sein Gefängnis teilte. Der Kerker war nicht imstande, Augustas Geist zu bezwingen, aber er unterlag seinem Ehrgeiz. Von seinem Kerker aus trachtete er seine Kirche zu verwalten, sie seinem Willen zu unterwerfen. Immer dringender arbeitete er an der Verbindung mit den lutheranischen Utraquisten. Er schrieb zu diesem Zwecke sein großes Buch »Sumovník« (= Compendium), welches den Brüdern alle dogmatischen und liturgischen Schriften ersetzen wollte, sowie eine Unmasse (gegen 20000 Verse) von Kirchenliedern ohne poetischen Schwung. Der prunkliebende Bischof ergriff dann, auf freiem Fuße lebend, gegen seine fortschrittlichen

Gegner die Waffe der einst zurückgesetzten »kleineren Partei«, den Kampf gegen die höhere Kultur. Aber dagegen wurde seine Kirche schon durch stärkere Geister geschützt.

Unter den ungünstigsten Umständen entwickelte sie sich zur ergötzlichen litterarischen Tätigkeit. Nach dem Schmalkaldener Frieden wurde sie von strengen königlichen Mandaten getroffen: die Güter vieler Mitglieder wurden konfisziert und sie selbst des Landes verwiesen. Aber die Schärfe des ungerecht strafenden Schwertes ereilte nur die abschwächenden Nebenzweige des gesunden jungen Baumes, der auf anderen Boden verpflanzt prächtige Früchte trug. Die Verfolgungen stählten ihren Charakter, hoben ihren sittlichen Ernst, entflammten ihre Frömmigkeit, halfen ihre Disziplin und Organisation im demokratischen Sinne vervollkommnen, nötigten sie, ihren Wirkungskreis nach Preußen und insbesondere nach Polen, wo unter dem Schutz einiger mächtiger Herren schon 1558 ein eigener Bischof vierzig brüderliche Kirchen verwaltete, und nach Mähren, wo sie freier aufatmen konnten, zu verlegen.

Die hier erreichte Blütezeit hatte sie hauptsächlich ihrem genialen Haupt, dem Mähren Jan Blahoslav (1523—1571), zu verdanken. In seinem vierunddreißigsten Jahre wurde Blahoslav, der an den Universitäten zu Wittenberg, zu Königsberg und Basel studiert hatte, zum Bischof der Unität erwählt. Der Unität erwies er durch seine ausgezeichnete kulturelle Tätigkeit und durch sein seltenes politisches Talent, das ihm ermöglichte, wichtige Sendungen mit Erfolg durchzuführen, unschätzbare Dienste. Als Schreiber der Brüdergemeinde befaßte sich Blahoslav mit ihrer Geschichte. Die Pietät zu dem Geist der Unität und der Arbeit ihrer geistigen Schöpfer und Märtyrer, der historische Sinn, den die Böhmischen Brüder immer kundgaben, gaben den Anlaß zum sorgfältigen Sammeln des historischen Materials und der sie betreffenden Bücher. Die in Leitomyschl 1546 abgebrannten Schätze trachtete man zu ersetzen. So erstand das wichtige, vierzehn Foliobände enthaltende »Archiv der Böhmischen Brüder« (jetzt befindet es sich in dem von den Böhmischen Brüdern 1700 gegründeten Herrnhut in Sachsen). Dies Archiv bereicherte Blahoslav um acht wertvolle Bände und schrieb, wie andere von der Unität vor ihm und nach ihm auf Grund des reichen Materials eine ausführliche Geschichte seiner Kirche: »Über den Ursprung

der Brüderunität«, deren Keime er bis in die Anfänge der čechischen Reformation versetzte und bei deren Geschichte er stets sein Augenmerk auf die einflußreichen Ereignisse der Weltgeschichte richtete.

Zu Ivančice (Eibenschütz) in Mähren, wohin Blahoslav als Bischof übersiedelte, vollendete er mit anderen zwei Gehilfen das prachtvolle brüderliche Gesangbuch, welches den alten Titel »Písně chval božských« (Lieder zum Lobe Gottes) trug. So wurde auch die letzte Ausgabe (1541, über 500 Lieder) des Bischofs Jan Roh benannt; dieser besorgte unter dem verdeutschten Namen Joh. Horn eine neue deutsche Ausgabe des brüderlichen Kanzionals (1544). Das Werk Blahoslavs wurde in der polnischen Gemeinde Šamotuly mit Unterstützung des polnischen Magnaten Lukáš von Górki 1561 gedruckt, wonach es das »Šamotuler Kanzional« heißt. Bis zu Ende des Jahrhunderts wurde es noch sechsmal aufgelegt; eine neue Redaktion hat namentlich das »Ivančicer Kanzional« (1564 und 1576) erfahren. Nebst der »Kralicer Bibel« bedeutet dieses Gesangbuch die größte litterarische Tat der Brüderunität. Diese prachtvoll ausgestattete Sammlung von ungefähr 750 mit Noten versehenen geistlichen Liedern setzt diesen eigenartigen bedeutenden Erzeugnissen des čechischen Geistes die Krone auf. Die brüderlichen Lieder äußern deutlich die religiösen Anschauungen, die moralischen christlichen Grundsätze, das fromme Gemüt ihrer zahlreichen Verfasser. Durch Innigkeit des Gefühls, durch poetisches Verständnis und erhabenen, treffenden Ausdruck ragen namentlich Blahoslavs Lieder hervor. Eine neue Redaktion des Kanzionals unternahm die Unität 1615; die letzte Bearbeitung 1659 rührt von Komenský (Comenius) her. Alle Kirchen in Böhmen wetteiferten in dieser Zeit in der Herstellung ihrer Gesangbücher. Während aber die Brüder ihre Kanzionale durch den Druck möglichst zu verbreiten trachteten, gingen aus den kunstgewandten Händen einiger kalixtinischen Künstler, wie Jan Táborský, Jan Kantor u. a. handschriftliche Kanzionale und Graduale hervor, die den Stolz der čechischen berühmten Miniaturkunst bilden. An Umfang trachtete das »Šamotuler Kanzional« das katholische Kanzional (1601) Jan Rosenpluts († 1652) und das lutheranische Tobiáš Zázvorkas (1606; gegen 1100 Seiten) zu übertreffen. Die meisten Auflagen (seit 1636 gegen 70)

und Ergänzungen kann das Kanzional »Cithara sanctorum« des protestantischen slowakischen Priesters Jiří Třanovský (1591 bis 1637) aufweisen. Während der Rekatholisation überging die Pflege des Kirchengesanges auf die sehr häufigen, den deutschen Meistersängervereinen ähnlichen »litterarischen Bruderschaften«.

Den geläuterten kritischen und ästhetischen Sinn Blahoslavs, eine gute musikalische Schulung verrät sein theoretisches Buch »Musika« (1558), welchem in der zweiten Ausgabe eine Belehrung für Sänger und eine Anleitung für Dichter und Komponisten beigefügt sind.

Wie viele Humanisten widmete sich auch Blahoslav dem kritischen Studium des Neuen Testamentes im Original; die Frucht dieser Studien war eine meisterhafte Übersetzung desselben aus der griechischen Sprache (1564; 2. Aufl. 1568). Ähnlich wie Blahoslav bei Verfassung der Lieder viel über die Musik und Poetik nachdachte, so begleitete er seine Übersetzungstätigkeit mit kritischen Betrachtungen über den Geist der Muttersprache und schrieb sie in seiner »Čechischen Grammatik« (1571) nieder. Die ältere čechische Litteratur, in der er sehr belesen war, seine Erfahrungen in den brüderlichen Schulen, denen er die größte Fürsorge zukommen ließ, die allseitige Kenntnis fremder Sprachen, das feine Sprachgefühl lieferten seinem meditierenden Geiste reichen Stoff zur Festsetzung der Sprachregeln. Die älteste čechische Grammatik (1533), ein gemeinsames Werk Beneš Optáts, Petr Gzels und Václav Philomates', welche in derselben Zeit wie die älteste deutsche Sprachlehre Ickelsamers gedruckt wurde, nahm Blahoslav als Grundlage seiner trefflichen Ausführungen und Erläuterungen, welche die Veredelung der čechischen Sprache anstreben. Blahoslavs »Grammatik« weicht von dem hergebrachten Schema solcher Bücher gänzlich ab. Seine Muttersprache betrachtet er hauptsächlich vom Standpunkte der Sprachreinheit, der Phraseologie, der Syntax, des lexikalischen Sprachschatzes, des Wohlklangs und des bildlichen Ausdrucks. Die Sorgfalt um die Muttersprache erklärt er für die Pflicht des Menschen. Besonders treffend sind seine geistvollen Anmerkungen über die Sprache der älteren čechischen Schriftsteller. So lieferte er die wertvollsten Beiträge zur čechischen Litteraturgeschichte, wie er in der Vorrede zu seinem

Kanzional die schönste Geschichte des brüderlichen Kirchenliedes schrieb. Er bespricht mit einer ziemlich genauen Kenntnis die Verwandtschaft der slawischen »Dialekte«.

Bei jedem Unternehmen hatte Blahoslav die Aufklärung seines Volkes im Sinne. Mit unermüdlichem Eifer führte er den Kampf gegen reaktionäre Tendenzen, welche von Zeit zu Zeit — das letztemal durch die demagogischen Umtriebe des zurückgesetzten Bischofs Jan Augusta — in der Unität laut werden. Blahoslav legte sie mit seinem wirksamen, klassisch geschriebenen Werkchen der rhetorischen Kunst, »Eine Philippika gegen die Misomusen« (1567), endgültig lahm. Mit feurigen Worten trachtete der edle humanistisch gebildete Bischof seiner Kirche die Überzeugung beizubringen, daß sie sich ihre Zukunft nur durch möglichst hohe Bildung sichern kann. Wie Blahoslav bei seiner amtlichen Tätigkeit die höheren Ziele vor Augen hatte, davon legt seine durchgreifende Kritik »Die Fehler der Prediger« ein schönes Zeugnis ab.

So entfachte Blahoslav, wo er nur eingriff, das Licht der Aufklärung, so veredelte er durch den Ernst und die Tiefe seiner Bestrebungen, durch seinen erhabenen Charakter sein Zeitalter. Die bisherigen Ergebnisse der čechischen Kultur im Auge haltend, wußte er wie keiner von den Zeitgenossen die fortschrittlichsten Richtungen seiner Zeit, den Humanismus und die Reformation, deren schönste Früchte er sich zu eigen machte, zu originellen Äußerungen eines echt čechischen Geistes zu benützen. Sein Genie und seine Arbeit stellten die Brüderunität an die Spitze des čechischen litterarischen und kulturellen Bestrebens. Blahoslav war es nicht gegönnt, sich der religiösen Freiheit, welche die Unität durch die »böhmische Konfession« 1575 gleich anderen Konfessionen auf kurze Zeit erlangt hatte, zu erfreuen. Später vergaß man fast seinen Namen, so daß er in dem letzten Jahrhundert von der litterarischen Forschung sozusagen entdeckt werden mußte.

Die von Blahoslav ausgestreute Saat reifte zunächst in der »Kralicer Bibel«, welche auf seinem Gut Kralice in Mähren der reiche und einflußreiche mährische Magnat Jan der Ältere von Žerotín († 1583), ein Schüler Blahoslavs und freigebiger Unterstützer der Unität, erstehen und drucken ließ. Die Übersetzung des Alten Testamentes aus dem Hebräischen und dessen Er-

läuterung war das Ziel dieser gemeinsamen Arbeit von den neun vornehmsten Mitgliedern der Unität. Auch zu den Brüdern fand das Ideal der späteren Humanisten — der »homo trilinguis« — Eingang, von dem man neben der lateinischen und griechischen auch die Kenntnis der hebräischen Sprache verlangte. In den Jahren 1579—1593 erschienen sechs große prachtvolle Bände der »Kralicer Bibel«: den sechsten Teil bildete Blahoslavs Übersetzung des Neuen Testamentes. Blahoslavs Muster in der Muttersprache, einer klaren, geläuterten, eigenartig čechischen Schriftsprache, leuchtete seinen Nachfolgern vor Augen. Die den Text begleitenden, auf der Höhe der gleichzeitigen alttestamentarischen Forschung stehenden Anmerkungen fassen die ganze Lebensanschauung, die hohen sittlichen und religiösen Grundsätze und die seltene Gelehrsamkeit der Edelsten unter den Böhmischen Brüdern zusammen. Die Mitglieder der Brüderunität stellten dieses Werk, welches in verschiedenem Format noch öfters aufgelegt wurde, über alle Schätze. In der Entwicklung der čechischen Schriftsprache ist es der Grundstein. Die übrige Tätigkeit der Böhmischen Brüder rief bei ihren katholischen Gegnern heftigen Widerstand hervor. Der immer mehr aggressive Jesuitenorden, der 1556 durch Ferdinand I. nach Böhmen berufen wurde und unter dem Schutz der katholischen mächtigen Herren stand, sandte unter anderen gegen die stille erfolgreiche Arbeit der Unität den scharfsinnigsten der Ordensbrüder, Václav Šturm (1533—1601), aus, welcher zu seiner künftigen Tätigkeit durch viele Jahre eingeübt wurde, mit der Lebensaufgabe, die Böhmischen Brüder mit Wort und Schrift zu widerlegen. Der dogmatische Inhalt der Brüderunität fand an ihm einen unermüdeten und gefährlichen Gegner, wie davon namentlich seine zwei besten Schriften, »Die Vergleichung des Glaubens und der Lehre der Brüder« (1582) und »Die Beurteilung und fleißige Erwägung des großen Kanzionals« (1588), Zeugnis abgeben. Jede Abweichung von den Lehren der römischen Kirche galt ihm zugleich als Abweichung von den Gesetzen Gottes. Gegen seine Gegner verschmähte er auch verleumderische Denunziationen nicht. Während er auch das »Ivančicer Kanzional« größtenteils vom dogmatischen Standpunkte aus angriff, blieb er vor der »Kralicer Bibel« mit Achtung und Bewunderung stehen. Sie wurde auch für spätere katholische Übersetzungen maßgebend und ihre Sprache

und Orthographie — die sogenannte »brüderliche«, eine verschlechterte Orthographie Husens — festgehalten. So wurde durch die »Kralicer Bibel« eine ungeheure Arbeit auf einem Gebiete vollbracht, in welchem die čechische Litteratur mit den ersten Völkern Europas wetteifern konnte. Komenský, wohl der berufenste Kenner in dieser Hinsicht, empfahl seinem Volke die »Kralicer Bibel« mit dem Hinweis auf die unermüdete fünfzehnjährige Arbeit der Übersetzer, »die Gott so gesegnet hat, daß es noch wenige Völker gibt, welche die heiligen Propheten und Apostel in ihrer Sprache so wahr, so treffend und klar sprechen hörten«.

Auch unter anderen Konfessionen gab es Männer, welche den Verfall ihrer Zeit mit Angst wahrnahmen und durch ihr warnendes Wort die Gefahr abzuwenden suchten. Die Schwächen der Zeitgenossen bekämpfte man mit lebendigem Wort von der Kanzel, mit erbaulichen religiösen Schriften, Allegorie und Satire. Man übersetzte ins Čechische den größten Teil von den Postillen und ähnlichen Schriften der deutschen Reformatoren. Durch plastische Schilderungen, schöne, volkstümlich kernige Sprache übertrifft zahlreiche Produkte dieser Art die prachtvoll ausgestattete »Čechische Postille« (1557) Tomáš Bavorovský's († 1562), eines der edelsten Vertreter der katholischen Partei. Sein Buch erinnert durch seinen aufrichtigen religiösen und moralischen Eifer und die Kühnheit, mit der es die einflußreichsten mächtigen Personen geißelt, an die lautersten Ziele der čechischen Reformbewegung. Großes Aufsehen erregte der berühmte Zyklus »Der Totentanz« von Holbein, dessen ausdrucksvolle Zeichnungen dem Leser čechische eigenartige Verse verdolmetschten. Der Verleger verband sie mit dem »Buche des Erasmus von Rotterdam . . ., wie man sich zum Tode vorbereiten sollte« (1563; 2. Aufl. 1564). Sein humanistischer Übersetzer, Jan Popel von Lobkovice (1490—1569), Obersthofmeister von Böhmen, beließ der Schrift, trotzdem er selbst Katholik war, die antipäpstliche Tendenz. Der heimliche Lutheraner, Vavřinec Leander Rvačovský (1525—1590), der trotz seiner seltenen Bildung die Plagen des trostlosen Zustandes der damaligen utraquistischen Priester durchmachen mußte, legte sein moralisierendes Eifern in das satirische Buch »Der Fasching« (1580) nieder. In der Schilderung der üppigen Ausschweifungen, die

er unter den zwölf allegorischen Söhnen des Faschings darstellt, hat er ein Bild von reichem historischem Material und bunten, frischen, nicht selten witzigen Szenen gezeichnet. Die umfangreichste und wertvollste von den Postillen dieser Zeit, die mit weiter Umschau und fortschrittlicher Tendenz, mit Kenntnis des gleichzeitigen Lebens geschriebene, warme Liebe zum čechischen Volk und zur čechischen Sprache atmende »Evangelische Postille« (1592) des Lutheraners Martin Philadelphus Zámrský (1550—1592) hat schon den Druck der katholischen Zensur erlitten. Vor den Unterdrückungen mußte sie sich nach Dresden und Leipzig flüchten, wo ihr erweiterter doppelter Neudruck (1274 Folioseiten) ruhig 1602 zustande gebracht werden konnte.

Diese Schriften stehen in näherer Verbindung mit ihrer Zeit, als man bei dergleichen litterarischen Produkten allgemeinen moralisierenden Inhalts zu suchen pflegt. Der Verfall der Renaissance bedrohte auch das Leben der čechischen Gebildeten. Der Hof und die vornehmsten adeligen Häuser boten dem Volk schlimme Beispiele unerhörter Prunksucht und Verschwendung, wüster Wollust, kostspieliger exotischer Unterhaltungen und grober Geschmacklosigkeit. Gegen Mächtige und Reiche war es schwer, Gerechtigkeit zu erlangen. Dem Beispiele des Königs Rudolf folgend ergaben sich viele Aristokraten und Bürger neben der Astrologie der verlockenden Schwarzkunst der Alchymie und wurden durch zahlreiche herumziehende Schwindler um ihr Vermögen und gesunden Menschenverstand gebracht. Die čechische Litteratur kann auch wissenschaftliche Spezialisten in dieser Kunst aufweisen, besonders den fruchtbaren Verfasser von alchymistischen Schriften Bavor Rodovský von Hustiřany (1526 bis um 1600). Jedoch die čechische Poesie bekam von den höheren Kulturträgern sehr wenig Anregungen.

Die gelehrten Versschmiede kleideten immer noch mit Vorliebe die Produkte ihrer Muse in lateinisches Gewand. Zahlreich waren besonders lateinische Schuldramen, deren Stoff entweder der Bibel oder der heimischen Geschichte entnommen war; in manchen traten auch allegorische Gestalten in dürftiger Handlung verwickelt auf.

Das von seinen geistigen Führern auf diesem Gebiet verlassene Volk besaß seine geistlichen Lieder, die seine poetische

Schaffungskraft am besten klarlegen, es tradierte und schuf seine Volkslieder, deren Charakter auch einige historische Sänge über frische Begebenheiten tragen. Das Volk ergötzte sich an den Volksbüchern, welche ihre Verwandtschaft mit den alten legendarischen und phantastischen Vorwürfen verraten. Seit dem 15. und 16. Jahrhundert wurden »Jiříks Visionen«, eine in der Art der Wallfahrt des hl. Patricius im Fegefeuer unternommene mystische Wanderung in der jenseitigen Welt, die rührende Erzählung von der engelhaft geduldigen und treuen »Griseldis« und ihrem Gegenstück, »der bösen und untreuen Briseldis«, das unglückliche Liebespaar »Gwiskard und Sigismunde (Ghismonde)«, »Genovefe«, »Melusine«, »Magelone«, »Von den sieben Weisen«, »Eulenspiegel«, »Faust« und ähnliche aus den westlichen Litteraturen, namentlich der deutschen, übernommene »Chroniken«, wie die alten Čechen diese Volksbücher nannten, und verschiedene Prophezeiungen öfters abgeschrieben, gedruckt und daraus manche Motive in die Volkstraditionen übernommen, variiert und poetisch vervollkommnet.

Den čechischen Zuschauern führte man in ihrer Muttersprache biblische Dramen auf. Der lutheranische streitlustige Priester, Pavel Kyrmezer († 1589), schrieb nach fremden Mustern biblische Spiele von dem »Reichen und von Lazar« (1566), die »Komödie von der Witwe« (1573), das Drama »Tobias« (1580). Viel besser gelang dem Slowaken Jiří Tesák Mošovský († 1617) die Dramatisierung des anmutsvollen Idylls »Die Komödie Ruth« (1603). Aber lebensfrischer wirken possenhafte Faschingsspiele und Bacchusiaden. Derbe dramatische Szenen des volkstümlichen Lebens bietet namentlich die originelle Posse »Der Fasching« (1588), worin die Freierei eines plumpen Bauernsohnes von einem pfiffigen Landmädchen spöttisch abgewiesen wird.

In dem Hauptvertreter der Dichtkunst, Šimon Lomnický von Budeč (1552, † um 1622), ist der klägliche Zustand der čechischen weltlichen Poesie charakteristisch verkörpert. Er vertauschte bald sein brotloses Lehramt mit dem eines Brauereiverwalters, endlich konnte er sich einen Bauernhof mit einem beliebten Einkehrhaus in Südböhmen kaufen. Die Kunst seiner langweiligen Versemacherei wendete er dazu an, erbauliche religiöse Betrachtungen und Ermahnungen an seine Mitmenschen

zu richten, bedeutende gleichzeitige Begebenheiten bänkelsängerisch zu besingen, größtenteils aber sich in die Gunst der Mächtigen und Reichen einzuschmeicheln. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind die »Instruktion für einen jungen Hauswirt« (1586) jedenfalls nicht durch sein Verdienst, sondern durch seine wertvollere ältere čechische prosaische Vorlage, dann das erste katholische Kanzional (1580, ein anderes 1595) die nützlichsten. Origineller war seine prosaische Schrift »Kupidos Pfeil« (1590), worin er moralisierende Zitate und kurze, nicht selten pikante Geschichtchen sammelte, so daß er die Wollust nicht verhaßt machte, wie er angab, sondern eher als ihr Fürsprecher betrachtet werden konnte. Für das Buch wurde er von dem König mit einem adeligen Prädikat belohnt. Gegen den Geiz sollte als Heilmittel seine »Goldene Geldtasche« (1615) gerichtet werden. Seine Charakterlosigkeit und seichte Lebensauffassung richtete Lomnický am Abende seines Lebens moralisch und materiell zugrunde.

Durch die Tendenz seiner »Nackten Wahrheit« (»Prostopravda«, 1620) steht der ehrenhafte abenteuersüchtige Mikuláš Dačický von Heslov (1555—1626) viel höher. Seine unersättliche Trink- und Rauflust, seine Buhlereien und Zänkereien unterdrückten die edleren Regungen seines Geistes nicht. Unter dem angeführten Titel verband Dačický Gedichte ungleichen Inhalts, versifizierte manchmal recht unflätige Neckereien, scharfsinnige Einfälle und Sprüche, aber immer dringt seine warme Vaterlandsliebe, seine Anhänglichkeit an die evangelische Religion seiner Vorfahren und die Vaterstadt Kuttenberg, sein aufrichtiger Haß gegen die katholische Kirche und das fremde Wesen durch das Gewand der volkstümlich derben, ungesuchten, oft witzigen Ausdrucksweise. Von der starken Individualität des liederlichen Edelmanns sind auch seine kernig, plastisch und wahrheitsgetreu geschriebenen »Denkwürdigkeiten« durchdrungen.

Humanistische lateinische Versformen ahmte man zu dieser Zeit in čechischen Gelegenheitsgedichten nach. Für ernstere Zwecke verfaßte der Slowak Vavřinec Benedikti Nudožerinus (1555—1615), Professor der Mathematik und klassischen Philologie, nach den lateinischen Mustern, jedoch der Natur der čechischen Sprache scharfsinnig angepaßten Regeln der quantitierenden Verslehre. Er selbst beobachtete sie in seiner muster-

haften Übersetzung der Psalmen, wovon nur ein Bruchstück an uns gekommen ist. Von Nudožerinus rührt auch eine treffliche, lateinisch geschriebene Grammatik der čechischen Sprache (1603).

Aber in der Poesie liegt nicht der Schwerpunkt dieses Zeitalters, sondern in der Prosa. Dem hohen Ziel, edle Neigungen in seinen Landsleuten zu stärken, ihre religiöse, moralische und patriotische Gesinnung zu heben, war die litterarische Tätigkeit des geheimen Anhängers der Unität, Daniel Adams von Veleslavín (1545—1599) gewidmet. Er wurde lange für den größten Heros der čechischen Litteratur gehalten. Sein Zeitalter wurde nach ihm benannt. Veleslavíns Wort unter den Zeitgenossen und der nächsten Generation besaß die Macht eines Gesetzgebers. Sein Tod wurde von fünfunddreißig Dichtern betrauert. Am klassischen Latein lernte er das Muster einer Schriftsprache kennen und bewahrte auf eine Zeit lang die čechische Schriftsprache vor dem Eindringen der Vulgarismen, was auch Blahoslav anstrebte. Seine Sprache bedeutet den Höhepunkt des humanistischen »Polierens« der čechischen Schriftsprache, welche durch die sklavisch getreue Nachahmung der klassizistischen Ausdrucksweise ihrer Eigenart beraubt wurde. Aber die Reinheit und die Echtheit der čechischen Schriftsprache in der »Kralicer Bibel« steht höher. Als Schwiegersohn des berühmtesten und verdienstvollsten von den vielen Prager Buchdruckern, Jiří Melantrichs von Aventin, dessen Unternehmen er ungemein hob, erwies er der čechischen Litteratur die nachhaltigsten Dienste. Das čechische Buch, wofür der allgemeine Wohlstand, der Aufschwung des Schulwesens, namentlich der starren, utraquistischen Universität, und eine um sich greifende Bildung den Sinn immer mehr erweckten, machte er durch die kunstvolle, dem Geschmack der Zeit zusagende Form zum allgemeinen Bedürfnis. Er versammelte eine Schar von litterarischen, fleißigen Arbeitern um sich, verteilte die Rollen, leitete ihre Arbeit, korrigierte ihre Sprache, suchte ältere Bücher hervor, denen er die größte sprachliche Sorgfalt zuteil werden ließ und oft scharfsinnige patriotische Vorreden — seine bedeutendsten litterarischen Leistungen — vorausschickte. So druckte er große Folianten und kleinere Bücher in einer früher ungeahnten Anzahl. Religiös erbauliche Schriften, Geschichte, Philologie, Heilkunde, praktische Anleitungen der Gemeindeverwaltung und Staatsverfassung, aktuelle

Fragen der Zeit — wie die Türkengefahr — waren die Hauptfächer dieser regen Werkstätte. Nicht reich an schöpferischen Ideen begnügte sich Veleslavín und seine Genossen größtenteils mit Übersetzung und Bearbeitung fremder Werke.

Veleslavín selbst verfaßte als Professor der Geschichte an der Prager Universität der Methode seiner Zeit gemäß einen »Historischen Kalender« (1578, neu bearbeitet 1590). Für die Schulen gab er verschiedene Wörterbücher heraus. Von ihnen sind namentlich die gründliche, umfangreiche čechisch-lateinisch-griechisch-deutsche »Sylva quadrilinguis«, die die čechische Sprache als Ausgangspunkt des sprachlichen Unterrichtes betrachtet und eine reiche Fundgrube der čechischen Sprache bildet, dann ein viersprachiges, sachlich angeordnetes Wörterbuch in denselben Sprachen »Nomenclator quadrilinguis«, die bedeutendsten. Das berühmte »Regentenbuch« des deutschen humanistischen Juristen Georg Lauterbeck übertrug Veleslavín ins Čechische, ergänzte es mit Berichten und Auszügen anderer Autoren, bereicherte es mit eigenen Gedanken und gab es unter dem Titel »Politia historica« (1584) heraus. An diesem Buche beteiligte sich sein innigster Freund, der fruchtbarste von seinen Gehilfen, der allseitig gebildete und weit gereiste Geschichtschreiber und Jurist Jan Kocín von Kocinét (1543—1610). Von tiefem christlichen Gefühl erfüllt wie sein Freund Veleslavín, warnte er seine Landsleute durch Bearbeitung einiger fremden Schriften vor der damaligen Türkengefahr (darunter auch die »Neue Chronik über das türkische Volk« von Joh. Löwenklau) und übersetzte zwei ausführliche »Kirchengeschichten«, Eusebius' und Kassiodorus'. Auch andere wissenschaftliche Zweige, die Medizin und die Naturwissenschaften, namentlich die Pflanzenlehre und Alchymie, die Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie und Logik, die čechische Philologie, vor allem praktische Kenntnisse wurden eifrig gepflegt.

In der Belehrung über die heimische Geschichte begnügte sich diese Generation mit älteren Schriften, von denen einige neu herausgegeben wurden. Einer selbständigen Geschichtsforschung erfreute sich besonders die Genealogie; unter dem reichen Adel fanden auch fleißige Arbeiter über einzelne aristokratische Geschlechter freigebige Unterstützer. Einen unermüdlichen genealogischen Forscher gewannen die böhmischen, mähri-

schen und schlesischen Fürsten, Bischöfe und Stände in dem Polen Bartoloměj Paprocký von Hloholy (1540—1614), der gegen vierzig teils polnische, teils čechische Schriften hinterließ. Der erfahrene Hofmann mit abenteuerlichen Neigungen floh als Anhänger des Erzherzogs Maximilian und bissiger Bekämpfer der Gegenpartei nach der Niederlage seiner Partei 1588 vor der Rache des Kanzlers Zamojski nach Mähren. Da verfaßte er mit Hilfe seines Mäzens, des humanistisch gebildeten Olmützer Bischofs Stanislav Pavlovský, noch in polnischer Sprache den »Spiegel der Markgrafschaft Mähren« (1593). Sein späterer Aufenthalt bei reichen aristokratischen Gönnern in Böhmen veranlaßte ihn zu einem ähnlichen Werke über Böhmen, dem schon in čechischer Sprache geschriebenen »Diadoch oder Nachfolge der böhmischen Fürsten und Könige, der Prager Bischöfe und Erzbischöfe, . . . des Adels-, Ritter- und Bürgerstandes« (1602). Als er dann von Böhmen nach Schlesien übersiedelt war, erwies er sich seinen neuen Gastfreunden mit der besten dieser genealogischen Arbeiten, dem »Schlesischen Stammbuch« (1609) dankbar. Darauf erlaubten die wieder geordneten Verhältnisse Polens dem vielgeprüften Greis in sein Vaterland zurückzukehren. Von einer höheren geschichtlichen Bedeutung ist die gewissenhafte, die nackte historische Wahrheit in den reichen Quellen suchende pietätvolle Chronik des mächtigsten, mit einem königlichen Prunk lebenden čechischen Herrenhauses der Rosenberge von dem Bibliothekar und verdienstvollen Archivar dieser Familie Václav Březan († um 1618). Leider sind von seiner ausführlichen »Rosenberger Chronik« nur die letzten zwei Bücher, die über Wilhelm und Peter Vok von Rosenberg, die letzten ihres Geschlechtes, handeln, auf uns gekommen. Ähnliche Arbeiten schrieb Březan für andere adelige Geschlechter. Wo er sein Urteil der nüchternen Sprache der Quellen beifügt, ehrt man die edle Gesinnung eines überzeugungstreuen Mitglieds der Brüderunität. An der Geschichte dieser Kirche arbeitete in mehreren Schriften der Bruder Jan Jaffet († 1614).

Einen eigenartigen Vorwurf bot das bittere Los Václav Vratislav von Mitrovice (1576—1635). Seine von der Lektüre verschiedener Reisebeschreibungen und Chroniken fremder Völker, namentlich der Türken, deren es in der čechischen Litteratur viele Übersetzungen und selbständige Arbeiten gab.

gereizte Phantasie führte ihn als fünzehnjährigen Jüngling in der Gesandtschaft des kaiserlichen Hofrates Friedrich Krekvic nach Konstantinopel. Da erlebte er mit seinen zahlreichen Gefährten in der Gefangenschaft der rachsüchtigen, grausamen und haßerfüllten Türken während beständiger Friedensbrüche und Kriege zwischen den Türken und den Kaiserlichen unsägliche Trübsale und Martern, bis er 1595 nach vier Jahren in die Heimat zurückkehren konnte. Als dreiundzwanzigjähriger, viel erfahrener Jüngling verfaßte er seine »Begebenheiten« in türkischer Haft — deutsch beschrieb diese Gefangenschaft der Leidensgenosse Vratislavs, der Apotheker Friedrich Seidel. Vratislavs »Begebenheiten« sind eines der anmutigsten und wertvollsten Bücher der älteren čechischen Litteratur. Die starken Eindrücke der jugendlichen, lebhaft auffassenden und scharf beobachtenden Seele erzählt der junge Schriftsteller frisch, mit reizender naiver Einfachheit, in einer ungekünstelten rein čechischen Sprache. Farbensatte und rege Szenen, bunte persönliche Begebenheiten wechseln in seiner Darstellung mit kulturgeschichtlichem reichem Material seiner fremden Umgebung, mit ethnographischen und geographischen Wahrnehmungen und historischen Angaben. Wegen dieser Vorzüge wurde das Werk Vratislavs in fremde Sprachen übersetzt (die čechische Ausgabe wurde erst 1777 von Fr. M. Pelzel besorgt; die deutsche Übersetzung »Des Freyherrn von Wratislaw merkwürdige Gesandtschaftsreise« wurde 1787 in Leipzig gedruckt; auch ins Englische, Russische, teilweise ins Serbische und Bulgarische wurden die »Begebenheiten« übertragen).

Von der aufrichtigen Schlichtheit und Anspruchslosigkeit der »Begebenheiten« sticht die etwas zur Schau getragene Gelehrsamkeit und humanistische Weitschweifigkeit des čechischen Edlen Krištof Harant von Polžice (1564—1621) in seiner 1598 unternommenen »Reise aus dem Königreich Böhmen nach Venedig und von da aus nach dem hl. Lande und nach Ägypten« (1608) auffallend ab. Harant war auch eine ganz andere Natur als Vratislav. Dieser zog sich von der Gunst des Hofes, die ihm angeboten wurde, zurück; Harants Ehrgeiz sonnte sich in derselben von seinem zwölften Jahre, und er nahm dafür Ämter und Belohnungen entgegen. Bewunderungswürdig belesen,

sprachenkundig, weit gereist im Orient, dem Westen und Süden Europas, ein feiner Kunstgenießer, ein geschulter Musiker und Komponist, ein gewandter Zeichner — er schmückte seine »Reise« mit eigenen Abbildungen, Karten und Plänen der Städte aus — verfaßte er die gelehrteste und wertvollste von den čechisch geschriebenen Reisen nach Palästina. Von dem schweren Schicksal seines Vaterlandes wurde Harant tragisch mitergriffen. Als er die Macht in den Händen des protestantischen böhmischen Adels sah, trat er 1618 zum evangelischen Glauben über, beteiligte sich in hohem Maße an der Revolution der Stände gegen Ferdinand II. und wurde 1621 geköpft.

Auf demselben Altstädter Schafott starb am 21. Juni 1621 der siebzigjährige Greis Václav Budovec von Budov (geboren 1551) mit heldenhafter Unerschrockenheit und Festigkeit. Das Leben Budovecs war bewegt und von unermüdlicher Tätigkeit erfüllt. Nach zwölfjährigen Reisen kehrte er welterfahren und hochgebildet 1577 in seine Heimat zurück, um sich gleich wieder mit der kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel zu begeben. Seinen fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei benützte Budovec dazu, daß er die türkische und arabische Sprache sowie die mohammedanische Religion kennen lernte. Diese Studien veranlaßten sein umfangreichstes Werk »Antialkoran« (1593, neu bearbeitet und gedruckt 1614), in welchem der weltliche Theolog seine Landsleute mit der mohammedanischen Religion bekannt macht, diese dann leidenschaftlich bekämpft und dem Werke noch einige Aufsätze religiösen Inhalts beifügt und die Christen aller Konfessionen zur Verbindung gegen die Türken aufmuntert. Erfolgreich war Budovecs politische Tätigkeit in seiner Heimat, für die er leben und sterben wollte. Als eifriges Mitglied der Böhmischen Brüder und ihr mächtigster Beschützer erwies er seiner und den protestantischen Kirchen sowie der allgemeinen Aufklärung unschätzbare Dienste. Seine Erfolge sind um so größer, da er nicht nur den Widerstand der katholischen protegierten Herren, die größtenteils den König umgaben, zu überwinden hatte, sondern auch die unversöhnliche Zanksucht der protestantischen Theologen untereinander mildern mußte; denn die heillosen Zustände der deutschen protestantischen Kirchen warfen damals zu dunkle Schatten nach Böhmen. Der berühmte Majestätsbrief Rudolf II. vom Jahre 1609,

womit in Böhmen die volle Glaubensfreiheit nebst einigen Zugeständnissen dem Adelstande gewährt wurde — wohl das bedeutendste Ereignis der Religionskämpfe in den böhmischen Ländern — war in erster Reihe Budovecs Verdienst. Seit der Zeit stand Budovec an der Spitze des politischen Lebens in Böhmen. Seine »Akten und Begebenheiten«, welche die bewegten Ereignisse der Jahre 1608—1610 ausführlich und mit tiefem Verständnis des Eingeweihten sehr umständlich schildern, sind eine von den wichtigsten Quellen der čechischen Geschichte. Budovec gehört zu den edelsten Geistern des čechischen Volkes, uneigennützig und human in einer egoistischen Zeit, stark unter Schwächlingen, klug und besonnen inmitten der entflammten Leidenschaftlichkeit. In diesen Bestrebungen arbeitete ihm treu zur Seite der Lutheraner Nathanael Vodňanský von Uračov († 1621). Zur religiösen Versöhnlichkeit ermahnte er namentlich in seinem pessimistisch gestimmten »lebhaften Konterfei der zahllosen Leiden des ganzen Menschengeschlechts«, in der čechischen Schrift »Theatrum mundi minoris, Ein weiter Platz oder Spiegel der Welt« (1605): die durch seine unvollkommene Ausrüstung gegen die Natur verursachten Übel und Laster, führt der Verfasser aus, erhöhe sich der Mensch durch seine Leidenschaften, sein Jagen nach materiellen Genüssen, das sich aller Stände bemächtigt hat, und die feindlich sich äußernde Glaubensverschiedenheit. Vodňanský erlitt als Mitglied des Direktoriums dasselbe Los wie Budovec: er wurde 1621 enthauptet.

Die seltenen Vorzüge teilte mit Budovec sein größerer, vielseitigerer Glaubensgenosse Karel der Ältere von Žerotín (1564—1636); doch übertraf er ihn an klassischer Vollkommenheit seiner Schriften. Wie Budovec und Harant suchte sich Žerotín in den westlichen Ländern Europas durch Erfahrungen und allseitige Bildung für die Tätigkeit in seinem Vaterlande vorzubereiten. Beide Politiker verkörpern die Neigung der Brüderunität zum Kalvinismus; mit den bedeutendsten kalvinistischen Autoritäten standen sie im brieflichen Verkehr. Für beide ist die Religion ihr vornehmstes Interesse. Aber Budovec fühlt religiös tiefer als Žerotín. Seine militärische Laufbahn unterbrach der mährische Magnat bald, als ihn der Kaiser Rudolf II. 1594 von den Kämpfen mit den Türken zum mährischen Landesgericht berief. Unterdessen verbitterten ihm Zerwürfnisse der

politischen Parteien, namentlich der ihm feindliche, immer mächtiger werdende katholische Adel, der um den Wert seines Vorrechtes die von Žerotín so erfolgreich verteidigten Freiheiten des Landes der absolutistischen Willkür preiszugeben bereit war, seine öffentliche Tätigkeit, so daß er 1601 sein Amt niederlegte. In den darauf folgenden stürmischen Begebenheiten mußte Žerotín den Vorwurf hören, daß seine Muße unpatriotisch sei, da er seine Geistesfähigkeiten und seltenen Kenntnisse des öffentlichen Lebens dem Vaterlande entziehe. Dieser Vorwurf regte sein berühmtestes Werk und das vornehmste litterarische Denkmal der čechischen Rednerkunst, die »Apologie« (1606) an, in welcher er den altklassischen Mustern an Tiefe der Gedanken und Höhe der Weltanschauung, an edler patriotischer Gesinnung, an stilistischer Kunst von allen humanistischen Produkten der čechischen Litteratur am nächsten steht. Aber man nimmt darin auch die fromme Passivität des etwas eitlen Herrn wahr. Er schildert farbensatt und wahrgetreu das Bild des gleichzeitigen moralischen und politischen Verfalls, ahnt die nahende Katastrophe und — stellt seine Staatsklugheit unter den Kübel. In der Zeit seiner Zurückgezogenheit verfaßte Žerotín seine »Denkbücher über das Herrengericht« (1594—1614), »Beschreibung der öffentlichen Landtage zu Brünn« (1594, 1596, 1597) und »Den im Jahre 1612 abgehaltenen Landtag«, in denen sowie in seinen zahlreichen, in musterhafter Sprache geschriebenen Briefen man über die politische Bewegung in Mähren ein überaus wertvolles Material gewinnt. Bald darauf beteiligte er sich in hohem Maße an den öffentlichen Ereignissen. Zum Landeshauptmann von Mähren erwählt, gab er in den Jahren 1609—1615 dem politischen Leben in seiner Heimat die Richtung. Leider drang er mit seinem politischen Scharfblick in den darauffolgenden Jahren nicht durch. Sein überzeugtes Widerraten der Auflehnung der Stände gegen Ferdinand II. brachte ihm nur seine Gefangennahme und die Konfiskation seiner Güter in Böhmen ein. Nach dem verhängnisvollen Mißgeschicke in den nächsten Jahren wurde jedoch seinem Bemühen, mit dem er das Los seiner Heimat mildern wollte, kein Gehör geschenkt. Er selbst begab sich 1628 in die Verbannung.

Im Rudolfinischen Zeitalter ertönen ähnlich wie vor drei und zwei Jahrhunderten nationalpatriotische Äußerungen immer

nachdrücklicher in litterarischen Arbeiten, im öffentlichen und privaten Leben. Veleslavín und sein Freundeskreis. Žerotín, Dačický u. a. verkünden immer lauter die Notwendigkeit, die Tugenden der stärkeren Vorfahren sich zu eigen zu machen, ermahnen feurig zur Liebe zur Muttersprache und geben ihre čechisch-nationale Gesinnung kund, eifern für die moralische und kulturelle Hebung ihres Volkes. Darin äußert sich der Drang nach Erhaltung der nationalen Existenz. In einer Zeit, als mit dem fremd gesinnten Habsburgischen Herrscherhause in ihr Vaterland fremde Sitten und Gebräuche, fremde Sprachen, namentlich die deutsche, immer tiefer in den Adel- und Bürgerstand, sowie in die Litteratur eindrangen, griff das durch das Hussitentum fast völlig verdrängte Deutschtum gewaltig um sich. Die hohe moralische Kraft der deutschen Reformation, die im Aufschwung begriffene deutsche Kultur, die Gunst des deutschen Königshauses, welches einen deutschen Hofstaat und deutsche Beamte bei den Zentralämtern nach Böhmen mit sich gebracht hatte, waren seine stärksten Stützen. Die čechische Sprache übernahm allmählich viele Elemente aus der deutschen. Die deutsche Litteratur oder lateinische Schriften der deutschen Humanisten wurden immer zahlreicher als Vorbilder oder als Vorlagen aufgesucht. Fremde Künstler und Handwerker — jetzt wurden die Italiener größtenteils durch Deutsche abgewechselt — strömten ins Land, um die immer steigenden Ansprüche des prunksüchtigen Adels und Bürgerstandes zu befriedigen. Diese wurden dann namentlich in den Städten an der deutschen Grenze seßhaft, und an ihrer Sprache festhaltend trugen sie zur Germanisation ihrer Umgebung bei. Der charakteristische Beschluß des böhmischen Landtages vom Jahre 1615, der unter schweren Ahndungen von allen Angehörigen des Landes die Kenntnis der čechischen Sprache verlangt und »den eingeborenen Čechen als den wahren, eigenen und natürlichen Söhnen unseres lieben Vaterlandes« den Vorrang vor den eingewanderten Fremden gibt, die sich mehrenden Verteidigungen der čechischen Sprache, der stets zunehmende Antagonismus gegen die deutsche Sprache (die erste Ausgabe Dalimils 1620 wurde wegen der deutschfeindlichen Vorrede des Herausgebers mit Beschlag belegt) sind lautsprechende Beweise dafür, was für eine Macht das Deutschtum in Böhmen in einem Jahr-

hundert wiedererlangt hatte. Wie in der Hussitenbewegung drohten die nationalen Gegensätze wieder aufeinander zu stoßen. Aber jetzt standen den Čechen in dem Kampfe nicht die wirksamsten Waffen zur Verfügung, die höheren Ideale und moralische Kraft, wie es in der Zeit der Hussitenkriege der Fall war. Bei ihrem tiefen Verfall, bei ihrem Eigennutz verloren die meisten von der höheren Gesellschaft das Gefühl der Verantwortlichkeit.

Viertes Kapitel.

Die Exulantenlitteratur. Komenský (Comenius). Der Verfall.

Wie ein Wunder der Geschichte erscheint es, daß nach einer einzigen verlorenen großen Schlacht (am Weißen Berge bei Prag den 8. November 1620) in einem Lande, wo es vor dieser Schlacht von der ganzen Bewohnerschaft nur ein Zehntel Katholiken gegeben hatte, in einigen Jahren der Protestantismus gänzlich vertilgt wurde, der alte aristokratische Staat in Trümmern vor den Füßen seiner Despoten lag, ein ganzes Volk dem Grabe nahe gebracht wurde. Doch alles war nur die eiserne Konsequenz des Verlaufes der geschichtlichen Entwicklung. Die unversöhnlichen Gegensätze des innerlich abgeschwächten Protestantismus hatten den Vorstoß der reorganisierten, erstarkten römischen Kirche zur Folge, der Sieg des Absolutismus im Westen blieb vor den Grenzen unserer Länder nicht stehen. Nach dem ersten Mißerfolg ergaben sich die eigennützigen, kleinherzigen Anstifter der Revolution den Siegern, von deren erhoffter Großmut sie gewaltig enttäuscht werden sollten. Die »Erneute Landesverfassung« (1627) Ferdinands II. erklärt die eroberten Länder für das Erbe des Habsburgischen Hauses, den katholischen Glauben für die einzige Staatsreligion; sie erhebt den geistlichen Stand zum ersten im Lande. Der deutschen Sprache wurden mit der čechischen gleiche Rechte zugestanden.

Ein viel schwereres Verhängnis brach über das Land und Volk und über den Adel selbst herein, als dieser erwarten konnte. Der alte Haß gegen das über seine Überzeugung frei entscheidende Volk, welcher sich in früheren Jahrhunderten ohnmächtig erwiesen hatte, konnte seiner Wut an dem niedergeworfenen

Gegner Luft machen. Der schwächliche, mönchische, bigotte Kaiser Ferdinand II. opferte zur Beruhigung seines von den berechnenden Ratgebern Caraffa, Lamormain u. a. zerrütteten Gewissens Tausende von menschlichen Leben auf, vernichtete ein ganzes Volk, verwandelte blühende Länder in eine Wüste und baute durch diese Mittel auf Jahrhunderte Schutzmauern der finstersten Reaktion; er verdient so den Ehrennamen des besten Sohnes der römischen Kirche. Das čechische Volk wurde durch Hinrichtungen, Konfiskationen — gegen drei Viertel des gesamten Bodens! —, Verbannungen seiner geistigen Führer und edelsten Charaktere beraubt und der niedrigsten entsetzlichen Barbarei ausgesetzt. Statt des alten Adels — bloß 27 Herrengeschlechter blieben im Lande — hatte sich größtenteils aus Abenteuerern und durch die Staatsmacht geschützten, aus allen Ländern zusammengelaufenen Räubern ein neuer gebildet. In den Städten wurde der alte Wohlstand, Industrie und Handel fast gänzlich vernichtet, in manchen lag die Hälfte der Häuser in Schutt oder stand verlassen da; die Zahl der Einwohnerschaft sank im Dreißigjährigen Kriege in Böhmen und Mähren um mehr als die Hälfte. Die ländliche Bevölkerung wurde durch die grausame Behandlung der blut- und beutegierigen Soldateska um ihre Menschenwürde gebracht: beraubt, fast zu Tode gemartert, verhungert verließ sie ihre Wohnungen und suchte in den Wäldern und Felsen Zuflucht, wurde von der Obrigkeit und den Missionären totgehetzt, verwilderte ohne Bildung und ergab sich oft aus Verzweiflung dem Raube. Andere wurden durch ihr Elend zu Meutereien gezwungen und wurden ohne Organisation, ohne Waffen leicht die Beute der kaiserlichen Soldaten. Diese unglücklichen Rebellionen wiederholten sich bis zu Josef II. — ein Beweis, daß die Not und Bedrängnis der armen Bauern immer dieselbe blieb.

Im Trüben fischen leicht die religiösen Seelenfänger. Während protestantische Prediger, die sich über die Grenze wagten, fast bis zu Ende des 18. Jahrhunderts grausam verfolgt, eingekerkert und gemartert wurden, die Knochen der Hussiten, wie Žižkas und Rokycanas, unter Flüchen zerstäubt und verbrannt wurden, bekamen die jesuitischen Prediger, wenn sie es verlangten, bewaffnete Dragonaden, welche die protestantischen Trotzköpfe mit einem Schlag zu bekehren wußten oder sie durch ihr bloßes Erscheinen über die Grenze verscheuchten. Wie die ganzen Sitten

war die neue Religion bei empfindlichem Mangel an Geistlichen verwildert, abergläubisch, grob und äußerlich. Niemals war namentlich die hl. Jungfrau Maria mit der Wundermacherei so beschäftigt wie in dieser trostlosen Zeit.

Die čechischen Emigranten sollten den bitteren Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren. Sie ließen sich anfangs in den angrenzenden Ländern nieder, namentlich in Sachsen, im Vogtland, überall den orthodoxen protestantischen Kirchen verdächtig und endlich, als sie ihre Mittel erschöpft hatten, auch der heimischen Bevölkerung lästig. Von der Hoffnung auf die Rückkehr in die Heimat beseelt, strömten sie den sächsischen und den schwedischen Regimentern zu, sahen sich immer in ihren Hoffnungen enttäuscht und kamen ihren Stammesbrüdern als Landesverräter verdächtig vor. Die meisten zogen dann weiter, fanden in Ungarn, Siebenbürgen, Brandenburg, Polen, Holland, Skandinavien Zuflucht. Unter ihnen gab es viele hochgebildete Männer, welche ihre Geistesgaben willig in den Dienst fremder Völker stellten. Sie pflanzen auch die heimische Litteratur fort. Der vor seiner Reife angebrochene Halm trägt noch Körner, die zwar nicht so vollwichtig sind, wie wenn ihn der Sturm verschont hätte, aber doch das Nützlichste und Schönste sind, was das brachliegende Feld liefert. In der Fremde schrieben die Exulanten in ihrer Muttersprache, oft aber lateinisch; sie wandten sich, da sie für ihr eigenes Volk nicht arbeiten konnten, an die weitere Völkergemeinde, die sie für die Sache ihres Volkes und ihrer Religion zu gewinnen bemüht waren.

Manche von den čechischen Protestanten trugen aber auch ihre verblendete Voreingenommenheit gegen andere protestantische Konfessionen mit in die Fremde. Ein abstoßendes Beispiel solcher Intoleranz bietet der Lutheraner Samuel Martinius von Dražov (1593—1639). Nach der Weißenberger Katastrophe bereiste er fremde protestantische Länder und machte fremde Glaubensgenossen mit der historischen Entwicklung und den gleichzeitigen Zuständen der čechischen Protestanten in lateinischen Vorträgen und Schriften bekannt. In Sachsen seßhaft geworden, paßte er sich dem dortigen unduldsamen orthodoxen Lutheranismus an und ließ sich vom Kurfürsten zum Administrator der čechischen Protestanten ernennen. In Pirna, dem Mittelpunkte der čechischen Emigranten, errichtete er sich eine Buchdruckerei,

wo unter anderem seine zahlreichen, leidenschaftlich und gewandt geschriebenen čechischen Polemiken gegen die Brüderunität gedruckt wurden. Die bedeutendste Schrift des Martinius, »Geschichte der čechischen evangelischen Kirchen« (1636—1638) blieb in der Handschrift und ist verschollen.

Viel sympathischer verstand der Fremde die Bestrebungen und den politischen Kampf der besiegten Čechen der eifrige Anhänger der Böhmischen Brüder, der die Eintracht der čechischen Protestanten anstrebende Pavel Stránský (1583—1657), zu machen. Sein Werk »Respublica bojema« (1634 in Leyden, dann noch öfters aufgelegt; deutsch mit vielen Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen von dem Exjesuiten Ign. Cornova in sieben Bänden 1792—1803) behauptete seine wissenschaftliche Autorität fast ein ganzes Jahrhundert. Als geistiger Führer des Widerstandes gegen die gewaltsame Rekatholisation in Leitmeritz, das damals noch čechisch war, als Parteigänger des kalvinischen Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz, mußte er sein Vaterland verlassen, worauf er sich in verschiedenen Städten Sachsens aufhielt, bis er in Thorn in Polen den Abend seines Lebens als Gymnasiallehrer verbrachte. In der Fremde, wo er die nötigen Quellen nicht zur Verfügung hatte, mußte der čechische Exulant auf eine gründliche Schilderung des »Böhmischen Staates«, die er im weitesten Umfang — Geographie, Ethnographie, Verwaltung, Verfassung, Geschichte, Religion u. a. — angelegt hatte, verzichten. Doch legt sein Werk seinem Scharfsinn und Edelmut, seiner reinen religiösen Gesinnung, seiner unbeschränkten Zuneigung zu der Vergangenheit seines Volkes, seiner Liebe zu der Muttersprache, zur Freiheit, den Rechten, den Einrichtungen und den Gebräuchen der Vorfahren das schönste Zeugnis ab. Einen ungeheueren Fleiß, große Belesenheit und einen tiefen Einblick in den ursächlichen Zusammenhang der von ihm größtenteils erlebten Begebenheiten muß man an dem umfangreichsten Werke der čechischen Geschichtsschreibung, der »Kirchengeschichte« (»Historie církevní«) des toleranten Lutheraners Pavel Skála von Zhoř (1583 bis um 1640), bewundern. Von 1623 an, nachdem er den Hof des böhmischen »Winterkönigs« Friedrich verlassen hatte, lag er in Freiberg in Sachsen unermüdlich seinen historischen Arbeiten ob. Das Werk Skálas war durch seinen Umfang zur archivalen Ruhe

verurteilt; erst die neuere Geschichtsforschung brachte seinen wertvollsten Inhalt — die letzten vier von den zehn Foliobänden — und seine reine und fließende Sprache ans Licht. Den tiefsten Eindruck von den Leiden der čechischen Exulanten hinterläßt im Leser die brüderliche, ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebene »Geschichte von schweren Widerwärtigkeiten der čechischen Kirche« (gedruckt 1648, in čechischer, schöner Übersetzung 1655). Den Glaubensgenossen war sie eines der liebsten Bücher.

Die »Geschichte« (»Memoiren«) eines der verhängnisvollsten Männer in der Geschichte des čechischen Volkes, des Grafen Vilém Slavata von Chlum und Košumberk (1572 bis 1652) kann in mancher Hinsicht als das Gegenstück der »Kirchengeschichte« Skálas betrachtet werden. Als eifriger und ehrgeiziger Katholik, der den brüderlichen Glauben seiner Väter gewechselt, der als hoher, reicher Würdenträger in erster Reihe auf die Vorteile des Herrscherhauses und seiner Partei bedacht war und die Freiheiten der Akatholiken und der Stände gewaltsam unterdrücken wollte, lud Slavata den Haß der Protestanten auf sich, so daß er den 23. Mai 1618 als einer von den zehn Statthaltern mit seinem Kollegen Jaroslav Martinic und dem Schreiber Fabricius aus einem Fenster der königlichen Burg herabgeworfen, nach der Unterdrückung der Revolution aber glänzend rehabilitiert wurde. Als Kanzler von Böhmen gehörte er zu den einflußreichsten Ratgebern seiner Herrscher, mit denen er die beschränkte abergläubische Frömmelei und den Hang zu mystischen Meditationen teilte. Von ihm ging der Plan der Konfiskationen aus, er billigte auch die Aufhebung der alten Verfassung zugunsten der absoluten Macht des Herrschers. Von seinen jüngeren Jahren hielt er bloß an seiner Liebe zu seiner Muttersprache und zur heimischen Geschichte fest. Seit 1636 arbeitete Slavata an seinem historischen Werke, welches er in vierzehn Bücher einteilte. Die in den zwei ersten Büchern enthaltenen Memoiren der bewegten Jahre 1608—1619 sind die nützlichsten davon. In den folgenden zwei Büchern bemüht sich der Schriftsteller um den Beweis, daß den Ständen kein Recht zustehe, sich den König zu wählen, da das Königreich Böhmen ein Erbland sei. Die letzten zehn Bücher schildern umständlich die Geschichte des Habsburgischen Herrscherhauses. Die religiöse und politische Tendenz herrscht dabei stark

vor. Man spürt in seinem Werke schon den Geist der jesuitischen Atmosphäre. Der fromme Aberglaube, besonders gemeine Wunder, ein übertriebener Kult der Heiligen, was alles der vorhergehenden čechischen Litteratur fremd blieb, kommt jetzt in litterarischen Umlauf. Der fanatische Jesuit Jiří Plachý (latinisiert Ferus, 1585—1659), der wirksamste Helfer und Ratgeber bei dem Werke Slavatas, eröffnet mit seinen zahlreichen Legenden, Beschreibungen von Wundern, Wallfahrtsorten u. dgl. die Reihe. Diese Litteratur konnte keinen nachhaltigeren Erfolg bei dem Volke aufweisen. Wie Skálas »Kirchengeschichte« blieb auch Slavatas »Geschichte«, die er für seine Freunde in die deutsche Sprache übersetzen ließ, in der Handschrift. Am Abende seines Lebens trat er in den Jesuitenorden.

Die Brüdergemeinde gebar vor ihrem Lebensende einen Geist, dessen große Arbeit die ganze Menschheit mit ihren Früchten bereichert hat. Die Bestrebungen und die Anschauungen der Unität reifen in ihrem letzten Bischof Jan Amos Komenský (Comenius, 1592—1670) zu den schönsten Früchten aus: auf seiner nationalen Individualität feststehend, hielt er sich immer das Ganze der Menschheit vor Augen; durch die Vervollkommnung des eigenen Volkes war er bemüht, der ganzen Menschengemeinde zu nützen; seine Nächstenliebe, seine Selbstverleugnung, sein Leid und seine Plagen zeitigten bei ihm wie bei der Brüdergemeinde die christliche Humanität. Obzwar er ein aufrichtiger Patriot war, ein treuer Sohn seiner Kirche, kannte er weder eine nationale noch eine religiöse Voreingenommenheit. Wie er durch die Erhabenheit seiner Pläne und durch die Größe seiner Person schon die vornehmsten Geister aller Nationen an sich gefesselt hatte, so bleibt er ähnlich wie Hus der anziehendste Gegenstand der gelehrten Forschung der gebildeten Völker; so nachhaltig und bedeutend ist sein Einfluß auf die Entwicklung der modernen Ideen.

Am 28. März 1592 in Uherský (Ungarisch-) Brod in Mähren geboren — sein Name rührt von dem Dorfe Komná, dem Sitze seiner Vorfahren, her — und bald verwaist, besuchte er die brüderlichen Schulen, erlangte dann seine höhere Bildung in Herborn im Nassauischen und in Heidelberg, wo auf ihn einige bedeutende Lehrer einen starken Einfluß ausübten. In seine

Heimat zurückgekehrt, war er als Lehrer an den Brüderschulen und als Prediger tätig. Die Stürme und Roheiten der ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges vernichteten sein bisheriges Glück, seine Schriften und Bücher sowie sein ganzes Vermögen. Vor der Wut der arg hausenden Soldateska mußte er sich ein Jahr in Wäldern verbergen, bis ihm wie anderen brüderlichen Priestern 1622 Karl von Žerotín, dem man es wegen seiner Treue an Ferdinand II. nachsah, seine Gastfreundschaft auf seinem Gut Brandýs an dem Adlerfluß in Böhmen anbot. Nach neuen strengen Mandaten gegen die Akatholiken, als selbst sein Schirmherr die Heimat verließ, mußte auch Komenský 1628 seine Zuflucht in der polnischen Stadt Lešno in Posen nehmen.

Unterdessen war sein Ruf als Schriftsteller gewachsen. Seine litterarische Tätigkeit kann viele bedeutende Werke aufweisen; doch sind viele in den Stürmen der Zeit verschollen, manche entdeckt die Forscherpietät auch noch in der neuesten Zeit. Komenský hielt an dem seit Blahoslav geltenden Vorgang der Unität fest, die Errungenschaften der Weltkultur seinem Volke zu eigen zu machen. Er hatte auch als Schriftsteller seine Lehrer und seine Anreger; ein durchaus origineller Bahnbrecher ist er nicht, aber jede Idee, die er empfängt, bekommt in der Feueresse seines systematischen, klaren Geistes ihre feste definitive Gestalt, und so haben die meisten von seinen Lehren und Gedanken größtenteils noch nach fast zwei Jahrhunderten ihre Geltung.

Gleich von Anfang seiner litterarischen Tätigkeit muß man bei Komenský die Vielseitigkeit seines Wissens bewundern, sein Bestreben, möglichst alle menschlichen Kenntnisse zu umfassen und sie in ein harmonisches Ganze zu verbinden, was das Ideal seines Lebens blieb. Als Theolog, Philosoph, Pädagog, Philolog, Geograph schrieb er fachwissenschaftliche Werke, von denen viele grundlegend waren; andere Wissenschaftszweige beherrschte er als seltener Kenner und mit innigem Interesse. Noch während seiner Studien in Deutschland faßte er nach dem Vorbilde des humanistischen Enzyklopädisten Joh. Hein. Alsted den Plan, den er bald darauf ausführte, zu einer čechisch geschriebenen Übersicht des menschlichen Wissens über alle Gegenstände der Welt »Theatrum universitatis rerum, d. h. einem Schauspiel der Welt«. In Mähren schrieb er nebst anderem eine Schrift über

die »Mährischen Altertümer«, die verschollen ist, und arbeitete an einer gründlichen »Karte des Landes Mähren« (1622).

In den Drangsalen seiner Glaubensgenossen und seines Volkes erhebt sich der meditierende Geist des schwer geprüften Mannes — seine ganze Familie starb an der Pest — zum dichterischen Schwung. Nebst einigen betrübt klingenden, religiösen erbaulichen Traktaten beschäftigte sich Komenský mit metrischer Übersetzung der Psalmen, worin er einige Vorgänger hatte und namentlich die verlorenen mustergültigen Versuche Vavřinec Benediktis von Nudožery ersetzen wollte. Da entstanden seine zwei ausgezeichneten Dichtungen, der satirisch allegorische Roman »Das Labyrinth der Welt« (1623; gedruckt 1631, dann ergänzt noch öfters; deutsche Übersetzung 1781, 1787 [teilweise]; vollständig von Zd. Baudnik, Jena 1908; auch ins Russische, Magyarische, Englische ist das »Labyrinth« übersetzt worden) und seine Zwillingsschwester »Die Tiefe der Sicherheit« oder mit lateinischem Titel: »Centrum securitatis« (gedruckt 1633 in Lešno; neu bearbeitet 1663 in Amsterdam, dann noch öfters; deutsche Übersetzung 1737).

Beide Dichtungen stellen das menschliche Leben im Einklang mit der Bibel als nichtig und hohl dar, wenn es auf sich selbst baut; aber als höchst glücklich im vollen Anlehnen an Gott. Zu seinem »Labyrinth der Welt und dem Paradies (oder Lusthaus, wie ursprünglich der Titel lautete) des Herzens« bekam Komenský den Kompositionsgedanken — eine Wanderung durch die Welt — von ähnlichen lateinischen Dichtungen des schwäbischen freimütigen protestantischen Theologen sowie patriotischen und humanitären Satirikers, Joh. Valentin Andreae († 1654), den Komenský in Heidelberg kennen und schätzen gelernt hatte. Das menschliche Tummeln und Trachten führt Komenský in seinem Mikrokosmus, einer allegorischen Stadt, vor. Als Pilger wandert der Dichter vor der Wahl seines Lebensberufes alle Stände, Beschäftigungen und Vergnügungen, alle Wissenschaftszweige und Künste, alle religiösen Sekten und Richtungen durch. Er läßt sich die hergebrachte äußere Auffassung und Beurteilung des menschlichen Lebens nicht aufdrängen, sondern glaubt nur eigener Erkenntnis: er sieht überall nur Übelstände und Trübsale und erklärt im Sinne der Bibel dies Leben für lauter Eitelkeit; der Mensch kann seine Glückseligkeit bloß in der Verbindung

mit Gott finden. Der von der Größe des Vorhabens und der Auffassung drohenden Gefahr der Einförmigkeit und des abstrakten Charakters, des Mangels an Handlung wußte der Dichter durch eine wunderbare Anschaulichkeit und lebhafte Phantasie vorzubeugen, durch seine seltene Lebensweisheit, den Adel der Gesinnung, das Mitleid mit den Schwächen der Menschen und seine Beobachtungsgabe, die bei der Betrachtung des Ganzen den Sinn für das charakteristische Detail nicht verliert; seine realistische Darstellungsweise ist nicht selten dramatisch bewegt. Im zweiten Teile drängt die tiefe Religiosität den poetischen Gehalt allzuviel in den Hintergrund. Der allseitig humanistisch gebildete Dichter war so scharfsinnig, sich völlig an die kernige, lebhafte Volkssprache anzulehnen und erzielte dadurch eine kräftige, frische und farbige Prosasprache. Aus keinem anderen Werke könnte man eine so lange Reihe von eigenartigen čechischen Redewendungen zusammenstellen wie aus dem »Labyrinth«. Was Wunder, daß dieses Werk den čechischen Emigranten nebst der Bibel der teuerste Gegenstand war. Rührend drückt es eins von ihren Liedern aus: »Schön ist der Fluß, der Fluß Moldau, wo unsre Häuser sind und die liebevolle Heimat. — Hübsch ist die Stadt, die Stadt Prag, in der unsre teure Familie wohnt. — Was schert uns der Fluß, was die Stadt? Ach, uns ist der Weg zur Verbannung gewiesen. Mitgenommen haben wir nichts, alles ist verloren gegangen, nur die Kralicer Bibel und das Labyrinth der Welt.«

Der klare, starke Geist Komenskýs ließ sich zuweilen wie viele von seinen verzweifelnden Zeitgenossen in den schweren Trübsalen von visionären Trugbildern, mystischen Träumereien und Prophezeiungen, die das Ende der Verfolgungen zu sehen glaubten, gefangen nehmen; verhängnisvoll griff diese religiöse Exaltation auch in Komenskýs späteres Leben ein. Aber dabei arbeitete er an seinen genauesten und exaktesten wissenschaftlichen Werken. Erhaben und groß waren die ersten Pläne und Taten Komenskýs auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Er dachte daran, durch Verbesserung des Unterrichts zunächst seinem Volke, dem er wieder das Erbarmen Gottes ersehnte, zu frommen. Seine Stammesgenossen spornte er an, in der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, zur Tugend und Frömmigkeit die Priorität vor anderen Völkern zu erringen. Als Komenský die

»Didaktik« des Elias Bodinus gelesen hatte, dachte er an eine ähnliche Schrift für sein Volk. So entstand sein ruhmvollstes Werk, die »Didaktik« (1627—1632), die er später ins Lateinische übersetzt und vervollständigt hat. (Ins Deutsche wurde sie viermal übersetzt.)

Als Lehrer auf dem Gymnasium zu Lešno, welche Stadt durch die brüderlichen Emigranten seit 1547 aufgeblüht war und eine der vollkommensten Schulen im Lande besaß, fand er Gelegenheit, die veraltete Methode, die man beim Unterricht der lateinischen Sprache gebrauchte, zu verbessern. Die »Janua linguarum reserata« der spanischen Jesuiten, die er ganz verkehrt fand, gab ihm Anlaß zu einem Buche unter demselben Titel (1631; in čechischer Sprache 1633; in deutscher Sprache schon 1631). In der »Janua« wird eine ganz selbständige Methode aufgestellt. Er gab darin das übermäßige Aufstellen von Regeln auf; er stellte in 100 Absätzen 1000 Sätze zusammen, in denen gegen 8000 der gangbarsten lateinischen Wörter vorkamen; der Schüler schritt von einfacheren zu immer verwickelteren Sätzen. Bei Erlernung der lateinischen Sprache sollte man von der Muttersprache als Grundlage ausgehen. Der Unterricht der lateinischen Sprache sollte gleichzeitig mit realen Kenntnissen erworben werden. In einigen Jahren erlangte diese Schrift Weltberühmtheit. Noch zu Lebzeiten Komenskýs wurde sie in zwölf europäische und vier asiatische Sprachen übersetzt. Der čechischen Ausgabe der »Janua« sollte eine wertvolle Sprichwörtersammlung, »Die Weisheit der alten Čechen«, beigefügt werden; sie blieb aber Handschrift. Die Sprichwörter wurden seit jeher in der Unität wegen ihrer Lebensweisheit und ihrer kernigen, eigenartigen Ausdrucksweise geschätzt und gesammelt. Die spätere lateinische Bearbeitung der »Janua« begleitete als Einleitung eine Abhandlung »Über die neueste Methode der Sprachen«. Bald folgten noch andere pädagogisch-didaktische Schriften. Die damals ganz vernachlässigte Erziehungskunst der zartesten Jugend bis zum sechsten Lebensjahre lehrte das allerliebste goldene Büchlein »Informatorium der Mutterschule«, welches Komenský ursprünglich in čechischer Sprache verfaßt hatte, bald selbst ins Deutsche übersetzte (herausgegeben 1633, dann noch öfters; auch in andere Sprachen übertragen), und welches immer noch unübertroffen dasteht. Der größten Verbreitung erfreute

sich lange Jahrzehnte hindurch das originellste von Komenský's methodischen und didaktischen Schriften »Die Welt in Bildern« (»Orbis pictus«, 1658), der Ausgangspunkt des anschaulichen Unterrichtes.

Die pädagogisch-didaktischen Grundsätze Komenský's sind das allgemeine Eigentum der Menschheit geworden; daran erkennt man am besten ihre große ideelle Kraft. Die Bildung verlangt Komenský für alle Menschen ohne Unterschied der Geburt, des Standes, des Geschlechtes, des Alters; die Schulen sollen die »Werkstätten der Menschheit« werden. Gegenüber dem mittelalterlichen Verbalismus und der Scholastik betont er die reale Erkenntnis und die eigene Beobachtung der Welt; er stellt die Anschaulichkeit als eine der ersten pädagogischen Forderungen auf. Der Mensch soll seinen Verstand in die Dienste des Fortschrittes und der freien Forschung stellen. Komenský verbreitete überall das Licht und durch dieses Licht soll der Mensch zu vollkommener Erkenntnis Gottes geführt werden; statt der alten Barbarei soll Sanftmut und Güte und gutes Beispiel in Erziehung und Unterricht stattfinden. In der Bildung soll man immer die Entwicklung des ganzen Menschen, sowohl des Geistes als des Körpers, anstreben: sowohl der Verstand als auch der Wille und das Gefühl, die körperlichen Sinne und die Handfertigkeit sollen durch die Erziehung gestärkt werden. Vom Bekannten soll allmählich zum Unbekannten, vom Einfachen zum Verwickelteren fortgeschritten werden. Der Unterricht soll auf der untersten Stufe in der Muttersprache erteilt werden. Komenský selbst zeichnete sich durch eine innige Liebe zu seiner Muttersprache aus und mahnte auch Angehörige anderer Völker an ihre Pflichten zu der Nationalsprache.

Diese Grundsätze sind nicht ganz neu: Komenský, der sich durch eine umfangreiche Umschau im menschlichen Wissen auszeichnete, kannte auch, was in der Pädagogik vor ihm durch die čechische und deutsche Reformbewegung, namentlich durch den »Praeceptor Germaniae«, Melanchthon, später durch Ratke (Ratichius), Joh. Heinr. Alsted, J. Val. Andreae, Juan Lud. Vives, L. Bayle u. a. geleistet worden war. Aber was vor ihm vereinzelt und nicht selten nur angedeutet ausgesprochen worden war, daraus machte Komenský auf Grund seiner eigenen reichen Erfahrungen, seiner scharfen Kritik ein festes, klares, reich ge-

gliedertes System. Seine Art war es, alles bis in die letzten Konsequenzen durchzudenken: genau teilte er das ganze Schulwesen ein, klassifizierte alle Wissenschaften und jede wieder in sich selbst. Das letzte Ziel des Menschen sieht Komenský im Geiste seiner Kirche in folgendem: das Licht des Verstandes, das Bestreben nach unaufhörlichem Fortschritt soll zur besseren Erkenntnis des wahren Gottes dienen, die Vervollkommnung des Menschen zur Annäherung an Gott führen.

In seinem »Labyrinth«, in seinen pädagogischen Bestrebungen hielt Komenský immer den Blick auf das Ganze, auf die Einheit des Lebens und Wissens gerichtet. Eine philosophisch aufgefaßte »Allwissenschaft«, »Pansophie«, wozu er Anregungen von Bacon von Verulam und Thomas Campanella bekommen hatte, war sein höchstes Ideal; sie sollte als Ziel zur moralischen Erhebung des Menschen, zu seiner Glückseligkeit in Gott dienen. Die Pläne zu dieser großartigen Idee ergötzten ihn, die Mißerfolge brachten ihm auch die schwersten Enttäuschungen. Das »Tor der Dinge« (»Janua rerum«), ein Gegenstück zum »Tor der Sprachen«, versucht eine Synthese und eine harmonische Anordnung des menschlichen realen Wissens. Die Vereinfachung, Erweiterung und Hebung der menschlichen Bildung durch eine organisierte Verbindung der vornehmsten Gelehrten aller Völker, welche eine Eintracht der Völker herbeiführen sollte, war das Mittel dieser pansophischen Bestrebungen. Von dem groß angelegten pansophischen Werke sind nur Bruchstücke auf uns gekommen. Eine Weltakademie, eine »allwissenschaftliche Schule« sollte diese pansophischen Ideen verwirklichen. Über diese Pläne belehrt uns die Schrift »Prodromus pansophiae« und das schöne in England geschriebene Büchlein »Via lucis« (gedruckt erst 1668), die »Pansophiae diatyposis« (»Plan der Allwissenschaft«, 1643) und die Schrift »De rerum humanarum emendatione consultatio catholica« (»Eine allgemeine Beratung über die Besserung der menschlichen Angelegenheiten«).

Komenskýs Ruf war weltbekannt. Das englische Parlament berief ihn 1641 nach London, daß er seine didaktischen Reformbestrebungen und seine pansophischen Pläne ins Leben führe. Aber der lange Bürgerkrieg zwang ihn, nach zehn Monaten unverrichteter Sache zurückzukehren. Aus Amerika wurde ihm die Leitung des Harvarder Kollegiums angeboten. Aber Komenský

begab sich auf die Einladung des hochgebildeten Großhändlers Ludwig de Geer nach Schweden, ließ sich dann in Elbing in Preußen nieder, um nach dem Wunsche des Kanzlers Oxenstjerna für schwedische Schulen neue Bücher zu schreiben. Doch Komenský lagen seine pansophischen Ideen, an denen er in Elbing arbeitete, näher am Herzen, wofür wieder der reale Staatsmann wenig Sinn an den Tag legte.

Zum Bischof seiner Kirche erwählt, kehrte Komenský 1648 nach Lešno zurück, um daselbst neuen Leiden und Drangsalen entgegenzugehen. Bald darauf starb ihm seine zweite Gattin, welche ihm fünf Kinder zurückließ. Für seine Kirche war er um so unermüdlicher tätig, je mehr sich ihre Lage verschlimmerte: er verteidigte sie gegen die Angriffe des Martinius von Dražov und anderer, er schrieb für sie religiös erbauliche Schriften, gab einen Katechismus, ein Buch Predigten (»Umění kazatelské«), ferner das »Handbuch oder den Kern der ganzen Bibel« (»Manuálník čili jádro celé biblí sv.«, 1658), ein neues Kanzional (1659) und mehrere andere Schriften heraus. Da wurde er in seiner letzten Hoffnung, mit der er sich immer noch tröstete, in seine Heimat mit den übrigen Emigranten zurückkehren zu können, durch den Westfäler Frieden, wo sich der Unglücklichen niemand annahm, schmerzlich enttäuscht. In unüberwindlichem Schmerz über diese Nachricht schrieb er das wunderbar tief empfundene und tief rührende »Testament der sterbenden Mutter, der Brüderunität« (1650), in dem er seinem Volke die Rechenschaft über das Tun und Streben seiner Kirche ablegte und von ihm im Namen seiner Kirche Abschied nahm. Damals sah er sich in seinen Friedensbestrebungen getäuscht. Von dem gleichzeitigen Ideenstrome, dem Irenismus, ergriffen, arbeitete Komenský im Einklang mit anderen edleren Geistern seiner Zeit, dem berühmten Humanisten Hugo Grotius, dem Heidelberger Professor der Theologie David Pareus, dem werktätigsten Friedensapostel, dem Engländer Dury (Dureus), und anderen an diesem erhabenen, aus den damaligen gehässigen konfessionellen Streitigkeiten und Kriegsgreueln geborenen Ideal. In der čechischen Schrift »Haggaeus redivivus«, in der er die Erneuerung der Unität im Vaterlande befürwortet, schlägt er Mittel zur Ausgleichung der Gegensätze unter den einzelnen Kirchen vor. Auch in London und in Schweden verbreitete er seine Ideen der Verbrüderung und

Liebe in der Menschheit. Diesem Ziele galten in erster Reihe auch seine pansophischen Schriften. Diese Gedanken kehren auch in seinen letzten Arbeiten wieder. Aber ihm war es nicht beschieden, dies Ideal verwirklicht zu sehen. Mit keinem bedeutenderen Erfolg wurde auch Komenskýs vierjähriger Aufenthalt in Ungarn, wohin er von dem siebenbürgischen Fürsten Sigmund Rákóczi zur Reform der Schulen berufen worden war, begleitet. Für den Fürsten zeichnete er ein schönes Bild einer weisen erleuchteten Regierung in der Schrift »Gentis felicitas«. Der schmerzlichste persönliche Schlag traf ihn, als 1656 im schwedisch-polnischen Kriege in den Flammen der Stadt Lešno sein ganzes Vermögen, seine Bibliothek und wertvolle Handschriften, darunter namentlich sein Stolz, »Thesaurus linguae bohemicae«, die Frucht einer 44jährigen Arbeit, vernichtet wurden. Aus darauffolgenden Drangsalen und Not befreite ihn die großherzige Gunst Laurenz' de Geer, des edelmütigen Sohnes Ludwigs.

In Amsterdam war es dem schwer geprüften Greise gegönnt, in gastfreundschaftlicher Ruhe den Abend seines Lebens zuzubringen. Da arbeitete er an der Gesamtausgabe seiner didaktischen Schriften (»Opera didactica omnia«, seit 1657), von da aus sorgte er um seine zerstreute Kirche, beschenkte sie mit den ihm reich zukommenden Gaben, druckte für sie religiöse Bücher. Da unterlag er neuen verlockenden prophetischen Visionen eines gewesenen brüderlichen Priesters und schilderte sie in einem Büchlein (»Lux e tenebris«). Da nahm er von seiner Kirche Abschied mit der kleinen Schrift »Traurige Stimme eines durch den Zorn Gottes verscheuchten Hirten an seine zerstreute, darbende Herde« und seiner letzten kostbaren Arbeit »Unum necessarium« (1668; deutsch 1690 und später). Er folgte »dem letzten Rufe Gottes« am 15. November 1670.

Seinem Volke und der ganzen Welt hinterließ Komenský das Beispiel eines großen, in den ungünstigsten Verhältnissen immer auf das Wohl anderer bedachten Geistes. Jede Tat, jedes Wort wird durch seine christliche Humanität angeregt. Durch die Erhabenheit seiner Absichten und durch die Größe seiner Persönlichkeit gewann er hervorragende Geister aller Völker; mit vielen Zeitgenossen führte er eine reiche, für uns sehr wertvolle Korrespondenz. Die Voraussagung des großen deutschen

Philosophen Leibniz ging an ihm wirklich in Erfüllung: Seine Arbeiten haben seinen Tod überdauert, und was er mit Eifer gesät hatte, ist auf einen fruchtbaren Boden gefallen; auch ist die Zeit gekommen, wo ihn die besten Menschen dafür, was er tat, hoffte und wünschte, lobpreisen. Seine Werke sind das Eigentum der Menschheit und er ein wahrer »Lehrer der Völker« geworden.

Unter den čechischen Exulanten gab es viele Schriftsteller, welche fremde Buchdruckereien in Zittau, Dresden, Halle, Wittenberg, Magdeburg, Berlin, Amsterdam und einige andere auf dem slowakisch-ungarischen Gebiete mit dem Drucke von čechischen Büchern fleißig beschäftigten. Bibeln, Kanzionale, Katechismen, religiös erbauliche und polemische Flugschriften wurden noch im 18. Jahrhundert immer wieder gedruckt und mit der größten Gefahr von kühnen, begeisterten freiwilligen Agenten unter die leidenden, nach solcher Lektüre schmachtenden Stammesgenossen über die Grenze eingeschmuggelt. In diesen Büchern, insbesondere in den Nachdrucken der Bibel fanden die protestantischen Leser eine viel reinere čechische Schriftsprache, als man sie in ihrem Vaterlande antreffen konnte. Die älteren bewährten Muster warfen ihr Licht auch in ferne Zukunft. Daheim, in den böhmischen Ländern, aber verschwand mit der ersten und zweiten Generation die Kraft der alten mustergültigen Schriftsprache. Die böhmische Aristokratie, deren Ehrgeiz es war, in der Nähe des Hofes in Wien zu verweilen, entfremdete sich immer mehr dem Volke und vergaß seine Sprache. Die geistigen Führer des Volkes, die Jesuiten, stellten aber in dem okkupierten Gebiet die Universalsprache der römischen Kirche, das Latein, im höheren Leben wieder her. Sonst waren sie aus Leibeskräften bemüht, alle Erinnerungen des Volkes an die »ketzerische« Litteratur zu unterdrücken. Durch eine jahrhundertlange Verwüstungswut entrissen sie fast alle älteren Bücher dem Volke aus den Händen.

Was die neuen litterarischen Schöpfer für die vernichteten Werke dem Volke boten, war erbärmlich. Die ganze Aufmerksamkeit auf die Erwerbung der Macht gerichtet, zwangen sie die Seele des Volkes in die Fesseln der Dunkelheit und Unwissenheit, in prunkhaften äußeren Formalismus und blöden religiösen

Aberglauben. Ihre ungeheuren Reichtümer erlaubten ihnen aufwandreiche kolossale barocke Kirchen von berühmten Baumeistern, wie Kristoph und Kilian Ignaz Dinzenhofer, auszuführen, sie von trefflichen Künstlern, wie den Malern W. L. Rainer, Peter Brandel, K. Škréta, Bildhauern F. M. Brokoff u. a., ausschmücken zu lassen, aber die eigenartige treffliche ältere čechische Holzschnittkunst und Miniaturmalerei, welche sich dem äußeren Pomp entzieht und sich an das Innere wendet, ist gänzlich im Verfall. Einer der genialsten Künstler des 17. Jahrhunderts, Václav Hollar (1607—1677), mußte geradeso wie Komenský fremden Völkern seine Kunst anbieten. Sehr bezeichnend ist es, daß man als bedeutendste Tat der jesuitischen poetischen Werkstätte die Übersetzung der andächtigen »Trutznachtigall« Friedrich Spees von dem Jesuiten Felix Kadlinský (1613—1675) anführen muß. Die alten, schlichten, köstlichen Kirchenlieder erfahren ähnlich wie die alten Baudenkmäler durch schnörkelhafte Zusätze und barocke ostentative Zieraten eine geschmacklose Behandlung. So gerät die čechische Sprache und Litteratur in einen immer größeren Verfall.

Unter den čechischen Jesuiten, die nie wie die polnischen mit ihrem Volke in einen Körper verwuchsen, gab es einige edle Gestalten, welche das sinkende Volk durch ihre fleißige Arbeit zu heben bemüht waren. Unter allen diesen Schriftstellern ist Bohuslav Balbín (1621—1688) die gewinnendste und bedeutendste Erscheinung. Als Mitglied eines mächtigen Ordens, dem nur die Gegenwart angehörte, scheute er es nicht, sich in die Geschichte seines Volkes zu vertiefen, um in einer trostlosen Zeit Ersatz in seiner ruhmvollen Vergangenheit zu suchen. Er entging für seine litterarische Tätigkeit nicht verschiedenen Böswilligkeiten und Verfolgungen. Seinen fleißigen Quellen- und Archivstudien verdanken wir eine ausführliche Geschichte von Böhmen, Epitome rerum bohemicarum (1670 bis 1677). Ein viel umfangreicheres Werk sind seine »Miscellanea historica regni Bohemiae« (1679—1688), eine Art von Vaterlandskunde. Von den zwei beabsichtigten Teilen vollendete er nur einen, in welchem er Böhmens Naturverhältnisse, Topographie, Bevölkerung, Geschichte, Verfassung und Ämter, insbesondere die Kirchenverwaltung darstellte. Wichtig für die nationale Renaissance war das neunte Buch, »Bohemia docta«,

welches erst fast nach einem Jahrhundert herausgegeben wurde. Das Werk bietet reiches Material, es gebricht ihm aber an kritischer und systematischer wissenschaftlicher Bearbeitung. Die aufrichtige nationalpatriotische Gesinnung Balbíns erhielt in seiner berühmt gewordenen Apologie der čechischen Sprache, »Dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica«, einen feurigen und zugleich klassischen Ausdruck. Trotz seiner innigen Liebe zu seiner Muttersprache und seinem Volke schrieb Balbín diese Schrift, die seinem vertrauten Freunde gewidmet und nicht für den Druck bestimmt war, in lateinischer Sprache. Jedoch das große Interesse für den Gegenstand ließ den Autor seine jesuitische religiöse Voreingenommenheit gegen Andersgläubige nicht äußern. In seinen übrigen Werken wendet er gegen die ruhmvollste Zeit der čechischen Kultur, die Reformation, die blinde Seite seiner beleuchtenden historischen Laterne oder zeichnet in derselben nur Zerrbilder. Welch ein Unterschied zwischen dem duldsamen Philanthropen Komenský, der alle Menschen ohne Unterschied beglücken wollte, und zwischen dem besten der čechischen Jesuiten! Doch die Schwäche seiner Ordensbrüder, sich den Mächtigen einzuschmeicheln, besaß er nicht. Balbíns litterarische Werke nahm sich als Muster für seine Arbeit über Mähren sein von gleicher Liebe für seine Muttersprache begeisterter Freund, der rasch emporgekommene vielfache hohe Würdenträger und phanatische Hasser aller Reformation Tomáš Pešina von Čechorod (1629—1680), welcher an einer umfangreichen »Beschreibung von Mähren« arbeitete, davon aber nur den ersten Teil über die Kriegsgeschichte Mährens bis zu 1526 unter dem Titel »Mars Moravicus« erscheinen ließ. Der viel selbständigere und bedeutendere zweite Teil, der Mährens Geschichte bis zu 1632 fortführt, und der dritte, der religiöse Verhältnisse schildert, blieben in der Handschrift und erwiesen den späteren Forschern gute Dienste. Die größte Popularität erreichte der erste Historiograph von Mähren durch seinen warmen umfangreicheren Aufruf gegen die Türken, »Ucalegon Germaniae, Italiae et Poloniae, Hungaria, flamma belli turcici ardens« (1663). Die Reihe dieser Geschichtsschreiber schließt der Priester des Kreuzherrenordens Jan František Beckovský (1658—1725), dessen in čechischer Sprache verfaßte »Botin der alten böhmischen Begebenheiten

oder böhmische Chronik« im ersten Teil eine Umarbeitung von Hájeks Chronik ist; der zweite, für die Geschichtsforschung viel wertvollere, bis zum Jahre 1715 reichende Teil wurde erst in der neueren Zeit herausgegeben. Auch andere unter den Jesuiten trugen Sorge um die čechische Litteratur. Einer der eifrigsten war Matěj Václav Steyer (auch Štýr, 1630—1692). Er gründete eine Stiftung »Das Erbe des hl. Wenzels« für die Herausgabe »čechischer andächtiger Bücher«, gab ein neues Kanzional (1683) und eine katholische Postille (1691), die viel gebraucht wurden, heraus und sorgte mit anderen Ordenskollegen um eine neue Übersetzung der Bibel, der »Sanktwenzels-Bibel« (1677 bis 1715), welche die verdienstvollste Tat des jesuitischen Schrifttums ist. Von Steyer rührt auch eine treffliche kurze Anleitung, »wie man gut čechisch schreiben und drucken soll«, »Žáček« (= der kleine Schüler) genannt. Dies Büchlein und die Grammatik des Jesuiten Jiří Konstanc (1607—1673), eines fleißigen Schriftstellers, »Lima linguae bohemicae«, eine Art Sprachfeile, haben das Verdienst, daß sie den Zusammenhang mit der älteren Litteratur unterhalten und die čechische Sprache gegen die Vulgarisierung und Verderbnis durch viele Fremdwörter zu schützen suchen. In dieser Zeit bedroht aber die tief verfallene čechische Sprache auch die von deutschen Sprachgesellschaften nach Böhmen eindringende puristische Neuerungssucht, die sich in čechischen Schriften und Grammatiken immer mehr verbreitete. Die Gefahr war groß. Es konnte ja auch ein so schauderhaftes Buch, wie Wenzel Pohls († 1790) »Böhmische Sprachkunst« (1756 und öfters), einige Jahrzehnte hindurch für ein Gesetzbuch der čechischen Schriftsprache gehalten werden.

Unter der geistigen Führung der Jesuiten war der Verfall des čechischen Volkes in sozialer und materieller, kultureller und moralischer Hinsicht um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollständig. Noch im 18. Jahrhundert konnte der ganzen Menschheit zum Hohn der Jesuit Antonín Koniáš (1691—1760), ein Erztypus dieser litterarischen Hyänen, ein überaus fleißiger Prediger und Schriftsteller, sein Leben der tollen Vernichtung der »ketzerischen« čechischen Bücher weihen. Gegen 30 000 ältere Bücher holte er den Leuten aus geheimen Verstecken und verbrannte sie. Mit unerhörtem Fleiß stellte er einen »Index verbotener Bücher« zusammen, »Clavis haeresim claudens

et aperiens« (1729), welcher noch im Jahre 1770 in dritter Auflage erschien. Und diese Zeloten fanden Jünger und Nachahmer! Unerträglich waren die Plagen des armen Bauern. Das teuerste Erbe dieser Zeit, die Volkslieder und Gedichte einiger namhafter Naturdichter, drücken diese Bedrängnis rührend aus. Das schwer geprüfte, von seinen Königen der unersättlichsten Habgier einiger Oligarchen preisgegebene Volk wendete sich in dem berühmten »Vaterunser der Bauern« an den »Bauernkaiser« Josef II. mit der Zuversicht, in ihm einen Fürsten der Menschlichkeit zu finden.

Fünftes Kapitel.

Der Josefinismus. Josef Dobrovský. Der Aufschwung der čechischen Sprache. Die čechische josefinische Litteratur.

Der mächtige Ideenstrom des europäischen Westens überflutete im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auch die durch die Gegenreformation tödlich entkräfteten böhmischen Länder. Die čechische Wiedergeburt steht in der Geschichte der Menschheit nicht allein da. Sie quoll aus demselben erfrischenden Born hervor, der auch anderen Nationen, den Deutschen, den nordischen Völkern, den Magyaren, insbesondere aber auch allen übrigen slawischen Völkern ein neues Leben schenkte. Die große Kluft zwischen seinen und den westlichen Ländern auszugleichen, diese übermenschliche Aufgabe fiel dem eifrigsten Apostel der neuen Emanzipationsphilosophie, Kaiser Josef II., zu. Mit Recht trägt sein Zeitalter seinen Namen, obgleich er nur fremde Ideen übernahm. Den absolutistischen Staat halfen Philosophen, wie Th. Hobbes, erbauen, große Herrschergestalten wie Ludwig XIV., Friedrich II., Katharina II., riefen ihn ins Leben. Dieser Staat übernimmt die Grundsätze der französischen Merkantilisten und Physiokraten, welche die produktive Kraft des Staates erhöhen wollten und daher die materielle und geistige Erhebung der breitesten Bevölkerungsschichten anstrebten. An diese sollte sich der Staat anlehnen; daher wurden die Privilegien der begünstigten Stände beschränkt. Der Kaiser schuf sich seinen Kronrat aus den Anhängern der neuen Richtungen, den wahren Rittern des Josefinismus. Bei den übrigen Völkern brachen jahrhundertelang sowohl die Philosophie als auch die Poesie der neuen Weltanschauung und Befreiung des Menschen Bahn.

Bei den Völkern Österreichs gibt es zu dieser Zeit keine Philosophen, keine Dichter; was aus ihrem Schoße Großes geboren war, wie die Gedanken eines J. A. Komenský, durfte in den Dienst der Erhebung anderer Völker gestellt werden, aber über ein ganzes Jahrhundert nicht die ängstlich bewachten Schranken ihres Vaterlandes überschreiten. Wohl gab es unter den Gebildeten der österreichischen Völker einzelne Anhänger der neuen philosophischen Ideen des Westens, wohl verbreiteten sich die heimlichen Vereinigungen der Freimaurer, der Philalethen, der Illuminaten und Rosenkreuzer, die alle mit den elend lebenden rechtlosen Massen fühlten, auch in den einzelnen Ländern der Habsburger, aber viel einflußreicher war das offizielle Eingreifen von oben. Das Bewußtsein seiner edlen, humanen Absichten, seiner apostolischen Sendung, die dem aufgeklärten absolutistischen Herrscher Josef II. gebot, sein vernachlässigtes Reich mit zahlreichen Wohltaten zu beglücken, das angebetete allgemeine Wohl erklärt uns die voreilige, ungeduldige Hast, die keine Rücksichten kennt außer seinem Willen. Für Josef II. war es unmöglich, die neuen Gedanken und Einrichtungen sich einleben zu lassen, sie durch Kampf und Opfer zu heiligen und so die Völker zu Mitarbeitern seiner Reformen heranzuziehen. Er schrieb den Völkern seine Gesinnungsart und seine logischen Abstraktionen vor. Ohne den geringsten Sinn für die Psychologie der Völker, achtete man weder der Neigungen des einzelnen noch der Gefühle eines ganzen Volkes und seiner geschichtlichen Überlieferungen. Daran mußten auch seine Pläne scheitern.

Wohl war das Toleranzpatent aus dem Jahre 1781, die Aufhebung der Leibeigenschaft (1781), eine zwar nicht unbeschränkte, doch in den habsburgischen Ländern unerhörte Druckfreiheit (1781) und viele andere große Reformtaten Josefs II. Forderungen der Zeit, doch hätte man in Österreich darauf noch lange warten müssen. Die neue Organisation der Schulen (1774 und 1776), worin Maria Theresia ihrem Sohne in dem Reformwerke vorangegangen war, trug zu dieser Zeit schon ihre Frucht; die Schulen verallgemeinerten die Bildung, erhoben und veredelten den gemeinen Menschen. In zehn Jahren stieg der Schulbesuch in Böhmen auf eine fast zehnfache Zahl.

Den bedeutendsten Umsturz der Anschauungen konnte man

an der Prager Universität wahrnehmen. Sie blieb bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts ein treues Abbild der katholischen Gegenreformation. Die Professoren der philosophischen Fakultät mußten jedes Jahr ihr feierliches Gelübde erneuern, die unbeflekte Empfängnis der Jungfrau Maria zu verteidigen, sie feierten mit zeremoniellem Prunk das Fest des jesuitischen Heiligen, Johann von Nepomuk, und andere Feierlichkeiten. Aber schon im Jahre 1763 mußte sich die jesuitische Verwaltung den Universität einen Zögling der Leipziger Universität, den Gottschedianer Karl Heinrich Seibt (1735—1806), einen beliebten deutschen Belletristen, als ihr Mitglied gefallen lassen. Dieser schmuggelte von seinem Lehrstuhle »der schönen und galanten Wissenschaften« zum ersten Male in die böhmische Welt die Gedanken Humes, Voltaires, Montesquieus, Basedows und anderer Philosophen ein, zwar noch vorsichtig verschleiert, aber es genügte, in den jungen Herzen die bisherigen Vorurteile gegen die verketzerten neuen Ideen zu stürzen. Professor Seibt haben viele hervorragende Geister der čechischen Renaissance sehr fruchtbare Anregungen zu verdanken. Der moderne Geist meldete sich an der Prager Universität noch mächtiger, als im Jahre 1785 an die philosophische Fakultät ein Protestant, der außerordentlich fruchtbare und populäre Belletrist Aug. Gottl. Meißner (1753—1807), ein eifriger Anhänger Wielands, berufen worden war. Nebstdem wurden seit dem Jahre 1784 neue Lehrstühle errichtet, die namentlich den von den Jesuiten verbannten Naturwissenschaften und der Geschichte an die Universität Eingang verschafften. Die Prager Rechtsfakultät wurde gänzlich von den josefinischen Ideen beherrscht; es wurden ja daselbst die Lehren der vornehmsten Schöpfer des Josefinismus — außer dem trefflichen Reformator der österreichischen Hochschulen, dem Niederländer Gerard van Swieten — vorgetragen nach den Büchern Jos. Sonnenfels', Ant. Martinis, Paul Jos. Rieggers u. a. Statt in der lateinischen Sprache wurden in der deutschen Vorlesungen vorgeschrieben. Den Schöpfern des reorganisierten Schulwesens schwebten nur die praktischen Zwecke vor den Augen, trotzdem ließen sich die rein wissenschaftlichen Folgen nicht hemmen. Man trachtete die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungen einzuholen.

Josef II. brach mit den Traditionen seines Hauses, indem er

die geistige Abhängigkeit von dem römischen Stuhle völlig aufgab und die Aufhebung derselben auch dem geistlichen Stande gebot. Der Josefinismus fand unter den Gebildeten der damaligen Zeit durch eine Ironie der Geschichte, namentlich unter dem katholischen Klerus in Böhmen, viele begeisterte Anhänger. Im Kampf der weltlichen Macht mit dem Papste standen sie zur Seite ihres Kaisers. Die Auflösung der Klöster wurde stillschweigend angenommen. Sie begleiteten die Befreiungstaten des Kaisers mit ihren litterarischen Produkten. Die religiöse Duldsamkeit sollte jeden Gebildeten zieren. Es entstand namentlich eine unendliche Reihe von Flugschriften, welche die aktuellen Fragen der damaligen Zeit beleuchteten; sie bekämpften die veralteten Kirchenordnungen, wie das Zölibat der Priester, die Heiligsprechung des beliebtesten Landpatrons Johann von Nepomuk, in ihnen brach der zurückgehaltene Zorn gegen das Mönchwesen und die Hierarchie, gegen den alten Aberglauben und die Wundermacherei los. Die größere Preßfreiheit rief eine ungeahnte Anzahl von Schriftstellern hervor, die jetzt diese Tätigkeit zu ihrem Berufe wählen konnten. Viele Zeitschriften, größtenteils Nachahmungen der deutschen »moralischen Wochenblätter« und Fachzeitschriften, wurden herausgegeben. In dieser Gelegenheitslitteratur spiegelt sich treu die damalige Zeit ab: die lange verborgenen Gedanken sprießen auf unbebautem Boden auf, es fehlt ihnen eine tiefere Auffassung des Gegenstandes, sie betrachten das Leben bloß von praktischen Standpunkten aus, sie sind gewöhnlich ohne Geist, Witz und satirische Schneidigkeit geschrieben; überall begegnet man in ihnen der nervösen Hast der josefinischen Reformen.

Die čechische Renaissance hat der rationalistischen Aufklärung, namentlich ihrem stärksten Vertreter Josef II., für die befreienden Taten und starken Anregungen viel zu danken. Der Staat wurde über die Kirche erhoben, er ruhte auf dem Volke. Josef II. gab dem gemeinen Mann, dem eigentlichen Träger des čechischen Volkstums, seine menschliche Würde wieder und erweckte in ihm die Fähigkeit eines höheren Lebens, indem er für seine Bildung und seinen Wohlstand sorgte, er gab ihm die Freiheit der Überzeugung zurück, er bahnte neuen Fortschrittsideen in seine Länder den Weg. Der geistliche Stand und der Adel büßten ihre Privilegien ein und mußten sich bloß durch eigenes Verdienst

ihre Geltung verschaffen. Der erstarkte Bürgerstand bereitete sich für die Sendung des bedeutendsten Kulturträgers. Gute Folgen brachten dem čechischen Volke sogar auch diejenigen Einrichtungen, welche die Vernichtung seiner historischen und volklichen Individualität beabsichtigten, nämlich die gewaltsamen zentralistischen und schematischen Einigungs- und Germanisationsbestrebungen; denn diese riefen in den Völkern das Bewußtsein ihrer Individualität wach und stärkten das Bestreben, an ihnen festzuhalten. Die čechische Renaissance schritt dann auf der Bahn, auf die sie von dem aufgeklärten Rationalismus eingeführt worden war, selbständig weiter: aus dem beschränkten Gesichtskreise der seichten offiziellen österreichischen Aufklärungsphilosophen gelangte sie in den weiten Strom des freien wissenschaftlichen Forschens und in die Ideenabhängigkeit von größeren Geistern, einem Rousseau, Voltaire, Lessing, Herder, Goethe, Kant u. a. Es handelte sich nicht mehr um den Staat, sondern um das Volk und den Menschen überhaupt.

Eine eigene, bedeutungsvollere Litteratur hat der Josefinismus nicht geschaffen — ein Fluch des Umstandes, daß ihm der Sinn für Wissenschaft und Kunst fehlte. Eine litterarische und kulturgeschichtliche Bedeutung haben gerade jene wissenschaftlichen Bestrebungen errungen, welche in ihren Folgen gegen die Anschauungen des Josefinismus arbeiteten. Es sind namentlich Werke der vaterländischen Geschichte und der čechischen Sprachforschung. Maria Theresia und Josef II. bauten auf den Trümmern der früheren Staatsindividualität einen zentralistischen, durch gemeinsame Gesetze, Einrichtungen und Administration egalisierten Staat auf: hier dagegen beleuchtete man die hervorragenden Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder und Völker. Das Ideal des aufgeklärten Despotismus war, die Niederlande, Italien, Ungarn, Illyrien, die Alpenländer, wie die Länder der böhmischen Krone durch einerlei Gesetzgebung, Gerichtswesen, Schulwesen, religiöses und soziales Leben, durch einerlei Gebräuche in ein Ganzes zusammenzufügen, sie durch gleiche Interessen und Ideale zu bestimmen, und hier belebte man die geschichtlichen Traditionen und Gefühle für das engere Vaterland. Nie wurde das Wort »vaterländisch« im Sinne eines bestimmten Landes so oft gebraucht wie gerade zu dieser Zeit. Der Josefinismus hatte bloß für die Gegenwart ein Verständnis, und hier gab sich eine

Liebe zur Vergangenheit kund, die der unerquicklichen Gegenwart ein neues Leben bringen sollte. Die Geschichte kann kaum einen größeren Vandalismus in friedlichen Zeiten aufweisen als das tolle Treiben gegen die historischen und künstlerischen Denkmäler, das die Aufhebung der Klöster und Kirchen begleitete, und die aufgeklärten Gelehrten und Liebhaber opferten oft einen großen Teil ihres Vermögens und viel kostbare Zeit, um alte Handschriften und Bücher von dem Untergange zu retten. Mit dem erwachten Sinn für die Geschichte ging die Liebe zur vernachlässigten, einst glorreichen Muttersprache und das Erwachen des Bewußtseins, daß das čechische Volk einer großen Stammesfamilie, der slawischen, angehöre, Hand in Hand.

Die historische Forschung keimte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Klöstern auf — als ob jetzt in der Stunde der Aufhebung einiger Orden ein außerordentlicher Fleiß der einzelnen Mitglieder die sündhafte Untätigkeit der Vorgänger ersetzen wollte. Man begann die Schmach der Indolenz zu empfinden, wenn die Herausgabe alter Quellen zur böhmischen Geschichte deutsche Historiker, wie M. Freher, J. B. Mencken, J. P. Ludewig, Hieronymus Pez u. a., die der slawischen Sprache und heimischen Verhältnisse unkundig waren, besorgen mußten. Die fremde, namentlich die deutsche Geschichtschreibung bot den böhmischen Forschern ihre Methode.

Die böhmische Geschichtsforschung hatte gleich an ihrer Wiege einen gewaltigen Vertreter im Piaristen Gelasius Dobner (1719—1790), einem Prager von Geburt, gewonnen. Er bewirkte trotz den eifersüchtig verteidigten Privilegien des Jesuitenordens die Einrichtung eines piaristischen Gymnasiums, das er als Rektor leitete. Dobner fand als Geschichtsforscher schon seine Bahnbrecher und Lehrer vor, welche ein bewunderungswürdiges Material gesammelt hatten. Vom Jahre 1764—1785 erschienen von ihm in sechs umfangreichen Bänden ältere böhmische Geschichtsquellen und Denkmäler, »Monumenta historica Bohemiae, nusquam antehac edita«. Gleichzeitig begleitete er mit seinen kritischen Anmerkungen die lateinische Übersetzung der populären čechischen Chronik von Václav Hájek von Libočany. Ein Werk außerordentlichen Fleißes und Scharfsinns sind diese kritischen Anmerkungen von Dobner! Es führt zwar auf dem Titel den Namen des alten Chronisten »Venceslai Hagek a Li-

boczan Annales Bohemorum« (1762—1786), aber die wenigen Zeilen des Textes verschwinden gegenüber der überwältigenden Masse der sie widerlegenden Zitate aus älteren Chronisten, der urkundlichen Belege und unumstößlichen Beweise. Das methodisch verfehlte Werk gelangte bloß bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, und doch ist es zu sechs großen Bänden angewachsen. Dobner beherrschte sein Fach glänzend. Er kannte genau die Litteratur seines Gegenstandes, er wußte geschickt die Hilfswissenschaften, welche man jetzt in Böhmen zu pflegen anfing, zu seinem Zwecke heranzuziehen. So konnte der historische Kritizismus des 18. Jahrhunderts auch in Böhmen mit diesem Werke seinen Triumphzug feiern. »Er hat dem Lügen ein Ende gemacht«, charakterisierte treffend Dobners Werk sein Zeitgenosse Fr. F. Procházka. Seit der Zeit betrachtete man Hájek als den größten Schädiger der geschichtlichen Wahrheit. Der Aufbau der böhmischen Geschichte auf verläßlichen, kritisch beleuchteten Quellen wird zum allgemeinen Erfordernis. Dobner veröffentlichte in den deutschen Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften mehrere Aufsätze, welche verschiedenen Fragen der ältesten böhmischen Geschichte gewidmet waren. Die böhmischen Geschichtsforscher zog die älteste dunkelste Zeit der heimischen Zeit an — wie bekannt, rügte eine ähnliche Neigung der deutschen Geschichtschreiber Lessing. Trotzdem geben diese gedruckten Arbeiten Dobners keine genaue Vorstellung von dem beispiellosen Fleiß und der Größe seiner historischen Bestrebungen. Sein ungedruckter Nachlaß enthält Tausende von Urkunden, viele Quellen und Beiträge zur böhmischen Kulturgeschichte. Dobner fand bald in Böhmen seine Jünger. Durch die Größe der Arbeit und durch seinen kritischen Scharfsinn nimmt nach ihm die erste Stelle unter den Geschichtsforschern der Aufklärungsperiode Fr. Martin Pelzel (1734 bis 1801) ein. Als vielseitig gebildeter Anhänger neuer Gedanken wirkte er als Erzieher im Hause des Grafen Fr. Ant. Nostitz, in dem Mittelpunkte der Prager gelehrten und gebildeten Welt. Da wurde Pelzel für die böhmische Geschichte gewonnen. Wegen seiner liberaleren Anschauungen erfreute sich bei den Lesern das Buch »Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen« (1774; 3. Aufl. 1782) einer großen Beliebtheit. Durch unbekanntes Geschichtsmaterial und warme Liebe zum erwählten Gegenstande

zeichnen sich Pelzels umfangreiche Werke »Kaiser Karl IV., König in Böhmen« (1780—1781, 2 Bände) und »Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslaus« (1788—1790, 2 Bände) aus.

Prag, welches im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts über 80 000 Einwohner zählte, wurde vom böhmischen Adel mehr aufgesucht als früher. Seitdem er beim Beginn der Regierung Maria Theresiens einem fremden Fürsten gehuldigt hatte, blieb für viele von ihm die Hofburg und damit auch Wien verschlossen. Josef II. ließ aber einen neuen Adel um sich heranwachsen, der von seinen Ideen und seinen Absichten durchdrungen war. Es belebten sich also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die verschwiegenen barocken Paläste, ihre verödeten französischen und englischen Schloßgärten wurden neu angelegt, mit aussichtsreichen Altanen, Statuen und fremden Pflanzen geschmückt. Viele Mitglieder der böhmischen Aristokratie wurden von dem modernen Ideenstrome ergriffen. Sie widmeten manche Stunden ihres Lebens der Wissenschaft und Kunst. So konnte in diesen Kreisen gegen 1773 durch das Verdienst des unermüdlichen Aufklärers Ign. Edlen von Born (1742—1791) eine Gesellschaft der Wissenschaften begründet werden, die erste in Österreich, deren Wirken sich bis auf die heutigen Tage — jetzt die utraquistische »Königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften« — erhalten hat. Diese Gesellschaft bedeutete den Übergang von dem ehemaligen Polyhistorismus zum Fachstudium: die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen teilten sich mit der Geschichtsforschung und Vaterlandskunde sowie der slawischen Sprachwissenschaft um die Vorliebe der Mitglieder. In dieser Gesellschaft waren nicht nur die hervorragendsten Vertreter der böhmischen gelehrten Welt vereinigt, sondern auch die fortschrittlichsten Elemente des böhmischen Adels, eines zwar geringen Bruchteiles desselben, aber eines mächtigen Faktors in dem Ideenumsturz. Wissenschaftliche Arbeit oder philosophische Anschauungsweise, gleiche Gesinnungsart verband sie zu einem engeren Ganzen. Die meisten von ihnen waren Deisten und bekannten sich zur Freimaurerei. In der »Böhmischen Gesellschaft« äußerte sich ein stiller wissenschaftlicher Widerstand gegen die Reformbestrebungen Josefs II.

In den weiteren Prager Bürgerkreisen fand die Vorliebe

des böhmischen Adels für die Musik und das Theater mehr Anklang. In Prag verbrachte Mozart seine glücklichsten Tage; man hat hier im Gegensatz zu Wien so verständnisinnig seine Oper »Figaros Hochzeit« aufgenommen; sein »Don Juan«, den er in Prag komponiert und »seinen lieben« musikliebenden Pragern gewidmet hatte, hat hier den großartigsten Erfolg und die aufrichtigste Begeisterung bei seiner Erstaufführung 1787 gefunden. Dem vaterländischen Theater wurde endlich, nachdem es sich früher fünfzig Jahre mit den elendsten Zufluchtsstätten hatte begnügen müssen, von dem Burggrafen Franz Grafen Nostitz 1783 nach dem Muster des neuen Hamburger Theaters eine würdige Bühne errichtet. In den adeligen Häusern wurde der französische Salon nachgeahmt. Künstler und Gelehrte hieß man da willkommen. Und so kam in Prag ein höheres Leben auf. Sein äußeres Gepräge war jedoch deutsch.

Alle litterarischen Bestrebungen, alle Vorzüge dieser Zeit sind in der ehrwürdigen Gestalt Josef Dobrovskýs (1753 bis 1829) verbunden. Als Gelehrter sowie als Mensch ist er gleich groß. Die Resultate seiner Arbeit reichen in die weite Zukunft nicht nur seines Volkes, sondern auch der Weltwissenschaft. Nachdem Dobrovský den aufgehobenen Jesuitenorden verlassen hatte, beendete er zwar seine theologischen Studien, ließ sich aber erst nach zehn Jahren zum Priester weihen. Er begnügte sich mit der bescheidenen Anstellung eines Privatlehrers im Hause des Grafen Fr. Ant. Nostitz. In die Wissenschaft führte sich der junge Diakon durch seine Erstlingsschrift, ein Meisterwerk der geistreichsten Kritik, »Fragmentum Pragense evangelii S. Marci« (1778), ein. Er stürzte damit die über ein halbes Jahrtausend alte Tradition von der Autorschaft des Evangelisten hl. Marcus an dieser Handschrift.

Ein Jahr später gab Dobrovský eine Vierteljahrsschrift »Böhmische Litteratur auf das Jahr 1779« heraus. Den Verfasser, der sein Zeitalter als den »hellen Mittag, an dem der Schimmer der Aufklärung alle Hirnsfinsternisse weit über unseren Horizont hinaus verscheucht«, schätzte, drückte der berechtigte Vorwurf der gelehrten litterarischen Welt, daß in Böhmen keine Spur von litterarischem Leben sei. Seine Zeitschrift besprach die in den drei üblichen Sprachen in Böhmen (čechisch, deutsch,

lateinisch) erscheinenden Bücher und wandte auf die bedeutendsten Kulturbestrebungen seiner Landsleute sein Augenmerk. Die Zeitschrift, die Dobrovský selbst ausfüllte, trägt den Charakter seiner ausgeprägten Individualität. Als Ziel steckte sich Dobrovský vor, »die Wahrheit, die bloße, nackte, ungeschminkte Wahrheit ungescheut zu sagen«, und blieb diesem Grundsatze unter allen Umständen treu. Sein offenes Urteil, sein unerschrockener Kampf gegen jede Vergewaltigung der Überzeugung und des wissenschaftlichen Forschens, namentlich gegen den »hierarchischen Despotismus, der nicht Mut hat, in offenem Felde zu kämpfen, sondern nur listig aus dem Hinterhalt viele Ausfälle wagt«, schufen ihm sein Leben lang manche Feinde und schwere Unannehmlichkeiten. Nach zwei Jahren wurde seine Zeitschrift eingestellt. Er konnte sie erst nach vier Jahren mit verändertem Titel »Litterarisches Magazin von Böhmen und Mähren« (1786 und 1787) weiter herausgeben. Dobrovskýs Zeitschrift sollte programmgemäß der Gegenwart gewidmet werden; aber man sieht, wie ihr Schöpfer durch den Strom des gleichzeitigen wissenschaftlichen Forschens zur čechischen Vergangenheit hingezogen wurde. Im Nostitzschen Hause verkehrte Dobrovský mit den bedeutendsten Vertretern des böhmischen geschichtlichen Forschens, mit Dobner, Nik. Voigt (1733—1787), »dem Vater der böhmischen Numismatik«, K. Ungar u. a. Sein Amtgenosse Pelzel zog ihn zum Studium der böhmischen Geschichte heran und gewann in ihm für seine Arbeiten einen aufopfernden Helfer. Mit Pelzel gab Dobrovský alte böhmische Geschichtschreiber in zwei Bänden heraus; mit ihm bereitete er eine große Sammlung von Urkunden vor. Überall erwies Dobrovský durch seine scharfe Kritik, seine fanatische Liebe zu genau festgesetzten Tatsachen der Geschichtsforschung große Dienste, trotzdem er sich in der Geschichtsschreibung bloß mit kritischen Beiträgen begnügte.

Von größtem Belang und größter Fruchtbarkeit waren Dobrovskýs Arbeiten auf dem Gebiete der čechischen Litteratur und Sprache. Die wissenschaftliche Neigung der Zeit, der erwachte Sinn für alte Kulturdenkmäler, die von Josef II. neubegründete, aus den aufgehobenen Klöstern sehr bereicherte Universitätsbibliothek zu Prag und zu Olmütz eiferten böhmische und mährische Gelehrte zu immer tiefer eingehenden Studien an. In seinen litterarischen Studien ging Dobrovský, wie alle seine Zeit-

genossen, von Balbíns »Bohemia docta« aus. Dies fast hundert Jahre als Handschrift brachgelegene Werk des fleißigen Jesuiten erschien damals unlängst gleichzeitig in zwei Ausgaben. Auf Balbín baute man dann weiter. Dobner, Fortunat Durych, K. Ungar, Pelzel u. a. überholten sich im Zusammentragen und Bearbeiten des reichen litterarhistorischen Materials. So entstanden größere Sammelwerke, selbständige Abhandlungen und Beiträge zur čechischen Bibliographie, Bibelübersetzung, Inkunabeln, Buchdruckerei, Bibliotheken, zur Geschichte der Kunst, Geschichte der Schrift, des böhmischen Schulwesens, vor allem der Prager Universität u. dergl. Mit Achtung wurden auch in der Fremde insbesondere die Arbeiten Voigts aufgenommen, die von den besten heimischen Künstlern prachtvoll ausgestatteten »Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler« (1773—1782), deren zwei erste Bände von lateinischem Text begleitet, von Born und Pelzel ins Deutsche übersetzt und um zwei weitere Bände erweitert wurden. Reicheres litterarisches Material boten die von Voigt mit patriotischer Liebe geschriebenen »Acta litteraria Bohemiae et Moraviae« (1774—1783, 2 Bände). Einen eifrigen Arbeiter gewann die čechische Litteraturgeschichte in dem Paulaner Fr. Faustin Procházka (1749—1809), Studiendirektor, einem der bedeutendsten Faktoren des damaligen Bildungswesens. Er gab das wertvolle lateinische Werk »De saecularibus liberalium artium in Bohemia et Moravia fatis commentarius« (1782) heraus, während er das deutsche »Miscellaneen der böhmischen und mährischen Litteratur« (1784—1785) wegen schlechten Abgangs unvollendet lassen mußte.

Auf ein höheres Niveau hob die Litteraturgeschichte Dobrovský. Schon seine Zeitschrift verriet fleißige Vorbereitung, umfassende Kenntnisse und großen Scharfblick. Die Liebe zur čechischen litterarischen Vergangenheit bewog ihn 1792 zu einer weiten mühevollen, von ihm beschriebenen Reise durch Schweden, wo man große Reichtümer an čechischen Büchern und Handschriften vermutete, und nach Rußland, wohin Dobrovský seine slawischen Bestrebungen zogen. Zur Erforschung litterarischer Denkmäler wurde Dobrovský nicht müde, auch andere Reisen zu unternehmen, nach Deutschland, nach Italien, öfters nach Wien; die vornehmeren Bibliotheken Böhmens und Mährens durchforschte er alle. Wie grell sticht diese reine Pietät zum čechischen Buche

von der sündhaften Vernichtung desselben von der katholischen Gegenreformation ab! Die Liebe zum Buche sollte eins der erfolgreichsten Mittel zur Erweckung des nationalen Bewußtseins bilden. Viele Anregungen bot Dobrovskýs »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« (1792). Die čechische Sprache bildet den Hauptgegenstand in diesem kleinen Buche. Der Autor erläutert hier historisch und sprachwissenschaftlich ihre Verwandtschaft mit den übrigen slawischen Sprachen, schildert ihre Kämpfe gegen die lateinische Universalsprache, als auch gegen die deutsche, ihr Wachstum und ihren Sieg, als sie nach den hussitischen Kriegen das ganze öffentliche Leben beherrschte. Seine stumpf gleichgültigen Zeitgenossen wußte er durch viele schöne Beispiele einer begeisterten Liebe zu ihrer Muttersprache und eines nationalen Stolzes bei den Ahnen aufzumuntern, auf die alten Schriftsteller als Muster für die neuere čechische Schriftsprache hinzuweisen, den Gegenstand mit einer bezwingenden Innigkeit zu durchdringen, daß das Werk seine Sendung als mächtiges Erweckungsmittel nicht verfehlen konnte. Die litterarhistorische Auffassung steht nicht auf der Höhe der Geschichte der čechischen Sprache, obwohl sich der große Geist namentlich in der liebevollen tiefen Auffassung der akatholischen čechischen Vergangenheit und in der mit knapper Schilderung der vielversprechenden gleichzeitigen Periode auch hier nicht verkennen läßt. Trotzdem blieb der tiefe Eindruck des Werkchens für lange Zeit entscheidend. Die Methode und die Auffassung der jüngeren čechischen Fachschriftsteller wurden von demselben auf ganze Jahrzehnte bestimmt. In zweiter erweiterter Auflage (1818) beschränkte sich Dobrovský auf die ältere Zeit (bis zum Jahre 1526). Das Ziel einer streng wissenschaftlichen Forschung schwebte hier dem Schriftsteller vor den Augen.

Ein unvergleichliches Verdienst errang sich Dobrovský durch sein Wirken für die Festsetzung der čechischen Schriftsprache. Nachdem er die einflußreichen, von der Regierung aus Unwissenheit unterstützten sprachverderbenden puristischen Idioten, wie W. Pohl, durch seine schonungslose Kritik geschlagen hatte, wies er gleich auf den einzig richtigen Weg der Wiederherstellung der čechischen Schriftsprache hin. Der gründlich gebildete, mit weiter Umschau und tiefem Verständnis für den Geist der Sprachen ausgerüstete Gelehrte hebt den historischen

Zusammenhang der Schriftsprache hervor, die Notwendigkeit, den alten, immer noch lebendigen Wortschatz zu erhalten, was nur durch fleißiges Lesen der mustergültigen älteren Bücher erzielt werden kann. Alle Veränderungen in der Sprache wie in der Orthographie können bloß durch tiefe innere Gründe herbeigeführt werden. Dobrovský verkündet schon die Achtung vor der Volkssprache sowie der verwandten slawischen »Dialekte«, welche der Jungbrunnen der Schriftsprache sind. Durch diese Grundsätze gab Dobrovský seiner Muttersprache in der gefährlichsten Zeit ihre Grundlage und Rechte und den jüngeren Schriftstellern in der Morgenröte der neuen čechischen Litteratur ihr Sprachgefühl wieder zurück. Um mit gutem Beispiele voranzugehen, hatte er große Werke im Sinne. Er arbeitete an seinem gründlichen, auf wirklich wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden »Deutschböhmischen Wörterbuch«, dessen erster Teil 1802 erschien, das jedoch mit Hilfe anderer erst nach zwanzig Jahren beendet werden konnte. Der slawischen Stammbildungslehre und der Formlehre widmete er mehrere tiefgreifende Aufsätze. Dobrovskýs Verdienste um die čechische Sprache gipfeln in seinem Hauptwerke »Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache« (1809, 2. Auflage 1819). Seine Resultate und seine Methode beherrschen wenigstens ein halbes Jahrhundert alle späteren Sprachlehren der slawischen Völker. Der jüngeren Generation ersetzte dieses Buch den größten Mangel jener Zeit — den Unterricht in der čechischen Sprache an den Mittelschulen. Seine Verdienste um die Vervollkommnung der čechischen Schriftsprache betätigte Dobrovský durch die praktische Heranbildung junger Talente, derselbe Dobrovský, der noch in den achtziger Jahren kein Zutrauen hatte, daß die čechische Sprache sich noch auf die Höhe einer Kultur- und Litteratursprache emporheben könnte. Für die jungen Dichter erforschte er die Regeln einer richtigen čechischen Prosodie, welche nach so manchem peinlichen Umherirren und Herumstreiten noch heutzutage sich behauptet. Die Zeitgenossen nannten Dobrovský schmeichelhaft »unseren Adelung«. Dem deutschen Sprachforscher Joh. Chr. Adelung, wie anderen, namentlich Fr. K. Fulda, hatte Dobrovský viel zu verdanken. Doch diese Lehrer überragt er hoch. Er drang tiefer in die Gründe der Sprachwissenschaft.

Mit Recht ehrt man Dobrovský als den Patriarchen der

Slawistik. Die humanistischen Studien der klassischen Sprachen, die Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und insbesondere die kritischen exegetischen Studien der Bibel hatten die Slawistik erschaffen und ihr mit ihren Methoden vorgearbeitet. Das Ziel bezeichnete der Slawistik die germanistische Philologie, welche durch vergleichende Studien die Verwandtschaft unter den germanischen Sprachen beleuchtete. Die deutschen Gelehrten, wie der eifrige Vorkämpfer der slawischen Geschichtswissenschaft, der Göttinger Professor Aug. Lud. Schlözer, forderten unermüdlich die slawischen Philologen auf, nach den Mustern der germanischen Sprachforscher (J. G. Wachters, J. Ihres u. a.) eine allgemeine, alle slawischen Sprachen umfassende Grammatik und ein etymologisches Wörterbuch der Wissenschaft zu schenken. Diese Anschauung unterstützte noch die heimische Tradition, namentlich der alten Chronisten und Grammatiker, welche die Slawen als ein ursprüngliches Ganzes vorführten und ihre Sprachen als »Dialekte« bezeichneten. Die Slawen, die sich in der Kultur verspätet, aber von der Natur nicht so sehr entfernt hatten, half auch das Rousseausche »Naturevangelium«, das der rein verstandesmäßigen Aufklärung die Forderungen des Herzens engegenstellte, zu entdecken.

Mit praktischer Kenntnis aller slawischen Sprachen ausgerüstet, gab Dobrovský die verlockenden großen Pläne auf und trug zunächst das Material zu den damals aktuellen Fragen zusammen, über die Einteilung der slawischen Sprachen, über die ältesten Sitze der Slawen, über die nationalen Namen Čech, Slezan, Slovan, über die slawische Schrift, über die Bekehrung der Slawen zum Christentum u. a. So betrat sein kritischer Scharfsinn sogleich den festen Boden des wissenschaftlichen Forschens. Sein Kritizismus gebot ihm oft, seine Herzensneigungen zugunsten der wissenschaftlichen Wahrheit zu unterdrücken, mochten sie die Vergangenheit oder die Zukunft seines Volkes betreffen. Trotzdem entging er Irrtümern nicht, wenn er z. B. Dobner und anderen gegenüber die Cyrilliza für die Erfindung Cyrills hielt. Er irrte auch auf Grund mangelhafter Entdeckungen und Tatsachen in anderen Ansichten. Aber oft bringen Irrtümer eines großen Geistes der Wissenschaft mehr Anregungen als die genauesten Wahrheiten.

Eine Sammlung von Dobrovskýs langjährigen Studien über die Slawen im weitesten Umfange brachte die Zeitschrift »Slawin« (= der Slawe, 1806). Der Leser ergab sich willig dem innigen

tiefen slawischen Gefühl, welches ihn bei Dobrovský auch aus trockenen Nachrichten und Kritiken anwehte. Der »Slawin« fand in seiner leiblichen Schwester »Slovanka« (= die Slawin, 1814, 1815) eine Fortsetzung. Das sprachliche Interesse überwog bei Dobrovský immer mehr. Namentlich war es die altslowenische Sprache, deren Reichtum und Pracht Dobrovský um so aufrichtiger bewunderte, je mehr er in ihren Organismus eindrang. Durch eine Reihe von gelehrten Aufsätzen, von denen die selbständig erschienenen Arbeiten »Glagolitica« (1807) und »Entwurf zu einem allgemeinen Etymologicon der slawischen Sprachen« (1813) die bedeutendsten sind, gelangte Dobrovský endlich zu seinem gewichtigsten Schlußwerke auf diesem Gebiete, den »Institutiones linguae slavicae dialecti veteris« (1822). Sein Freund und Schüler, der Slowene Barthol. Kopitar, der berühmte Sprachforscher, auf dessen unermüdetes Drängen sich Dobrovský zu dieser Arbeit entschlossen hatte, charakterisierte treffend die »Institutiones« als das verdienstvollste Werk Dobrovskýs; »in allen übrigen hatte er mehr oder weniger ebenbürtige Konkurrenten: hier war er bei weitem allein der Meister und macht Epoche«. Dobrovský lieferte in diesem Werke die bis zu dieser Zeit genaueste Belehrung über die Geschichte der altslowenischen Litteratur — die wichtigsten Denkmäler derselben waren damals noch nicht entdeckt worden —, beherrschte das große und unsichere Material durch eine glänzende Gesamtauffassung. Den fremden Sprachforschern, wie Jakob Grimm, entdeckte er ein neues Gebiet, den jüngeren Fachmännern brachte er fruchtbare Anregungen zu neuen Forschungen.

Der litterarischen Arbeit konnte Dobrovský sein ganzes Leben weihen. Er besaß zu wenig Ehrgeiz, um seine hohe Begabung im lästigen Amtieren zu vergeuden. Er begnügte sich mit einer geringen Pension, die er als Rektor des aufgelösten Generalseminars bezog und aus der er andere noch Bedürftigere gerne unterstützte. Außerdem luden seine aristokratischen gleichgesinnten Gönner den leutseligen, liebenswürdigen, geistreichen, witzigen und frohen Abbé von feinen Sitten gerne in ihre Mitte. Diese gebildeten Aristokraten, von denen er manche, namentlich Franz, Joachim und Kaspar Sternberg, zu seinen persönlichen Freunden gewonnen hatte, wußten seine Freisinnigkeit und Offenheit, seinen Mannesstolz, der sich weigerte,

einem absolutistischen Herrscher demütig zu schreiben, und sein ganzes Aufklärungsbestreben wohl zu schätzen. Er blieb sein ganzes langes Leben bei so grellen Umwälzungen der Gesinnungen und politischen Maximen den Idealen seiner Jugend treu. Was er der Wissenschaft vermacht hat, war groß und befruchtend. Dazu gehörte seine strenge Methode, welche sichere Belege über alles schätzt und daraus durch nüchterne Logik ihre unwiderleglichen Schlüsse zieht. Wissenschaftliche Hypothesen, verallgemeinernde Abstraktionen vermied er. »Reale Dinge brauchen kein falsches Licht«, sagte er. Der Kritizismus des 18. Jahrhunderts zählt den strengen, klaren Denker, den Helden der Wahrheit Dobrovský zu den Auserkorensten. Die jüngere, romantisch gefärbte Generation konnte ihm wegen dieser Eigenschaften nicht anders als feindlich gegenüberstehen. Ein Hyperkritizismus, eine nüchterne Kühle wurde ihm vorgeworfen. Die čechische Sprache soll er als toten Gegenstand seines wissenschaftlichen Forschens behandelt haben, er, der Festsetzer der neuen čechischen Schriftsprache, er, der die vergleichende slawische Sprachforschung gründete, in der Vergangenheit Elemente entwickelte, die das gleichzeitige Leben befruchteten, der seiner Nation mit unermüdlicher, aufopfernder Arbeit durch Verbreitung fortschrittlicher Grundsätze und Kultur, durch die sorgfältigste Pflege der jüngeren Schriftsteller diente. Er wußte der Wissenschaft ein wirkliches Leben einzuflößen.

Dobrovskýs Ruhm drang weit über die Grenze seines engen Vaterlandes. Seine Hilfe und Mitarbeiterschaft wurde von fremden Gelehrten oft beansprucht und von ihm bereitwillig geleistet. Er unterhielt eine reiche Korrespondenz sowohl mit vielen heimischen Schriftstellern, denen er Führer und Erleuchter blieb, als auch mit den vornehmsten Vertretern der slawischen Völker, die in ihm ihren Meister und Gesetzgeber gerne anerkannten, so mit den Slowenen B. Kopitar, V. Vodnik, den Polen S. B. Linde und G. Bandtke, den Russen Šiškov, Köppen, Rumjancev, Vostokov u. a., so auch mit fremden Geistern: Goethe, Schlözer, Jak. Grimm, Pertz, Hormayer u. a. Für die Bestrebungen des čechischen Volkes bildet diese Korrespondenz, um deren Herausgabe sich namentlich V. Jagić und Ad. Patera verdient gemacht haben, eine unschätzbare Fundgrube. Ich kann diesen Abschnitt nicht besser schließen als mit der meisterhaften Charakteristik

Goethes, der Dobrovský in den böhmischen Bädern kennen und schätzen gelernt hat. Dem großen Dichter stand Dobrovský nahe durch seinen tiefen Sinn für die Natur und Naturwissenschaft. Nach dem Tode Dobrovskýs (er starb am 6. Januar 1829) schrieb ihm Goethe in den Berliner »Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« (1830) diesen warm gefühlten Nachruf: »Abbé Josef Dobrovský, der Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, dieser seltene Mann, welcher früher schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den selteneren eines populären Namens. Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen.«

Dobrovský und die ältere wissenschaftliche Generation schrieben fast ausschließlich lateinisch und deutsch. Und trotzdem rechnet man sie mit Recht zu den bedeutendsten Erweckern des čechischen Volkes. Die čechische Renaissance entwickelte sich nicht durch eine starke Poesie, welche für die neuen Ideen das Herz des Volkes gewinnt, sondern sie fußte zunächst auf den gelehrten Forschungen, welche das Volk lehrten, sich selbst zu suchen. Und eben durch die beiden Weltsprachen, die deutsche und lateinische, wurde dem čechischen Kampf um die nationale Individualität die Tür in die weite Welt geöffnet; die čechischen Kulturbestrebungen wurden dadurch zu einem Kettengliede der allgemeinen Ideenentwicklung. Der älteren Generation stand aber noch eine schwere Aufgabe bevor: der Germanisation des čechischen Volkes zu steuern.

Im 18. Jahrhundert fassen erst die pädagogischen Grundsätze Komenskýs Boden. Ihre bedeutendste Folge war, daß das Latein aus den Schulen und aus dem öffentlichen Leben allmählich verdrängt wurde. Der aufgeklärte Absolutismus übernahm vom Papsttum, mit dem er rivalisierte, sein Beispiel des Einigungsmittels und strebte in seinen Ländern eine gemeinsame Sprache an, wie er es in anderen Reichen fand, in England, Frankreich, Rußland. Auch in den Habsburgischen Ländern

wollte man dem allgemeinen Wohl durch Erreichung »eines einzigen Volkes im Staate« frommen und versuchte die nichtdeutschen Völker zu germanisieren. Man strebte dies Ziel durch die Bildung, besonders durch die reorganisierten Schulen zu erlangen. Aber für die Volksmassen wurde von der Regierung selbst um erbauliche und gemeinnützige Bücher Sorge getragen, von den Beamten die Kenntnis der betreffenden Volkssprache immer nachdrücklicher verlangt, an höheren Zentralanstalten, wie an der Universität in Wien (1775), an der Militärakademie zu Wiener Neustadt (1752) u. a., wurden Katheder der čechischen Sprache errichtet. Die Kirche, der Adel, die Bureaukratie, die reicheren čechischen Städter folgten freiwillig und gebrauchten im gesellschaftlichen Umgang und im öffentlichen Leben die deutsche Sprache. Durch die industrielle Verstärkung der armen deutschen Gebirgsgegenden gingen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den Čechen ganze Kreise, wie der Leitmeritzer, Saazer, verloren. Aber trotz dieser Erfolge erwies sich die unbeschränkte Macht des Staates zu schwach, um die schlummernde Energie der nationalen Individualität und Selbstbestimmung unterdrücken zu können. Das Streben der Zeit, die individuelle Freiheit zu heben, hatte ganz natürlich die Sehnsucht nach einer allseitigen freien Entwicklung jedes Volkes zur Folge. Und wie Josef II. am Abend seines Lebens sein Werk zusammenstürzen sehen mußte, so riefen auch die Germanisationsbestrebungen eine entgegengesetzte Wirkung hervor: ein stärkeres Nationalbewußtsein der schlaffen Völker; statt der erheischten Verbrüderung der Völker führte man eine größere Entfremdung derselben herbei.

Es war gewiß kein Zufall, daß gerade in der Zeit der zielbewußten Germanisation zwei sehr starke Produkte des čechischen Nationalismus herausgegeben wurden, und zwar Balbíns lateinische »Apologie der slawischen, insbesondere der čechischen Sprache« (1775) und Dalimils Reimchronik. Es entstanden neue Apologien der heimischen mißachteten Sprache. Man empfahl sie den fremdgebildeten, pflichtvergessenen Čechen, namentlich suchte man für sie bei dem entnationalisierten Adel Schutz zu gewinnen. Die drei damals in Böhmen üblichen Sprachen mußten für diesen Zweck reden. Noch vor Veröffentlichung der Apologie Balbíns ergötzte sich die kleine Schar der čechischen Patrioten an den innigen Worten, mit welchen

sich ihrer Muttersprache das hochgebildete, hervorragende Mitglied des böhmischen Adels, Fr. Jos. Graf Kinský (1739 bis 1805), Direktor der Militärakademie, in seiner vortrefflichen deutschen Schrift pädagogischen Inhalts »Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen« (1773) angenommen und sie empfohlen hatte. Dann folgten andere Erklärungen, welche die verwahrloste čechische Sprache in Schutz nahmen. Ein überzeugter Lobredner Josefs II. und eifriger Propagator der josefinischen Bestrebungen, der Mähre Joh. Al. Hanke von Hankenstein (1751—1806), Bibliothekar der akademischen Bibliothek zu Olmütz, appellierte an seine des Volksbewußtseins baren Brüder mit einem deutschen Büchlein »Empfehlung der böhmischen Sprache und Litteratur« (1783). Gleichzeitig mit ihm ermahnte und verfluchte mit feurigem, kühnem čechischen Wort die lauen, pflichtvergessenen Stammesbrüder K. Hynek Thám (1763—1816), Verfasser von mehreren Wörterbüchern und Grammatiken der čechischen Sprache, in seiner »Verteidigung der čechischen Sprache«. Im Jahre 1792 gab eine umfangreichere čechische Apologie »Der Ruf und die Vortrefflichkeit der čechischen Sprache« Jan Rulík, ein sehr fruchtbarer, jedoch nicht tiefgreifender Schriftsteller, heraus. Später folgten noch andere.

In allen diesen Verteidigungen und Aufmunterungen kommt die Auffassung Balbíns zur Geltung. Die Geschichte Böhmens, in der sich die čechische Sprache mächtig und ruhmreich entwickelte, an den Höfen der Fürsten erklang, ist ihren Apologeten ein verblaßter Stern, dessen Licht sie wieder entflammen wollen. Sie gedenken aller von den Ahnen zu Nutzen ihrer Sprache unternommenen Taten, sie zählen čechische Litteraturdenkmäler auf, welche gerade damals die eifrigen Studien ans Tageslicht brachten. Das kleine čechische Volk sollte durch eine aus der Verwandtschaft mit einem riesigen, über einen großen Teil der Erdoberfläche verwandten slawischen Stamme geschöpfte Hoffnung aufgerichtet werden. Man wiederholte alle Gründe, welche die alten Humanisten zusammengetragen hatten, als sie ihrer Muttersprache die Vorzüge der klassischen Sprachen zuschrieben. Die entscheidenden Persönlichkeiten sollten namentlich durch praktische Gründe, daß überall die Kenntnis der čechischen Sprache notwendig sei, gewonnen werden. Diese Apologeten

verleugnen ihre Zeit nicht: wie sie sich gegen die Jesuiten ereifern, wie sie das Licht der Bildung, welches Josef II. entzündet hatte, willkommen heißen. Hier keimen auch die Anfänge des neučechischen Nationalismus, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur lebendigsten Idee der erwachenden čechischen Poesie wird. Die kleine Zahl der Patrioten — dafür kommt ein neuer Ausdruck »vlastenec« in Umlauf — wächst allmählich unter der studierenden Jugend, unter den Bürgern und Beamten, unter dem Adel, namentlich aber unter den katholischen Geistlichen, welche die philosophischen Grundsätze der Menschlichkeit trotz ihrem sonstigen Widerwillen gegen die josefinischen Reformen auf die Emanzipation des verwahrlosten Volkes anwendeten. An der Prager Universität wurde ein Lehrstuhl für čechische Sprache und Litteratur gegründet (1791), woraus sich ein bedeutender Stützpunkt für čechische Wiedergeburtsbestrebungen entwickelte. Das erstarkende historische Bewußtsein, das auch im böhmischen Adel immer festeren Fuß faßte — namentlich wirkte auf ihn das energische Beispiel der ungarischen Stände —, führte zugleich zur böhmischen Sprache, die mit der Geschichte Böhmens unauflöslich eng verbunden war. Auch die Schulen, wo nun viel reicheres und sachlicheres Wissen erworben werden konnte, brachten der čechischen Sprache die größten Vorteile. Der Schulbesuch hob sich ungemein und damit auch die Kenntnis des Lebens.

Die erwachte Leselust des Volkes munterte viele Schriftsteller auf, die von der Regierung ausgehenden Anregungen zu erweitern, zu vertiefen und sie der Volksseele anzupassen. Allseitige Popularisatoren widmeten sich ihrem litterarischen Handwerk mit allen Kräften, um die Bildung der weiteren Volksmassen zu heben. Die in den zehn Jahren der Regierung Josefs II. verfaßten čechischen Bücher übertreffen, wie Dobrovský berichtet, weit an Zahl und Wert alles, was die früheren acht Jahrzehnte geliefert hatten. Wie in den früheren Zeiten, brachte auch jetzt die größere Freiheit, die materielle und moralische Erhebung einen Aufschwung der Litteratur.

Die Befreiung von dem alten Zensurdrucke erlöst auch alte čechische Bücher aus ihrer hundertjährigen Verbannung. An ihnen bekommen die Leser und noch mehr die jungen Schriftsteller Muster einer reinen Schriftsprache. Um ihre Herausgabe

hat sich nebst Pelzel Fr. F. Procházka verdient gemacht. Die alten Schriften paßte der Herausgeber seiner Zeit an. Er unterdrückte allen Aberglauben und alle Irrtümer, Schilderungen von Grausamkeiten und ruchlosen Taten. Procházkas liberale Gesinnung zeigt sich besonders in seiner Lebensarbeit, in der Übersetzung und Kommentation der Heiligen Schrift (1780 durch gemeinsame Arbeit mit V. F. Durych in großer Eile auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia herausgegeben). Diese Tat wurde als lichter Stern begrüßt, der geeignet war, aus den grammatischen und orthographischen Verwirrungen den Weg zu zeigen. Trotzdem machte sich Procházka von neuem an das Werk. Nach sechs Jahren konnte er das Neue Testament den Lesern übergeben; 1804 erschien die ganze Bibel in zwei stattlichen Bänden. Der tolerante, rationalistische katholische Priester nahm keinen Anstoß, sich an die klassische brüderliche Übersetzung, die Kralicer Bibel, anzulehnen. Aus dem Vorwort und den Anmerkungen zu der Übersetzung spricht ein edler Apostel der Humanität.

In Fr. Mart. Pelzel ist der Kampf seines Volkes um das Dasein symbolisiert. Die Herausgabe von Balbíns national-patriotischer »Apologie der slawischen Sprache« soll er mit einem dreitägigen Gefängnis abgebüßt haben, einer neuen Ausgabe der »Begebenheiten« von Vratislav von Mitrovice schickte er eine feurig-patriotische Vorrede voraus. Aber seine geschichtlichen und litterarhistorischen umfangreichen Studien schrieb er in glattem, reinem Deutsch. In seiner eigenartigen Abhandlung »Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen« (1788 und 1790) zwangen ihm die Erfolge der Germanisation eine schmerzhafte Weissagung des baldigen Unterganges seiner Muttersprache ab: die Aufklärungsphilosophie lehrte ja die Allmacht der Staatsidee. Als er aber die Opposition gegen das Lebenswerk Josefs II. erlebt hatte, wuchs auch seine Hoffnung für die Zukunft der Čechen. Er, der noch 1784 gestand, daß er sich nicht getraute, ein Buch in čechischer Sprache zu schreiben, wollte jetzt gerne in seinem siebenundfünfzigsten Jahre seine bisherige wissenschaftliche Tätigkeit in čechischer Sprache zusammenfassen. Es war ihm aber nicht gegönnt, seine »Neue böhmische Chronik« (Nová kronika česká) beendet zu sehen. Es waren bloß drei Teile davon erschienen (1791—1796): der vierte Teil, die Zeit König Wenzels IV. umfassend, blieb im handschriftlichen Nachlaß.

Unterdessen hatte Pelzel ein neues Amt von diesem Werke abgerufen. Im Jahre 1793 bekam er den Ruf als erster Lehrer des neu errichteten Lehrstuhles der čechischen Sprache und Litteratur an der Prager Universität. Seit dieser Zeit widmete sich der geistesfrische Greis dem fleißigen Studium seiner Muttersprache, für die er mit Hilfe Dobrovskýs ein gutes Lehrbuch »Grundsätze der böhmischen Grammatik« (1795) schrieb. Seine Pläne, eine Gesellschaft zur Herausgabe čechischer Bücher, eine čechische litterarische Zeitschrift mit höherem wissenschaftlichen Ziele zu gründen, mußte er als Vermächtnis der jüngeren Generation hinterlassen.

Unter der Regierung Josefs II. suchten die čechischen Patrioten für ihre Tätigkeit ein besonders wirksames Mittel zu gewinnen, nämlich das Theater. Die Bühne diente den josefinischen Ideen, namentlich der Aufklärung, Bildung, Veredelung des gemeinen Volkes, wie die damalige Litteratur und alle Einrichtungen. Daneben spricht aus Theaterstücken ein anderes Ziel der damaligen führenden Geister: man wollte durch das Theater die čechische Sprache zur ehemaligen Blüte emporheben, die Liebe zur čechischen Vergangenheit und Volkstum in die breitesten Volksmassen tragen.

Die Anfänge des čechischen Theaters fallen, wenn man von einigen wenigen mißglückten älteren Versuchen absieht, in das Jahr 1785. Damals erklang dann und wann das čechische Wort von der Bühne des neu errichteten »vaterländischen Theaters«. Besser erging es der čechischen Thalia in einem aus Brettern roh gezimmerten, mit Stroh und Heu ausgestopften Gebäude. In dieser bescheidenen »Baude« wurde 1786 eine ruhmvolle Ära čechischer Vorstellungen eröffnet. Die Vorliebe für das Theater steigerte sich in Prag so, daß im Jahre 1787 eine zweite čechische Bühne ins Leben trat. Nach diesen glänzenden Anfängen sank das čechische Theater. Seit dem Jahre 1793 vegetierte es nur kümmerlich fast zwanzig Jahre. Es war nicht auf Grund reiner künstlerischer Bestrebungen entstanden. Der Geist des Josefinismus brachte es zur Welt und erhielt es am Leben; mit seinem Fall sank auch die Stütze des Theaters.

Der kritische Dobrovský schätzt die Zahl der čechischen Theaterstücke, welche in den Jahren 1786—1792 aufgeführt wurden, auf 300, ein anderer Zeitgenosse berechnet ihre Zahl in

den Jahren 1785—1805 auf 1000. Auch das dramatische Schaffen zeichnet sich durch die josefinische Hast und Fruchtbarkeit aus. Leider ist das Bild, das man sich von der dramatischen Litteratur machen kann, ein fragmentarisches. Die Theaterstücke blieben größtenteils in der Handschrift als Eigentum jedweder Theatergesellschaft. Gedruckt wurde davon sehr wenig, aus der Zeit vor 1785 z. B. ein einziges Stück. Die meisten von ihnen sind ganz verschollen, von einigen ist uns nur der Titel bekannt. Aus den wenigen gedruckten Theaterspielen erkennt man, daß die čechische dramatische Litteratur von der deutschen sehr abhängig war, daß den Geschmack der Prager Theaterbesucher, sowohl der deutschen als der čechischen, die Muse der Residenzstadt Wien bestimmte. Und so erschienen auch auf der čechischen Bühne dramatische Werke eines Weidmann, K. F. Hensler, Schikaneder, Schröder, F. V. Ziegler, Stefanie des Jüngeren, Mayer, Eberle u. a., weiter von Törring, Iffland, Kotzebue, Hagemann u. a.

Auf der čechischen Bühne überwiegen Übersetzungen aus dem Deutschen. Die čechischen Originalspiele weisen dieselben Gattungen aus wie das Wiener Drama, Ritter- und Räuberstücke, historische Spiele, die Lokalposse. Durch die äußere Form, namentlich durch ungewählte Ausdrucksweise und Possenreißerei, trachteten sie dem Geschmack des gemeinen Mannes näher zu kommen. Diese Produkte konnten ihre Zeit nicht überdauern.

Das rasche Aufblühen des čechischen Theaters schuf seine Gestalten, brachte ihnen ihren Ruhm und ihr Elend. Im Vordergrunde des Theaterlebens und des dramatischen Schaffens steht Václav Thám (1765 bis um 1816). Die Zeitgenossen entzückte sein patriotischer Eifer, seine ungemein fruchtbare litterarische Tätigkeit, seine hinreißende Schauspielkunst, aber bald stumpften die schmerzlich abenteuerlichen Geschicke des unglücklichen Trunkenboldes, des elend verfallenden fahrenden Komödianten ihr Interesse für ihn ab; 1816 verschwand er spurlos in der Fremde. Wie sein bewegtes Leben, ist es auch schwer, ihn als Künstler und Schriftsteller zu verfolgen. Er gab den ersten neučechischen Almanach 1785 heraus. Von seinem halben Hundert Übersetzungen von Theaterstücken sind nur drei gedruckte Spiele nebst einigen Libretten an uns gekommen. Nach den verzeich-

neten Titeln seiner Originalspiele zu urteilen, neigte Thám namentlich zu den damaligen Ritterspielen, deren Geiste er wohl die beliebten Stoffe der čechischen Heldensage und der čechischen Geschichte angepaßt haben mag. Čechische Sage und Geschichte wurden mit Vorliebe auch von den damaligen deutschen Dramatikern in Szene gesetzt.

Von den historischen Originalstücken ist uns das einzige »vaterländische Originalschauspiel in fünf Aufzügen« »Udalrich und Božena« des Prager Buchdruckers Ant. Jos. Zíma erhalten. Der Autor setzte hier eine interessante Episode der böhmischen historischen Tradition in Szene, wie nämlich Fürst Udalrich eine schöne Bauerntochter zur Gemahlin wählte. Dies geschminkte Idyll hatten schon die Chronisten Dalimil und noch mehr Hájek mit zwei Zügen ausgestattet: mit Demokratismus und offen zur Schau getragener nationaler Gesinnung. Zíma färbt diese Züge konkreter nach den Anschauungen seiner Zeit; die Bauern fordern in seinem Stück mit den Herren gleiches Recht, sie sind sich bewußt, daß sie dem Fürsten eine festere Stütze sind als seine Hofleute; der Fürst steht zu ihrer Seite. Die Zensur verhielt sich zum Theater außerordentlich liberal. Sie erlaubte eine so sozial zugespitzte Begebenheit auf der Bühne vorzuführen, wie der Bauernaufruhr vom Jahre 1775. Leider ist uns von dem zweiaktigen Spiel Mat. Stunas »Der Bauernaufruhr in Böhmen« nichts anderes bekannt als sein Titel und sein beispielloser Erfolg, dessen sich vor kurzem in Prag auch die čechische Bearbeitung eines ähnlichen Weidmannschen Stückes, »Stefan Fedinger oder der Bauernkrieg«, erfreut hatte. Die čechischen Dramatiker wagten sich an große Gestalten, wie an den furchtbaren Táboritenführer Žižka, König Georg von Poděbrady, Drahomíra, Mutter des heiligen Wenzels und Boleslavs u. a.

Auch die Wiener Lokalposse eines Hensler, Schikaneder verpflanzt man auf den heimischen Boden. Es ist das bedeutendste Verdienst des sehr fruchtbaren Belletristen, Dramatikers und Publizisten, Prokop Šedivý (1764 bis um 1810), der wie V. Thám seine Beamtenlaufbahn seiner Begeisterung für die heimische Litteratur geopfert hat. Dem Prager Volksleben wußte er realistische wirkungsvolle Szenen abzugewinnen. Dies gelang Šedivý, dem Sohn eines Prager Brauers, namentlich in seiner besten Posse »Die Prager Brauer«, wo das althergebrachte Leben

des Brauhausgesindes mit seinen Trübsalen, Vergnügungen, eigenartigen Gewohnheiten anschaulich hervorleuchtet.

Wie das čechische Drama, so schwimmen auch die čechischen Romane und Novellen dieser Zeit in den unteren Strömungen der Weltlitteraturen. Was man dem Volke statt der verurteilten romantischen Erzählungen von der Melusine, Aschenbrödel, Stillfried, Bruncvík, Eulenspiegel reichte, davon war gar wenig fähig, dem vorgesteckten Ziele, der Aufklärung der Volksschichten und Veredelung der Sitten, zu dienen. Größtenteils sind es Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Schriften, namentlich deutscher, die damals von den großen Anfängen des englischen und französischen Romans fast unberührt blieben. Was selbständig geschaffen wurde, trägt zu sichtlich das Gepräge dieser Vorbilder. Der Ritter- und Räuberroman mit seinen gehäuften Abenteuern, den Greueln der Verbrechen sowie mit seiner aufopfernden Menschenfreundlichkeit wechselte mit phantastischen Begebenheiten der Feen- und Zaubermärchen ab, welche die mystische und spiritistische Stimmung der Zeit im Gegensatz zu der nüchternen Vernünftelei erzeugt hatte, ferner mit orientalischen Novellen, Robinsonaden und fremdländischen moralisierenden Erzählungen. Wie im Drama, so holte man auch in der Novellistik den Stoff aus der böhmischen Geschichte und Sage; dabei hielten sich die čechischen Belletristen Prokop Šedivý, Ant. Jos. Zíma, Mat. Stuna u. a., welche so eifrig auch im Drama tätig waren, fast ausschließlich an den von der kritischen Forschung so verurteilten märchenhaften, aber auch gestaltenreichen Chronisten Hájek. Man wollte durch die Erinnerung an die heimische Vergangenheit das čechische Nationalbewußtsein wachrufen.

In den Händen des Václav Matěj Kramérius (1759 bis 1808) laufen alle Fäden des gleichzeitigen čechischen litterarischen Lebens zusammen. Der dem französischen Rationalismus und dem čechischen Nationalbewußtsein gewonnene arme Student führte nach einer durch eisernen Fleiß betriebenen Vorbereitung sein Leben lang zum Nutzen seines Volkes die Feder. In dieser Zeit gaben sich mehrere popularisierende Schriftsteller ihrer Aufgabe völlig hin, das čechische Volk dem Aufklärungsgeiste und der Bildung zu gewinnen. Sie pflegten alle Gebiete der Litteratur: die Poesie, Erzählungen, erbauliche Jugendschriften, praktische belehrende Bücher, Reisebeschreibungen, Geschichte

und Journalistik. Kramérius ist unter ihnen der bedeutendste. In seiner Vielseitigkeit leistete er wirklich Großes. Treffend wurde Kramérius schon von seinen Zeitgenossen mit Dan. Adam von Veleslavín verglichen: beide sind zwar keine Heroen des Ideenlebens, beiden fehlt es an Originalität, aber beide sind glückliche große Unternehmer, welche die meisten gleichzeitigen Arbeiter um sich versammeln, ihre Tätigkeit bestimmen und leiten, ihre Schriften vervollkommnen und herausgeben und so zu unablässigen Führern und Aufklärern werden.

Kramérius gehört zu den aufrichtigsten Josefinisten. Er versäumte es niemals, mit seiner Feder den Absichten Josefs II. zu dienen. Kein Werk übertrifft sein »Buch Josefs, geschrieben von einem, der das 18. Jahrhundert betrachtet, teils heilige Dinge, teils Weissagungen« (1784) an inniger Ergebenheit und Begeisterung für den Licht bringenden Kaiser. Diesem nach einer deutschen Vorlage frei bearbeiteten, in biblischem Stil verfaßten Buch ist hauptsächlich die kindliche Hingabe des čechischen Bauernstandes an diesen Kaiser zuzuschreiben. Als Josefinist zeigt sich Kramérius auch in seiner poetischen, belletristischen und dramatischen Tätigkeit, wo er wenig Kunstsinn, dafür aber eine unleugbare Neigung für Belehrung und Tendenz kundgibt. Er gab auch mehrere ältere čechische Schriften heraus. Den Grundsätzen des Josefinismus blieb Kramérius auch als Journalist treu. Er stellte 1789 der einzigen damaligen čechischen Zeitung, bei der er vier Jahre als Redakteur tätig war, ein neues Organ, die »Kraméiussche k. k. vaterländische Zeitung« an die Seite. Aus dieser Zeitung und namentlich ihren wöchentlichen Beilagen, wie »Die Abendunterhaltungen der Dobrovicer Gemeinde« war, machte Kramérius das Höchste, was sich unter der strengen Vormundschaft der Regierung machen ließ, nämlich ein wirklich populäres, nützliches, allseitig belehrendes Organ. Gleichen Erfolg hatten auch seine Volkskalender.

So konnte Kramérius in seiner »Čechischen Expedition«, einem Verlag, durch seinen unermüdlichen Fleiß, seinen außerordentlichen Unternehmungsgeist und die Anziehungskraft seiner Person fast das ganze litterarische Leben konzentrieren. Die in seiner »Expedition« gedruckten Bücher führten die wissenschaftlichen Bestrebungen und Anschauungen Dobrovskýs über die čechische Schriftsprache ins Leben. Diese blieb dem Geist der

alten čechischen Bücher treu. Kramérius' litterarische Bedeutung ist in seiner »Čechischen Expedition« symbolisiert: in derselben begegnen einander Hauptstadt und Provinz, ältere Patrioten und Gelehrte reichen jüngeren litterarischen Adepten die Hand. Ebenso bedeutet die litterarische Tätigkeit des Kramérius eine Grenzscheide zwischen den älteren Bestrebungen und der jüngeren Litteratur: er weckte die weitesten Volksschichten, deren psychologische Dispositionen er gut kannte, zur menschlichen Würde, zum Nationalbewußtsein, lehrte sie lesen und flößte ihnen Liebe zum Buche ein. Den jüngeren Schriftstellern erleichterte er ihre Aufgabe im Schaffen der neučechischen Schriftsprache.

Zehn Jahre nach der ersten Gedichtsammlung V. Thámś meldete sich zur litterarischen Arbeit die jüngere Generation mit einem neuen Almanach »Sammlung von Gedichten und Gesängen« (1795, 1797; die nächsten drei Bände 1798, 1802, 1814 hießen »Neue Gedichte«). An der Spitze des Dichterbundes, den keine so streng ausgeprägte litterarische Richtung verband wie ihr Vorbild, den Göttinger Hain, stand Antonín Jaroslav Puchmajer (1769—1820). Die Poesie dieses Dichterkreises war mehr eine Nachahmung, sie griff nicht in das eigenartige Leben des Volkes. Und was sie nachahmte, war längst veraltet und bloße Bücherpoesie: sie schwelgte in der absterbenden Anakreontik, in schäkernder und empfindsamer Liebeslyrik, in unermüdlichen Beteuerungen der Freundschaftsgefühle, man verfaßte didaktische, moralisierende Gedichte, verallgemeinernde Satiren, Oden und Elegien, Balladen und Romanzen, Epigramme, versifizierte Fabeln, reflektierende Heroiden, deskriptive Lyrik, man versuchte sich in umfangreichen Epen. Für Puchmajer und seine Schule war die Poesie »ein Spiel des Verstandes und Witzes«. Das innere Gefühlsleben der Verfasser lag dieser Poesie fern. Und so spornte der katholische Landkaplan Puchmajer von unbescholtenem Leben in seinen Gedichten zum Genuß der weltlichsten Liebe an, übersetzte (1804) — nicht aus dem Original, sondern aus einer polnischen Bearbeitung Szymanowskis — die hier und da laszive Schöpfung der alten »galanten« Poesie, Montesquieus »Temple de Gnide«. Lange Zeit blieben als beliebtes Inventar der Schulbücher Puchmajers versifizierte Lafontainesche Fabeln, die er aus den polnischen Dichtern Krasicki, Karpiński, Kniaźnin übernommen hatte. Die entwickelteren slawischen Sprachen, deren

Kenntnis ihm Dobrovský vermittelt hatte, namentlich die polnische, nahm Puchmajer bei der Bildung der čechischen Dichtersprache zu Hilfe. Die poetische Sprache und eine genauere Prosodie nach Dobrovskýs theoretischen Grundsätzen ist die größte Tat dieses Dichterbundes, namentlich Puchmajers und Hněvkovskýs. Die Dichter versuchten sehr selten neue Wortbildungen, und doch wußte ihr feines Sprachgefühl eine poetische Sprache zu schaffen, welche als Grundlage einer weiteren Entwicklung dient. Den heimischen Duft spürt man in der Weise, wie diese Dichter die fremdartigen Produkte dem naiven Leserkreise anzupassen wissen. Puchmajers patriotische Oden, namentlich sein »Lied an Jan Žižka«, seine begeisterten Prologe zu den Gedichtsammlungen verbinden ihn mit den jüngeren Dichtern.

Das originellste Mitglied des Puchmajerschen Dichterbundes ist der Jurist Šebestian Hněvkovský (1770—1847). Zu seinen Balladen und Romanzen in Gleims bänkelsängerischem Tone wählte er die heimische Geschichts- und Lokaltradition. Zur čechischen Sage griff er auch in seinem berühmtesten Werke »Děvín« (= Die Mädchenburg, 1805). Es ist der beliebte Stoff des Mädchenkrieges in Böhmen. Den Wiener Parodisten Al. Blumauer sowie seine italienischen Muster, Berni, Tassoni, folgend, wollte Hněvkovský ein komisch-satirisches Epos verfassen. Die čechische Sage, ihr patriotisches Auffassen war ihm zu nahe ans Herz gewachsen, als daß er sie hätte überwältigen und sie in ein komisches Gewand kleiden können. So schrieb er ein »komisch-romantisches Heldengedicht«. Die lebhafte Phantasie, welche an Ariosto erinnert, fesselt hier und da auch noch den heutigen Leser; aber die große Begeisterung für das Gedicht Hněvkovskýs bei den Zeitgenossen, von denen einige die zwölf langen, nicht selten auch langweiligen Gesänge auswendig gelernt haben sollen, kann man sich nur dadurch erklären, daß es das erste große Epos in čechischer Sprache war. Am Abende seines Lebens ließ sich Hněvkovský zur dramatischen Tätigkeit — er schrieb die Tragödie »Jaromír« (1835) — und zur Bearbeitung der čechischen Faustsage in einem umfassenden Epos »Doktor Faust« (1844) verlocken.

Hněvkovskýs Freund, den katholischen Pfarrer Vojtěch Nejedlý (1772—1844), einen sehr fruchtbaren Reimschmied, spornten die Beispiele der Weltlitteratur, namentlich Voltaires,

an, sich an große Stoffe zu wagen. Er dichtete umfangreiche historische Epen, »Přemysl Otakar in Preußen«, ein Gedicht von 20 Gesängen, ein romantisches Gedicht »Vratislav« (17 Gesänge), ein legendenhaftes Epos »Václav« (= Wenzel), ein didaktisches Gedicht über Karl IV., welche jedoch dem Dichter keinen bleibenden Platz auf dem čechischen Parnaß sichern konnten. V. Nejedlýs vollkommenste Schöpfung, ein deskriptives, allegorisch-didaktisches Gedicht »Das jüngste Gericht« (1804), verrät wie seine ganze Tätigkeit eine aufrichtige josefinische Gesinnung. Josefinisten sind im Grunde alle diese Dichter.

Große Hoffnungen baute man auf Jan Nejedlý (1776 bis 1834), einen Bruder Vojtěchs, als er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre von Pelzel den Stuhl der čechischen Sprache und Litteratur übernommen hatte. Seine Stellung, sein nationalpatriotischer Eifer und seine Energie brachten ihn bald an die Spitze des litterarischen Lebens. Er übertrug ins Čechische namentlich die schwärmerischen, vor Liebe schmachtenden, das Evangelium des Naturlebens der Menschen verkündenden Idyllen von Sal. Geßner, den man damals in Prag immer noch gerne im Original las. Diese Übersetzungen (»Der Tod Abels«, »Daphnis« und »Der erste Schiffer« u. a.) bedeuteten einen merklichen Fortschritt der čechischen Schriftsprache, welche in Nejedlýs Arbeiten die alte verknöcherte Unbeholfenheit des Veleslavínischen Sprachideals überwand und sich mehr der weltlitterarischen Entwicklung anpaßte. Eine ähnliche Bedeutung hatte auch die Übersetzung (1808) des romantisch spannenden historischen Romans mit didaktischer und humanitärer Tendenz »Numa Pompilius« von dem Nachahmer Fenelons, Jean de Florian. Eine kühnere Tat war Nejedlýs Versuch, Homers »Ilias« in čechisches Gewand zu kleiden. Leider begnügte er sich — wie der slowakische Schriftsteller Jiří Palkovič in demselben Jahre (1801) und etwas später auch Puchmajer — bloß mit einer Probe, dem ersten Gesang; aber dies genügte, um seine Zeitgenossen zu überzeugen, daß die čechische Sprache fähig ist, sich an die schwersten Aufgaben mit Erfolg wagen zu können.

Josefinische Erbauungstendenzen, nützliche Belehrungen aus den verschiedensten Gebieten, insbesondere der Naturgeschichte und Physik, Vernünftelei und Toleranzgrundsätze, wie sie in Kramérius verkörpert waren, verband mit der Belletrie, vor allem

dem veralteten Idyll, und den höheren čechischen litterarischen Bestrebungen J. Nejedlýs Zeitschrift »Čechischer Herold« (»Český hlasatel«, 1806—1809 und 1818), die fast alle damaligen čechischen Schriftsteller in sich vereinte. Im »Čechischen Herold« redeten den Lesern feurige, inniggefühlte Apologien der čechischen Sprache und der Renaissancebestrebungen zu, wie des Redakteurs mit antiker Beredsamkeit verfaßte Abhandlung »Über die Vaterlandsliebe« und Jos. Jungmanns dialogischer Aufsatz »Über die čechische Sprache«. Mit den vier Jahrgängen seiner Zeitschrift war J. Nejedlýs litterarische Tätigkeit fast ganz erschlafft. Den Ansprüchen des eitlen, geizigen Hagestolzes genügte seine sehr gering belohnte Professur nicht, er studierte dabei noch Rechte, eröffnete dann eine ergiebige Advokatenkanzlei und machte sich durch seinen starren, hartnäckigen Widerstand gegen alle Fortschrittsansichten die ganze jüngere Generation zum erbitterten, oft ungerechten Gegner.

In der ungarischen Slowakei konnte die katholische Gegenreformation nicht so vernichtend vollzogen werden wie in Böhmen und Mähren. Da gab es immer eine geistig stärkere Minderheit von protestantischen Bekennern, welche die Verbindung mit der čechischen religiösen und kulturellen Vergangenheit stets unterhielten. Die katholischen Geistlichen, namentlich die Jesuiten, folgten dem Beispiele ihrer westlichen Ordensbrüder und waren die Stütze der reaktionären gegenreformatorischen Richtungen. Ihre Gesinnungen und Anschauungen verbreiteten sie durch ihre umfangreichen Postillen, religiös erbauliche und polemische Schriften, später bekämpften sie besonders die josefinischen Reformen und neueren Gedanken. Der Verfall der čechischen Sprache und des Kulturlebens gab ihnen Gelegenheit, sich von der verhaßten Ketzersprache ihrer protestantischen Gegner zu trennen. Es war eine ähnliche Erscheinung wie der Widerstand der deutschen Katholiken gegen die neuhochdeutsche Schriftsprache Luthers. Bei diesen Separatisten fruchteten nichts die schlagenden sprachlichen, historischen und Vernunftgründe Dobrovskýs für die einheitliche Schriftsprache der Čechoslawen.

Der theoretische Begründer der neuen slowakischen Schriftsprache, die keine wirkliche Mundart treu vertrat, war der Pfarrer Ant. Bernolák (1762—1813), welcher seine Versuche

durch eine neue phonetische Orthographie, durch eine Grammatik, »Grammatica slavica« (1790), und namentlich durch sein Lebenswerk, ein sechsbändiges slowakisches Wörterbuch »Lexicon slavicum bohemico-latino-germanico-ungaricum« (herausgegeben erst 1825—1827) ins Leben einführen wollte. Bernolák fand für seine neue Schriftsprache eine nicht geringe Stütze in der neubegründeten »gelehrten slowakischen Gesellschaft« (1792), einem Verein zur Herausgabe slowakischer Bücher, einer Nachahmung ähnlicher magyarischer Institutionen. Die katholischen Separatisten waren in ihrer neuen Schriftsprache jedoch nicht einig. So behielt ein vielseitiger Litterat und Gegner der Aufklärung, der Kanonikus Jos. Ignaz Bajza (1754—1836), aus persönlicher Rivalität gegen Bernolák in seinen sonderbaren Schriften, dem moralisierenden Roman »Des Jünglings René Begebenheiten«, in seiner Sammlung von Epigrammen, in dem umfangreichen Buche von anekdotischen Erzählungen und seinen religiöserbaulichen Schriften, sein eigenes Gebilde einer neuen Schriftsprache bei. Diese ersten Trennungsversuche, die kein neues Leben in die Litteratur brachten, wären bald ganz verschollen, wäre ihnen später nicht ein Dichter, Jan Hollý, erstanden, welcher die neue Schriftsprache auf eine kurze Zeit am Leben erhielt.

Die Litteratur der slowakischen Protestanten, die an der gemeinsamen čechischen Schriftsprache festhielten, übertrifft die litterarischen Produkte ihrer katholischen Landsleute. Sie konnten sich eines Leserkreises rühmen, der das Buch immer zu schätzen wußte. Die ungarischen Protestanten empfingen, weil in Österreich an den Universitäten keine protestantische Theologie vorgetragen wurde, seit Jahrhunderten an den Universitäten Deutschlands ihre Bildung und blieben so dem wissenschaftlichen Kulturleben näher als ihre katholischen Landsleute. Mit Begeisterung verbreiteten sie josefinische Reformen. Durch das Toleranzpatent Josefs II. und noch durch das Mandat Leopolds II. aus dem Jahre 1790 wurden ihnen größere Freiheiten zuteil. Ihr autonomes Schulwesen, das sie zur größten Blüte zu bringen trachteten, stellt sie an die Spitze des Kulturlebens in Ungarn.

Wie bei den Katholiken, so befand sich auch bei den Protestanten die Litteratur fast ausschließlich in den Händen der

Geistlichen. Auch hier kamen die Ideen der Zeit, denen wir auf böhmischem Boden, von dem sie genährt waren, begegnet waren, zum Worte. Ihnen sollte eine Zeitschrift dienen, die man in den Jahren 1785 und 1786 herausgab. Einen direkten Einfluß der deutschen Universitäten verrät das groß angelegte Werk von dem evangelischen Prediger Aug. Doležal: »Die für die ganze Welt denkwürdige Tragödie« (1791), eine versifizierte Disputation über den Fall der ersten Eltern und über verschiedene Probleme und Lehren der christlichen Religion. Seine Kollegen Bohuslav Tablic (1769—1832) und Jiří Palkovič (1769—1850) steckten ihrer Poesie keine so hohen Ziele und drangen damit deswegen inniger zum Herzen wenigstens ihrer Zeitgenossen. J. Palkovič tändelt in seiner »Muse aus den slowakischen Bergen« (1801) mit Hirtinnen und anderen Mädchen verschiedenster Namen, trinkt mit seinen Gefährten Wein, alles nur theoretisch, weil es dem geizigen Dichter in der Wirklichkeit Geld gekostet hätte. Boh. Tablic ist in den vier Bänden seiner »Poesien« (1806—1812), vielseitiger, neben der toten Anakreontik macht er auch moralisierende und reflektierende Gedichte, besingt nach dem Beispiel einiger abstinenter deutschen Sänger den Kaffee, bringt schauerliche Verbrechen in Verse und meint Balladen verfaßt zu haben. Ein Ton erklingt aber in den Versen von Tablic und Palkovič, die einzige Welle einer lebhaften Ideenströmung, ein inniges slawisches Nationalbewußtsein. Tablic entriß durch seine fleißigen Forschungen manchen älteren slowakischen Dichter der Vergessenheit — sein größtes Verdienst. Er übersetzte auch aus dem Englischen und Französischen. Palkovič sah auf seine gereimten Tändeleien mit einem gewissen Stolz, aber seine Bedeutung liegt doch auf einem anderen Gebiete.

Er war ein Kramérius im kleinen. Er schrieb Bücher für das Volk, gab eine Zeitschrift »Die Wochenschrift« (1812—1818) im josefinischen Geiste, aber mit innigem Nationalgefühl, und einen Volkskalender heraus. Palkovič war nebst Tablic der aufrichtigste Verfechter der litterarischen čechoslawischen Einheit. Diesem Gedanken diente sein »Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch« (1820, 2 Teile), welches seine bedeutendste litterarische Tat ist. Viel hätte Palkovič auf dem Katheder der čechoslawischen Sprache und Litteratur, die 1803 von einer

privaten »Slowakischen gelehrten Gesellschaft« bei dem berühmten evangelischen Lyceum in Preßburg, dem Mittelpunkt der evangelischen Bildung, gegründet worden war, nützen können. Aber Palkovič vernachlässigte diese Tätigkeit und veraltete bald mit seinen josefinischen Anschauungen, mit seinem hartnäckigen Verharren auf dem Ideal der Veleslavínischen Schriftsprache und der alten unrichtigen Orthographie. Die jüngeren Generationen seiner Zöglinge entfremdete sich der egoistische, autokratische Konservative eine nach der anderen — ein ähnliches Los, welches sich in Böhmen J. Nejedlý geschmiedet hatte. Palkovič konnte wie Nejedlý den Jüngeren nichts mehr bieten. Sie fanden dafür Ersatz in den zahlreichen Anregungen, die ihnen die damals so bedeutende Stadt Preßburg bot; da lernten sie auch andere slawische, besonders serbische Jünglinge kennen, die auf dem Lyzeum studierten.

Sechstes Kapitel.

Josef Jungmann und seine Schule. Die Anfänge der čechischen Romantik. Die Königinhofer und Grünberger Handschrift.

Die jüngere Generation, die größtenteils im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geboren war, lernte von der Höhe der Errungenschaften der Vorgänger sowohl in die Weite schauen als auch in der Heimat neue Bahnen und neue Ziele sich stecken. Zu ihrer litterarischen Tätigkeit trieb die Jüngeren ein festes Vertrauen in die Zukunft der čechischen Sprache, der sie zu ihrem vollen Kulturleben verhelfen wollten. Je mehr das čechische Buch an Gediegenheit gewann, je mehr es aus dem Leben seines Volkes schöpfte, desto kennbarer griff es in die Kulturbestrebungen des Volkes ein. Man strebte eine strengere čechische Fachwissenschaft an. Im Bewußtsein der eigenen Schwäche suchte man in der Verwandtschaft mit dem gewaltigen slawischen Volkstamme Kraft zu gewinnen.

Zwar drückte der Despotismus Franz' II., den die Attribute aufgeklärt und freisinnig am wenigsten zierten, viel schwerer als der aufgeklärte Absolutismus. Der Adel hatte seine Privilegien teilweise zurückerobert. Der Bauer wurde wieder den rachedürstigen Herrschaftsbeamten preisgegeben, in die Präsidialamtsstuben zog wieder die alte Geschlechtsaristokratie ein, welche mit ihrem Herrscher das Grauen vor jeder Reform, jeder freien Bewegung und Neuerung, jedem Fortschritt teilte. Die stets wachsenden Kriegslasten führten endlich 1811 den Staatsbankrott und damit auch eine Stockung des geistigen Lebens herbei. Aber die Entwicklung des čechischen Nationalpatriotismus wurde dadurch nicht gehemmt. In Ermangelung eines politischen Lebens

konzentrierten sich alle Bestrebungen in der Hebung der Muttersprache und des Nationalbewußtseins. In diesem Sinne drangen in die Kreise der Studenten und der jüngeren Bürger, bei deren Zusammenkünften und dilettantischen Theatervorstellungen manches radikalere Wort sich hören ließ, schwache Nachklänge der deutschen Befreiungskämpfe. Mit den Erinnerungen an die ruhmbedeckten Vorfahren trachtete man in čechischen offiziellen »vaterländischen Kriegsgesängen« die Soldaten zur Tapferkeit gegen den blutdürstigen französischen Thronstürmer anzuspornen — die Lieder führten sogar den Namen Žižkas, der früher so haarsträubend klang, an. Die deutsche Romantik bot den Čechenführern neue starke Antriebe. Die Leitung des čechischen geistigen Lebens übernahm jetzt Josef Jungmann.

Von seiner philosophischen Weltanschauung brachte Josef Jungmann (1773—1847) sehr wenig in den litterarischen Verkehr. In seinen »Memoiren«, die erst nach mehr als zwanzig Jahren nach seinem Tode der Öffentlichkeit mitgeteilt worden sind, erklärt er sich für einen aufrichtigen Voltairianer, und was er hier über die Religion, den Menschen, die Natur skizziert, ist wirklich von Voltaire und anderen Rationalisten stark beeinflußt. Seine unermüdliche Lebensarbeit verkörperte Jungmann in dauernden wissenschaftlichen Werken der čechischen Sprache und Litteratur, deren Krone ein umfassendes Wörterbuch bildet; doch befreite er auch die čechische Dichtkunst von ihrem Gängelbande und lehrte sie in der weitesten Welt kühner Umschau halten.

Der Professur, die der arme Jurist in schwerem Kampfe ums Dasein 1800 in Leitmeritz in Böhmen als einstweilige Zufluchtstätte angenommen hatte, blieb Jungmann sein Leben lang treu. Er fand diesen Beruf seinen Geistesanlagen ganz angemessen; zugleich bot er dem national erwachten, fleißigen Schriftsteller am meisten Muße zu seiner litterarischen Tätigkeit. In dem ersten bedeutenden publizistischen Aufsatz »Über die čechische Sprache« (1806), einer gewandt dialogisierenden Abhandlung, vertiefte Jungmann philosophisch die älteren Apologien der čechischen Sprache. Der Schriftsteller ergeht sich in schmerzhafter Satire über den Verfall der abtrünnigen Nachkommen der alten Čechen und läßt seine Stammesgenossen von einem gerechten humanen Deutschen mit dem Hinweis darauf, daß es schon auch unter den stammvergessenen Čechen dämmere,

trösten. Dann geht er zu den brennendsten Fragen der čechischen Bestrebungen über. Die Einwendungen seines kosmopolitischen Widersachers, daß die Čechen im Namen der ausgleichenden Kultur und des ewigen Friedens unter der Menschheit die reichere deutsche Litteratur und Sprache annehmen sollten, bekämpft der patriotische Čeche im Geiste der Herderschen Philosophie: jedem Volke soll gerade durch seine nationale Eigenart und deren Hauptmerkmal, die Muttersprache, sein gebührender Platz im Ganzen der Menschheit gesichert werden. Jungmann baut im Namen der Gerechtigkeit und der Menschenrechte die ganze Arbeit der čechischen Erwecker auf der Majestät des Volkes, auf dem Rechte zu seiner Muttersprache, nicht auf der Gnade der Hochgeborenen und der Gebildeten auf. Diese demokratische Auffassung war ein bedeutender Fortschritt und die festeste Grundlage des großen Baues.

Jungmann steckte auch die Ziele und die Aufgaben der čechischen Litteratur viel höher als seine Vorgänger. Es genügte ihm nicht mehr die Litteratur für die untersten Volkschichten, wie es Dobrovský verlangte, Kramérius und Palkovič betätigten, sondern eine Litteratur, in der sich das höchste Geistesleben verkörpern sollte, eine Litteratur, die ein Mitglied der Weltlitteratur bilden könnte, die fähig wäre, die deutsche Litteratur bei den Čechen zu verdrängen. Für so eine Litteratur müsse man eine entwickeltere feinere Schriftsprache anstreben, als sie das Muster der Veleslavínischen Sprache bieten konnte. Jungmann machte den Versuch, eine solche Schriftsprache zu schaffen. Sein feines Sprachgefühl, seine tiefgreifenden Studien der alten čechischen als auch anderer slawischen Sprachen verhalfen ihm zwar, dies Ideal ins Leben zu rufen, verursachten aber auch, daß er seine großen dichterischen Pläne aufgab und das Mittel, das Sammeln des čechischen Sprachschatzes, zu seinem Lebenswerk machte. Seine wenigen selbständigen Gedichte lassen uns diese aufgegebenen großen Dichtungen leichten Herzens verschmerzen; denn Jungmann fehlte es an poetischer Kraft. Er wußte, wie Herder, bloß fein dichterisch nachzuempfinden und unwillkürlich auch nachzudichten.

Seine Meisterschaft zeigte Jungmann in der Kunst des Übersetzens. Er wagte sich an große Werke. Miltons tiefgehender Einfluß in den Anfängen der deutschen Litteratur bei

Bodmer, Klopstock, Wieland flößte ihm die Idee ein, sein »Verlorenes Paradies« ins Čechische zu übertragen. Bevor sich ein patriotischer Mäcen gefunden, der den Aufwand zu decken willig gewesen wäre, konnte er die Öffentlichkeit mit einer überaus kühnen Übersetzung von Chateaubriands Erzählung »Atala« (1805) überraschen. Die romantischen Schönheiten dieses Buches, welches als ein Teil des großen Werkes »Génie du christianisme ou Beautés de la religion chrétienne« gegen die religiösen und philosophischen Ideen der französischen Revolution gerichtet war, sein lebhaftes Naturgefühl, sein Rousseausches Entzücken über die unverdorbenen Naturmenschen, sein mächtiger Liebestaumel, die glänzende bildliche Sprache übten auf den Übersetzer — wie auf seine Zeitgenossen — einen stärkeren Einfluß, als seine Voltaireschen Religionsanschauungen, die Chateaubriand durch sein inniges katholisch religiöses Gefühl bekämpfte. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Übersetzer durch neue Begriffe, durch feinere Gefühlsschattierungen entgegenstellten, hat Jungmann glänzend überwunden. Die Sprache seines Buches klang wohl wegen einiger veralteter Ausdrücke, einiger Entlehnungen aus den slawischen Sprachen sowie einiger Neubildungen den Zeitgenossen etwas fremd, aber der heutige Leser findet sie ganz üblich; sie hat sich eingelebt. Und dies Verdienst vollendete Jungmann durch sein klassisches Übersetzungswerk, Miltons »Verlorenes Paradies« (1811). Seine Arbeit war ihres Gegenstandes wegen nur für Eingeweihte bestimmt. Jungmanns dichterische Sprachbildungskunst strömte wirklich durch die Dichtungen der jüngeren Schriftsteller einige Jahrzehnte hindurch; sein »Verlorenes Paradies« ist ihnen zum Gesetzbuche geworden. In dieser Beziehung nimmt Jungmann gegenüber der Puchmajerschen Dichterschule in der čechischen Litteratur eine ähnliche Stelle ein wie Klopstock gegenüber Hagedorn, Gleim, Gellert in der deutschen.

Die Auswahl der übersetzten Dichter gibt Jungmann ein gutes Zeugnis von seinem litterarischen Geschmack. Neben den Engländern Gray, Pope übertrug er ins Čechische Bürger (Lenore), Klopstock, Herder, Schiller (Das Lied von der Glocke u. a.), Goethe (Zauberlehrling, Hermann und Dorothea u. a.). Goethes Poesie öffnete er in die čechische Litteratur das Tor.

Jungmanns Einfluß in der čechischen Poesie ist ein ent-

scheidender. Ältere und jüngere Dichter meldeten sich als seine begeisterten Anhänger; ein greifbarer Maßstab seiner Geistesstärke. Seine Bedeutung wuchs durch seine publizistische Tätigkeit, namentlich durch seine Verteidigung der čechischen Bestrebungen, und durch seinen persönlichen Umgang. Seinen Anhängern galt er für den vornehmsten Slawen. Dobrowskýs wissenschaftliche Auffassung der slawischen Verwandtschaft überging bei Jungmann und seinen Jüngern ins Gefühl und wurde zur poetischen Idee. Ein engerer Kreis von katholischen Priestern, deren Herzen er als ihr freiwilliger aufopfernder Lehrer der čechischen Sprache im Leitmeritzer theologischen Seminar für seine Ideen und Bestrebungen gewonnen hatte, standen ihm am nächsten. Einer von ihnen, der josefinisch gesinnte Pfarrer Ant. Marek (1785—1877), war Jungmanns innigster Freund und bedingungsloser Anhänger. Seinen Meister erreicht er an schwunghaftem Ausdruck in seinen trefflichen Übersetzungen — namentlich Schillers Balladen fanden in ihm den berufensten Interpreten —, überholt ihn aber in seinen nicht zahlreichen selbständigen Dichtungen, als in patriotischen Oden, Elegien, Heroiden, in welchen schon der Ideeninhalt und das Gefühlsleben der Zeit erklingt: die Trauer über verschollenen Ruhm und Kraft seines Volkes in der Vergangenheit sowie seine erniedrigende Lage in der Gegenwart und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, besonders in Verbindung mit anderen slawischen Völkern. Der katholische Geistliche Marek war ein inniger Russophile. Die Erlernung der slawischen Sprachen, namentlich der russischen und polnischen, breitete sich unter den jüngeren čechischen Patrioten aus.

Jungmanns Beispiel in der Bildung einer neuen poetischen Sprache ahmte Milota Zdirad Polák (1788—1856) nach; sonst stand er näher der Puchmajerschen Schule. Über sein Erscheinen auf dem čechischen Parnaß gerieten alle Patrioten in Entzückung: ein energischer Offizier von martialischer Gestalt, ein Held, der die blutigsten Napoleonischen Schlachten ruhmvoll durchgemacht hatte und seine Freunde durch seine gewiß nicht ohne Absicht »auf der Trommel während des Kanonendonners« entworfenen Berichte in Erstaunen setzte, zollte seinem Volke die erhabenen Stunden seiner Muße. In ihm hoffte man der čechischen Litteratur einen Kleist zu gewinnen. Kleists »Früh-

ling« nebst Thomsons »Jahreszeiten« spornte Polák zu seinem Hauptwerke, der deskriptiven und belehrenden Dichtung »Die Erhabenheit der Natur« (in Buchform 1819) an. Die erhabensten, grauenhaftesten Erscheinungen sollten mit den anmutigsten stillen Szenen der Natur und im Wetteifern mit dem menschlichen Schaffen das große Werk des Schöpfers darstellen und eine tiefe Ermahnung für den Menschen bilden. Polák näherte sich in seiner pathetischen Begeisterung für die Natur der modernen romantischen Gefühlsschwärmerei, doch reichte sein schöpferisches Vermögen nicht aus, sie in poetischen Schwung zu bringen. Er weilte um dieselbe Zeit wie Byron in Italien, suchte fast dieselben klassischen Gegenstände, für die er Sinn genug hatte, auf dessen Boden auf, sein salbungsvolles Entzücken an den großartigen Denkmälern der ruhmvollsten Zeit war nicht geringer als dasjenige Byrons: er zog durch Rom, wo er nur drei Tage zur Verfügung hatte, »aß nicht, trank nicht, schlief nicht, um nichts zu unterlassen, was sehenswürdig ist« — und doch welch ein Abstand zwischen der Auffassung der »Reise nach Italien« Poláks (1818) und zwischen »Childe Harold« Byrons! Dennoch ist diese Arbeit das einzige lebensfähige Kind seiner Muse. Seine vielseitige Beobachtungsgabe, welche sowohl Geschichte, Kunst und Natur als auch das menschliche Leben und einzelne Individuen in ihren Beobachtungskreis zog, griff zwar nicht tief, aber wußte doch überraschende, fesselnde Einzelheiten an ihren Gegenständen zu entdecken. Die Prosa zwang nicht den Dichter, der kein Meister seiner Muttersprache war, zu den unorganischen, unerträglichen Neubildungen, durch welche er seinen Gedichten eine größere Weihe verleihen wollte. Von den Zeitgenossen aller litterarischen Richtungen über alle seine Vorgänger geschätzt, stand Polák die letzten Jahrzehnte seines Lebens als höherer militärischer Würdenträger den Bestrebungen seines Volkes kühl gegenüber.

Auch in der entfernten ungarischen Slowakei melden sich zu Jungmann ausdrücklich als »ihrem geistigen Vater« seine Jünger. Im Jahre 1814 gab hier der erst neunzehnjährige Student Pavel Josef Šafařík (1795—1861), der Sohn eines evangelischen Predigers, sein erstes Bändchen Gedichte »Die Muse der Tatra mit slawischer Lyra« heraus. Allgemein ahnte man in dem jugendlichen Dichter einen neuen Stern auf dem

Himmel der čechischen Litteratur. Die großen Erwartungen, welche man in Šafařík setzte, erfüllte er jedoch auf dem Gebiete der Poesie nicht. Einige Romanzen und Balladen, die namentlich zu Bürger und zu den slowakischen Volksdichtern in die Lehre gingen, sind das vollkommenste, was er hier zu leisten vermochte. Ebenso wurde Šafaříks jüngerer Freund Fr. Palacký (1798 bis 1876), dessen scharfsinniger, energischer, religions- und sittenstrenger Vater ein armer Dorflehrer war, von der Poesie und von seinen großartig angelegten poetischen Plänen auf ein anderes Feld abgelenkt. Trotzdem riefen sie den ersten čechischen »Sturm und Drang« hervor.

Durch Šafařík, Palacký und Kollár vergalt die Slowakei ihren Brüdern, was ihr diese in religiöser und kultureller Hinsicht in der Vergangenheit geschenkt hatten. Palacký war ein Mähre, aber er war durch denselben protestantischen Geist, durch die slowakische Umgebung und ihre Anregungen gebildet worden. In ihnen wie in vielen anderen quoll der durch zwei Jahrhunderte gewalttätig niedergekämpfte, aber durch die Verfolgung gestählte Geist der čechischen protestantischen Kirche hervor: von den Grundsätzen und den Wahrheiten der hl. Schrift durchdrungen, betätigten die Nachkommen der »Böhmischen Brüder« ihre Nächstenliebe, vertieften sich in ihr Inneres, sorgten um die Erhebung des Menschen zum Ideal des Jenseits, behielten unter den ungünstigsten Verhältnissen ihr höheres Streben nach der Bildung, ihre Liebe zum Buche bei. Dieser Gedankengehalt, diese Entsagungen stärkten ihre Nachkommen auch als Schriftsteller in ihrem Kampf für höhere Ideen, welche sie als ihre Lebensaufgabe betrachteten. Arm waren sie alle: ihre wunderbaren Geistesanlagen führten sie zu Studien, wo sie gleich von Anfang an um ihren Lebensunterhalt sorgen mußten. Deutschlands Universitäten reichten ihnen eine tiefere und freiere Weltanschauung, neue Ideen und fruchtbarere Wissenschaft.

Während seiner Universitätsstudien in Jena (1815—1817) übersetzte Šafařík unter dem Einfluß des berühmten klassischen Philologen Hein. Eichstädt »Die Wolken« von Aristophanes ins Čechische. Von den modernen Dichtern zog ihn vor allen Schiller an. Sein Trauerspiel »Maria Stuart«, welches er für den »allerliebsten Gegenstand unter der Sonne« hielt, übertrug er ebenfalls in seine Muttersprache. Aber bald lenkte Šafařík von der Dicht-

kunst auf ein anderes Gebiet ein. Die viel besuchten Vorträge des freisinnigen Geschichtslehrers Hein. Luden und seine lebendige Wiederherstellung der deutschen ältesten Vergangenheit ließen in ihm wohl den Gedanken aufkommen, die slawische Urzeit aus ihrer Vergessenheit zu heben. Er betrieb fleißig slawistische Studien, namentlich der slawischen Litteraturen. In Jena lernte Šafařík L. Jahns Gedanken über das deutsche Volkstum, sowie auch die begeisterte nationale und politische Bewegung in der Studentenschaft nach den siegreichen Kämpfen gegen Napoleon kennen. Dies alles brachte seiner Seele neue Töne, die er dann — aber noch kräftiger sein Freund Kollár — in die čechischen patriotischen Ideen verpflanzte.

Noch bevor Šafařík Jena verlassen hatte, gewann ihn der ihm persönlich unbekannte, in Preßburg in Ungarn lebende jüngere Freund, Fr. Palacký, für die alte Lieblingsidee Jungmanns — die quantitierende Prosodie. Von fremden gleichzeitigen klassischen Philologen beeinflußt verbreitete Jungmann in einer handschriftlichen Abhandlung, jedoch mit wenig Erfolg, die Meinung, daß die moderne Poesie auf die erwünschte Höhe der antiken Musterdichtkunst nur auf der Grundlage des Zeitmaßes gehoben werden könnte. Die slawischen Sprachen hielt Jungmann dazu besonders fähig, weil sie ihrem Wesen nach den antiken Sprachen verwandt wären. Es war ein Irrtum, wie in der neueren Zeit von J. Král, der die čechische Prosodie genau in historischer Entwicklung verfolgt hatte, erwiesen worden ist; die čechische Sprache läßt — wie die deutsche — bloß das akzentuierende Versmaß zu. Nach vierzehn Jahren entbrannten durch fremde Theoretiker bestärkt für Jungmanns Theorie Palacký und Šafařík. Ihr in Briefform verfaßtes Buch »Die Anfänge der čechischen Poesie, besonders der Prosodie« (1818) ist die schärfste, rücksichtsloseste Schrift, die bis zu dieser Zeit in der neučechischen Sprache geschrieben worden war. Ihr Ziel war ganz verfehlt. Sie brachte eine gefährliche Verwirrung in die čechische Dichtkunst. Die jüngeren Dichter, die fast alle unter Jungmanns Einfluß standen, strengten sich hie und da mit quantitierenden Versen an, aber bald siegte die wirkliche Kraft des Gegenstandes; man gab Jungmann theoretisch recht, und dichtete nach den verfehmten Regeln Dobrovskýs. Auch die Auffassung der Poesie zwängten »Die Anfänge der

čechischen Poesie« in das einseitig enge Schema der äußeren Form. Als Ideal der Poesie schwebten den frommen, tugendberauschten Nachahmern des »Haines« auf čechischem Boden die christlich antikisierenden Oden und Elegien des »göttlichen« Klopstock vor — noch 1818. Zum Glück lehnten sich Kollár, Čelakovský, Mácha an andere Muster, an Petrarca, Goethe, Byron an. In einer anderen Beziehung bedeuteten »Die Anfänge« aber doch einen Fortschritt: sie traten gegen den baren Dilettantismus auf, der die čechische Litteratur mit Fluten naiver Verse zu überschwemmen drohte. Sie verlangten auch beim dichterischen Schaffen ernste Arbeit und strengste Kritik. In ihrer Revision der bisherigen čechischen Poesie fielen viele berühmte Dichtungen in den Papierkorb; nur vier, fünf Dichternamen — namentlich auch Jungmann und Polák — ließen sie gelten. Den gestürzten Ruhm der älteren Dichterschule war die polemische Entgegnung »Bruchstücke über die čechische Poesie, besonders aber über die Prosodie« (1820) von dem Koryphäen des čechischen Parnasses, Šeb. Hněvkovský, nicht imstande aufrecht zu erhalten, obwohl er in seinen ungeschlachten Vergleichungen für seine Kollegen die ersten Namen der Weltpoesie erschöpft hatte, und trotzdem sonst seine Ansichten über die Aufgaben der Poesie, über die Sprache viel vernünftiger waren als diejenigen seiner jugendlichen Gegner. Die Stimmung der Jüngeren, ihr slawisch nationaler Gefühlspatriotismus, brach auch in den schonungslosen Angriffen gegen Dobrovský hervor.

Die jungen Autoren ließen sich aber durch den Erfolg ihres Büchleins zu einer erzwungenen frühreifen litterarischen Tätigkeit nicht hinreißen — ein Beweis seltener Autokritik. Sie bereiteten sich fleißig dazu vor, um dem Mangel der čechischen Wissenschaft, den sie in ihrer Schrift so aufrichtig rügten, abzuhelfen. Sie lebten in der alten ungarischen Landtagsstadt Preßburg, deren aristokratische und reiche Bürgergesellschaft deutsch sprach, als Erzieher. Diese Gesellschaftskreise waren ein lichter Abglanz der geistreichen, gebildeten französischen und deutschen Salons des 18. Jahrhunderts und ihres Gedankenlebens, in welches neuere Richtungen eindrangen. Da vereinigten sich Künstler und Gelehrte und geistreiche gebildete Frauen, da wurde mit Verständnis über ernsthafte philosophische, religiöse, wissenschaftliche, politische, künstlerische

Fragen ohne religiöse und nationale Voreingenommenheit disputiert. Palacký, der keine Universität besucht hatte, verdankte diesem Milieu stärkere Anregungen und nachhaltigere Einflüsse als sein reiferer Freund Šafařík. Seine vielseitigen praktischen Sprachkenntnisse und seine mühevolle, strenge wissenschaftliche Arbeit führten ihn zu den besten Quellen der Weltlitteratur, insbesondere der deutschen, englischen und französischen, und öffneten ihm eine weite Rundschau. Sein Fachstudium war zunächst die Philosophie und die Ästhetik. Von seinem groß angelegten Werke über diesen Gegenstand brachte er nur einige geistreiche und gründliche Abhandlungen — die ersten in der čechischen Sprache — zustande: »Allgemeine Erforschung des menschlichen Geistes in seinen Tätigkeitszweigen«, »Übersicht der Geschichte der Ästhetik und ihre Litteratur«, »Über die Ästhetik« u. a.

Zu dieser Zeit bemächtigte sich der jüngeren čechischen Generation immer mehr die Stimmung der deutschen Romantik. Aber nicht alle ihre Blüten trugen auf dem čechischen Boden auch Früchte, sondern nur diejenigen, die mit der bisherigen Entwicklung zusammenhingen. Im Gegensatz zu der rationalistischen Aufklärung empfanden die Jüngeren einen Widerwillen gegen den Skeptizismus der historischen Forschung, gegen die kritisch festgesetzten Tatsachen. Es ist auffallend, daß sich von der jüngeren Generation keiner der Geschichtsforschung widmete, und so fiel dem alten Degen der strengen historischen Wahrheit die Aufgabe zu, »Kritische Versuche, die böhmische Geschichte von spätern erdichteten Zusätzen zu reinigen« (drei Abhandlungen) zu schreiben. Bei den jüngeren kam aber der alte geschichtliche »Lügner« V. Hájek zu Ehren, man gab sogar mit vieler Sorgfalt seine Chronik in treuem Abdruck (1818) heraus. Man billigte den Vorgang des deutschen Dichters Klemens Brentano, der 1810—1814 in Böhmen lebte und aus Hájek das Grundmotiv für sein romantisches Drama »Die Gründung Prags« schöpfte, daß er sich des alten Erzählers mit einer innig anerkennenden Lobpreisung gegen seine Kritiker annahm. Die čechischen Romantiker waren überzeugt, daß Hájek seine von dichterischer Phantasie belebten Erzählungen nicht nur aus alten Sagen, sondern auch aus alten Nationalgesängen geschöpft habe, und dadurch werde er zu glaubwürdiger Quelle für den modernen

patriotischen Dichter. Statt kritisch festgesetzter Tatsachen strebte man in der Geschichte, den deutschen romantischen Geschichtschreibern folgend, Ideenentwicklung an; man wollte mit mehr Phantasie und poetischem Sinn eigenartige nationale Eigentümlichkeiten hervorheben; man schätzte die Kraft des poetischen Ausdrucks. Die kühle Vernunft wich immer mehr dem Gefühl.

Ähnlich wie die deutschen Romantiker suchten die Jüngeren ein eigentümliches slawisches Wesen, eine eigenartige slawische Kultur, Kunst, vor allem Poesie. Sie vertieften ihre Liebe zu ihrer Nationalsprache. Von Wien, welches in diesen Jahren starke Vertreter der deutschen Romantik, wie die beiden Schlegel, Gentz, Brentano, Fried. de la Motte Fouqué, Dorothea Schlegel, Bettina Brentano, in sich versammelte, kamen nach Böhmen direkte Anregungen. Die Wiener romantischen Zeitschriften, »Österreichischer Beobachter«, »Deutsches Museum«, »Wiener allgemeine Litteraturzeitung«, fanden unter den čechischen Schriftstellern nicht nur fleißige Leser, sondern auch Beiträger. Der scharfsinnige Slawist Bart. Kopitar spielte die Vermittlerrolle. In Wien erschien eine čechische Zeitung nebst einer litterarischen Beilage »Die Anfänge schöner Künste« (1813—1817). Dieses Organ vereinigte alle Richtungen der čechischen litterarischen Arbeit in sich. Da keimen die ersten Anfänge der čechischen Romantik. Nach dem Beispiel der deutschen Romantiker, welche bei anderen Völkern ihre Poesie und ihr Wesen achteten, übergingen sie dann zu den ausgiebigsten Quellen der Romantik, zu Herder, Goethe, Schiller, Ossian, Shakespeare; zu Chateaubriand u. a. Von den neuen Anregungen wirkte der Sinn für die Volkspoesie, für Sagen und Gebräuche auf die čechische künstliche Poesie besonders befruchtend.

Zu der dichterischen und wissenschaftlichen Potenz der deutschen Romantik schwang sich die čechische Romantik nicht auf; es fehlte ihr jene starke Grundlage des wirklichen Lebens. Im Bewußtsein des trostlosen schwachen gleichzeitigen Nationallebens flüchtete sie sich in die Vergangenheit. Ihr Ruhm und ihre Stärke hauchten schon früher den Erweckern bei ihrer Arbeit neue Hoffnung ein. Nur konnte man ihr keine Dokumente der ältesten urwüchsigen, von fremdartigen Einflüssen nicht berührten Kultur und insbesondere der Poesie abgewinnen.

Die grauen ehrwürdigen Barden Klopstocks, Ossian und andere göttliche Sänger Macphersons, die geistreichen ästhetischen Ansichten Herders über die erhabenen Schönheiten der urwüchsigen Poesie der Naturvölker wurden wissenschaftlich ergründet durch die epochalen kritischen Analysen der Ilias und des Nibelungenliedes. Viele Bekenner Herders und Lachmanns fanden jetzt überall nationale Naturdichter. Auch das leere Blatt, welches die Čechen betreffs der uralten Naturpoesie aufweisen konnten, sollte mit dieser kräftigen uralten Naturpoesie gefüllt werden. Setzte doch auch Herder mit Bestimmtheit solche große Naturpoesie bei den alten Čechen voraus. Das ist die psychologische und ideelle Grundlage der berüchtigten Fälschungen, der »Königinhofer« und »Grünberger Handschrift«. In ihnen kommt der Charakter der čechischen Romantik am deutlichsten zum Ausdruck.

Der glückliche »Entdecker« der »Königinhofer Handschrift« (1817) war Václav Hanka (1791—1861). Er war sowohl als Dichter als auch als Philolog tätig. In beiden Richtungen ist seine litterarische Tätigkeit eher charakteristisch als bedeutend. Als Dichter brachte er in den anakreontisch-pastoralen Inhalt der sentimentalen Liebeslyrik einen neuen Ton, jenen des slawischen Volksliedes, für dessen Reize ihm während seines Aufenthaltes in Wien Kopitar die Augen geöffnet hatte. Seinen Landsleuten empfahl Hanka zum ersten Male das Sammeln der čechischen Volkslieder, aus den serbischen von Vuk Karadžič gesammelten Volksliedern machte er eine Auswahl in čechischer Übersetzung (»Prostonárodní srbská Musa do Čech převedená«, 1817), er übertrug den »Igor« aus dem Russischen. Seine Verse strotzten von absichtlichen und unabsichtlichen Serbismen und Russismen, die russischen und čechischen Volkslieder ahmte er in seinen eigenen Versuchen treu in einzelnen Wendungen, ganzen Motiven und Gedanken nach, jedoch in den Geist des Volksliedes einzudringen gelang es dem Dichter nicht. Schlichter Ausdruck und Form, noch mehr aber beliebte Melodien gewandter Komponisten verhalfen einigen dieser Lieder unter die echten Volkslieder. In dieser Zeit erfreute sich Hanka eines großen philologischen Rufes: er kannte nebst dem Altčechischen die bedeutendsten slawischen Sprachen wie auch das Altslowenische. Er verfaßte Grammatiken der russischen, polnischen und alt-

slawischen Sprache. In Dobrovský hatte er einen bereitwilligen Lehrer und Berater gefunden. Mit slawischen Schriftstellern stand er in reger Verbindung und in reichem Briefwechsel. In fünf Bänden gab er zum ersten Male eine Sammlung altčechischer Dichtungen, »Altertümliche Dichtungen« (1817—1824), heraus. Seine Ausgaben verraten durchaus nicht die strenge kritische Schule Dobrovskýs: für seine Geringschätzung der alten Texte und der Wahrheit ist namentlich charakteristisch, daß er in den Text archaisierende Formen einschmuggelte, daß er bei einer Legende das fehlende Blatt der Handschrift ohne jede Bemerkung in altčechischer Sprache hinzudichtete. Später artete diese Schwäche Hankas, der zum Unglück die Stelle des Bibliothekars im böhmischen Nationalmuseum bekleidete, in eine krankhafte Manie aus; die kostbarsten Schätze vergrub er unter einer altertümelnden Schlacke, die, nachdem sie viele Verwirrungen in der Auffassung der slawischen Vergangenheit angerichtet hatte, mühsam und unter vielen Kämpfen beseitigt werden mußte. Wenn man noch seine außerordentliche praktische Fertigkeit, alte Handschriften gewandt nachzuahmen, und seine eitle, arglistige, niedrige Gesinnungsweise in Rechnung zieht, erkennt man, daß er die beste Befähigung zu seinen verrufenen »Entdeckungen« besaß.

Nun traf Hanka ein ähnliches Verhängnis wie Macpherson: als Dichter blieb er sogar bei seinen Landsleuten fast unbeachtet, aber seine Fälschungen trugen seinen Namen in die ganze gebildete Welt. Man übertrug sie in alle slawischen Sprachen, ins Englische, Französische, Italienische, Dänische, Magyarische und andere; in der deutschen Sprache gibt es vier ganze Übersetzungen der »Königinhofer Handschrift«; Goethe dichtete ein Lied, das »Sträußchen«, um. Mehr als ein halbes Jahrhundert wurde auf ihrem Grund ein falsches wissenschaftliches Bild — ein gar zu prachtvolles Bild — des čechischen und slawischen Altertums hergestellt. Manchen vortrefflichen wissenschaftlichen Werken — wie Palackýs »Geschichte von Böhmen«, Šafaříks »Slawischen Altertümern« — sind sie der gefährlichste Stein des Anstoßes geworden und haben am meisten die Kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität abgeschwächt. Verhängnisvolle Irrlichter der čechischen Kulturentwicklung! Ihre litterarischen Falsa hat wohl jede Litteratur, aber nirgends haben sie das ganze

litterarische und öffentliche Leben so verwirrt wie bei uns Čechen. Nur die Tendenz, das nationale Bewußtsein damit zu heben, schlug nicht fehl.

Auf den zwölf Pergamentblättern und zwei nicht zusammenhängenden Streifchen, welche Hanka in einem Gewölbe des Kirchenturmes in Königinhof, einem Städtchen im nordöstlichen Böhmen, unweit von Hankas Geburtsstätte, 1817 gefunden hatte, wurde ein ungeahnter Reichtum altčechischer Poesie entdeckt. Da wurden sieggekrönte Kämpfe zweier der Sage unbekannter Helden der dunkelsten čechischen Vergangenheit, Záboj und Slavoj, über den deutschen Feldherrn Luděk besungen — Záboj erklärte der vertrauliche Kreis der Falsatoren selbst als den Fürsten Samo, den Sieger über den fränkischen König Dagobert; ein anderer Sang verherrlichte den Sieg eines heldenmütigen Feldherrn des sagenhaften Fürsten Neklan über den widerspenstigen Edlen Vlaslav — eine Sage, die schon Kosmas verzeichnet und andere Chronisten ausgeführt hatten; da las man ein Bruchstück, wie die Polen, welche sich unter Boleslav dem Tapferen Böhmens bemächtigt hatten, aus Prag 1004 von den heldenmütigen Scharen der Fürsten Udalrich und Jaromír vertrieben wurden; in das Jahr 1203 suchten die Geschichtsschreiber die hier besungene, sonst unbekannte Niederlage der Sachsen von Beneš, einem Sohne Hermanns, bei Groß Skal zu versetzen; in dem umfangreichsten epischen Gesang erzählte man umständlich »Über die großen Kämpfe der Christen mit den Tartaren«, wobei namentlich der beliebte hochsinnige Held, Jaroslav von Sternberg, wegen seines großartigen Sieges über die Tartaren bei Olmütz 1241 gefeiert wurde. Ein Gedicht schilderte das nach Böhmen eindringende fremde ritterliche Turnier. Neben zwei lyrisch-epischen Stücken »Zbyhoň« und »Der Hirsch« führte das Sammelwerk noch sechs lyrische Lieder vor. Und dieser reiche Schatz ließ nach der handschriftlichen Bezeichnung einen verloren gegangenen Krösusreichtum vermuten: die gefundenen Pergamentblätter enthielten den Schluß des 25. Kapitels bis zum Anfang des 28. Kapitels des dritten Buches — kaum der hundertste Teil wäre an uns gekommen.

Aber dies genügte noch nicht. Viel hellere Strahlen sollten auf die mythische čechische Vergangenheit geworfen werden. Diese Aufgabe fiel der anonym und geheimnisvoll dem böhmischen

Museum auf der Post zugesandten »Grünberger Handschrift« (1818) zu, die dem Inhalte nach auch »Libušas Gericht« benannt wurde. In der grauen Zeit der segensreichen Herrschaft der weisen, gütigen Fürstin Libuša wurde diese von einem ihrer Edlen, der den Landesgewohnheiten zuwider nach deutscher Sitte gegen seinen jüngeren Bruder das ganze väterliche Erbe beanspruchte, beschimpft und entschloß sich, Přemysl zum Gemahl zu wählen. Wichtiger als diese Handlung der čechischen Sage — Herder hatte sie deutsch in der »Fürstentafel« bearbeitet — ist der kulturgeschichtliche Hintergrund des Gedichtes. Zum Gericht kommt auf dem uralten, von Sage und historischen Tatsachen geheiligten Sitze der böhmischen Fürsten, Vyšehrad, ein Landtag der von Libuša beschickten »Kmeten, Lechen und Vladyken«, d. h. der Vorstände der Familiengemeinden zusammen. Die Fürstin Libuša sitzt zu Gericht im schneeweißen Gewand auf dem Ahnenthron, ihr zur Seite zwei »hochsinnige Jungfrauen, unterrichtet in den Richtersprüchen«; der vorsitzenden Fürstin stehen zur Verfügung nicht nur das Abzeichen der richterlichen Macht, »das Schwert, der Unbill Rächer«, die Ordalienmittel: »rechtverkündendes Feuer«, »heiligsühnendes Wasser«, sondern auch »Gesetzestafeln« — die historischen Čechen führten geschriebene Gesetzbücher erst 1500 ein. Dies alles stellte man als eine Erbschaft der fernsten čechischen Urzeit vor. Dies mythische Altertum mit einer so reich entwickelten Kultur, besonders mit den staatlichen und sozialen Einrichtungen, stand mit Hájeks Chronik, mit Karamzins Geschichte des russischen Volkes, mit ähnlichen Schilderungen bei Ossian, in Chateaubriands »Atala« und anderen modernen Schöpfungen im Einklang. »Libušas Gericht« selbst wollten die Fälscher ins 9.—10. Jahrhundert zurückführen.

Die alten Sänger der »Königinhofer« und »Grünberger Handschrift« dichteten ganz im Geiste des modernen čechischen Nationalpatriotismus, des modernen verfeinerten Naturgefühls, ganz nach den theoretischen Anschauungen der neuen Romantik über die Natururzeit. Von den anerkannten Mustern der »Naturdichter« borgte man die ganze Technik und dichterische Form, den verschiedenartigen »freien« Rhythmus, manche Vorstellungen. Man fand in den beiden Handschriften ungebräuchliche Ausdrücke, Wendungen, Bilder gemeinsam mit dem altrussischen »Igor«,

mit russischen und serbischen Volksliedern. Die Zeitgenossen fanden darin ihre Ansichten über den ursprünglichen gemeinsamen Zustand der slawischen Völker, der sich in ihren ältesten durch den Nationalgeist erzeugten Dichtungen abspiegelte, bestätigt. Aber die neuere Forschung findet dieselben Übereinstimmungen in Hankas selbständigen Gedichten, die vor seiner »Entdeckung« erschienen waren. Die altčechische Sprache der beiden »Handschriften« sündigte mit ganzen Hekatomben von Fehlern gegen die Sprache der unverdächtigen altčechischen Denkmäler, teilte aber die unorganischen Neubildungen, Entlehnungen aus dem Russischen und Serbischen mit den modernen neučechischen Schriften. Dieselben Fehler gegen die altčechische Sprache trifft man in der theoretischen Anleitung Hankas über die altčechische Sprache. Der Verfasser war unvorsichtig genug, daß er diese Anleitung vor seiner »Entdeckung« geschrieben hatte. Wie sollten diese Dichtungen gegenüber den übrigen altčechischen Denkmälern nicht als »heller Tag gegen die dunkle Nacht« erscheinen, wie sie Šafařík treffend charakterisiert hat?

In Hankas Werkstätte, die eine ganz glorreiche Vergangenheit hervorzauberte, ist eine größere Anzahl von Fälschungen erzeugt worden. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man auf einen Helfer, den Belletristen und Publizisten Josef Linda (1789—1834), hinweisen. Er war Hankas vertrauter Freund, der Verfasser eines romantisch altertümelnden Romans »Eine Morgenröte über dem Heidentum« (1818), wo dieselbe Auffassung der slawischen Vorzeit, dieselben Einflüsse vorkommen wie in den epischen Fälschungen. Erst die »Grünberger Handschrift« erweckte die schlummernde Skepsis des Altmeisters Dobrovský. Die »Königinhofer Handschrift« und »Das Lied unter dem Vyšehrad« hatte er in die neue Bearbeitung seiner »Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Litteratur« aufgenommen. Die »Grünberger Handschrift« war ein sonderbares paläographisches Monstrum; die Falsatoren kannten für die Schrift des 9.—10. Jahrhunderts kein Muster. Vor der Kritik Dobrovskýs scheuten sie das öffentliche Licht. Erst im Jahre 1820 wagte man einen Umweg über Polen, wo »Libušas Gericht« in einer Zeitschrift abgedruckt wurde. Als es nach zwei Jahren auch in Böhmen erschienen war, wies es Dobrovský in Hormayers »Archiv« 1824 als »Litterarischen Betrug« entschieden zurück. Dobrovský zog allmählich auch die

übrigen Fälschungen in Verdacht. Es entbrannte der erste Kampf um die falsche čechische Vergangenheit. Gegen den greisen Gelehrten getraute sich öffentlich mit seinen rücksichtslosen Invektiven Hankas Freund, V. Al. Svoboda, ein außerordentliches formales dreisprachiges poetisches Talent — er dichtete in der čechischen, deutschen und lateinischen Sprache. Die beiden »Handschriften« übertrug er trefflich ins Deutsche und hellte manches Dunkle in ihnen auf; er war wohl in die Geheimnisse von Hankas litterarischer Tätigkeit eingeweiht. Jetzt wagte sich Hanka keine neuen poetischen Entdeckungen mehr zu machen. Wie sollte er bei der versiegenden Quelle seines dichterischen Talents die Pracht der slawischen Vergangenheit noch steigern? Er begnügte sich also damit, den falsifizierten sprachlichen und mythologischen Fonds der berühmt gewordenen Fälschungen philologisch und kulturgeschichtlich durch verschiedene Falsa zu stützen, namentlich die vermißte Altertümlichkeit des čechischen Kulturlebens, eine nahe Verwandtschaft der slawischen Sprachen in der Vergangenheit darzulegen. Hanka ging mit einigen bis ins 10. Jahrhundert zurück.

Auch später begegneten diese Fälschungen so manchen Einwendungen und Widersprüchen, aber dieser Widerstand wurde immer durch die Gesinnung und Gefühlsart des ganzen Volkes gedämpft, die ersten Autoritäten sprangen ihnen mit ihren Apologien bei. So traten gegen Kopitars Verdächtigungen fast aller Machwerke Hankas Palacký und Šafařík mit ihrer gründlichen deutsch geschriebenen Verteidigung »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (1840) auf und schlugen mit ihrer Autorität bei den aufrichtigen čechischen Patrioten nicht nur den verhaßten Kopitar und noch mehr den toten Dobrovský, sondern auch die zukünftigen Stürmer gegen dieses kostbare Erbe, einen anonymen Gegner in der deutschen Zeitschrift »Tagesbote aus Böhmen« (1858), Max Büdinger in Sybels »Histor. Zeitschrift« 1859, den scharfsinnigen Litterarhistoriker Julius Fejfalik (»Über die Königinhofer Handschrift«, 1860). Gegen den Angriff des letzteren erwies sich die Apologie der Brüder Josef und Hermenegild Jireček, »Die Echtheit der Königinhofer Handschrift« (1862), schwach. Aber auch der Glaube der čechischen Gelehrten wurde erschüttert, als in den siebziger Jahren die Unechtheit der meisten Glossen in der mittelalterlichen Enzyklo-

pädie »Mater Verborum« erwiesen worden war; denn gerade diese falschen Glossen bildeten die lexikalische Stütze, namentlich in mythologischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht, für die beiden Handschriften. Den deutschen Angreifern schlossen sich nun slawische Philologen (Jagič, Lamanskij, Petruševič, Makušev u. a.) und besonders auch čechische an (V. A. Šembera, Ant. Vašek u. a.). Gegen ihre für einen Volksverrat erklärten Angriffe wurde die ganze patriotische gelehrte Welt aufgeboten. Es liegt in der Natur der Menschen: je mehr ihr teueres, verführerisches Trugbild verdächtigt und angegriffen wird, einen desto heiligeren Schatz erblickt man darin. Das hat man in den achtziger Jahren erfahren, als unter Anführung der Universitätsprofessoren Gebauer, der anfangs selbst die »Handschriften« verteidigt hatte, Masaryk und Goll die jüngere Generation den letzten Kampf gegen das unechte nationale Idol unternommen hatte. Deutsch wurde der ganze Streit insbesondere von Gebauer in der gründlichen Abhandlung »Unechtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift« (Archiv f. slaw. Philol. X [1887] u. XI) beleuchtet. Seit der Zeit wurden immer mehrere neue schlagende Beweise gegen die Echtheit der beiden Handschriften vorgebracht, wogegen ihre Apologien immer naiver und vulgärer ausklingen. Die zähe Tradition und das Gefühl haben sich der Vernunft und wissenschaftlichen Wahrheit fügen müssen: die beiden »Handschriften« sind endgültig dem 19. Jahrhundert zugewiesen worden. Dieser letzte peinliche Kampf gegen die Echtheit der verfälschten Denkmäler hat aber auch eine Scheidung der Geister, der wissenschaftlichen und politischen Richtungen mit sich gebracht; die Überwältigung derselben bildet zugleich einen merkbaren Grenzstein der modernen čechischen Kulturentwicklung.

Zu Anfang der zwanziger Jahre sammelte auch die čechische Wissenschaft die ersten Quellen zu ihrem Lebenslaufe. Ihren Urheber und den stärksten Förderer hatte sie in Jos. Jungmann. Nachdem er 1815 nach Prag versetzt worden war, wurde er hier zum Mittelpunkte des čechischen litterarischen Lebens. Seine frühere Idee, eine čechische Enzyklopädie der Wissenschaften, scheiterte an Mangel von Mitteln, an den schwachen Kräften der Mitarbeiter, besonders an der Schwierigkeit der unzureichenden Terminologie. Zu dem ersten kühnen Schritt der čechischen

Wissenschaft gab der von der Regierung bewilligte Unterricht der čechischen Sprache an den Gymnasien (1816) Anlaß. Jungmann verfaßte dazu »Die Poetik und Rhetorik« (Slovesnost. 1820). Das Buch bedeutete viel mehr als ein Lehrbuch. Der Verfasser unternahm darin eine strengere Revision der bisherigen čechischen Litteratur, gewann neue wertvolle Beiträge und hauchte der Schrift den Geist der čechischen Bestrebungen ein. Die Hauptschwierigkeit bot die theoretische Anleitung, bei der er zwar fremde, besonders deutsche Arbeiten (K. H. L. Poelitz', Eberhards u. a.) benützte, aber nirgends technische Ausdrücke für eine im Grunde moderne Wissenschaft vorfand. Aber dem vorzüglichen Kenner der čechischen und der anderen slawischen Sprachen und dem feinfühlenden Wortbildner gelang diese Aufgabe trefflich. Damit waren jedoch seine Verdienste nicht erschöpft. Er leitete die ganze čechische wissenschaftliche Tätigkeit. In Prag versammelte er einen Kreis von Kennern, eine Art Privatakademie, welche über die junge Saat wachte und besonders für die čechische Terminologie sorgte. So wurde durch Jungmanns Verdienst manche vorgeschlagene unnötige Neubildung, mancher unverständliche Russismus durch einen passenden halb vergessenen altčechischen Ausdruck ersetzt. Durch Jungmanns unermüdliche Aufforderungen bewogen, bearbeitete sein Freund Ant. Marek eine puristische »Logik« (1820), später, als es schon mehrere čechische Philosophen gab, auch eine »Metaphysik« (1848); beide sind bloße Bearbeitungen, aber glücklich in der Bildung der Terminologie. Die Ergebnisse der Naturwissenschaften konnte durch seinen riesenhaften Fleiß, der seine Weihe von der Liebe zu seiner Muttersprache bekam, und durch seine beispiellose Opferwilligkeit der Universitätsprofessor Jan Svatopluk Presl (1791—1849) seinem Volke schenken. Er schrieb große umfangreiche wissenschaftliche Werke, eine prachtvoll ausgestattete »Botanik« (1821—1835), eine »Chemie« (1828), »Säugetiere« (1834), »Mineralogie« (1837), »Allgemeine Botanik« (1846), »Grundzüge der Pflanzenlehre« (1848) u. a. und nahm an allen bedeutenden patriotischen Unternehmungen teil. Unter Jungmanns und Presls Redaktion konnte endlich eine »allwissenschaftliche Zeitschrift für Gebildete des čechoslawischen Volkes«, »Krok« (1821 ff.), begründet werden. Ihr Programm umfaßt fast alle Zweige der Wissenschaft: die Sprachforschung, Ästhetik,

Philosophie, Geschichte, Theologie, die Naturwissenschaften mit den angewandten praktischen Wissenschaften u. a. Diese Zeitschrift bedeutete einen großen Fortschritt. Früher schrieb über gelehrte Sachen, wer nur čechisch schreiben konnte; im »Krok« kommt aber nur Fachkenntnis zum Wort. Die Popularisationsversuche gingen in wahre wissenschaftliche Tätigkeit über. Obzwar sich »Krok« nur einer geringen Anzahl Abonnenten rühmen konnte, war seine Existenz doch ein Beweis dessen, wie die čechischen Wiederbelebungsbestrebungen unter den Gebildeten immer mehr Bekenner gewannen.

Gegen diese Bestrebungen erhob sich aber bald Widerstand. Zunächst sprach sein Wort der alte Patriarch Dobrovský. Öffentlich geschah es, als Jungmann sein neues Werk in čechischer Sprache, »Geschichte der čechischen Litteratur« (1825), herausgab, das zwar keine große wissenschaftliche, aber eine desto größere nationale Tat bedeutete, da sie den Zeitgenossen einen ungeahnten litterarischen Reichtum entdeckte. Obzwar Jungmanns »Geschichte« auf Dobrovskýs wissenschaftlicher Grundlage beruhte, so stand sie doch mit ihrer romantischen Auffassung der čechischen Vergangenheit und mit ihrem Ziel im schroffsten Gegensatz zu Dobrovskýs Grundsätzen. In Jungmanns »Geschichte« erscheint die idealisierte čechische Urzeit im Sinne der beiden »Handschriften«; von dem widerlegten Mystifikator, dem Chronisten V. Hájek, übernimmt er erdachte Daten zuversichtlich für das mythische Zeitalter. Mit den sprachlichen Tendenzen seiner Zeit mißt Jungmann die ganze čechische Geschichte. Dobrovský, dem es sich hier um die »ungeschminkte Wahrheit« handelte, wies dagegen diese historischen und litterarischen Falsa — vor allem »Libušas Gericht« — entschieden zurück. Und ebenso unerbittlich bekämpfte Dobrovský sprachliche Neubildungen Jungmanns. Die ältere und die jüngere Generation wurde dadurch entzweit. Äußerlich schieden sie der prosodische und orthographische Streit. Jungmann und seine Schule wollten die wissenschaftlich von Dobrovský begründete sogenannte analogische Orthographie in die čechische Litteratur einführen, wogegen J. Nejedlý und Palkovič mit ihren Anhängern an der alten unrichtigen Orthographie der Böhmischen Brüder festhielten. Die beiden Lager trennten namentlich die Vokale i und y; daher hießen die einen Iotisten, die anderen Ypsilonisten. Durch Hankas Eingreifen wurde dieser Streit

außerordentlich scharf, nicht ohne unmännliches Anschwärzen, geführt. Den Streit beendete siegreich (1829) Jungmann mit seiner deutschen Abhandlung »Beleuchtung der Streitfrage«. Später (1849) brachte man mit der Beseitigung noch anderer herkömmlicher Überbleibsel der alten unorganischen Orthographie die lebendige Sprache mit der Schrift in Einklang. In anderen Litteraturen könnte man diese erbitterten Kämpfe um einen anscheinend so geringfügigen Gegenstand nicht begreifen; sie kennzeichnen aber die außerordentliche Sorge für die čechische Sprache. Die beiden Orthographien waren nur ein äußeres Merkmal der tieferen Anschauungen über die Aufgabe und Ziele der čechischen Litteratur.

Nach dreißigjähriger Arbeit konnte Jungmann sein Lebenswerk, das »Čechisch-deutsche Wörterbuch« (Slovník českoněmecký, 1835—1839, fünf große Bände) der Öffentlichkeit übergeben. Was der neučechische Geist geschaffen hatte, das verband Jungmann mit dem Nachlaß der alten Vorfahren. Die kühnsten Erwartungen und Wünsche seiner Vorgänger wurden dadurch übertroffen. Es ist eines der Wunder, welche eine beispiellose, für andere Völker unbegreifliche Liebe zur eigenen Sprache und Nation getan hat. Bei anderen Völkern arbeiteten an solchen Werken ganze Akademien, Jungmann standen bei seiner riesigen Arbeit nur willensfreudige, doch nicht immer brauchbare Beiträge der čechischen Schriftstellergemeinde zur Verfügung. Nicht nur Gelehrte, sondern auch Dichter, wie Puchmajer, A. Marek, Kollár, Čelakovský u. a., hielten es dann und wann für wichtiger, für den nationalen Wortschatz zu sammeln, als dem Volke einige Gedichte mehr zu schenken. Die čechische Sprache war der teuerste Gegenstand der damaligen Bestrebungen, dies Wörterbuch sollte durch seinen Reichtum beweisen, daß sie des Kampfes würdig ist. Jungmann hat es für ein Nationalbedürfnis und für eine heilige patriotische Pflicht erklärt. Durch die Teilnahme des ganzen Volkes erhielt es eine höhere Weihe, dadurch wurde es ein wichtiger Bestandteil der nationalen Litteratur.

Aber dieses Werk bildet zugleich einen von den Grundsteinen der slawischen Idee. Jungmann, der ein vorzüglicher Kenner slawischer Sprachen war, nahm nämlich in seinem Wörterbuche auch auf andere slawische Sprachen Rücksicht: bei den čechischen Wörtern wies er auf die Verwandtschaft mit jenen anderer

slawischen Sprachen hin, von diesen zog er Beispiele heran; fehlende Ausdrücke entlehnte Jungmann aus anderen slawischen Sprachen, waren sie für seine Muttersprache geeignet. Bei seinem polnischen großen Vorbilde — dem Lexikographen S. Linde — fand er eine aufmunternde Anregung. Diese Entlehnungen bildeten einen ganz unbedeutenden Bruchteil des reichen Sprachfonds, aber gerade diese faßten Wurzel. Die jüngeren čechischen Schriftsteller besangen nicht nur diese große Tat in begeisterten Dichtungen, sondern studierten auch das gründliche Wörterbuch mit unermüdetem Fleiß und Ausdauer. Eine seltene Liebe zur Muttersprache!

Siebentes Kapitel.

Die slawische Idee in der čechischen Dichtkunst und Wissenschaft. Jan Kollár. P. J. Šafařík. Die Rückkehr zur böhmischen Geschichte. Fr. Palacký.

Dem berühmten Dichter Jan Kollár gebührt das Verdienst, die slawische Idee durch den lebendigen Inhalt der gleichzeitigen Poesie erweitert und vertieft, ihr in ganzen heimischen Generationen das Leben gesichert, auf sie die Aufmerksamkeit der europäischen Völker gelenkt zu haben.

Kollárs ganzes Leben war ein beständiger Kampf um ein höheres Ideal. Ernsthaft und freudenlos verlief seine Jugend. Er wurde in dem Landstädtchen Mošovce im nordwestlichen Ungarn den 29. Juli 1793 geboren. Wider den Willen seines strengen geizigen Vaters, eines rücksichtslosen Haustyrannen, orthodoxen Protestanten und eifrigen Lesers religiöser Bücher, seiner mächtigen Sehnsucht nach höherer Bildung folgend, mußte sich der zähe Knabe von seinem Vaterhause lossagen und sich von seinem sechzehnten Lebensjahre durch ein entbehrungsvolles Studentenleben durchschlagen. So bezog er endlich 1817 die Universität in Jena, wo der reifere Student seine polyhistorischen, zum großen Teile durch Privatstudium erworbenen Kenntnisse vertiefen und zu einer philosophischen Lebensanschauung ordnen konnte. Das Jenaer Milieu während seiner Universitätsstudien schilderte Kollár umständlich und interessant in seinen »Denkwürdigkeiten aus den Jugendjahren«; dankbar quittierte er damit die segensreichen Impulse für seinen Geist. (Dr. M. Murko hat sie ins Deutsche übertragen und seinen »Deutschen Einflüssen

auf die Anfänge der böhmischen Romantik« beigefügt.) Alles war in Jena für den jungen Mann neu: das lärmende, üppige, unmäßige Studentenleben, die neuen Wissenschaftszweige und insbesondere die nationale alldeutsche Bewegung unter der durch den jüngsten kriegerischen Ruhm berauschten Jugend. Gleich nach der Ankunft in Jena wohnte Kollár den 18. Oktober 1817 dem dreihundertjährigen Jubiläum der deutschen Reformation und zugleich des Leipziger Siegesfestes, der so viel Aufsehen erregenden Wartburgfeier bei. Da lernte er als frommer, für Luther entzückter Teilnehmer die Begeisterung der deutschen Studentenschaft für die Ideen E. Mor. Arndts und des Franzosenhassers Lud. Jahn kennen, welche die Freiheit, ein urgermanisches Volkstum und die Vereinigung aller deutschen Stämme anstrebten. Er war ein Zeuge des politischen Radikalismus der deutschen Studenten, er hörte da kühne revolutionäre Reden über Freiheit und Tyrannen, über alldeutsche Ideen. Kollárs nationalpatriotisches Gefühl, welches erst bei seinen Freunden auf dem fremden Boden erstarkte, schöpfte aus diesen Gedanken und Kundgebungen für die čechischen Bestrebungen manchen Antrieb. Er hat in das schüchterne Sehnen und Trachten der čechischen nationalen Arbeit mehr Feuer und Kühnheit gebracht, wie er es an der deutschen Jugend und an seinen liberal gestimmten, für Freiheit und Recht eifernden Universitätslehrern schätzen gelernt hatte.

Andere Umstände riefen in Kollár jene elegische Liebe zum slawischen Altertum, seinem archäologischen Slawentum, wach. Er schildert seine Eindrücke in den »Denkwürdigkeiten« selbst: »Kaum hatte ich mich in Jena niedergelassen und mich an der Saale ein wenig umgeschaut, so fingen sich tief in meinem Herzen bisher unbekannte Gefühle und ungeahnte Schmerzen an zu regen, ähnlich wie sie sich unser auf Friedhöfen bemächtigen, nur in einer viel erhabeneren riesenhaften Form. Es waren Gefühle über den Untergang des hiesigen slawischen Volkes, über die Gräber der teueren Ahnen und Stämme, über die unterdrückten und hier vernichteten Serben. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Fluß und Berg mit slawischem Namen schienen mir ein Grab oder ein Denkmal auf diesem großen Friedhofe zu sein.« Um die slawische Vergangenheit dieser Gegenden zu ergründen, vertiefte sich Kollár immer mehr in alte Chroniken. Er erlangte

darin eine so große Kenntnis, daß er bald die falschen Ansichten seines beliebten Lehrers H. Luden, der sich jedenfalls mit Quellenstudien nicht viel den Kopf zerbrach, korrigieren konnte. In den Hörsälen und in den Schriften seiner Universitätsprofessoren vernahm der unermüdliche Student tiefe Reflexionen und Abstraktionen des romantisch verallgemeinernden Idealismus: bei Luden, der eine Geschichtswissenschaft im nationalen Geiste kündete, über die Geschichte, bei dem ästhetischen Rationalisten J. Fr. Fries, dem »tiefen Denker«, der »die Religion, Moral und Ästhetik durch eine Idee zu verbinden wußte, nämlich durch die Idee der Schönheit der Seele«, über die Philosophie, bei dem Naturphilosophen L. Oken, der alle Naturerscheinungen durch eine einigende wissenschaftliche Universalität aufzufassen lehrte, über die Natur, bei J. F. Gabler und J. G. Marezoll, bei denen er den theologischen Rationalismus, religiöse Duldsamkeit, Lessingsche und Herdersche Auffassung der Religion kennen lernte, über die Theologie.

Während Šafařik in Jena von der Poesie zur Wissenschaft abgelenkt worden war, erwachte daselbst Kollárs dichterisches Talent. Immer inniger fühlte er in sich den poetischen Genius seiner neuen Umgebung; hier erhielten sich frische Erinnerungen an Schiller, Herder, Wieland. Goethe lernte Kollár persönlich kennen: mit Stolz erwähnt dieser die Auszeichnung, daß er von Goethe aufgefordert wurde, für ihn einige slowakische Volkslieder ins Deutsche zu übersetzen, die dann der deutsche Dichter in Verse bringen wollte. Fleißig las hier Kollár die Weltlitteraturen, römische und griechische Klassiker, Petrarca, Ossian, Rousseau, Chateaubriand, Goethe, Schiller, deutsche Romantiker u. a. Mit einem seiner Freunde scheute er nicht den vierstündigen Weg nach Weimar, wenn daselbst ein klassisches Stück aufgeführt wurde. Mit zielbewußtem Streben studierte er in Jena auch die Theorie der Poesie. Mit dieser gewissenhaften Erudition fing Kollár in Jena an, seine erste und einzige innige Liebe zu besingen. Das Herz des fünfundzwanzigjährigen schönen Mannes mit slawisch breitem, beseeltem Gesicht, mit tiefem, gewinnendem Blick entflammte zu der schönen Pastorstochter, Friederike Schmidt, der gefeierten »Mína« seiner Gedichte, welche in dem nahen Dorfe Lobeda lebte. Sein Pfarrhausidyll dauerte nicht lange. Im Frühjahr 1819 mußte er den ihm so teueren Boden,

an den er sich »mit goldenen Fesseln der Poesie und Geschichte« gebunden fühlte und den er in glühend innigen Gedichten besang, verlassen. Seinem Volke und seiner Idee wußte er schon sein persönliches Glück zu opfern. Er nahm die ihm angebotene sorgenlose Stelle eines Seelsorgers in Lobeda nicht an. Seine Pflichten riefen ihn zu seinem vernachlässigten und bedrückten Volke, in sein Vaterland zurück, wohin ihm seine Geliebte nicht folgen wollte. Erst nach siebzehn Jahren besuchte er Jena wieder, um seine vierzigjährige »Mína« als Braut nach Pest, wo er als evangelischer Prediger wirkte, heimzuführen.

Dem Liebesleben Kollárs ist sein erstes Büchlein »Gedichte« (1821) geweiht. Es führte eine in der čechischen Poesie ungewöhnliche Form ein: das Sonett, welches bei den deutschen Romantikern so beliebt war. Kollár hängt in demselben nicht nur formal, sondern auch in seraphischer Auffassung der Geliebten, in der erotischen Stimmung und Tränenseligkeit, im Übertreiben des idealen Liebestaumels von seinem Muster Petrarca ab. Mehr wirkliches Gefühl enthalten seine in quantitierenden Distichen geschriebenen, zur antiken Poesie hinneigenden »Elegien«. Der dichterische Kern des Büchleins ist in den tiefgreifenden »Sinngedichten«, welche Kollár seinen vielseitigen fleißigen Studien sowie der politischen liberalistischen Gesinnung seiner Jenaer Umgebung verdankt, zu suchen. Der Radikalismus der stürmischen studentischen Bewegung ist in Kollárs umfangreichstem, bis zu jener Zeit kühnstem politischen Gedicht »Der Patriot« ausgedrückt, welches den deutschen Freiheitssang auf den čechischen Boden verpflanzt. Man wagte jedenfalls nicht, dies und ähnliche Gedichte Kollárs der Zensur vorzulegen. Um desto feuriger sprach man davon in vertraulichen, freundschaftlichen Kreisen. Mit seinen »Gedichten« gewann Kollár den ersten Platz unter den čechischen Dichtern, wozu auch seine kunstvolle Form, sein sprachliches Bildungsvermögen beitrugen. Nun begann Kollár die slawische Idee dichterisch zu gestalten.

Rousseaus Nachfolger, Herder, ist der Stern, dessen Strahlen man sich beim Anfsuchen dieses Zieles gerne vertraute. Für eine geschichtsphilosophische Skizze, die er in seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (IV. T., XVI. B., 4. Kap.) den Slawen gewidmet hatte, waren Dobrovský und Durych begeistert, Jungmann übersetzte sie ins Čechische, Kollár

löste sie in seine Gedichte auf. Man ergab sich völlig den Träumen einer großen Zukunft der verbrüderten Slawen, welche die Schwäche und Unbedeutsamkeit der einzelnen Stämme beseitigen werde und ein vereintes, dem deutschen Ansturm trotzendes slawisches Volk gebären sollte. Manche Tatsachen förderten diese Idee. Man schwärmte von der Macht der slawischen Welt, welche allein fähig war, den unbesiegbaren Napoleon zu stürzen. Den russischen Kaiser Alexander erhob man sich zum Helden der politischen slawischen Freiheit. Napoleons Umwälzungen der alten historischen Reichsgefüge nährten romantische Träumereien über die Möglichkeit neuer Staatseinheiten — Napoleon selbst wollte doch das Königreich Polen erneuern. Diese Umstände sowie die gleichzeitige romantische Stimmung verstärkten das Vorherrschen des Gefühls in dem Begriff der slawischen Idee. In Jungmanns Freundeskreise gab man sich namentlich dem verlockenden Hirngespinst des polnischen Lexikographen S. Linde u. a., einer gemeinschaftlichen slawischen Schriftsprache, hin. In der gemeinsamen deutschen Schriftsprache glaubte man eine verführerische Analogie zu finden. Man war dabei geneigt, die Unterschiede zwischen den deutschen Mundarten zu hoch, diejenigen der slawischen »Dialekte« zu gering zu schätzen, man übersprang leicht die unüberwindlichen Hindernisse der verschiedensten historischen, kulturellen, religiösen, politischen und litterarischen Entwicklung. Man verlangte — z. B. »Die Anfänge der čechischen Poesie« — eine rein slawische Poesie und Wissenschaft. Ebenso nebelhaft gestaltete sich der slawische Gedanke in politischer, religiöser und litterarischer Hinsicht. Für die Verbindung der Slawen kommt die allegorische Gestalt, die »Slavia«, in Gebrauch. So führten Wissenschaft, Poesie, politische Ereignisse die čechischen Schriftsteller zu demselben Ziele — zum nationalpatriotischen Bewußtsein, das auf breiter slawischer Grundlage ruhte. Palkovič, Tablic, A. Marek, Jungmann, Šafařík und Palacký zündeten ihm ihre dichterischen Opfer an. Dem Ideal des Panslawismus hat Kollár den stärksten dichterischen Ausdruck verliehen.

Im Jahre 1824 erschien Kollárs berühmtestes Werk »Die Tochter der Sláva« (Slávy Dcera). Die verklärte Geliebte des Dichters wird zur Tochter des idealisierten Slawentums erhoben und den Slawen als Ersatz für die erlittene Unbill und als ihr Schutz-

genius geschenkt. Er folgte dem Beispiele Petrarcas und Dantes, deren vergötterte Laura und Beatrice dem čechischen Dichter zum Modell standen. Schon in einem älteren Sonett entschied der Dichter seinen inneren Streit zwischen der Liebe zu dem Vaterlande und zu seiner Mína dadurch, daß er die eine Hälfte seines Herzens dem Vaterlande, die andere der Geliebten reichte. Dadurch wurde in der čechischen Poesie ein neuer Typus geschaffen, nämlich erotisch-patriotische Gedichte, welche mit Vorliebe nachgeahmt wurden. Bei Kollár nahm aber das nationalpatriotische Gefühl immer mehr überhand. Den Pangermanismus, den Kollár in Jena so lebhaft erlebt hatte, übertrug er ins Slawische und schuf seinen dichterischen Panslawismus. Nur sticht in diesem Panslawismus zu sehr die Vergangenheit hervor. Das beweist schon der »Vorgesang« zu »Slávy Dcera«, die großartigste Schöpfung des Dichters. Es ist eine ergreifende erhabene Elegie über dem Grabe des Slawentums im heutigen Deutschland. Diese Wehmut schöpfte aus den großen Träumen Rousseaus, aus Herders edelstem Humanitätsbestreben ihren philosophischen Inhalt. In Byrons »Childe Harold« fand Kollár für seinen tiefgefühlten Schmerz den starken Ausdruck, namentlich den schneidenden Kontrast zwischen der ruhmreichen machtvollen Vergangenheit und der stumpfen schwachen Gegenwart sowie seinen lauten Protest gegen die grausame Behandlung der Slawen. Der Sänger übertrug seinen Haß gegen die Deutschen — in die Vergangenheit; Deutschland erschien ihm als das »Beinhaus« der Slawen. Byron schwebte ihm als Vorbild auch in der Komposition vor. Wie Childe Harold mit Schmerz und tiefem Verständnis über die geheiligten Stätten der erloschenen, ruhmvollen alten Kultur in Spanien, Griechenland und Italien schritt, so trauerte Kollár auf den Trümmern der verschwundenen Slawen und in den Ländern der noch lebenden slawischen Stämme. Seine Sammlung enthält drei Teile; sie sind nach den Flüssen benannt, an deren Gebiete das innere Leben des Dichters gefesselt ist: I. die Saale, II. die Elbe, III. die Donau. Jeder hat fünfzig Sonette.

In der neuen Umbildung, welche das dichterische Werk Kollárs in der Ausgabe von 1832 erfahren hatte, verfehlt es die große beabsichtigte Wirkung durch eine erdrückende Last der etwas veralteten archäologischen, mythologischen und historischen Gelehrsamkeit, in welche der Dichter unterdessen ganz versunken

war. Um der in »Slávy Dcera« dargestellten Tatsachen willen, die als wissenschaftliche Belege den Leser von dem den idealisierten Slawen zugefügten Unrecht, ihren Leiden sowie ihren Vorzügen überzeugen wollen, erachtete es der Dichter für ratsam, seiner Dichtung einen stattlichen Band von gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen beizufügen. Zu den drei ersten stark vermehrten Gesängen traten zwei neue hinzu. In diesen richtet der Dichter die ganze Vergangenheit und Gegenwart nicht nur der Slawen, sondern auch anderer Völker. Für die braven, verdienstvollen Slawenkinder und ihre Gönner errichtete er einen poetischen Himmel — »Lethe« —, welcher näher der antiken Unterwelt als den christlichen Vorstellungen ist, die pflichtvergessenen verdammte er in eine slawische Hölle, in den »Acheron«. Kollár, dem es an einer originellen dichterischen Konzeption fehlte, wandelte den mittelalterlichen religiösen und politischen Inhalt der »Göttlichen Komödie« in die zeitgenössische nationale und humanitäre Idee um. Die letzte Ausgabe der »Slávy Dcera« weist 645 Sonette auf.

Wiewohl sich Kollár von der Vorstellung einer groben materiellen Kraft nicht losgemacht hat, wie es ihm Mickiewicz vorgeworfen hatte, so ist doch die slawische Idee von dem Dichter philosophisch vertieft worden, sie hat bei ihm eine tief wirkende Gefühlsinnigkeit und gewinnende Überzeugungskraft bekommen. Welchen Trost und welche Hoffnung wußte er seinen Stammesgenossen dadurch einzuflößen, daß er, der politischen Idee Fichtes über die Kultursendung der deutschen Nation folgend und sie Herders Humanitätsidee anpassend, die zukünftige erhabene Rolle der Slawen in der Geschichte der Menschheit, deren Kultur sie regenerieren sollen, schilderte! Zu diesem Ziele werde das Slawentum durch höhere Bildung und Einigkeit, die ihm noch fehlen, gelangen. In einem Sonett vergleicht der Dichter die Slawen mit einem langsamen, allmählich zum Ziele fließenden Bache: dieser umgeht lieber Hindernisse, seiner Umgebung Segen bringend; dagegen sind andere Völker mächtigen Flüssen ähnlich: diese machen sich ein neues Flußbett, aber ihre trüben Fluten lassen nur Schwemmsand und Verheerung zurück. Dieser feste Glaube an die Lebenskraft des Slawentums regte mächtig die Wiederbelebungsbestrebungen bei allen Slawen an. Aber die »Slávy Dcera« reichte für das ganze Leben des einzelnen sowie

des ganzen Volkes sittliche und menschliche Gebote; fast in jeder Lebensangelegenheit konnte der Leser ein Sonett aus der »Slávy Dcera« — man lernte eine nicht geringe Zahl von ihnen auswendig — zitieren und fand, daß es ihm aus der Seele sprach und ihn zu den Höhen des Ideals und der Begeisterung emporhob. So wurde die »Slávy Dcera« zum Evangelium fast zweier Generationen.

Kollárs Stimme ertönte aus den čechischen poetischen Fluren, die sein Gesang einige Zeit beherrschte, in die weitere Welt: eine natürliche Folge des Umstandes, daß Kollár die Weltpoesie der heimischen Poesie näher zu bringen wußte, die Gedanken und Gefühle seines heimischen Geisteslebens mit den Strömungen der Weltideen zu verbinden bestrebt war. Kollárs Einfluß gelangte, obzwar nicht entscheidend, zu den anderen Slawen, mächtiger zu den kleineren slawischen Stämmen als zu den an Zahl stärkeren Russen und Polen. Aber auch ins Polnische wurde die »Dlávy Dcera« bald übersetzt. Eine Auswahl von Kollárs Gedichten kam auch zu den Engländern. Jos. Wenzigs deutsche Übersetzungen machten darauf Goethe aufmerksam und gewannen seinen Beifall.

Herders Einfluß auf Kollár äußerte sich auch in der Hochschätzung des Volksliedes. Mit Šafařík und anderen gab er in einer streng ästhetischen Auswahl die reizenden slowakischen Volkslieder heraus (1823 und 1827). Kollár schickte den Sammlungen eine schöne, tiefes Verständnis für diese Volksprodukte an den Tag legende Einleitung voraus. Während Šafařík in der Fremde seine folkloristische Tätigkeit aufgab, sammelte Kollár weiter und veröffentlichte später zwei stattliche Bände slowakischer weltlicher Volkslieder (»Národnie zpiewanky«, 1834 und 1835). Im Einklang mit vielen gleichzeitigen auch fremdsprachigen Ästhetikern schätzte er die slawische Volkspoesie höher als die Volkspoesie aller anderen Nationen; diese Sammlungen sollten also die Vorurteile gegen die Slawen zerstreuen helfen. Aber auch hier gibt Kollár seine Neigung zu seinen mythologischen und archäologischen Phantasien kund. Theoretisch lenkte er darin die Aufmerksamkeit auch auf die Märchen, Sagen, Sprichwörter, Spiele und andere Volksprodukte. Von dem Einfluß des Volksliedes blieb jedoch Kollárs eigene Poesie unberührt.

Für die slawische Idee wirkte Kollár auch publizistisch und

praktisch. Als evangelischer Prediger in Budapest war er darum bemüht, daselbst eine selbständige slowakische evangelische Gemeinde und Schule zu gründen, was ihm viele aufregende Kämpfe, viele Bitterkeiten und manchen Verdruß kostete. Aber er gab nicht nach, bis sein Streben mit Erfolg gekrönt war. Sein Amt faßte Kollár vom erhabenen Standpunkte eines idealen geistlichen Hirten auf, indem er für die Bildung seines ihm anvertrauten verwahrlosten armen Volkes selbst sorgte, für čechoslawische Schulen Lehrbücher schrieb, seine Landsleute zum menschlichen und nationalen Bewußtsein erzog und veredelte. Dieses höhere Ziel verraten Kollárs »Predigten«, die seine litterarische Tätigkeit ergänzen (zwei Bände, 1831, 1844). Vom Standpunkte seiner religiösen Toleranz hielt er es für einen Vorzug der Slawen, daß sie nicht in eine Kirche vereinigt sind und so der Einseitigkeit vorbeugen können. Durch diesen Standpunkt steht er zu den streng katholischen polnischen Messianisten und zu den russischen Slavjanophilen, die für die übrigen Slawen nur ihre russische Orthodoxie gelten ließen, im Gegensatz. Die Religiosität betrachtete er für die Schwester der Nationalität; beide sollen die moralische Vollkommenheit des Menschen herbeiführen. Deswegen müsse auch die wahre Religion die teuersten Güter der Menschheit fördern, zur Nationalerziehung und Humanität führen. Kollár schätzte die Reformation besonders deswegen, daß sie in den Gottesdienst die nationalen Sprachen eingeführt hatte. Die Liebe zur eigenen Nation und Sprache faßte er im Sinne der slawischen Idee auf. Die Gedanken seiner Dichtungen verbreitete er auch in seinen Predigten. Daher fanden sie in Übersetzungen wie die »Slávy Dcera« zu anderen Slawen, zu den Serben, Polen, Russen, Eingang.

In seiner deutsch geschriebenen Schrift »Über die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation« (1837) begründete Kollár vor dem weitesten Forum sein Trachten und die slawische Idee philosophisch. Der Verfasser verlangte eine einträchtige Kulturarbeit, an der alle slawischen Stämme teilnähmen, welche alle Slawen in einen »litterarischen Freistaat« vereinigte. Diese gemeinsame Kulturarbeit werden die Slawen als Vermittler zwischen der Alten und Neuen Welt im Dienste der ganzen Menschheit ausführen, weil ihnen von der Vorsehung die Aufgabe

zugeteilt ist, »die alternden Kulturelemente zu verjüngen und zur Humanität zu potenzieren« und eine neue Kulturepoche zu begründen. Gegenüber dem imaginären Jungmannschen Slawismus hielt Kollár an der Selbständigkeit der einzelnen slawischen Stämme fest; denn die Menschlichkeit erheischte, daß man bei jedem Volke sein individuelles Wesen, sein Volkstum, seine Sprache, seine Sitten und Rechte heilig halte. Die Sprache und die Nation seien nur Formen, in denen sich die Menschheit erhält. Jeder gebildete Slawe sollte die vier slawischen Hauptsprachen — die russische, polnische, čechoslawische, serbokroatische — kennen. Kollár schlug einige praktische Mittel vor, wie Gründungen von Lehrstühlen für die Slawistik an den Universitäten, slawische Bibliotheken und Buchhandlungen, Reisen in slawischen Ländern u. a. Kollárs slawischer »litterarischer Freistaat« schloß alle politischen Tendenzen aus — damals fing schon die europäische Journalistik an, das Gespenst eines politischen Panslawismus heraufzubeschwören. Diese Auffassung ist bei Kollár nur die Konsequenz seiner angenommenen Theorien und Neigungen. Wie schon Goethe und besonders der deutschen Romantik verrann auch Kollár das politische Leben in seiner vorwiegend ästhetischen Weltanschauung, nach welcher die Kunst das ganze Kulturleben beherrschen sollte. Der geistig vereinsamte Kollár stak mit seinem ganzen Wesen in seiner erträumten Vergangenheit. Wie hätte er für neue Richtungen der Poesie, für den Inhalt des wirklichen politischen Lebens nicht blind bleiben sollen? Was Wunder, daß Kollár, der ehemalige Hasser der Regierungen, seine letzten Lebensjahre als Stockkonservativer im Dienste der Wiener politischen Reaktion, deren Charakter er jedenfalls nicht durchdrang, beschloß? Praktische Folgen hatte Kollárs slawischer »litterarischer Freistaat« in einer engeren Annäherung der slawischen Gelehrten und Schriftsteller aneinander, in einem eifrigen Aneignen der slawischen Sprachen bei den einzelnen slawischen Stämmen; denn Kollárs »Wechselseitigkeit« wurde bald bei allen Slawen im Original und in Übersetzungen bekannt. Später, als das Volk politisch erwachte, stellten sich auch die politischen Folgen dieser Ideen — namentlich auf dem Slawenkongreß zu Prag 1848 — ein. Bei seinem Standpunkte wies Kollár alle separatistischen Bestrebungen seiner Landsleute entschieden zurück.

Die gelehrten Arbeiten Kollárs ergänzen seine poetische und philosophische Sendung. Bald lenkte unseren Sänger seine Neigung zur gelehrten Denkweise von dem Dichten ab. Geschichte, Archäologie, Mythologie und Philologie zogen ihn vor allen anderen an. Leider führten ihn die gleichzeitigen Richtungen, namentlich die Vorliebe für das »höhere philosophische« — d. i. mythologisch-phantastische — Etymologisieren und der gelehrte Drang nach Indien eines Kreutzer, Görres, Kanne u. a. auf eine verfehlte Bahn. Die mühevollen gelehrten Werke Kollárs erwähnt die heutige Wissenschaft nur mit schmerzlichem Bedauern über die umsonst geopferte große Arbeit eines außerordentlichen Geistes. Diese mit aprioristischer Spekulation und bestimmter Tendenz unternommene Tätigkeit hat leider mehr Verwirrung angerichtet als Nutzen gebracht; denn sie hat viele Nachahmer gefunden. Durch diese Methode erklärte Kollár slawische Nationalnamen; besonders charakteristisch ist die Abhandlung »Die Göttin Sláva und der ursprüngliche Name der Slawen« (1839), wo sein phantastisches Trugbild der Verfasser zu beweisen bemüht ist — offenbar unter dem Einfluß der deutschen Philologen, die den Namen »Teutsch« von dem Gott Teuto ableiteten —, daß es bei den Slawen eine Göttin Sláva gab; nach ihr sei ihr Stamm benannt worden. Kollárs mit riesigem Fleiß zusammengetragenes Material zeigt nur seine Begeisterung für sein Ideal. Seit 1849 wirkte der kränkliche Gelehrte als Professor der slawischen Altertümer an der Wiener Universität. Im Jahre 1850 unternahm er eine Studienreise nach Mecklenburg, um die berüchtigten Fälschungen, die Götzenbilder der slawischen Gottheiten zu Neustrelitz zu untersuchen. Er verteidigte ihre Echtheit in der Schrift »Die Götter Rethras«, die in Handschrift blieb.

Dafür greift auch der heutige Leser zu den zwei ausführlichen Beschreibungen von Kollárs Reisen nach Italien, Tirol, Bayern, der Schweiz, die er 1841 und 1844 unternommen hatte (»Cestopis«). Seine slawische Gesinnung verließ ihn auch hier nicht: er sammelte alles, was diesen seinen Lieblingsgegenstand betraf, hier empfing er seine Fiktion, daß das alte Italien ursprünglich von slawischen Stämmen bewohnt war; er widmete dieser phantastischen Erfindung später sein umfangreichstes Werk »Slawisches Altitalien« (Staroitalija slavjanská, 1853). Außer dieser redlichst gemeinten Tendenz

bringen aber die beiden Reisebeschreibungen Kollárs eine ergötzliche und erbauliche Lektüre; bei großen Gegenständen findet hier Kollár seinen poetischen Schwung wieder, äußert bei den berühmten Kunstreichtümern Italiens seine trefflichen Anschauungen über die Kunst, offenbart seine Religionsphilosophie, zeigt die Tiefe seines sittlichen und nationalen Gefühls, aber nicht selten auch seine Vorurteile. Und so konzentrierte sich Kollárs ganzes Leben und Schaffen in dem einen Mittelpunkt: die slawische Idee, welche durch die Humanitätsidee zum Eigentum der ganzen Menschheit erhoben werden sollte. Vorzeitig ereilte ihn der Tod in Wien den 24. Jänner 1852.

Kollárs slawische Idee und Intention versuchte im großen epischen Stil, an dem es Kollár mangelte, sein älterer Landsmann, der katholische Pfarrer Jan Hollý (1785—1849), dichterisch zu verkörpern. An den Vorbildern der klassischen Litteratur, die er trefflich in seine Muttersprache übersetzte, gebildet und unter dem Einflusse der verspäteten ungarischen Klassizisten entnahm er diesen Mustern die Vorliebe für die Idyllen, deren er im Geiste und in der Technik des Theokritischen Musters, nur mit modernem Naturgefühl, über 20 verfaßt hat, dann für die Oden, Elegien und Lieder. Jedoch seine slawische Begeisterung wärmte Hollý an dem Feuer der »Slávy Dcera«. Er ist aber viel einseitiger und beschränkter als sein Vorbild. Kollár schenkte sein gleich inniges Gefühl unparteiisch allen slawischen Völkern, den gleichzeitigen wie den erloschenen, wogegen Hollýs Vorstellung von dem alten slawischen Ruhm sich nur an seine engere Heimat, die Slowakei, knüpft. Der Stammname Slovák (Sclavenus) gab schon den älteren slowakischen Gelehrten Anlaß, die Wiege und den Mittelpunkt einer entwickelten slawischen Urzeit in die Slowakei zu versetzen und in ihrer Muttersprache den Urtypus der slawischen Sprache zu suchen. Was Wunder, daß sich auch Hollý für die Bernolakische slowakische Schriftsprache begeisterte. Man beanspruchte die mächtigen Fürsten Großmährens Rostislav, Svatopluk sowie die Slawenapostel Cyrill und Method für die Slowaken.

Diesem inniggeliebten altslawisch-slowakischen Altertum sang Hollý seine heroischen Epen. In dem umfangreichsten, »Svatopluk« (1833), stellte er den gleichnamigen großmährischen Fürsten als den Begründer des slowakischen Reiches dar, in der

»Cyrillo-Methodias« (1836) die Bekehrung seiner Urahnen zum Christentum, im »Sláv« schilderte er den beliebten mythisch-archäologischen Traum seiner Zeit, indem er — wie die deutschen Romantiker alle Indoeuropäer — auch die Slowaken von den alten Indiern als ihren Urvätern ableiten und am Fuße der Tatra seßhaft machen wollte. In allen diesen Epen herrschen die antiken Vorbilder Homer und Vergil gar zu unbeschränkt vor: in den beständigen blutigen Kämpfen, in den gewaltigen Helden, in vielen einzelnen Szenen und zahlreichen Episoden, in einzelnen Wendungen, im ganzen Apparat und Technik der antiken Poesie bis zu den mühevollen im Zeitmaß geschmiedeten Hexametern. Die Bernolakische Sprache gewann den Gesängen Hollýs auch bei seinen Landsleuten nichts mehr als eine kühle Bewunderung und den Stolz ab, auch große klassische Epen zu besitzen. Bei den Čechen sind sie auch dann nicht heimisch geworden, als sie ihr unermüdeter Bewunderer K. Vinařický, der, wie Hollý in die slowakische Sprache, Vergils »Äneis« ins Čechische übersetzte und an den klassischen Mustern hing, in die čechische Schriftsprache übertragen hatte. Das ideell Neue ist von Kollár wirkungsvoller und dichterischer gesagt worden.

Der mißlungene Versuch Kollárs, die slawische Idee auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, gelang erst seinem genialen Landsmann und Freund P. J. Šafařík. An seinem großen Werke arbeitete Šafařík unter den schwierigsten Umständen. Sein Wirken unter den orthodoxen ungebildeten, reaktionären Mönchen, Pfaffen und Kaufleuten, bei Mangel an Büchern und Quellen in Neusatz in Südungarn — er war da 1819—1833 als Gymnasiallehrer, anfangs auch als Direktor tätig —, welches er sich in seinem idealentzückten Geiste als kulturelle, apostolische Tätigkeit unter den serbischen Brüdern vorgestellt hatte, brachte ihm in jeder Beziehung eine schmerzliche Enttäuschung, körperliches sowie geistiges Leiden, eine fünfzehnjährige Verbannung. Trotzdem gab er seine hohen Pläne nicht auf. Mit Kollár, der ihm nicht nur geographisch, sondern auch durch seine Ziele am nächsten stand, teilte er sein Streben und seine Klagen, welche die Slawen und ihre näheren verwahrlosten Landsleute betrafen. Mit tiefer Gemütsbewegung verfolgt man in der reichen gegenseitigen Korrespondenz Šafaříks und Kollárs den Verlauf ihrer Bestrebungen um eine slawische Wissenschaft.

Den ersten Schritt zu diesem Ideal machte Šafařík in seinem deutsch geschriebenen Werke »Geschichte der slawischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten« (1826). Sie ist in der Auffassung und der Methode der Litteraturgeschichte sowie in dem Material nicht selbständig. In der Beurteilung der einzelnen Erscheinungen ist Šafařík den romantischen Anschauungen Jungmanns näher als dem streng kritischen Standpunkte Dobrovskýs; daher rief er bei diesem eine ungünstige Kritik über sein Werk hervor. Trotzdem bedeutete die »Geschichte der slawischen Sprache und Litteratur« in der Entwicklung der slawischen Idee sehr viel. Šafařík faßte hier in der Litteraturgeschichte zum ersten Male alle Slawen zusammen, wodurch das seit Schlözer verkündete Ideal ins Leben gerufen war. Natürlich kam bei der Schilderung ihres nationalen Charakters, ihrer Religion, ihrer Kultur in der slawischen Urzeit die ideale Anschauung Herders über die Urzeit und das Slawentum sowie ihre romantisch wissenschaftliche Begründung von den Polen Rakowiecki, Surowiecki, Potocki u. a. zur Geltung. Aber die slawischen Litteraturen selbst wurden jede einzeln für sich behandelt, eine wurde an die andere ohne gegenseitige kausale Verbindung gereiht. Šafařík teilte nicht nur Kollárs Anschauungen über die Individualität der slawischen Völker, sondern stimmte mit ihm in seiner humanitätsphilosophischen Auffassung der Geschichte der Menschheit sowie in der begeisterten nationalen Liebe überein, die zwischen den einzelnen slawischen Völkern keinen Unterschied kannte. Wie Kollár, nahm sich Šafařík feurig der Slawen gegen die Erniedrigungen und Verhöhnungen fremder Schriftsteller an, beseitigte alte Vorurteile und Unterschätzungen seiner Brüder — einer von den Gründen, warum er sein Werk in der deutschen Sprache schrieb. Unter den Slawen fand es eine große Verbreitung.

Mit seiner Arbeit war Šafařík selbst nicht zufrieden. Daher dachte er an eine gründliche neue Bearbeitung. Die Frucht dieser Sorge war die genaue »Geschichte der südslawischen Litteratur«, die er 1831 beendet hatte, die aber erst 1864—1865 in drei Teilen herausgegeben wurde. Sie brachte einen ungeahnten Reichtum von größtenteils unbekanntem biographischen und bibliographischen Material. Von seinem Neusatzer Aufenthalt bekam sein »liebes und junges Serbien« eine unschätzbare

Gabe, die kleine Schrift »Serbische Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart« (1833), worin er die serbische Sprache scharfsinnig analysiert und den Beweis führt, daß die moderne serbische Volkssprache ihre Grundlage bereits in den ältesten Denkmälern (seit dem neunten Jahrhundert) hat. Er reichte damit dem Begründer der eigentlichen modernen serbischen Schriftsprache, Vuk Karadžič, in seinem Kampfe gegen die konservativen Anhänger der älteren slawisch-serbischen Kirchensprache die sicherste Stütze. Zuerst besorgte er darin eine kritische Herausgabe der altserbischen kyrillischen und glagolitischen Texte. Die romantischen Anschauungen seiner Zeit über die idealisierte slawische Urzeit drückte Šafařík in der Schrift »Über die Abkunft der Slawen nach Surowiecki« (1828) aus. Seine bisherigen Arbeiten veröffentlichte der slowakische Gelehrte in deutscher Sprache. Erst in Prag, wohin er sich 1833 begeben hatte, schrieb er Čechisch; zunächst sein Lebenswerk, die »Slawischen Altertümer«.

»Slawische Altertümer« (»Starožitnosti slovanské«, 1836 bis 1837), die seinen Weltruf begründet haben, überragen alles, was die romantische slawisch-patriotische Begeisterung über diese schwierigsten Probleme der slawischen Urzeit hervorgebracht hat. Šafařík, ein vielseitig gebildeter Philolog und Litterarhistoriker von weitem Blick, von feinem, streng wählerischem ästhetischen Geschmack, betrat hier anfangs nicht seinen eigenen Boden; aber er wurde dessen bald Herr. Alles, was vor ihm slawische und nicht slawische Gelehrte interessierte und was sie mit allen Mitteln ihrer Zeit lösen wollten, ist Gegenstand der »Slawischen Altertümer«: der große slawische Ursitz zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer und der Ostsee, der ursprüngliche Stammname der Slawen und seine Veränderungen, wie die Slawen mit anderen europäischen Völkern seit der Urzeit wanderten, von denselben durchdrungen und aus ihren Ursitzen verdrängt wurden, das Auseinandergehen der Slawen in späteren Zeiten in die Gegenden von Ostgermanien bis zur Elbe und zur Saale, nach Böhmen, Mähren, einem Teile von Bayern, in die Ostalpen, über ihre Auswanderung aus Großkroatien (zwischen der Oder und der Weichsel) auf den Balkan gegen das Ende des 5. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Er schilderte weiter die Geschichte der einzelnen slawischen Stämme bis zu ihrer

Christianisierung, bis ungefähr ins 10. Jahrhundert. Auch Šafařík entging manchen Irrtümern seiner Vorgänger nicht. Doch was durch sein Verdienst wissenschaftlich feststeht und was er als seine Hauptaufgabe betrachtete, ist der Beweis, daß die Slawen mit anderen gebildeten Völkern in Europa wohnten und daß sie nicht erst mit den Hunnen im 4. Jahrhundert eingewandert waren; ferner, daß er die alten Slawen von nicht slawischen Völkern, mit denen sie verwechselt wurden, von den Skythen, Sarmaten, Thraken, Illyriern, Hunnen u. a. absonderte.

Das ist zugleich die apologetische Tendenz der »Slawischen Altertümer«, und darin zeigt sich die große Persönlichkeit Šafaříks, sein inniges Gefühl, das vollständige Aufgehen in einer erhabenen Idee am deutlichsten. Das Werk zeichnen alle Vorzüge — und auch Fehler — der romantischen Wissenschaft aus. Die Begeisterung für die slawische Idee verlieh seinem mit so vielen Gaben bedachten Geiste die Kraft einer wissenschaftlichen Kombination und einer großen Konzeption, sein wunderbares Wissen stellte ihm ein so großes Material — gewiß das umfangreichste bis zu seiner Zeit —, das er aus allen Litteraturen, hauptsächlich den slawischen, geschöpft hatte, zur Verfügung, sein scharfsinniges Durchdringen der Quellen, das jedes Wort, jede Einzelheit geistreich benutzt, sowie seine genaueste Konsequenz und seine feste Kraft wissenschaftlicher Überzeugung erteilten dem Werke eine suggestive Sicherheit, welche auch darin überzeugend wirkte, wo Šafařík irrte. Von den Slawen wurden die »Slawischen Altertümer« mit einer wahren Begeisterung aufgenommen und spornten viele Stammesgenossen, vor allem die Čechen, zu nationalpatriotischen Taten an. Man übersetzte das Werk in andere slawische Sprachen — bei den Russen wetteiferten gleich vier Übersetzer in diesem Unternehmen —; sie wurden auch ins Deutsche übertragen (von Mosig von Aehrenfels).

Šafařík hatte schon den zweiten Teil der »Altertümer«, wo er ein Bild der alten slawischen Kultur liefern wollte, angesagt; doch mußte er diesen Plan — wie vor einem halben Jahrhundert Dobrovskýs älterer Freund V. F. Durych (1735—1802), dessen Lebenswerk »Bibliotheca slavica« (1795) nur die Einleitung zu einem großartig angelegten Werke über die slawische Vergangenheit bildet — wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes sowie der wissenschaftlichen Unsicherheit aufgeben und in seiner »Vor-

halle für einen slawischen Geschichtschreiber« stehenbleiben. Die Kraft der wissenschaftlichen Erkenntnis überwand wohl die nationale Begeisterung. Er führte wenigstens ein Bild der gleichzeitigen Slawenwelt in einem köstlichen Büchlein, der »Slawischen Völkerkunde« (Slovanský národopis, 1842), aus. Auf einer ethnographischen Karte und in dem sie begleitenden Text wußte Šafařík das Notwendigste, was für das Studium der Slawen wichtig war, über den Sitz derselben, ihre Sprachen, ihre Litteratur und Statistik bündig und plastisch zusammenzufassen. Šafaříks große Persönlichkeit verlieh neben anderen čechischen Slawisten Prag die Anziehungskraft eines slawischen Mekka für die slawischen Gelehrten.

Seine riesenhafte Arbeit unternahm Šafařík unter den ungünstigsten Lebensverhältnissen. Von vielen auswärtigen gelehrten Gesellschaften ausgezeichnet, von der russischen Regierung gemeinsam mit Hanka und Čelakovský mit der Ausführung eines großen wissenschaftlichen Unternehmens, eines panslawistischen Wörterbuches und einer panslawistischen Bibliothek beehrt, von der preußischen Regierung zur Übernahme der Lehrstühle in Breslau und Berlin aufgefordert (1841) und mit dem Lehrplan der Slawistik an den preußischen Universitäten betraut, lebte er in Prag von einer ärmlichen Unterstützung (480 Gulden) einiger ihm unbekannten Patrioten, mit ermüdender Korrektur und Zensurarbeit überangestrengt, unter häufigen Krankheiten, von dem lästigen Mißtrauen einer allmächtigen Polizei gegen einen »protestantischen Privatgelehrten« verfolgt. Erst 1842 wurde er Custos, nach sechs Jahren Leiter der k. k. Universitätsbibliothek in Prag. Während des Slawenkongresses wurde er als der vielseitigste und tiefste Slawist und ein Heros der slawischen Idee von allen Teilnehmern angebetet. Jetzt neigte Šafařík immer mehr der streng wissenschaftlichen Tätigkeit zu. Namentlich konnte er die Sprachwissenschaft mit unschätzbaren Forschungen bereichern. Sein und Palackýs Scharfsinn war imstande, in der glänzend geschriebenen deutschen Schrift »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (1840) den neueren altčechischen Fälschungen auf einige Jahrzehnte das Leben zu verlängern. Mit anderen veranstaltete Šafařík eine große »Anthologie der čechischen Litteratur« (1. Teil 1845). Als Einleitung dazu verfaßte er eine vortreffliche — die erste — »Grammatik der alt-

čechischen Sprache«. In der čechischen Sprache erforschte er neue grundlegende Regeln, mit denen seine sprachwissenschaftlichen Abhandlungen bekannt machten. Dauernde Erfolge erwarb er sich auf dem Gebiete der altslawischen Sprachforschung, insbesondere in den »Denkmälern der südslawischen Litteratur« (Památky dřevního písemnictví Jihoslovanův, 1851) und in den »Denkmälern der glagolitischen Litteratur« (Památky hlaholského písemnictví, 1853). In der epochemachenden Schrift »Über den Ursprung und die Heimat des Glagolitismus« (in deutscher Sprache, 1858) hat er endgültig die alte, viel bestrittene Frage über den Ursprung der slawischen Schrift dahin entschieden, daß die glagolitische Schrift älter ist als die Cyrilliza. In seinen letzten Tagen war sein Geist öfters verfinstert. In solch einem Augenblicke suchte er in den Wellen der Moldau den Tod. Er starb ein Jahr später, den 26. Juni 1861.

Von der slawischen Idee wie Šafařík beherrscht, wendete Fr. Palacký seine Aufmerksamkeit nur seinem Volke zu und suchte es in historischer und kultureller Hinsicht auf die Grundlage seiner nationalen Individualität zu stellen. Für sein Volk strebte er ein eigenartiges Kulturleben an, wollte seine Bildung auf das Niveau der vollkommensten Errungenschaften der Menschheit heben.

Mit großen Absichten und Plänen traf Palacký 1823 in Prag ein, von Jungmann und den jüngsten als eine der größten Zierden der zukünftigen čechischen Litteratur freudig begrüßt, von Dobrovský, seinem Lehrer in den historischen Hilfswissenschaften und in der strengen Kritik, in die einflußreichen Kreise der böhmischen Aristokratie eingeführt. Der hochgebildete Mähre von feinen gesellschaftlichen Formen, von stets distinguiertem Äußeren, von geläutertem ästhetischen Geschmack, mit der Gabe feurig beredter Konversation, mit einer selbständigen Weltanschauung, mit einer gründlichen philosophischen Bildung, die er sich bei Platon, Kant, Herder, Schiller, Fichte, Jacobi, Addison u. a. erworben, und die er in seinen reichhaltigen, tiefgreifenden Abhandlungen über die Ästhetik glänzend bewährt hatte, wußte er diese neue Umgebung sogleich für sich zu gewinnen. Sein seltener Kunstsinn und seine dilettantischen Versuche in der Poesie, seine bisherige, aus den vornehmsten Geschichtschreibern aller Völker geschöpfte historische Bildung schützten ihn vor

der Einseitigkeit der historischen Forschung des Aufklärungszeitalters sowie der aprioristischen romantischen Geschichtschreiber. Seine fleißigen Archivstudien, aus denen er genealogische Arbeiten veröffentlicht hatte, gewannen ihm zwei vortreffliche, hochgebildete Männer, bedeutende Faktoren in der böhmischen Kulturarbeit, Franz Grafen von Sternberg (1763—1830), einen edel und freisinnig denkenden Mann, einen feinen ästhetischen Kunstgenießer, der einen entwickelten Sinn für die Geschichte seines Landes besaß, in der Numismatik ein Fachmann war, den čechischen Nationalbestrebungen vom ganzen böhmischen Adel am nächsten stand, und seinen Vetter Kaspar Grafen von Sternberg (1761—1838), der eine Begeisterung für die Kunst mit einer gründlichen naturwissenschaftlichen Forschung verband; durch die Vorzüge seines Geistes gewann Sternberg die Freundschaft A. Humboldts und Goethes, mit welchem letzteren er eine fleißige Korrespondenz führte. Den beiden Grafen von Sternberg, den einflußreichen Förderern seiner Bestrebungen, setzte Palacký durch schöne Monographien ein Denkmal, wie er auch das Andenken seines Lehrers und Gönners Dobrovský durch eine geistreiche apologetische Studie ehrte.

Trotz einer gewissen Abneigung der čechischen Schriftsteller errang Palacký bald neben Jungmann den größten Einfluß in der Führung des čechischen Kulturlebens. Palacký wich von dem Typus eines gleichzeitigen čechischen Schriftstellers ab: dieser war ein Demokrat, der in der Regel ein kümmerliches Fortkommen fand, in der Großstadt bäuerisch schüchtern auftrat, sich auf freundschaftliche Zusammenkünfte in einem Kaffeehause oder einem Gasthause beschränkte, für den höchsten gesellschaftlichen Verkehr den Besuch bei dem »Väterchen« Jungmann, der ein Hausbesitzer war, hielt und sich durch nationalpatriotische Gespräche und den čechischen Gesang seiner Töchter begeisterte; dagegegen suchte der schöne, geistreiche, in den jungen Jahren etwas eitle Elegant Palacký das gesellschaftliche Leben in den aristokratischen und den reichen bürgerlichen, deutsch sprechenden Kreisen auf, wo er Sinn für Kunst und Litteratur fand. Der deutsche Dichter Egon Ebert war sein vertrautester Freund. Im Jahre 1827 heiratete Palacký ein reiches, deutsch erzogenes Mädchen, die Tochter eines Prager Advokaten und Großgrundbesitzers. Dies machte bei den čechischen Schriftstellern seinen

Nationalpatriotismus verdächtig. Und doch getraute sich dieser junge, energische Mann seinem skeptischen Lehrer Dobrovský gegenüber, den Jungmann für einen »slawisierenden Deutschen« erklärt hatte, seinen čechisch-nationalen Standpunkt mit den denkwürdigen Worten zu verteidigen: »Ich wenigstens hielte es, wenn ich selbst aus dem Zigeunervolke entstammte und sein letzter Nachkomme wäre, für meine Pflicht, mich nach Kräften zu bemühen, daß nach ihm wenigstens ein ehrenhaftes Andenken in der Geschichte der Menschen bleibe.« Palacký war es in den starren, österreichischen Verhältnissen nicht vergönnt, seine Geistesanlagen in großem Stile zugunsten seines Volkes zu entwickeln, aber er wußte alle Mittel, die bei einem politisch unselbständigen, kulturell vernachlässigten Volke nur möglich waren, anzuwenden. In der böhmischen Aristokratie, welcher während der Reaktion wieder die politische und kulturelle Leitung ihres Landes anvertraut worden war, gewann er Unterstützung für die čechischen Kulturbestrebungen.

Erst Palacký wußte das »Vaterländische Museum«, welches nach fremden Mustern 1818 begründet worden war, zu jener Anstalt zu heben, wie sie sich Jungmann und andere čechische Schriftsteller vorstellten, nämlich als den Mittelpunkt des čechischen Kulturlebens. Die 1827 auf seinen Antrag begründeten und von ihm redigierten Zeitschriften »der Gesellschaft des vaterländischen Museums«, eine čechische Vierteljahrsschrift und eine deutsche »Monatsschrift«, sollten alle čechischen und deutschen Schriftsteller in Böhmen vereinigen; dadurch wollte der Redakteur »das alte Böhmen in das neue Europa einführen und ihm da das Heimatsrecht erringen«. Nach Palacký verstand es niemand mehr, die sich durch das Wachsen des Nationalbewußtseins bildenden Gegensätze der beiden Völker zu mildern, ja, ihr geistiges Leben in einer Person zu vereinigen, wie er. Die deutsche Zeitschrift, welche die Eifersucht der čechischen Schriftsteller hervorgerufen hatte, konnte sich trotz einer warmen Empfehlung Goethes nicht länger als fünf Jahre halten. Es fehlte ihr die aufrichtige Begeisterung der čechischen Beiträger und Leser, die es für ihre patriotische Pflicht hätten halten müssen, ihre Zeitschrift, welche nach vier Jahren monatlich erschien, auf die möglichst größte Höhe zu bringen. Die čechische Musealzeitschrift erscheint noch heutzutage.

Der Plan einer čechischen Enzyklopädie, dessen sich Palacký mit allem Eifer annahm, scheiterte zwar auch in seinen Händen, rief aber einen alten frommen Wunsch der čechischen Schriftsteller ins Leben. Auf Palackýs Anlaß wurde nämlich bei der »Gesellschaft des böhmischen Museums« ein Institut »zur wissenschaftlichen Bildung der čechischen Sprache und Litteratur« (1830), die sogenannte »Matice Česká«, begründet. Palacký lenkte glücklich dieses segensreiche Unternehmen durch die Klippen der argwöhnischen Bureaukratie und der Verdächtigungen der katholischen Hierarchie, der Rivalität der Museumsverwaltung und der finanziellen Verlegenheiten. Die »Matice Česká«, die durch Beiträge zu 50 Gulden der patriotischen Mitglieder erhalten wurde, vertrat den Čechen eine reich dotierte Akademie. Sie ermöglichte die Herausgabe aufwandreicher Werke, wie Jungmanns »Wörterbuch«, Šafaříks »Slawische Altertümer« u. a. Sie erfüllt noch heutzutage diese Aufgabe. In der alten »Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften« setzte Palacký seinen Plan durch, daß in derselben neben der deutschen auch die čechische Sprache zugelassen wurde, wodurch dies alternde Institut verjüngt wurde. Es gab kein größeres čechisches Unternehmen, an dem Palacký nicht teilgenommen hätte. Diese organisatorische Tätigkeit spornte seinen Geist an und schützte ihn vor der Einseitigkeit des Fachgelehrten. In der »Zeitschrift des böhmischen Museums« sprach Palacký als Redakteur in den wichtigsten Fragen der čechischen Litteratur sein Wort. Im Streit um die čechische Schriftsprache wußte er die goldene Mitte zwischen der lähmenden Erstarrung der altväterischen Patrioten und zwischen den Überspanntheiten der Neuerer zu halten und von der Form zur Sache, zu einer čechischen Kunst und Wissenschaft nicht nur in der Sprache, sondern im wahren Geiste zu führen. Überall brachte er neue Anregungen, neue Gesichtspunkte, aufmunternde Winke, vertiefte die gleichzeitigen Ideen.

Unterdessen wuchs aber auch Palacký zum ersten böhmischen Geschichtschreiber heran. Von dem böhmischen Adel 1829 zum Historiographen des Königreichs Böhmen ernannt, bereitete er sich zu seiner großen Aufgabe gewissenhaft vor. Die Früchte seiner fleißigen Studien in den heimischen Bibliotheken und Archiven, seiner unermüdlichen Forschungreisen nach fremden Archivschätzen legte er in vielen Beiträgen nieder, welche die

Vergangenheit seines Volkes mit neuem Licht beleuchteten. Seine Vorbereitungsarbeiten, mit denen er seine beiden Zeitschriften füllte, von denen er die umfangreicheren in čechischer oder deutscher Sprache selbständig herausgab, ließen die Größe seines Lebenswerkes ahnen. Die Aufgabe des Geschichtschreibers faßte Palacký im weitesten und tiefsten Sinne auf. Er schätzte in dem grundlegenden, deutsch abgefaßten kritischen Werke »Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber« (1830) die bisherige geschichtliche Arbeit seiner Vorgänger geistreich ab; er gab alte unbekannte Quellen zur böhmischen Geschichte heraus, gründete für dieselben eine wichtige Sammlung »Fontes rerum bohemicarum« und eine andere für Akten, Eintragungen, Rechtsdokumente, Briefe u. a., »Das böhmische Archiv« (Český archiv, von 1840 an). Mit beispiellosem Fleiß stellte er eine historische Übersicht der höchsten Würdenträger und Landesbeamten in Böhmen sowie eine historisch-topographische »Beschreibung des Königreiches Böhmen«, sehr wichtige Hilfsmittel der historischen Forschung, zusammen. Er drang in das altčechische Recht ein, beleuchtete mit Verständnis und psychologischem Scharfsinn geheimnisvolle altčechische Prophezeiungen und Kalender, ergründete eine bis zu der Zeit nicht geahnte Bedeutung der alten Formelbücher für die geschichtliche Forschung, veröffentlichte unzählige Entdeckungen auf dem Gebiete der alten čechischen Litteratur, Kunst und Kulturgeschichte, würdigte zum ersten Male und verteidigte den ruhmreichen letzten Bischof der Böhmischen Brüdergemeinde, seinen Glaubensgenossen Komenský (»Über Comenius und seine Werke«, deutsch und čechisch, 1829); er nahm an der »Anthologie aus der čechischen Litteratur« teil, mit Šafařík verteidigte er in »Den ältesten Denkmälern der böhmischen Sprache« (1840) die bekannten Fälschungen, für welche er auch später immer gegen alle neuen Angriffe bereitwillig eintrat. In diesen Forschungen wurde namentlich der Herzensgegenstand seiner Jugend, der Hussitismus, in ein ganz neues Licht gestellt (»Die Vorgänger des Hussitentums«, eine wahre Entdeckung, 1842, u. a.). So gelangte Palacký an das Ziel seiner historischen Arbeit.

Seine »Geschichte von Böhmen«, die er seit dem Jahre 1836 zunächst in deutscher Sprache veröffentlichte, schildert in fünf Bänden nur die ältere Periode der Geschichte Böhmens und Mährens von den ersten Anfängen bis zum Regierungsantritt des

Habsburgischen Hauses (1526). Wie vor ihm schon Pelzel, wollte auch Palacký seine Lebensarbeit in definitiver Form, mit neuem Stoff bereichert, vertieft und zum ausgeglichenen Ganzen vollendet dem čechischen Volke in seiner Muttersprache hinterlassen. Seit dem Jahre 1848, in dem der erste Band seiner Geschichte in čechischer Sprache erschienen war, arbeitete er an seinem Werke bloß in čechischer Sprache und ließ die fehlenden Bände ins Deutsche übersetzen. Die neue gründliche Bearbeitung des Zeitabschnittes von 1253—1403 sowie des Hussitismus, zu dem er das höchst wichtige Material in der Publikation »Documenta Mag. Joannis Hus vitam, doctrinam, causam illustrantia« (1869) herausgegeben hatte, die er in den letzten Jahren seines Lebens unternommen hatte — sie war in Palackýs Todesjahre 1876 beendet worden, die deutsche Ausgabe schon 1865 —, wurde nur čechisch publiziert.

Wohl teilt auch Palackýs Lebenswerk das Los alles Menschlichen: es ist von den neuen historischen Erkenntnissen überholt worden; es unterliegt den Irrtümern persönlicher Anschauungen Palackýs und jener ganzen damaligen Zeit; insbesondere baute er irrtümlich den ältesten Kulturzustand der Čechen auf den litterarischen Fälschungen auf. Die Macht der romantischen Ideen, der Herdersche Drang nach einer Philosophie der Geschichte — Herder wurde später in Palackýs philosophischer Auffassung der Geschichte von Hegel abgelöst — verführte leicht zu einem historischen Dogmatismus. Aber die große Individualität des edlen Verfassers, die riesigen Vorbereitungsarbeiten, welche ganze Abschnitte der čechischen Vergangenheit und manche große Geister erst entdeckten, das unermüdliche Suchen der geschichtlichen Wahrheit, die tiefe Einsicht in den kausalen Zusammenhang und die aus der Geschichte folgenden ernsthaften Lehren für die Gegenwart: dies alles sowie die klassisch meisterhafte Form des Werkes machen Palackýs »Geschichte des čechischen Volkes« zur bedeutendsten wissenschaftlichen und nationalen Tat der čechischen Wiedergeburt. Palacký stärkte durch sein Werk den čechischen Nationalgeist, zeigte seinen Landsleuten an großen Vorbildern seiner Ahnen, wie die Wahrheit, sittliche und kulturelle Erhebung des Volkes errungen wird, wie man seine Zukunft sichert. Er führte freilich dadurch einen übertriebenen Glauben an die Wirkung der Vergangenheit auf

das gegenwärtige Leben herbei. Der böhmischen Politik, in welcher ihm bald die Führerrolle zufallen sollte, zeigte er ein neues Ziel in der Erlangung der politischen Selbständigkeit, namentlich auf Grund des böhmischen Staatsrechtes, den čechischen Bestrebungen neue Horizonte. Jedoch seine aristokratischen Neigungen, seine ideologischen Generalisationen hinderten ihn, die Gefahr aus der Vorherrschaft der Aristokratie in der Politik für den Fortschritt seines Volkes, den er für die erste Bedingung seiner nationalen Existenz hielt, zu ermessen. An dieser Allianz litt die čechische Politik später ein halbes Jahrhundert hindurch. Aber überall ließ Palacký im geistigen Leben seines Volkes merkbare Spuren seines großen Geistes zurück.

Achtes Kapitel.

Die čechische Poesie unter dem Einfluß der Volksdichtung. Fr. L. Čelakovský. K. J. Erben.

Die romantischen, das wirkliche Leben fliehenden Abstraktionen und poetischen Phantasien brachten die Menschheit um die Früchte des politischen Erwachens durch die französische Revolution. Die Entrüstung der freieren Völker, die sich nach 1815 von ihren Herrschern betrogen fühlten, wurde in Österreich gar nicht laut. Trotzdem trafen die Maßnahmen gegen freiere Gedanken viel schwerer die Völker Österreichs als andere: die Karlsbader Beschlüsse und mit ihnen die strengste Überwachung der Universitäten, Verfolgung »revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen«, Einführung der unmoralischsten Spionage und die größte Beschränkung der Presse durch die Zensur. Ein schwacher Widerhall von dem studentischen Putsch in Jena war für die Prager Studenten verhängnisvoll. Sie waren unvorsichtig genug, die von Jena und anderen deutschen »Nestern des Aufruhrs« nach dem Wartburgfeste und der tollen Ermordung Kotzebues 1819 von der österreichischen Regierung abgerufenen und heimkehrenden Kollegen etwas ostentativ aufgenommen zu haben; sie gaben sich einer rücksichtslosen Verfolgung preis.

Die Zensur empfanden die čechischen Führer am schwersten; denn sie traf ihre Nationalität und ihre Muttersprache, das einzige Gebiet der Politik, wofür sie ein reges Interesse hegten. Die josefinische Preßfreiheit erfuhr seit dem Regierungsantritt Franz' II. immer größere Beschränkungen, jetzt drohte das sinnloseste Schikanieren der Zensur das geistige Leben zu ersticken. Es ist bekannt, wie man in Wien mit Schillers Dramen verfuhr. Mit den čechischen Schriftstellern stand es noch schlimmer, denn

über ihre Werke saßen die ängstlichsten, beschränktesten Leute zu Richtern. Die Zensoren ließen die Ausgabe von Komenskýs Didaktik nicht zu, weil sie von einem »böhmischen Verbannten« herrührte; sie verboten nicht nur den alten čechischen Chronisten Dalimil, sondern auch das Rechtsbuch von dem Humanisten Všehrd abzudrucken, sie unterdrückten die seraphisch-erotischen Lieder Kollárs, Šafaříks Übersetzung von Schillers »Maria Stuart«, wollten aus Čelakovskýs »Slawischen Nationalliedern« das Wort »slawisch« als staatsgefährlich streichen. Jetzt kam die Zeit, wo sich auch die Hierarchie um ihren Anteil an der Reaktionsarbeit bewarb. Bereitwillig sprach sie gegen den freisinnigen Philosophen Bernard Bolzano (1781—1848) ihr Verdammungsurteil mit aus. Er wirkte als hervorragender Mathematiker und allseitig gebildeter Philosoph sowie als milder, wohlwollender, von der Jugend angebeteter Lehrer und gern gehörter akademischer Prediger auf der Prager Universität. Er verband die Wahrheitsliebe, Kritik, das Bestreben zum Fortschritt und zur Hebung des Menschengeschlechtes mit einer seltenen Innigkeit des Religionsgefühls, mit der Überzeugungskraft altchristlicher Märtyrer und mit einem edlen Charakter. Auf die čechische Jugend wirkte namentlich seine Stellung zu ihrem Volke. Bolzano, ein Italiener nach seinem Vater, war deutsch erzogen, schrieb und sprach Deutsch; in Konsequenz seines Philanthropismus trat er gegen jeden nationalen Aristokratismus auf, sprach innig für die Rechte der Čechen und gegen ihre Bedrückung von den Deutschen sowohl in der Vergangenheit als auch im gegenwärtigen öffentlichen Leben und suchte darauf einzuwirken, daß beide Stämme in der Liebe zu ihrem Vaterlande Böhmen wetteiferten. Er lehrte seine Jünger, besonders die angehenden Geistlichen, das wirkliche Volk aufzusuchen, mit ihm zu leben, seine Leiden und Plagen vermindern zu helfen. So kam auch die Litteratur mehr dem Volke näher, die abstrakte Liebe der Romantiker zum Volkstum wurde konkreter. Die Regierung und die Hierarchie sorgten dafür, daß durch die rücksichtslose Verfolgung eines der besten Männer sein Einfluß gehoben wurde und der politische Sinn erwachte. Bolzano, der die Studenten vor geheimen Vereinigungen warnte, wurde, sowie seine Schüler Fil. Neděle und Mich. J. Fesl, 1820 seines Amtes entsetzt.

Der neue Bahnbrecher in der čechischen Poesie, František

Ladislav Čelakovský (1799—1852), hat die Dichtkunst der Wirklichkeit angenähert, das abstrakte Slawentum durch die nationale Individualität in der Poesie ersetzt. Er stammte aus dem südwestlichen Böhmen, wo auch Hus, Chelčický geboren waren. In seinem Vaterstädtchen Strakonice umgab den Knaben echt čechisches Landleben mit seinen eigenartigen Volkssitten und Gewohnheiten, seinen Liedern und der ganzen Lebensweise. Den talentierten armen Studenten drückte sowohl Not als auch der ertötende scholastische und bureaukratische Mechanismus der damaligen Schulen. Die in Österreich herrschende Reaktion erlitt er empfindlich an seinem eigenen Leibe, indem er wegen des verbotenen Lesens der »Postille« von Hus aus der Budweiser Schule ausgeschlossen wurde. Die weiteren Mißerfolge in den Studien zwangen ihn, bis zu seinem dreißigsten Jahre sein Leben als Privatlehrer zu fristen. Sorgen, Bitternisse, Enttäuschungen begleiteten ihn fast sein ganzes Leben hindurch. Dafür aber welche Freuden, welche starken Eindrücke, was für köstliche Gastmahle boten ihm seine Dichter, bei denen sein kritischer Geist bald wahre Größe und Kunst wahrnehmen lernte, sein feiner Sinn für die Natur, seine innigen Freundschaftsgefühle, seine slawisch-nationale Gesinnung, die ihn zum Erlernen slawischer Sprachen antrieb!

Dieses reiche Seelenleben erscheint in seiner Erstlingsgabe, den »Gemischten Gedichten« (1822). Bei dem so lebhaft nachempfindenden, stimmungsvollen Künstler überraschen ziemlich greifbare fremde Einflüsse nicht. Nebst der heimischen Poesie Poláks, Kollárs, der čechischen Volkslieder überwiegen in der Sammlung Matthissonsche Schwermütigkeit und Höltysche Friedhofstimmung, die dem wirklichen Wesen des Dichters ganz fremd waren, sowie vielseitige Einflüsse Goethes. Goethes Poesie erfüllte ihn mit innerem Behagen: »Ich frohlocke wie ein Kind«, schreibt er seinem Freunde, »vor Freude und preise hoch über alles diesen anmutsvollen Deutschen«. Mit seinem eifrigen Studium wuchs bei ihm das Verständnis für Goethe. An Goethe rühmte er namentlich, daß er »in manchen seinen Arbeiten ganz nur den Geist seiner Nation atmet«. Čelakovský ist in der čechischen Litteratur der überzeugteste und bedeutendste Goethianer. Goethe und Herder führten unseren Dichter auch in die Schönheiten der Volkspoesie ein.

Nach dem Beispiel Herders und der deutschen Romantik glaubte man in dem Volksliede das wahre Volkstum und seine Originalität zu entdecken, man schrieb ihm einen hohen dichterischen Wert zu. Es ist gewiß höchst charakteristisch, daß sich in Österreich 1819 selbst die Regierung des Sammelns der Volkslieder bei den einzelnen österreichischen Völkern annahm — ein seltener Sieg einer hohen Idee. Čelakovský, ein begeisterter Jünger Herders, trat zum Volksliede, »dem Schatze des Nationalgeistes«, mit einem tiefen Verständnis. »Nichts ist über das Volkslied!« ruft er emphatisch. »Nur in diesem sieht man in lebendiger dichterischer Gestalt den Volksgeist .... in ihm den bestimmt ausgeprägten Volkscharakter; und wo das Volkstum dem Kosmopolitismus nahe kommt, da kann man keine nationale Kunst finden.« Als eifriger Bekenner des slawischen Nationalpatriotismus suchte er sich mit den Liedern aller slawischen Völker bekannt zu machen. In V. Hanka, der ihn anfangs freundschaftlich anzog, fand er seinen Wegweiser. Herders »Stimmen der Völker in Liedern« regten ihn zu einem ähnlichen litterarischen Vorhaben, »Stimmen der slawischen Völker in Liedern«, an. Seine treffliche Sammlung »Slawische Volkslieder« (»Slovanské národní písně«, I. T. 1822, II. 1825, III. 1827) bedeutet wirklich eine große litterarische und nationale Tat; durch die ästhetische Auswahl des Schönsten, womit sich die slawischen Völker rühmen konnten, reichte sie der künstlichen Poesie neue eigenartige Muster. Außerdem sollte sie eine slawisch nationale Sendung erfüllen; der junge Enthusiast versprach sich davon die erwünschte Annäherung der Slawen: »Vielleicht«, meinte er, »wird einmal (das čechische Lied) ein Kosak dort an dem Don oder an der Wolga oder an der Něva singen«. Deswegen druckte er jedes Lied im Original und in einer möglichst treuen Übersetzung ab. Dem slawischen Volksliede schenkte Čelakovský mit innerem Vergnügen auch in seinen späteren Jahren seine Aufmerksamkeit und bereicherte mit neuen Beiträgen die čechische Litteratur. Čelakovskýs vertrautester Freund, einer der fleißigsten Sammler der Volkslieder, Jos. Vlastimil Kamarýt (1797—1833), ein katholischer Landpriester und Verfasser schlichter Lieder und Balladen, gab, von seinem Freunde angeregt, die »Čechischen geistlichen Nationallieder« (1831, 1832) heraus. Diese Schöpfungen eines schlichten, innigen, poetisch schwungvollen religiösen

Gefühls fanden bei den Schriftstellern eine freudige Aufnahme. Die Arbeit an dem dritten Teil, der zugleich auch die so wünschenswerten Melodien bringen sollte, unterbrach Kamarýts frühzeitiger Tod.

Von dem slawischen Volkslied ging Čelakovský zu Dichtungen anderer Völker dieser Art über. Wie die mit dem Slawischen nächst verwandte litauische Sprache zogen ihn auch die »anmutsvollen Dajnen« an. So gab er 1827 aus der Sammlung von L. J. Rhesas »Litauischen Nationalliedern« eine sorgfältige, schöne Übersetzung von 74 Liedern heraus. Den Herderschen weiten Sinn für das Volkslied verriet Čelakovský immer, indem er Proben dieser ihm teueren Produkte der verschiedensten Völker ins Čechische übertrug. Čelakovský besaß ein großes Verständnis für alle Schöpfungen und Kundgebungen des Volksgeistes: Märchen, Sitten und Bräuche, Rätsel, Sprichwörter, Trachten u. a. — kurz alles, was heutzutage den Gegenstand der Volkskunde bildet. Darin eilte Čelakovský seiner Zeit voraus. Den Sprichwörtern widmete er eine unermüdliche vieljährige Aufmerksamkeit. Aber erst 1852 konnte er seine umfangreiche Sammlung von 15 000 auserlesenen slawischen Sprichwörtern und Sprüchen der Öffentlichkeit übergeben. Der Titel »Philosophie des slawischen Volkes in Sprichwörtern« bezeichnete auch die Auffassung des Herausgebers: in den Sprichwörtern erblickte er eine lautere Volksweisheit. Den weiten slawischen Standpunkt behielt er auch hier im Sinne.

Trotz seiner Begeisterung für das Volkslied verlor Čelakovský die Weltpoesie niemals aus dem Auge. Aus seinen fleißigen Studien übersetzte er von Zeit zu Zeit, was ihm besonders gefiel. Unter den selbständigen Übersetzungen sind Herders »Blätter der Vorzeit« in einer schönen, ernsthaften, kernigen čechischen Prosa und Goethes Drama »Die Geschwister« — der Übersetzer betitelte es nach einem französischen Beispiele »Márinka« (Mariechen) —, in welchem das čechische Kleid dem Original an Anmut und Schönheit so nahe steht. Größere Schwierigkeiten bot Čelakovský die Übersetzung des versifizierten, lyrischen Romans von Walter Scott »The lady of the lake« (»Panna jezerní«, 1828). Walter Scott betrachtete Čelakovský wie seine Zeitgenossen mit größter Bewunderung: »Was für ein Romantiker! ein wahrer Ossian unserer Zeiten!« Seinen Sinn erfüllte

immer wieder der Wunsch, daß wir Čechen auch einen Walter Scott bald bekämen. Seine fromme, aufrichtig katholische, jedoch keineswegs klerikale Gesinnung sowie die Möglichkeit, die Mittel zum Lebensunterhalt zu gewinnen, bewog Čelakovský, das große Werk des hl. Augustin »De civitate Dei« ins Čechische zu übertragen (1829—1833, 5 Bände).

Nachdem Čelakovský einige gelungene Gedichte im Geiste der čechischen Volkslieder geliefert hatte, überraschte er 1829 seine Freunde mit seinem »Nachhall der russischen Lieder«. Er wollte darin ein möglichst vollständiges Bild aller charakteristischen Gattungen und Formen der russischen Volkslieder darstellen. Der Dichter belebt alte Sagen von den russischen Nationalhelden, feiert hervorragende Ereignisse der neueren russischen Geschichte, wie den Brand von Moskau, den Tod Alexanders u. a., besingt Lust und Leid des Soldatenlebens im Dienste des Zaren, verschiedene Erscheinungen des Familienlebens, jenes eigenartigen, noch patriarchalischen, manchmal harten, unfreien, aber doch so anziehenden, dem höheren Interesse des Familienganzen geweihten Lebens; hier lebt in ihren mannigfaltigsten Beziehungen und Tönen die Liebe junger Leute — kurz die ganze Fülle und Allseitigkeit verschiedenster Verhältnisse, Gefühle, Vorstellungen und Stimmungen einer schlichten Seele. Die epischen Dichtungen ergreifen durch die Großartigkeit des Gegenstandes, der Gestalten, des Zieles und der Taten. Seine stark gestaltende Phantasie bereichert und verfeinert den herkömmlichen Stoff im Geiste der gleichzeitigen Kultur. Die beliebten Helden der großrussischen Bylinen, wie den ungeschlachten Riesen von hyperbolisierter Größe und Kraft, Ilja Muromec, brachte er dem modernen Menschen näher, indem er ihn in einen frommen, menschlich fühlenden gerechten Rächer an den tartarischen Unholden verwandelte. In dem umfangreichsten und schönsten Heldensange »Ilja Volžanín« erdichtete er im naiven Geiste der Bylinen nicht nur die ganze Handlung, sondern auch den Helden: wie der junge Ilja von der Mutter Wolga — dem Flusse — geraubt und in ihrem prächtigen Palast unter dem Wasser aufgezogen wurde, sich nach neun Jahren energisch seine Befreiung erzwang, die verwüstenden und raubenden Tartaren verfolgte, in ihren Scharen Tod und Verwirrung verbreitete, bis er in kritischem Augenblicke von der Rache der trügerischen

Wolga ereilt wurde: sein von der Wolga ihm geschenktes Pferd sowie ihre Rüstung und Waffe verwandelten sich in Sand, Aal und andere nichtige Gegenstände. Der gefangene und gemarterte Held wurde in seinem Kerker legendarisch von dem Boten Gottes, dem Blitz, befreit. Čelakovský bildete im Geiste des russischen Volksliedes weiter, wie Goethe im Geiste der antiken Mythologie neu gestaltete. Dieselbe erfinderische Schaffungskraft verrät Čelakovský in seiner köstlichen humoristisch satirischen Dichtung »Der große Vogelmarkt«, die durch ihre Komposition näher den westeuropäischen Vogelparlamenten steht, aber in der ganzen Darstellungsweise echt russisch bleibt. Der russischen Volkspoesie wußte der Dichter ihre bezaubernden Schönheiten abzugewinnen, manches Mittel veredelte und vervollkommnete er, die Gesinnungs- und Gefühlsweise seiner Helden vertiefte er psychologisch und motivierte logischer, das Naturgefühl durchwärmte er inniger, subjektiver. Unwillkürlich lieferte aber der panslawisch gesinnte Dichter durch seinen »Nachhall der russischen Lieder« einen Beweis, wie verschieden die russische Poesie von der čechischen ist, und stärkte dadurch die nationale Individualität der čechischen Poesie.

Čelakovský hatte im Sinne, auch Lieder anderer slawischen Völker nachzudichten. Aber bald ließ er von seinem Plane zu einem »Nachhall serbischer Lieder« ab und veröffentlichte Proben seiner Nachdichtungen čechischer Lieder. Der Dichter war sich bewußt, daß er hier größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte als bei dem »Nachhall« der auffallend eigenartigen russischen Lieder. Bei der čechischen Volkspoesie fand er, daß die Form und der Ausdruck durch den engeren Verkehr mit anderen Nationen verblichen waren. In dem Vorwort zum »Nachhall der čechischen Lieder« (1839) zeichnete er trefflich den Unterschied zwischen dem čechischen und dem russischen Volksliede. Den russischen Sang vergleicht er mit einem Spaziergang durch tiefe Wälder mit dichten, hohen Bäumen, neben grotesk zerstreuten Felsen, tosenden Flüssen und Seen, die čechischen Lieder hingegen mit einem Spaziergang durch weite Felder und Wiesen mit Sträuchern und anmutigen Hainen, wo man das Murmeln der Bäche oder den Gesang der Nachtigallen hört. Das russische Lied scheint ihm mehr den epischen Charakter zu tragen, das čechische mehr den lyrischen: das russische ist »mehr reflek-

tierend, indem es das Gefühl mit Hilfe von Bildern und Handlungen erweckt und in weitere und höhere Räume greift; das čechische ist wieder flüchtiger, spielender, es äußert das Gefühl schlicht, berührt Gegenstände, und zwar die nächsten, nur leicht und bewegt sich daher in viel engeren Schranken«. Und so ist auch der Charakter des »Čechischen Nachhalls«. Die Lyrik überwiegt darin. Der Dichter singt alle Töne des Herzens, alle Sorgen und Freuden des menschlichen Lebens voll und in den verschiedensten Variationen, bald in kindlicher Naivität, die das čechische Volkslied so auszeichnet, bald in klagender Elegie, bald im Scherz, bald in ätzender Satire. Schmerz und Freude, Sehnen, Wonne und Leid des verliebten Herzens, Familiensorgen, Freude an eigener Arbeit, Lasten und Trübsale der Fronarbeit, verhehlter Zorn und schadenfroher Hohn gegen die Unterdrücker des Volkes, feine Stimmungen und Gefühlsleben, balladische Sagen und historische Begebenheiten bilden den Gegenstand dieser Sammlung. Čelakovskýs bewundernswürdige Kunst der Charakteristik bewährt sich hier prächtig. Ein Gedicht von fünf vierzeiligen Strophen genügt ihm, um den čechischen Bauer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunders mit so ausdrucksvollen unvergeßlichen Zügen zu zeichnen, wie es nur selten eine ganze Komödie vermag. Überall sieht man, daß der Dichter das Leben des Volkes innig mitgelebt und mitgefühlt hat. Durch lebensvolle Treue erhalten sich seine Schöpfungen für immer. Seine Ballade »Toman und die Waldfee«, in welcher er sich endgültig seines ihn stets drückenden künstlerischen Problems, wie der Mensch, von unwiderleglicher vernichtender Macht der Liebe getrieben, seinem tragischen Los entgegenschreitet, meisterhaft entledigt hat, steht von allen so zahlreichen čechischen Balladen unübertroffen da.

Der »Nachhall der čechischen Lieder« ist keine bloße Nachahmung des čechischen Volksliedes. Čelakovský war sich eines erhabeneren Zieles, als ein Volksdichter verfolgen kann, wohl bewußt. Seine trefflichsten Nachdichtungen vertiefen das Volkslied und erheben es auf einen höheren künstlerischen, sittlichen und kulturellen Standpunkt, verfeinern das Gefühl, vervollkommnen die dichterische Form und Ausdruck — stehen also in einem ähnlichen Verhältnis zum čechischen Volkslied wie Goethes Dichtungen zum deutschen. In der čechischen Poesie sind die

beiden »Nachhalle« epochemachend. Sie zwangen die Künstler, die eigenartige čechische Seele zu suchen und sie poetisch zu gestalten, sie befreiten sie von den herkömmlichen Fesseln der fremden Poesie. Die poetische Tat Čelakovskýs barg aber auch eine Gefahr in sich. Die Forderung der Einfachheit verführte leicht schwächere Geister zur künstlerischen Plattheit und Oberflächlichkeit. Der Spur Čelakovskýs folgend, unterlagen in den dreißiger Jahren fast alle Dichter dieser verlockenden Losung der künstlerischen Schlichtheit und ahmten das Volkslied nach. Sie gehörten größtenteils dem freundschaftlichen Kreise Čelakovskýs an. Jos. Vlastimil Kamarýt, František Jaroslav Vacek-Kamenický (»Lieder im čechischen nationalen Geiste«), Jos. Krasoslav Chmelenský, Václav Jaromír Picek u. a. vermehrten zwar die Zahl der sangbaren Lieder, ihrer Schöpfungen bemächtigte sich häufig auch das Volk, aber die Litteratur brachten sie nicht weiter vorwärts. Bald wurde die Richtung zum gefährlichen nationalen Dogma, gegen das K. H. Mácha Front machte. Befruchtend wirkte Čelakovskýs litterarische Tätigkeit auch auf die südslawischen Litteraturen, besonders die slowenische; mit ihren Hauptvertretern stand er in regem brieflichen Verkehr. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Slowenen und Kroaten auf das Volkslied. Sein günstiges Urteil über die Dichtungen Fr. Prešerns verbreitete das Verständnis für diesen Dichter auch bei seinen Landsleuten. Entscheidend war Čelakovskýs Wort in der Einführung der neuen slowenischen Orthographie.

Die Lieder des »Čechischen Nachhalls« streben eine objektive Lyrik an. Der Dichter schrieb sie in den Stunden seiner Seelenruhe. Doch gab es solche Augenblicke in dem Leben des ungemein schwer geprüften, reizbaren Mannes sehr selten. Er wollte seine Seelenkräfte der Litteratur seines Volkes widmen, aber mußte die volle Bürde der Alltagsbeschäftigungen tragen. Seinen unsicheren Lebensverhältnissen sollte er endlich entrissen werden, als ihm 1834 die Redaktion der einzigen čechischen Zeitung, der »Prager Zeitung«, und ihrer litterarischen Beilage, »Die čechische Biene« (»Česká Včela«), anvertraut worden war. Durch seinen beispiellosen Fleiß und seine ausgezeichneten Kenntnisse hob er sie ungemein. Sein menschliches Glück, das

er sich durch Verbindung mit der heiß geliebten, schwärmerisch in Petrarcas und Kollárs Weise besungenen Landsmännin (Marie Ventová), einer Kaufmannstochter aus seiner Geburtsstadt Strakonice, begründet hatte, schien er erreicht zu haben, als er auf dem Lehrstuhle der čechischen Sprache und Litteratur seinem verstorbenen Widersacher, J. Nejedlý, folgen sollte. Aber da traf ihn ein grausamer Schlag. Wegen einer zahmen, gerechten Kritik, welche in der »Prager Zeitung« über die schroffe Abweisung einer polnischen Deputation seitens des Zaren gedruckt erschien, wurde Čelakovský, ein Sänger der begeisterten zarophilen Gesänge, der aus der drückenden Unfreiheit des reaktionären Österreichs in die Dienste des Zaren fliehen wollte, auf Einschreiten des russischen Gesandten in Wien der Redaktion der beiden Zeitschriften sowie der Hoffnung auf die Professur verlustig und mit seiner Familie in ein unsägliches Elend und die größten Seelenmartern gestürzt. Sein trostloses Leben zu dieser Zeit zeichnete der Dichter unwillkürlich in seiner Korrespondenz, die sein Wesen am unmittelbarsten und vollkommensten widerspiegelt. Čelakovskýs Briefe, besonders jene aus der Jugendzeit, sind das Schönste, was uns der Dichter hinterlassen hat.

In diesen schweren Augenblicken des Schmerzes und des Zornes sowie seiner Hingebung in das Schicksal entstanden neben lexikalischen slawistischen Arbeiten Čelakovskýs Epigramme. Es war eine Gattung, die den Anlagen des Dichters am meisten entsprach. Das Epigramm fesselte unseren Dichter sein ganzes Leben hindurch. Er übersetzte und studierte es bei Martial, Lessing, Herder; er sammelte eine Anzahl fremder Sinngedichte. In das kleine geschliffene Gefäß des Sinngedichtes — nebst dem zweiteiligen witzigen Martialschen Sinngedicht wählte Čelakovský oft die Form des einheitlichen harmonischen griechischen Epigramms — goß der Dichter seine Gefühle und Stimmungen, seine Gesinnung und Anschauung. In zwei kurzen Zeilen des Sinngedichtes »Auf königlichen Grüften« drückt er tiefe Geschichtsphilosophie aus: »Hic ossa regia tegit lapis: Im Menschengedächtnis suche die Inschrift!« Und so spiegeln sich in seinen Epigrammen alle Erscheinungen des damaligen čechischen Strebens und Lebens, vor allem der čechischen Litteratur, ab. In derselben erblickte sein durch das Studium der Weltlitteraturen

geschärfter Blick, sein feiner ästhetischer Sinn, sein durchdringendes Urteil auch ihre Mängel und Schwächen. Wie schon früher in der litterarischen Satire »Riesengebirgslitteratur« (1824), verschonte er auch jetzt aufgeblasene eitle Größen, wie V. Hanka und andere, nicht; er legte überall einen strengeren, der Höhe der Weltlitteraturen entsprechenden Maßstab an. In K. Havlíček fand er einen noch nachdrücklicheren, rücksichtsloseren Nachfolger in diesem Trachten. Seiner Litteratur hinterließ Čelakovský ein prächtiges, originelles Werk. Es sind seine zahlreichen Blumenepigramme, »Die Blüten« (Kvítí), eine stattliche Sammlung — über 140 — von Distichen im Zeitmaß. Von den griechischen Epigrammen, von Goethes »Frühling« aus dem Zyklus »Die Jahreszeiten« bekam er die Muster dazu. Diesen Stoff erschöpfte Čelakovský dichterisch vollständig. Auch einem so großen Muster gegenüber, wie es Goethe war, wußte er in den besten »Blüten« seine dichterische Individualität, eine gleiche poetische Höhe zu behaupten. Welche Fülle von feinem Naturgefühl, von unvergeßlichen Stimmungsbildern, von dichterischer Applikation an die menschlichen, nationalen, sozialen Verhältnisse! Die schöne Blumensymbolik, die poetischen Benennungen des Volkes liehen dem Dichter manches dankbare Motiv. Diese bald schmerzhaft geißelnden, bald elegisch trauernden, bald tief reflektierenden Zwei- und Vierzeiler zeigen den Dichter als den aufrichtigsten Sohn seines Volkes, als einen Humanitätsbekenner, einen demokratisch gesinnten Fortschrittsverfechter. Trotzdem hier und da die Vorliebe eines Fachbotanikers bemerkbar ist, bleibt dieses Werk auch vom Standpunkte der Weltlitteraturen ein klassisches.

Čelakovský gab der čechischen Poesie die vielseitigsten Anregungen. An ihn ist auch die litterarische Tätigkeit seines Epigonen, Jos. Jaroslav Langer (1806 1846), mit allen ihren Wurzeln geknüpft. Čelakovský machte den Versuch, den arkadischen Hintergrund des erträumten Geßnerschen Idylls im Geiste der čechischen romantischen Auffassung in die heidnisch-slawische Urzeit sowie in die čechische Gegenwart zu versetzen; Langer nahm in seinen versifizierten »Idyllen« (»Selanky«, 1830) ein weiteres Element hinzu, indem er in dieses Gebiet den Stoff der čechischen Märchen und Sagen einführte. Čelakovskýs litterarische, gesellschaftliche und nationalpatriotische Satiren

— trefflich sind namentlich seine »Bedeutenden Briefe unbedeutender Personen« — veranlaßten eine kleinere Sammlung märchenhafter, wenig durchsichtiger Allegorien von Langer »Die Nesseln« (»Kopřivy«), dann die erste, nicht tief greifende čechische Abderitiade »Ein Tag in Kocourkov« (1832) — die erdichtete Ortschaft Kocourkov gilt seitdem als ein Symbol spießbürgerlicher Beschränktheit, Albernheit, als čechisches Abdera, Schilda und wird zum Schauplatz verschiedener lustiger Schwabenstreiche. In seiner besten litterarischen Leistung, in den »Krakowiaken« (»Krakováčky«, 1835), improvisierte Langer in der Form der anmutigen polnischen Liedchen, die Čelakovský für seine Landsleute entdeckt hatte, die verschiedenartigsten bezwingenden Stimmungen. Der Dichter, der auf dem Lande die Volksprodukte sammelte und studierte, faßte das Volkslied in den Rahmen der Volksgewohnheiten, denen er im weitesten folkloristischen Sinne seine Aufmerksamkeit schenkte. Die čechische Volksepik vertreten, meint er, in unseren Zeiten bloß Märchen und Sagen, in ihnen sieht er auch den Nationalcharakter ausgedrückt. Im Gegensatz zu Čelakovský verwarf er auch die Nachahmung des lyrischen Volksliedes, in welcher er eine große Beschränkung der dichterischen Subjektivität erblickte. Aber Langers träumerische, weiche Natur war nicht imstande, diesen Grundsatz dichterisch zu verkörpern oder theoretisch zu verteidigen. Der Mangel an Lebensenergie und an dichterischer Schaffungskraft, die in gezwungener ländlicher Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt ihren Halt verlor, führte bei Langer eine Untätigkeit, Lebensverdruß und den vorzeitigen Tod herbei.

Wie Langer, zwang der Druck der Zensur auch andere čechische Dichter, zur Allegorie Zuflucht zu nehmen, wenn sie nach dem Beispiele Bérangers, Herweghs, Freiligraths u. a. namentlich politische Stimmungen und politische Gedanken verbreiten wollten. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die poetische Tätigkeit des Augustinianers und Professors der Philosophie in Brünn und eifrigen Verbreiters der čechischen Wiederbelebungsbestrebungen in Mähren Matouš František Klácel (1808—1882). In seiner zweibändigen Sammlung »Gedichte« (1836—37) liest man oft im rhetorischen Pathos neben philosophischen und patriotischen Reflektionen Aufforderungen zum tatkräftigen Leben, insbesondere zum Kampf für die Befreiung

des Volkes. Der katholische Hegelianer sprach seine freisinnigen Anschauungen in den pädagogisch-moralischen Sprüchen »Beeren aus den slawischen Wäldern« (»Jahůdky ze slovanských lesů«, 1845) aus, kleidete sie in der Dichtung »Ferina Lišák« (1845), einer freien Anpassung Goethes »Reinike Fuchs« an unsere Verhältnisse, in ein allegorisches Gewand. Er bearbeitete auch »Bidpays Fabeln« (1846, 1850). Seine Übersetzungen von Goethes »Faust« und Immermanns »Tulifäntchen« blieben Handschrift. Hervorragend war Klácel als Philosoph.

Eine ganze Richtung vertritt Čelakovskýs »Zentifolie« (»Růže stolistá«, 1840). Diese Sammlung von hundert dreistrophigen Liedern ist ähnlich wie Kollárs »Slávy Dcera« entstanden. Zu dem erotischen Elemente gesellten sich das nationalpatriotische sowie das didaktische und philosophische. Manche von diesen nationalpatriotischen Liedern bleiben das schönste Vermächtnis der čechischen Wiederbelebungsperiode; es sind Ideale, für welche der Dichter lebte und litt. Seinem Volke vermacht der Dichter als das Ziel seines Lebens die Liebe zur Wahrheit, das Streben nach der wahren Kultur, die Liebe zu der Muttersprache und zu dem vom Blut und Schweiß der großen Vorfahren benetzten Vaterlande, die slawische Wechselseitigkeit und stille Arbeit. Der Leser ergötzt sich an einigen stimmungsvollen, tief erlebten Naturbildern, welche durch die einfachsten Mittel hervorgerufen werden. Das innige Naturgefühl führte Čelakovský wie Goethe zur Naturkunde. Er suchte eine philosophische Ansicht über die Weltordnung, über das geheimnisvolle Schaffen der Natur, und sein sonst kritischer Geist übernahm die einseitigsten gleichzeitigen Systeme der Naturphilosophie und übertrug die flachsten Lehren allzu treu in die Dichtung. Und daran leidet seine »Zentifolie«.

Trotz der seltenen Vielseitigkeit seines poetischen Wirkens erschöpfte Čelakovský das Maß seiner künstlerischen Fähigkeiten nicht. Er gehörte zu den Naturen, deren Schaffenskraft durch die schweren Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gestärkt, sondern gelähmt wird, das lag in der klassischen Objektivität seiner Poesie. In seiner peinlichen Unsicherheit vertiefte er sich in seine sprachwissenschaftlichen Studien, namentlich in sein großes allslawisches etymologisches Wörterbuch, eine vieljährige fleißige

Arbeit, welche der Wissenschaft wenig Nutzen gebracht hat. Wertvoller waren seine über dreißig Jahre gesammelten Zusätze zu Jungmanns Wörterbuch. Infolge seiner ausgezeichneten praktischen Kenntnisse der slawischen Sprachen und Litteraturen erhielt er 1841 einen Ruf an den neugegründeten Lehrstuhl der Slawistik in Breslau, wo er acht Jahre wirkte. Nach der politischen Bewegung, für die er durchaus nicht begeistert war, gelangte er endlich 1849 zum Ziele seiner Sehnsucht, an die Prager Universität, um hier neue Enttäuschungen, wie früher in seinem Lehramte in Breslau, zu erleben. Er sollte nur der Zeuge einer drückenden Reaktion werden. Unter solchen Verhältnissen bereitete er seine wissenschaftlichen Arbeiten vor, von denen weniger seine sprachwissenschaftlichen Studien als seine litterarhistorischen Arbeiten und praktischen Anthologien (eine aus der čechischen, eine aus allen slawischen Litteraturen) für seine Landsleute von Bedeutung waren. In der schwersten Zeit für sein Volk starb er in demselben Jahre (am 5. August 1852) wie Jan Kollár.

In den dreißiger und vierziger Jahren erschienen unter den poetischen Epigonen Kollárs und Čelakovskýs viele Geistliche, welche die neukatholischen Bestrebungen Bolzanos zum Programm ihrer dichterischen Tätigkeit machten. Sie verbanden das nationalpatriotische Element mit dem didaktischen und religiösen. Boleslav Jablonský, mit seinem eigenen Namen K. Eugen Tupý (1813—1881), ist von diesen dichtenden Priestern der bedeutendste. Sein litterarischer Ruf überragte bis zur neuesten Zeit weit seine wirkliche Bedeutung. Von seinem harten Vater sowie durch Not gezwungen, gab er seine litterarischen Träume und seine weltlichen Liebesgefühle auf und trat ins Kloster. Zu den »Liedern der Minne« gesellte sich jetzt »Salomo oder die väterliche Weisheit«, eine Sammlung von didaktischen Gedichten, welche immer langweiliger, nüchterner, moralisierender und schematischer wurden. Wirksamer waren einige patriotische Dichtungen. Der einzige Band der »Gedichte« (1841) Jablonskýs, in welchem seine ganze litterarische Tätigkeit zusammengefaßt ist, erfreute sich bei den Čechen einer so großen Aufmerksamkeit wie ein ähnliches Werk Leop. Schefers, »Laienbrevier», bei den Deutschen. »Die Gedichte« fanden als versifizierter Kodex aller Tugenden namentlich in der Schule Anklang. Jablonský starb

als Probst in Galizien, woher sein Leichnam nach Prag gebracht wurde.

Jablonský war kein Reaktionär, kein voreingenommener konfessioneller Streiter. Im Sinne von Bolzanos Lehren wollte er zur Religiosität, Humanität, Vaterlandsliebe, Natur und Kunst führen. Seine Kollegen aus den Reihen der Geistlichen stellten die Didaktik und den Nationalpatriotismus mehr oder weniger in den Dienst des Katholizismus. In katholischem Geiste dichtete Čelakovskýs Freund Karel Vinařický (1803—1869), der Begründer der »Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit« (seit 1828) und der entzückte Verehrer sowie glückliche Übersetzer klassischer (»Vergils poetische Schriften«) und klassizistischer Poesie. Er machte seine Landsleute mit dem Stolze der čechischen Humanisten, Bohuslav von Lobkovice (»Über das Zeitalter Bohuslav von Lobkovice und seine ausgewählten Schriften«), bekannt. In der satirischen Allegorie »Die Parlamente der Tiere« (»Sněmy zvířat«, 1841) trat er mit seinem matten Witz für den Konservativismus in der Politik, in den sozialen Einrichtungen gegen die neuen Richtungen in der čechischen Litteratur in die Schranken. Seine Muttersprache fand in Vinařický einen aufrichtigen Verteidiger in Vers und Prosa. Ein anderer katholischer Geistlicher, der Mähre František Sušil (1804—1868), der seine zurückgebliebene Umgebung mit anderen Patrioten zum nationalen Bewußtsein weckte, übersetzte gleich Vinařický klassische Dichter, gab mehrere Sammlungen von Gedichten heraus, griff darin die teuersten Namen der čechischen Reformation an und verbreitete klerikale Tendenzen. Am verdienstlichsten ist seine vortreffliche Sammlung »Mährische Nationallieder« (1835, die letzte Ausgabe wurde 1860 beendet), der er sein Leben geweiht hatte. Sie zeichnet sich sowohl durch den Reichtum des Materials als auch treue Wiedergabe des Textes und der Melodien aus. Als theologischer Fachmann hinterließ er besonders eine neue Übersetzung und Erklärung der Heiligen Schrift. Ebenso suchte der hohe katholische Würdenträger Václav Štulc (1814—1887) die gleichzeitige slawische Idee und den Nationalpatriotismus mittels seiner seichten Dichtungen in die Dienste des katholischen Klerikalismus zu stellen.

Čelakovský fand viele Nachahmer, aber wenige Fortsetzer

seines dichterischen Werkes. Karel Jaromír Erben (1811 bis 1870) ist der bedeutendste unter den letzteren. Von Čelakovský angeregt, schöpfte er aus dem klaren Born der Volkspoesie. Durch unermüdliches Sammeln entdeckte er neue ungeahnte Schätze von Volksliedern, die er unter dem Titel »Die Nationallieder in Böhmen« (1842—1845, 3 Bände) herausgegeben hat. Später konnte er nach weiterer zwanzigjähriger Arbeit die Sammlung auf einen fast vierfachen Umfang erweitern. In seiner Sammlung fielen insbesondere neue schöne Volksballaden auf. Dieses Werk war aber nur ein Teil eines großen beabsichtigten litterarischen Unternehmens. Das Seelenleben des čechischen Volkes wollte er in seinem vollen Umfang beleuchten, namentlich durch seine bis zu der Zeit wenig beachteten Mythen, Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuche. In diesem Sinne gab er seine Beamtenkarriere auf, um unter dem Volke leben zu können. Er studierte fleißig die Volksüberlieferungen der verwandten slawischen und auch fremder Völker. Namentlich lauschte er dem Volke das Erzählen von Märchen ab; er wußte sie so schön, so volkstümlich-eigenartig, wenn auch nicht wortgetreu zu erzählen, daß er mit den vornehmsten Mustern der Weltlitteraturen, wie mit den Brüdern Grimm, wetteifern kann. Seine slawischen Volksmärchen erschienen jedoch als Sammelwerk erst in den sechziger Jahren (»Hundert volkstümliche slawische Märchen und Sagen in ursprünglichen Dialekten«, 1865). In den Produkten der Volkslitteratur suchte Erben den Anschauungen seiner Zeit gemäß Überreste der alten slawischen Mythologie, den Volkscharakter und das alte slawische Kulturleben, wie er es in einigen Aufsätzen wissenschaftlich zu ergründen bemüht war.

Noch bevor Čelakovskýs »Nachhall čechischer Lieder« in Buchform erschienen war, machten einige Dichtungen Erbens Aufsehen; ihre Zahl wuchs allmählich an, bis sie 1853 endlich in dem »Strauß« zusammengefaßt den Lesern übergeben wurden. (Deutsch unter dem Titel »Der Blumenstrauß« von Ed. Albert und Marie Kwaysser, Wien 1900). Der Zauber des čechischen Volksgeistes, die tiefe, leicht zugängliche Poesie machte die Sammlung zu einem der gelesensten und liebsten čechischen Bücher. Čelakovskýs poetische Tätigkeit wurde mehr durch die ästhetischen Vorzüge der Volkspoesie bestimmt, Erben betonte in der Volkstradition, wie Palacký in der Geschichte, die religiöse,

philosophische und moralische Idee; diese veredelte und vertiefte er. Alles, was Erben schuf, wurde ihm zur Tragödie, mochte er seinen Stoff in einem Märchen, in einer Legende oder in einer Begebenheit aus dem gewöhnlichen Leben gefunden haben. Die Ballade ist das gewöhnlichste Genre seiner Gedichte. Manche überschreiten wohl durch ihren Umfang (bis 500 Verse) die Schranken einer Ballade; aber balladenhaft ist darin die ganze elementar starke Stimmung, eine geheimnisvolle Macht der Naturprobleme, des allwaltenden Schicksals und des moralischen Gebotes, welche über dem Menschen stehen und ihn oft in schmerzlichste Konflikte versetzen, balladenhaft ist die Tragik der Schuld oder einer schwer erkauften Sühne. So bewältigt der Dichter die Volkstradition mit seinem künstlerisch schaffenden Geiste; seine Dichtungen sind keine modernisierten Reproduktionen, sondern seine subjektivsten, originellsten Schöpfungen.

Es sind die mächtigsten Triebfedern der menschlichen Seele, reinmenschliche Gefühle, die erhabensten Vorstellungen, die ewigen Werte des menschlichen Lebens, die K. Erben dichterisch darstellte. Der Dichter schilderte z. B. mit Vorliebe die unüberwindliche Macht der Mutterliebe und stellte sie in dramatische Konflikte. Die čechische Sage und das Märchen reichten ihm dazu die schönsten Vorwürfe. So schildert »Der Schatz« eine Mutter, wie sie das ganze Jahr hindurch unsäglichen Seelenmartern ausgesetzt war, bevor sie von ihrer Goldbegierde, der sie ihr Kind auf eine Weile in der Passionswoche, wann sich die geheim in der Erde verborgenen Schätze öffnen, geopfert hatte, und von ihrer Habsucht geläutert, ihr Kind wieder im Felsen lebendig erblickte. Noch dramatischer ist der Konflikt der Mutterliebe mit der Sehnsucht nach der menschlichen Lebensweise in der wirkungsvollen Ballade »Der Wassermann« dargestellt. Die slowakische und lausitzserbische Überlieferung boten dem Dichter die bloße Fabel. Er machte daraus eine rührende kleine Tragödie. Ein Wassermann erhascht ein schönes Mädchen, welches ihm ein Kind gebiert. Unter den strengsten Bedingungen gestattet er ihr, ihre Mutter zu besuchen. Nur die Überredungskunst ihrer Mutter vermag sie zurückzuhalten, so daß sie in ihr fremdes Element des traurigen unterseeischen Heimes nicht zurückkehrt und dafür den kleinen Körper ihres

toten Kindes an der Hausschwelle erblickt. Die Mutterliebe ist das Motiv in der Ballade »Die Mittagshexe«; in der Bearbeitung der čechischen mythischen Sage konnte der Dichter eine originelle Analogie zu Goethes »Erlkönig«, den er ins Čechische übersetzt hatte, aufstellen und den verzweifelten Kampf mit dem dämonischen, durch unbesonnene Drohungen herbeigerufenen Wesen um das Kind meisterhaft schildern. Auf ähnliche Weise werden auch andere Seelenvorgänge, wie sie die Volkstradition ausgebildet hat, innerlich verarbeitet und künstlerisch meisterhaft dargestellt. Wie in den Volksliedern, führt unser Dichter auch die schwere Sühne eines Gatten- oder Kindesmordes durch Gewissensbisse vor, die nur mit freiwilligem Tod gestillt werden können. In der čechoslawischen Überlieferungslitteratur fand Erben einen Stoff, den er bei anderen modernen Völkern vermißte und welcher ihn deswegen so mächtig anzog: die mythenhaften Balladen »Die Weide«, »Die Lilie« behandeln das Geschick halbmenschlicher Wesen, welche mit einer Pflanze ihr Leben geheimnisvoll teilen, mit ihr leben und sterben, aber die Mutterliebe ihren Kindern noch nach dem Tode zuteil werden lassen.

Erben bearbeitete zum ersten Male in der čechischen Poesie den Lenorenstoff, der schon die älteren Dichter so sehr anzog, den sie aber nicht zu beherrschen vermochten. Der feine Kenner der Volkstraditionen begriff geistreich gerade an diesem Stoffe den großen Unterschied zwischen dem slawischen und dem germanischen Nationalcharakter und beleuchtete ihn in seiner bekanntesten Ballade »Das Brauthemd«. In der čechischen Tradition fügt sich das über die lange Abwesenheit ihres Geliebten verzweifelnde Mädchen nach unsäglichen Leibes- und Geistesqualen dem göttlichen Ratschluß. Der humane, mehr passive, christlich ergebene Dichter wußte diese schlichte Volkstradition ethisch und religiös zu veredeln, psychologisch zu begründen. Mit zwar volkstümlich einfachen, aber doch höchst wirkungsvollen Mitteln gestaltete er sie zu einem wunderschönen Ganzen. Das tiefe religiöse Gefühl des čechischen Volkes fühlt Erben in seiner umfangreichsten Dichtung, in der märchenhaften Legende »Des Záhoř Bett«, nach, welche seine künstlerisch vollkommenste dichterische Schöpfung ist. Die Tragik der Volksgebräuche, die Tragik des verwegenen Eindringens in Gottes Beschlüsse veranschaulicht Erben in seiner zaubervollen

Erzählung »Der Christabend«. Die Fabel ist schlicht: in der geheimnisvollen Christnacht wollen zwei Mädchen durch einen Blick in die Tiefe eines Weihers ihre Zukunft erforschen: die eine erblickt ihren Bräutigam, die andere ihr Leichenbegängnis; das Schicksal beider geht in Erfüllung. Der eminente Epiker läßt in der armen Handlung die lyrische Saite erklingen und fesselt den Leser namentlich durch die wirkungsvolle Schilderung der Volkssitten, der Lebensumstände und der Natur.

Erben ist ein Meister der Stimmungsmalerei. Gleich mit der starken einleitenden Situation bemächtigt er sich der Seele des Lesers und fesselt sie bis zur Schlußkatastrophe durch die Kraft der Idee, durch die dramatische Steigerung, durch die Plastik der Szenen und Gestalten, durch das Beherrschen des Dialogs, durch die mit scharfen Zügen gezeichneten Naturbilder, die mit der Handlung und dem Innern der Personen in eins verfließen. Trotz einiger fremder Einflüsse — durch ihre Balladen wirkten auf unseren Dichter Herders »Stimmen der Völker in Liedern«, Bürger, Goethe, von den slawischen besonders Mickiewicz, ein — behält Erben seinen ausgesprochen čechischen Charakter. Čechisch ist er durch den Stoff seiner Gedichte, durch seine Weltanschauung, durch das dargestellte Leben und die Szenerie seiner Dichtungen. Čechisch ist er namentlich durch seinen Stil und seine dichterische Sprache, jene unvergleichlich einfache, bezeichnende, durch verfeinerte Bilder und Wendungen der Volkssprache reich ausgeschmückte melodische Sprache. Diese Vorzüge der Poesie Erbens ergriffen jüngere Dichter, besonders die slowakischen. Von den heimischen Zeitgenossen folgte in seinen Spuren der von argem Geschick verfolgte Dichter Jos. Jaroslav Kalina (1816—1847), von dessen Balladen, Legenden und versifizierten Sagen nur die Ballade »Das Testament« (Kšaft) und tiefe Elegien »An meine Mutter« den Dichter überlebt haben.

Erben war eine dichterische, milde, träumerische, ausgeglichene Natur, welche sich den Alltagssorgen anpaßte. In der Politik, die ihn auch 1848 in ihre Wirren hineingerissen hatte, war er konservativ und gemäßigt. Seine slawische Gesinnung behielt er sein Leben lang. Er beherrschte die vornehmsten slawischen Sprachen. Aus der russischen Sprache

übersetzte er den »Igor«, die »Zadonština« und Nestors »Russische Chronik«. In den späteren Jahren widmete er sich fast ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit, indem er Rechtsbücher übersezte, wichtige Urkunden (»Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae«, 1855), historische Quellen, vor allem aber die älteren čechischen Schriftsteller (Hus, Štítný u. a.) herausgab. Es war eine vielseitige und fruchtbare Tätigkeit. Als Archivar der Stadt Prag starb er 1870.

Neuntes Kapitel.

Das Drama und die Belletristik. V. Kl. Klicpera. J. K. Tyl. J. J. Marek. Pr. Chocholoušek.

Das čechische Theater lebte wieder auf, als in den napoleonischen Kriegen einige patriotische Studenten und Bürger das čechische Wort aus seiner privaten Abgeschlossenheit in das öffentliche Leben einführen wollten. Diese eifrigen Dilettanten erhielten 1812 die Bewilligung, an einigen Sonntagsnachmittagen čechische Vorstellungen auf dem Prager ständischen Theater zu wohltätigen Zwecken aufzuführen. Aus dieser kleinen Dilettantenschar wuchsen später der čechischen dramatischen Kunst einige bedeutende produktive sowie ausführende Kräfte heran.

Ihr Leiter wurde der erfahrene Theaterpraktiker Jan Štěpánek (1783—1844), der als absolvierter Theolog ein Glück beim Militär versuchte, dann zum Theater überging; hier erstieg er die verschiedenen Stufen der Theaterkarriere vom Soufleur bis zum Direktor des Standestheaters. Als Mitglied der Theaterverwaltung erwarb sich Štěpánek um die čechischen Vorstellungen bei den damaligen schwierigen Verhältnissen keine geringen Verdienste. Die čechischen dramatischen Aufführungen mußten sich der ihnen knapp bemessenen Zeit von zwei Stunden fügen, und deshalb ließ die Regie in ihnen den Rotstift allzu empfindlich walten. Die čechischen Dramatiker paßten manchmal ihre Stücke dem Geschmack des Publikums, an welches die Theaterkasse ausschließlich angewiesen war, allzu willig an, Štěpánek übersetzte und bearbeitete epigonische Schöpfungen der deutschen dramatischen Litteratur (über 100 Stücke), welche der čechischen auch zu dieser Zeit Vorbilder reichte. In der Richtung und Tendenz seiner selbständigen Spiele, deren er gegen zwanzig ver-

faßte, folgte Štěpánek den Traditionen des älteren Dramatikers V. Thám. Mit Vorliebe pflegte er historische Stoffe, an denen er der gleichzeitigen Generation patriotische und menschliche Tugenden der Vorfahren zeigen konnte. Wie in den Anfängen der čechischen Wiedergeburt, schöpfte die dramatische Kunst und Belletrie immer noch aus der Geschichte als dem lebenden Born neue Kräfte. Von seinen historischen Dramen behauptete fast ein Jahrhundert seinen Platz auf der čechischen Bühne sein patriotisches, die Tapferkeit der Prager Studenten und Bürger im Jahre 1648 verherrlichendes Schauspiel in fünf Aufzügen »Die Belagerung Prags von den Schweden« (1812). Von seinen Lustspielen reizt wenig wählerische Zuschauer heute noch zu Ausbrüchen der Lachlust das launenhafte Lustspiel »Der Čeche und der Deutsche« (1816) mit einem ähnlichen Grundmotiv wie Weidmanns bekanntes Stück »Der Bettelstudent«. Seine Theaterstücke erschienen in der Sammlung »Das Theater« (1820—1832, 16 Bände).

Ein bedeutenderes dramatisches Talent, den fruchtbaren Schriftsteller Václav Kliment Klicpera (1792—1859), rief gleichfalls die erste čechische Theaterdilettantenbewegung wach. Doch verlockte das hervorragende Schauspielertalent den armen Studenten nicht auf die unsichere Theaterbahn. Er, der ruhige, feinfühlende Riese, wirkte anfangs in Königgrätz, seit 1846 in Prag als einflußreicher Gymnasialprofessor. Die Bedürfnisse der armen čechischen Bühne drückten dem überaus leicht dramatisch gestaltenden Klicpera die Feder in die Hand. »Für mich ist die ganze Welt ein dramatisches Gedicht«, schildert seine dichterische Schöpfungskraft der Dichter selbst. »Aus allem, was ich lese, aus allem, was ich sehe, spinne und webe ich unwillkürlich Szenen«. So bieten heimische und fremde Erzählungen und Romane, dramatische Spiele, Volksmärchen und Sagen, beliebte čechische Balladen oder Romanzen, Humoresken und Anekdoten sowie die lebhafte Erzählung des Chronisten Hájek seiner glühenden Phantasie reichen Stoff zu selbständigen Stücken. Seine Fruchtbarkeit und Schaffenskraft sind wunderbar. Eine von den beliebtesten Possen, »Der Zauberhut«, schrieb er in schaffender Fieberhast binnen 24 Stunden; oft genügten ihm 14 Tage, um ein mehraktiges Drama zu vollenden. Trotzdem er sich, in seiner Provinzialstadt die Stütze für seine Theater-

tätigkeit entbehrend, von der dramatischen Muse fast 15 Jahre losgesagt hatte, hinterließ er gegen 60 originale Theaterstücke. Der Geschmack und Geist des Prager Theatermilieus bestimmte die dramatischen Schöpfungen Klicperas. Die bewegten ritterlichen Spiele mit schreienden Missetaten, mit Menschen von großen Leidenschaften, historische Bilder, dramatisierte Märchen und Sagen, possenhafte traditionelle Lustspiele von übertriebener Komik paßte Klicpera namentlich in der ersten Periode seiner Tätigkeit dem heimischen Boden, der gleichzeitigen nationalpatriotischen Gesinnungsweise an. Schon in den Jahren 1819—1822 konnte unser Dichter vier Bände seiner dramatischen Arbeiten (»Klicperas Theater«) erscheinen lassen und so den čechischen Theatergesellschaften in Prag und besonders auf dem Lande dankbare Stoffe zu ihren Aufführungen bieten. Dann folgten noch drei Bände der Sammlung »Almanach dramatischer Spiele von V. Klicpera« (1825—1830).

Ihre Zeit überdauern Klicperas Lustspiele und Possen; zwischen den beiden Gattungen läßt sich bei Klicpera keine genauere Grenze ziehen. Reicher an Gestaltungskraft, glich Klicpera an Fruchtbarkeit Kotzebue, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Bühnen in Prag und Wien beherrschte; mit seinem Zeitgenossen, dem Polen Alex. Fredro, teilte er die Kraft einer bezwingenden Komik. Seine Muse litt, wie die ganze damalige čechische Litteratur, an dem Mangel einer festen gesellschaftlichen Grundlage des čechischen Lebens. Klicpera wußte auch fremden Vorwürfen die Macht seiner Persönlichkeit aufzuprägen; jene Persönlichkeit einer fesselnden Schlichtheit und Gutmütigkeit, welche das Leben mit freudigem Interesse und mit humanen Absichten betrachtete, welcher es niemals an frischem, wirksamem, ungesuchtem, manchmal auch etwas volkstümlich derbem Humor fehlte. Ein čechischer Geist in der schlichten, kernigen Sprache, in den Lebensanschauungen, in den verschiedenartigen, lebhaften Gestalten spricht aus Klicperas Lustspielen. Seine dramatischen Arbeiten bedeuten keine neue litterarische Richtung; sie geißeln nicht mit satirischer Schärfe die Gebrechen und Schwächen ihrer Zeit — was bei den damaligen Zensurverhältnissen übrigens nicht möglich war —, sie wollen keine großen Bilder ihrer Zeit zeichnen, sind nicht von unwiderstehlicher poetischer Gewalt: trotzdem lassen die elementaren Reize und die bezwingende

Komik der Stücke »Der Zauberhut« (1817), »Rohovín von Viereck« (1821), »Hadrián von Řims« (1821), einer unwillkürlichen humoristischen Satire der Ritterspiele, »Ein Lustspiel auf der Brücke« (1828), »Jeder etwas für das Vaterland (1829), »Der böse Hirsch« (1848), »Der Vogelfänger« (1850) u. a. seine Dramen von der čechischen Bühne nicht verschwinden. Wegen dieser Anziehungskraft wurden einige von ihnen in fremde Sprachen, hauptsächlich auch in die deutsche, übertragen.

Den Tragödien, den Ritterdramen und den historischen Schauspielen Klicperas wurden solche Erfolge trotz ihrer nationalpatriotischen Tendenz nicht zuteil. In der Zeit der Přemysliden suchte Klicpera, wie andere Dichter, ausgesprochen dramatische Personen, Konflikte und Ideen aus, die er durch seine reiche Phantasie zu wirkungsvollen Szenen bearbeiten konnte. Aber den breiten epischen Bildern gebricht es in der Regel an innerem ursächlichen Zusammenhang, an regem dramatischen Aufschwung. In der Tragödie »Soběslav, der Bauernfürst« (1824), in der er den sympathischen Fürsten Soběslav II., dessen Kampf gegen den selbstsüchtigen böhmischen Adel und Soběslavs Fall schildert, wollte Klicpera ein Drama in höherem Stile schaffen, entfremdete sich aber seiner dichterischen Natur. Tragödien aus seiner letzten Lebensperiode, wie »Elisabeth, die Přemyslidentochter«, »Friedrich der Streitbare« u. a., sind schon mehr oder weniger trockene dialogisierte Chroniken.

Der romantische stimmungsvolle Lyriker Fant. Turinský (1797—1852), der abends am Grabe seiner Geliebten seine elegische Novalissche Jenseitserotik sang, wollte seinem Volke das so schmerzlich vermißte klassische Drama schenken. Dafür wurde auch seine vieraktige, streng nach ästhetischen Anforderungen verfaßte, aber erst nach 77 Jahren aufgeführte Tragödie »Angelina« (1820) von der damaligen čechischen Schriftstellergemeinde gehalten und auch in der fernen deutschen Öffentlichkeit, in Wien und Berlin, als sie in deutscher Übersetzung von dem Freunde Turinskýs, K. S. Macháček, erschienen war, freundlich begrüßt. Mit dieser Tragödie feierte die Schicksalstragödie ihren Einzug auf dem čechischen Parnaß. Durch seine gefühlvolle Geistesanlage stand Turinský näher Chr. E. Houwald als dem mystischen Romantiker Zacharias Werner oder dem auf Effekt arbeitenden Ad. Müllner. Seine Helden sind mit dem Bewußt-

sein einer untilgbaren Schuld belastet. Verführung, starke Gewissensbisse, Prophezeiungen, Ahnungen, Flüche, wüste Leidenschaften und der notwendig folgende Tod bilden den Inhalt der »Angelina«. Die Lyrik ist die stärkste Seite des Werkes, aber dieser Vorzug hat ihre geringe dramatische Wirkung zur Folge. Ein anderes Drama Turinskýs, »Die Prager im Jahre 1648«, verbarg sich wegen seines nationalpatriotischen Eifers, dem er historische Stoffe anpaßte, vor der Zensur volle zwanzig Jahre im Schreibtische des Dichters, um dann bei der Aufführung einer kühlen Gleichgültigkeit zu begegnen. Dies Los traf auch eine spätere Tragödie Turinskýs, »Virginie« (1841), welche die tugendstarke Römerin zur blutverwandten Schwester der dramatischen Čechinnen Turinskýs macht. Das Bewußtsein eigener dramatischer Unzulänglichkeit erklärt uns wohl die Tatsache, daß Turinský drei andere Dramen, die zu Anfang der zwanziger Jahre entstanden waren, bloß in Fragmenten hinterlassen hat.

Zu den ernsthaftesten Vertretern des čechischen historischen Dramas gehört der Gymnasialprofessor Karel Simeon Macháček (1799—1846), ein klassisch und allseitig gebildeter Mann, ein wenig fruchtbarer Lieder- und Romanzendichter, ein fleißiger Übersetzer der alten Klassiker, Schillers (zu erwähnen ist seine Übersetzung der »Jungfrau von Orleans«), Goethes (»Iphigenie«) u. a. und Verfasser der ersten čechischen Libretti. Dramatisch debutierte Macháček mit einer beliebten Ritterposse »Die Freier« (1826), einer unwillkürlichen Parodie der Ritterspiele. In Macháčeks Todesjahre erschien sein bedeutendstes litterarisches Werk, das fünfaktige Trauerspiel »Záviš Vítkovec, der Herr von der Rose«, das denselben Vorwurf wie Grillparzers berühmtes Drama »König Ottokars Glück und Ende« behandelt. Wie Uffo Horn mit seiner deutschen Tragödie »König Ottokar«, wie schon früher Turinský in seinen zwei Fragmenten, so will auch Macháček in dieser Tragödie die Wirkung von Grillparzers in Böhmen allgemein mißbilligtem »Ottokar« abschwächen. Macháček legte mehr im Einklang mit Palackýs Geschichtsforschungen dem Handeln des mächtigen böhmischen Magnaten und vermeintlichen čechischen Minnesängers Záviš von Falkenstein, des Gemahls der Königinwitwe Kunhute, nicht den krankhaften Stolz und berechnenden Eigennutz wie Grillparzer, sondern die edelsten nationalpatriotischen Absichten unter: er widersetzt

sich dem dem Land sich aufdrängenden fremden Wesen, will die böhmische Krone unabhängig von dem Deutschen Reiche erhalten — und dieser edle Mann wird von seinem Stiefsohn König Wenzel II. geköpft. An der Vielseitigkeit des Charakters des Haupthelden scheiterte Macháčeks Kunst: trotz manches starken Zuges geriet sein dramatisches Werk gerade wegen des Mangels an lebensvollen Gestalten in Vergessenheit. Historische Dramen anderer Dichter verraten ebenfalls durch ihre nationalpatriotische Idee die Zeit ihrer Entstehung.

Durch leichte Schaffenskraft, durch große Fruchtbarkeit, durch seine Vielseitigkeit und Popularität konnte sich mit Klicpera der einzige Josef Kajetan Tyl (1808—1856) messen. Klicpera war anfangs sein litterarischer Abgott; ihn ahmte Tyl nach, ihm zuliebe verließ er als Gymnasiast die Hauptstadt Prag, um unter ihm an seiner kleinstädtischen Wirkungsstätte zu studieren. Rührend greift an unser Herz Tyls Hingebung an sein armes Volk und seine Muttersprache. Er gab eine festere Lebensstellung wie V. Thám auf, um sein Leben bald als wandernder Schauspieler, bald als bloßer Litterat und Redakteur mehrerer Zeitschriften, bald als Journalist kümmerlich zu fristen. Um Tyls Zeitschriften, »Sonst und jetzt« (1833) und »Čechische Blüten« (1834—1836), gruppierten sich die jüngeren Schriftsteller, gegen die sich Čelakovský in seiner »Čechischen Biene« oft auf zu strenge Hut stellte. Mit Begeisterung erneuerte und leitete er in den dreißiger und vierziger Jahren die erschlaffenden Dilettantenvorstellungen in Prag; für sie arbeitete er unablässig litterarisch. Als ihn der Direktor des ständischen Landestheaters, Joh. Hoffmann, 1846 als Dramaturg der čechischen Vorstellungen engagiert hatte, hielt Tyl die Verpflichtung, neben seinen anderen Obliegenheiten jährlich zwei originelle Stücke zu verfassen und sechs ins Čechische zu übersetzen, nicht für übertrieben; er bekam dadurch nur neuen Antrieb zu einer überaus reichen dramatischen Tätigkeit. Fieberhafte Hast zeichnet alle Werke Tyls aus. In so einem heißen Schöpfungsdrange gelingt wohl hier und da ein Werk, aber den größten Teil trifft wegen Mangels an einer disziplinierten künstlerischen Arbeit das Los des baldigen Vergessens.

In Tyls litterarischer Tätigkeit verbinden sich die beiden Richtungen: die historische und die von Čelakovský eingeleitete,

welche das Volk seiner Zeit zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung wählt. Seinen theoretischen Anschauungen gemäß, nach denen das Theater dem Volke eine Schule des Lebens werden sollte, und gemäß seiner nationalen Gefühlsweise versuchte Tyl das gleichzeitige čechische Leben dramatisch darzustellen, dem Zuschauer Mustergestalten sowie seine Gebrechen vor die Augen zu führen. Dem Beispiel Ifflands, Kotzebues, Raupachs, der Birch-Pfeiffer u. a. folgend, suchte er seine Stoffe in dem Bürger- und Familienleben, erdachte rührende und schmerzhafte Szenen und verfaßte mit dem berechneten Effekt eines gewandten Praktikers wirkungsvolle Stücke, von denen einige, wie »Der Prager Vagabund« (1846) und besonders »Die Tochter eines Brandstifters« (1846), noch heutzutage ihre Anziehungskraft nicht verloren haben. Noch lebensfrischer wirken seine launigen dramatisierten Märchen, die Tyl im Geiste des Wiener Dramatikers Ferd. Raimund auf dem čechischen Boden heimisch machte. In den Stücken wie »Der Strakonicer Dudelsackpfeifer« (1847), in »Jiříks Vision« (1849), »Das widerspenstige Weib« (1849), das einen ähnlichen Vorwurf behandelt wie »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« von Raimund, führte Tyl lebhafte, typische Volksgestalten vor und wußte die alltäglichen Sorgen mit den naiven Reizen der märchenhaften Welt zu umspinnen, das Herz zu erheitern und auch dem heutigen Geschmack zu entsprechen.

Höhere Zwecke verfolgte Tyl mit seinen historischen Dramen. In die Geschichte versetzte er die starken Ideenströmungen und Bewegungen seiner Zeit. Das Drama »Die Kuttenberger Bergleute« (1847) ist wohl unter dem mächtigen Eindrucke des ersten blutigen Arbeiterausstandes, den Tyl 1844 in Prag erlebt hat, entstanden und in die Vergangenheit übertragen worden. Mit naiver Kühnheit wagte sich Tyl während der Druckfreiheit 1848 an einen schwierigen Gegenstand: seine Tragödie »Johannes Hus« erfreute sich eines stürmischen Beifalls, weil der Dichter die Gestalt des Helden nach dem Ideal und der Gesinnungsweise der Zeit gebildet hatte, und weil dies Ideal nach dem langen politischen Druck öffentlich aufgeführt werden konnte. Nicht so durchschlagend war der Erfolg des Dramas »Žižka von Trocnov« (1849), in dem die Kunst des Dichters an dem čechischen Nationalhelden scheiterte. Auch aus anderen historischen Dramen Tyls

weht der Hauch seiner Zeit, die sich an der kurzen politischen Freiheit berauschte. So verkörpert er in »Dem blutigen Taufschmaus oder Drahomíra und ihre Söhne« (1849) nicht den Konflikt zwischen dem alten Heidentum und den Anfängen des Christentums in Böhmen, wie man dem Stoffe nach erwarten möchte, sondern die Kollársche slawische Idee, welche auf dem Slawenkongresse zu Prag 1848 ihren Einzug ins öffentliche Leben feierte und die Tyl durch die Gedanken über Freiheit und freie Selbstbestimmung des Volkes, durch demokratische Grundsätze und andere Parolen seiner Zeit modernisierte. Doch diese Dramen vernichtete, wie andere Blüten des freieren geistigen Lebens, bald der Frost der gewaltsamen Regierungsreaktion. Von ihr wurde Tyl als freisinniger Publizist der politischen Freiheitsbewegung und populärer Schriftsteller auch persönlich erfaßt. Er mußte seine bescheidene Stelle als Dramaturg des čechischen Theaters aufgeben und sich als Direktor einer wandernden Schauspielergesellschaft einem beispiellosen Elend und Sorgen aussetzen, woraus ihn 1856 der Tod erlöste. Das traurige Los Tyls war zu dieser Zeit sozusagen ein Symbol des gleichzeitigen čechischen Theaters.

Die Belletristik folgt denselben Richtungen wie das Drama. Die Dramatiker Klicpera, Tyl gehören ja zu ihren Hauptvertretern. Walter Scott gewann auf seinem Triumphzuge durch das gebildete Europa auch die čechischen Herzen. Ein čechischer Scott war die Sehnsucht dieser Zeit. Die Überzeugung von dem Reichtum dankbarer Vorwürfe und Gestalten in der čechischen Geschichte war allgemein; manche Dichter, wie der Realist Čelakovský, schraken vor den Hindernissen, namentlich vor der Dunkelheit auf dem Gebiete der čechischen Kulturgeschichte, zurück, um dem verlockenden Beispiele Scotts zu folgen. V. Kl. Klicpera, dessen Autokritik nicht so ängstlich war, setzte sich in seinen historischen Novellen — wie in den Dramen — spielend über diese Schwierigkeiten hinweg. Seine romantisch ritterlichen historischen Erzählungen »Točník« (1827), in der zum ersten Male der König Wenzel IV. wahrheitsgetreuer und sympathischer in der čechischen Belletrie geschildert wurde, und die beste »Věnceslava«, die den beliebten Záviš von Falkenstein gegenüber Grillparzer rettet, kümmern sich wenig um den histo-

rischen Hintergrund. In seinen letzten Jahren arteten Klicperas historische Novellen in chronistische Aufsätze aus.

Mit einer größeren Zahl von Novellen und Erzählungen namentlich historischer Richtung hat J. K. Tyl die čechische Litteratur bedacht. Auch er besaß wenig historischen Sinn. Seine geschichtlichen Studien beschränkte er auf Hájeks Chronik, deren freie Behandlung der historischen Wahrheit seiner lebhaften Einbildungskraft, wie Klicperas, am meisten zusagte. In seinen historischen Novellen arbeitete der Dichter für ganz verschiedene Zeitalter mit demselben Apparat und mit derselben Mache. Seine zwei umfangreichsten und bekanntesten historischen Novellen, »Rozina Ruthardova« (1838), welche Tyl in seine ruhmreiche Vaterstadt Kuttenberg versetzt, und »Das Kuttenberger Dekret« (1841), welches die für das čechische Volk denkwürdige Zuteilung von drei Stimmen an die Böhmen an der Prager Universität schildert, sind mit den traditionellen Romanrequisiten überfüllt, gewähren aber in die Strömungen der geschilderten Zeit, in ihr tosendes Leben und Trachten keinen Einblick.

In der historischen, namentlich aber in der aus dem zeitgenössischen Leben geschöpften Belletristik Tyls war die nationalpatriotische Tendenz ausschlaggebend. Tyls Gefühl lebte in den Massenideen; im Einklang mit ihnen suchte er seine Sendung. Durch seinen geschmeidigen Stil, durch die Kunst, das Gemüt der Volksschichten zu rühren und zu fesseln, erreichte er seinen Erfolg, dadurch hob er die Volksmassen zum Nationalbewußtsein und zur Liebe zu ihrer Muttersprache. Einige seicht aufgefaßte Konflikte zwischen Liebe zum Volke und anderen Beziehungen werden in seinen Erzählungen zur künstlerischen Manier; seine an die national Gleichgültigen gerichteten sentimentalen patriotischen Ermahnungen und Rügen klingen recht zahm in einer Zeit, wo die Scharen national gesinnter Čechen mächtig herangewachsen waren, wo man beim politischen Erwachen der Völker anstatt dieses idyllischen Patriotisierens patriotische mühevolle Arbeit und Taten, große Pflichten im Sinne der angeregten Weltgedanken zu empfinden begann. Was war natürlicher, als daß diese Richtung der Stärkste der jüngeren Generation, K. Havlíček, in der Kritik von Tyls Roman »Der letzte Čeche« mit aller Wucht seiner neuen Lebensauffassung und mit aller Schärfe seines Witzes bekämpfte? Mit anderen Novellen trachtete Tyl

die Vorurteile gegen die Dichter und Künstler, namentlich gegen die Schauspieler zu zerstreuen, widmete den Verhältnissen des Familien- und Gesellschaftslebens seine Aufmerksamkeit. Er behandelte diese aktuellen sozialen Fragen mehr als Publizist denn als ein in die Tiefe der gesellschaftlichen Gebilde eindringender Dichter. Mangel an künstlerischem Willen, die Hast der Arbeit, die Kleinlichkeit der Verhältnisse rieben sein bedeutendes künstlerisches Talent auf. Sein vielbändiger litterarischer Nachlaß wird heute noch öfters herausgegeben.

Der schönen Prosa, insbesondere der historischen Novelle wandte sich Jan Jindřich Marek (1803—1853) zu, der unter seinem dichterischen Pseudonym Jan z Hvězdy (Johann von Stern) bekannter ist. In seinem zwanzigsten Jahre fand er mit seinen »Gedichten« (1823), einer Sammlung von lyrischen Liedern und epischen Gesängen, bei den Zeitgenossen viel Beifall. In die weitesten Kreise drangen seine späteren Romanzen und historischen Sänge. Als unfreiwilliger Theolog veröffentlichte er »Die Maiglöckchen« (»Konvalinky«, 1824, 2. Band 1828), »eine Sammlung von originalen romantischen Erzählungen aus altertümlichen und neueren Zeiten«. Er befreite sich allmählich von dem herkömmlichen romantischen Apparat, indem er das Leben selbständig beobachten und künstlerisch schildern lernte; das gilt namentlich unter seinen Arbeiten von den Novellen »Die Bekanntschaften aus dem Durchhaus« (1838) und »Die Harfenistin« (1841).

Die belletristische Tätigkeit J. J. Mareks gipfelte in seinen zwei umfangreichen historischen Novellen »Jarohněv von Hrádek« (1843) und »Der Quacksalber« (»Mastičkář«, 1845). Dem Verfasser ermöglichte ein fleißiges Studium einen genaueren historischen Hintergrund zu konstruieren und ausdrucksvolle Gestalten trotz ihrer phantastisch ritterlichen Maske zu zeichnen. Mit »Jarohněv von Hrádek« enthüllte J. J. Marek, ein katholischer Priester mit Bolzanisch humanitärer Duldsamkeit, zum ersten Male glücklich die bewegte Zeit des gewandten Kelchverteidigers, Georg von Poděbrady, wußte in dem Leser Begeisterung und Stolz über die čechische nationale Macht unter dem großen König zu entzünden. In der anderen geschichtlichen Erzählung, »Der Quacksalber«, reizte den Schriftsteller die energische Entschlossenheit des vereinten čechischen Widerstandes und der tatkräftigen Vaterlandsliebe gegen den unfähigen, weichlichen, fremden

Verschwender, den König Heinrich von Kärnten. Zu einem großen historischen Bild reichten jedoch die Kräfte des Verfassers nicht aus. In seinen Novellen überwiegen spannende äußere Begebenheiten über das innere Leben der Zeit und der Helden — ihm standen noch nicht Palackýs kostbare Entdeckungen aus dieser Zeit zur Verfügung. So wurde dem čechischen Roman der sehnlich gewünschte Walter Scott, nach welchem unser Dichter in der Belletristik keine weitere litterarische Entwicklung zulassen wollte, in J. J. Marek nicht geboren. Aber für die Geschichte seiner Heimat verbreitete er glücklich bei seinen Landsleuten das Verständnis.

In der Zeit, als J. J. Marek seine belletristische Laufbahn beendete, begann seine schriftstellerische Tätigkeit Prokop Chocholoušek (1819—1864). Seine Geistesunruhe hinderte ihn, eine sichere Lebensbahn einzuschlagen. Schon als Gymnasiast gab er seinem Drang nach, Italien zu sehen. In Padua studierte er dann zwei Jahre Chirurgie, beendete aber seine Berufsstudien nicht. Das slawische Gefühl lockte ihn zu seinen Stammesbrüdern nach Dalmatien und Montenegro. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete er sich dem brotlosen Schriftstellerberufe. Der äußere Glanz der čechischen Vergangenheit zog seine Phantasie an. Er besaß ein historisches Verständnis: er wußte in seinen historischen Erzählungen das feiner schattierte Zeitkolorit zu erfassen, seine Gestalten trotz ihrer Verwandtschaft mit den Scottschen denjenigen der wirklichen čechischen Vergangenheit näher zu bringen. Nach einigen kleineren Arbeiten gelang es Chocholoušek, mit seinem ersten Roman »Die Templer in Böhmen« (1843, 3 Bände), welcher von Walter Scotts »Ivanhoe« beeinflußt wurde, große Hoffnungen in sein Talent zu erwecken. Aber in seinen weiteren Novellen, »Die Tochter Otakars«, »Jiřina«, »Palcefik« u. a., stellte sich die gewünschte weitere Entwicklung seines Talentes nicht ein.

Einen neuen Quell entdeckte jedoch Chocholoušek der čechischen Belletristik in seinen zahlreichen Novellen aus der Geschichte und dem Leben der Südslawen. Ihre ruhmvolle Vergangenheit, der tragische Untergang ihrer großen Reiche, die hundertjährigen Kämpfe gegen die Türken boten dem romantisch gestimmten und slawisch fühlenden, für die Freiheit eifernden Gemüt reichen, dankbaren Stoff. Chocholoušeks Aufenthalt unter

den Südslawen ließ ihn unbekannte Schönheiten der wilden Natur und Gebräuche, die beständigen Kämpfe, das abstechende Äußere dieser Völker in seinen Erzählungen zur Geltung bringen; das Studium der südslawischen Geschichte und namentlich der serbischen Nationallieder machte ihn mit dem Geist und dem Streben der unterdrückten Stammesgenossen vertraut. Er schrieb eine Reihe von fesselnden Novellen, welche er später unter dem Titel »Der Süden« (»Jih«, in drei Teilen) herausgab und sie zur beliebten belletristischen Lektüre machte. In der Zeit des politischen Erwachens entflammte Chocholoušek die Herzen seiner Leser durch die tatenlustigen Gestalten südslawischer Helden, welche alle Gefahren, auch das Leben, geringschätzten, um nur die schmähliche türkische Sklaverei abzuschütteln und sich die Freiheit zu erkämpfen. Später folgten ihm in diese verlockende Umgebung andere Schriftsteller, S. Kapper, V. Hálek, E. Krásnohorská, J. Holeček u. a. Das stürmische Jahr 1848 rief Chocholoušek wie viele seiner Zeitgenossen zur politischen Tätigkeit. Er stand in den Reihen der Radikalen, in deren Sinne er als Journalist wirkte. Während der Persekution wurde er öfters in Haft gehalten, dann in Galizien bei seinem Bruder und später in seiner Geburtsgemeinde interniert. Unter großen Entbehrungen arbeitete er an seinen belletristischen Werken, welche in den damaligen Zeitschriften und auch selbständig erschienen. Die hastige Arbeit, welche seine früheren Schöpfungen größtenteils zu Improvisationen machte, verwehrte diesem talentierten Belletristen das vorgesteckte hohe Ziel der Kunst zu erreichen. Durch Kümmernisse und Sorgen an Leib und Geist erschöpft, starb er frühzeitig 1864.

Planmäßig trat an die dichterische Verherrlichung der čechischen Vergangenheit Jan Erazim Vocel (1802—1871) heran. Die Geschichte seiner Heimat vergaß er auch während seines siebzehnjährigen Präzeptierens in verschiedenen deutschen aristokratischen Familien weder in Wien noch in den westlichen und südlichen Ländern Europas. In dieser Zeit verfaßte er in glattem Deutsch seine historischen Novellen (»Der letzte Orebit«, »Der Krystallograph« u. a.), dramatischen Versuche (»Der Sterndeuter«, »Das Trauerspiel«) u. a.: čechisch die naivste Schicksalstragödie »Die Harfe« (1825). Seit 1834 schrieb Vocel in seiner Muttersprache. In einem Zyklus von mühsam geschmiedeten

historischen Romanzen, Balladen und Elegien, »Die Přemysliden« (»Přemyslovci«, 1838), führte der systematisch denkende Dichter die bedeutendsten Ereignisse unter der Regierung dieses glorreichen Herrschergeschlechtes vor — lauter Bilder eines selbstbewußten čechischen Lebens. Die nationale Tendenz, die moderne Gefühlsweise machten die »Přemysliden« einige Jahrzehnte zur beliebten Lektüre. Den geschichtlichen Inhalt des folgenden Zeitalters der Luxemburger und des Hussitentums sollte der andere Zyklus Vocels, »Schwert und Kelch« (»Meč a kalich«, 1843), dichterisch erfassen. Freilich hing hier der Dichter an den wunderbaren Kriegstaten, an den hussitischen Helden, Žižka und Prokop dem Kahlen, an dem Aufschwung der čechischen Kraft, ohne in den eigentlichen Inhalt der hussitischen Bewegung, in die religiösen, sozialen und nationalen Ideen der čechischen Reformation, die damals schon Palacký zu entdecken begann, einzudringen.

In seiner besten Leistung, dem romantischen Epos »Labyrinth des Ruhmes« (»Labyrint slávy«, 1846) wagte sich Vocel sogar an ein Faustproblem. Den Faust seines Volkes im Sinne der čechischen nationalpatriotischen Idee stellt hier Jan Kutenský (d. h. Kuttenberger, nach der kunstreichen Bergstadt Kuttenberg, woher der Dichter stammte), ein nach der unglücklichen Lipaner Schlacht verzweifelnder Táborit, vor. Auch in diesem Werke wurde die ganze Handlung von der Tendenz lahmgelegt. Jungmanns Kampf gegen den Kosmopolitismus, Kollárs und Palackýs Forderung der Aufklärung für das čechische Volk wurde hier durch den Sieg des aufopfernden idealen Strebens über den Materialismus ergänzt und dadurch das zu ersehnende Ziel dem čechischen Volke vor die Augen gestellt. Der Held der Dichtung zündete seinem Volke und der ganzen Welt zu diesem Ziele eine hell lodernde Fackel an: die Buchdruckerkunst. Ganz ernsthaft machte man damals Versuche, wissenschaftlich zu beweisen, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst, Joh. Gutenberg, ein Kuttenberger Čeche war. In der bewegten Zeit 1848 schrieb Vocel zwei kleinere Zyklen politischer Gedichte, seine beste poetische Tat, »Vor dem März 1848« und »Nach dem März 1848«. Ein längeres Leben als seine Verse sicherten ihm seine čechischen wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete der Archäologie (»Die Urzeit des Landes Böhmen«, 1866 ff., in zwei Teilen; deutsch schrieb er namentlich »Grundzüge der böhmischen Alter-

tumskunde« und »Archäologische Parallelen«) und aus der Kunstgeschichte. Er wirkte an der Prager Universität zunächst als Professor der Archäologie (1850), später auch der čechischen Litteraturgeschichte.

In der poetischen Darstellung der glorreichen Vergangenheit Böhmens wetteiferten mit ihren čechischen Kollegen auch viele deutsche Dichter. Sie besangen sie mit unzähligen Romanzen, gewöhnlich in Uhlandscher Form und Auffassung, historischen Sängen und Epen, Dramen sowie verschiedenen Gattungen der Belletrie. Namen wie Grillparzer (»Libussa«, »König Ottokars Glück und Ende« u. a.), Kl. Brentano (»Die Gründung Prags«), Egon Ebert (sein Heldengedicht »Wlasta« u. a.), Uffo Horn und verschiedene andere verbreiteten den Ruhm ihrer dichterischen Vorwürfe weit über die Grenze Böhmens und ihrer Zeit. Die große Zeit der hussitischen Kriege begeisterte fast zu derselben Zeit wie Vocel auch die deutsch-böhmischen Dichter Moritz Hartmann zu seinen Lobgesängen in der Sammlung »Kelch und Schwert« (1845) und Alfred Meißner zu seinem Hauptwerke »Žižka« (1846). Von den Belletristen wirkte auf die Leser der fruchtbarste G. K. R. Herloßsohn, ein Prager von Geburt, durch seine zahlreichen deutschen Romane aus böhmischer Geschichte, die sich von Leipzig und Dresden nach Böhmen verbreiteten und sich bei čechischen Lesern einer ebenso großen Beliebtheit erfreuten wie seine Zeitschrift »Der Komet« (1830—1848) und seine elegischen, sehnsuchtsvollen Apostrophen Prags und der böhmischen vergangenen Größe. Im Einklang mit den čechischen Dichtern lenkte er das Interesse der Leser von der dunklen Urzeit und dem romantischen Rittertum auf nähere Begebenheiten, besonders die Hussitenzeit (»Die Hussiten«, »Der letzte Taborit« u. a.). Die Vorliebe entsprach auch den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung Palackýs.

Anfangs fühlten sich die čechischen Schriftsteller in der entarteten, nach dem Muster der Aristokratie sich gebärdenden reicheren Gesellschaft, in den national unbewußten Massen der Durchschnittsbürger mit ihren Idealen ganz fremd. Aber mit der Zeit fing man an, aus der erträumten Welt, von der Höhe der Ideale in das wirkliche Leben herabzusteigen, mit den Mitteln und Verhältnissen zu rechnen, in welchen die breitesten Schichten

lebten. Für die nationalen Bestrebungen arbeitete man von der Bühne aus. Die gesangliebenden, der Entnationalisierung am meisten hinneigenden čechischen Töchter gewann man durch das weiche schmeichelnde Lied, welches die »čechischen Jungfrauen«, die »slawischen Jungfrauen« mit schlichten, warmen nationalpatriotischen Worten ansprach, und zu denen hervorragende Komponisten, wie V. J. Tomášek, Fr. M. Kníže, Fr. Škroup, Jan E. Doležálek, J. Vorel u. a., ihre sangbaren, zum Herzen sprechenden Melodien komponierten. Die beliebten Sammlungen »Ein aus vaterländischen Gesängen geflochtener und den patriotischen Mädchen gewidmeter Kranz« (1834—1839) und »Der Strauß« (1836—1838), an denen sich die meisten čechischen Dichter und Komponisten beteiligten, sollten bald das deutsche Lied aus čechischen Familien verdrängen. Im Theater lauschte man mit nationalem Entzücken den ersten originalen Opern Fr. Škroups u. a. Ein melancholisches einfaches Lied aus Tyls Spiel »Fidlovačka« (1834): »Wo ist mein Vaterland?«, dessen wehmütige Melodie Fr. Škroup komponiert hatte und das zur čechischen Nationalhymne geworden ist, charakterisiert dies idyllische, sentimentale Patriotisieren am besten. Für die tanzlustige Jugend veranstaltete man čechische Kränzchen und Bälle, beehrte dabei die Damen mit winzigen niedlichen Sammlungen aufmunternder erotisch-patriotischer Lieder. In öffentliche und private Unterhaltungen drang die patriotische und humoristische Deklamation und das čechisch gesinnte gesellschaftliche schlichte Lied, die die populärsten Dichter Klicpera, Čelakovský, Langer, J. J. Marek u. a. verfaßten. In solchem Dienste mußte die Poesie allmählich verflachen.

In František Jaromír Rubeš (1814—1853) gewinnt dieses Milieu des Prager spießbürgerlichen Lebens seinen Sänger. Den plebeischen Genüssen, einem Maß guten dicken Biers, einer Tabakspfeife, welche die gewölbten alten Prager Bierhallen mit undurchsichtigen Rauchwolken füllte, der Leidenschaft des Schnupfens, den Gebrechen »des schönen Geschlechtes«, den Schulden, der Mode, dem Hagestolzentum und der Ehe, den Trübsalen des čechischen Dichters galten seine lustigen, launigen, redseligen, manchmal satirischen Lieder und Schwänke, denen er durch die dialogische Form, durch Chorschlußreime die allgemeine Teilnahme der Hörer zu sichern wußte. Außerdem verfaßte Rubeš

nationalpatriotische Lieder, versifizierte Fabeln, welche sich um die Moral wenig kümmerten, travestierte beliebte Sagen und Mythen. Mit solchem Inhalt unterhielten die kleinen Bände von Rubeš' Sammlungen der »Deklamationsstücke und Lieder« die breitesten Bürgerschichten.

Einen nachhaltigeren Ruf erwarb sich Rubeš durch seine Novellen und Humoresken, Causerien und Skizzen, welche das gleichzeitige Leben mit stimmungsvollem Humor, mit gutmütigem Witz schildern und dem Leben schlichte dankbare Situationen und lebhafte Gestalten abgewinnen. Rubeš war einer der Begründer und fleißigsten Beiträger der ersten čechischen humoristischen Zeitschrift »Paleček« (1842—1847). Sie trug den Namen des typischen Vertreters des čechischen Humors und der Satire, des scharfsinnigen Hofnarren des Königs Georg von Poděbrady, Jan Paleček, eines tieferen, ernsthafteren čechischen Eulenspiegel. Neben Rubeš versuchten sich im Humor und in der Satire besonders der Novellist P. Chocholoušek in der Sammlung »Kocourkov« (1848), Václav Filípek (1811—1863), ein seichterer Volksergötzer, und Frant. Hajniš (1815—1885), der sich vor allem um die litterarische Satire verdient gemacht hat.

Sammlungen von kaleidoskopisch in einen Rahmen gefaßten Bildern sind auch umfangreichere novellistische Schöpfungen von Rubeš. In der gelungensten humoristischen Erzählung »Herr Amanuensis auf dem Lande oder auf der Suche nach einer Novelle« (1841) genießt auch der heutige Leser mit Vergnügen den launigen Humor ungesuchter Situationen und Abenteuer, freut sich der ausdrucksvollen Gestalten des vormärzlichen čechischen Lebens. Die Komposition dieser Novelle gab auch dem modernen feinen Satiriker Svatopluk Čech Anregung zu ähnlichen Arbeiten. Nachdem Rubeš seine Rechtsstudien 1845 beendet hatte, ging er seinem Berufe auf dem Lande nach. Da verwelkte in der Einsamkeit auch sein Talent. Er teilte das Los der meisten zeitgenössischen Schriftsteller, indem er frühzeitig, in seinem vierzigsten Jahre, starb.

Zehntes Kapitel.

Der Neuromantismus. K. H. Mácha.

Ein ganzes Vierteljahrhundert verstrich, bevor man den Hauptvertreter des Byronschen Romantismus Karel Hynek Mácha (1810—1836) auf den ihm gebührenden Platz stellte. Ein tiefer Schmerz begleitete ihn, wie den deutschen Dichter N. Lenau, unablässig wie sein Schatten, Enttäuschungen wurden ihm zuteil. Mácha vertritt eine Richtung des čechischen Geistes, nämlich das unendlich martervolle Streben nach einer Erhebung aus dieser Welt zur Ewigkeit. In früheren Jahrhunderten, unter starken Anregungen hätte er in der Reihe der vornehmsten religiösen Grübler gestanden, neben einem Matthäus von Janov, Hus, Chelčický, Komenský; die dichterisch-philosophische Stimmung seiner Zeit ließ ihn auf dem čechischen Parnaß Großes leisten.

Als Sohn eines Prager Müllergehilfen las er frühzeitig gierig grauen- und geheimnisvolle Ritter- und Räuberromane sowie Reisebeschreibungen. Bald vertauschte er sie mit der eifrigen Lektüre heimischer und fremder Dichter. Schon in seine Gymnasialjahre reichen einige poetische Versuche Máchas sowohl in čechischer als auch in deutscher Sprache zurück. Deutsche Schule und deutsche Lektüre machten ihm wie Puchmajer, Čelakovský, Havlíček und anderen čechischen Dichtern den deutschen Vers zugänglicher als den čechischen. Der neunzehnjährige Student stak tief in der Romantik. In einem deutschen Gedicht (»Meine Freuden«) schildert er in bezeichnender Weise sein überspanntes Naturgefühl: ihn reize nicht der goldnen Sonne Pracht, sondern des bleichen Mondes und der Sterne Silberflimmer, des nächtlichen Sturmes Klaggewimmer; ihn

ziehe nur an »ein klagend Schwanenlied, wenn ihm entfliehn des frohen Lebens Bande«, ihn freue nur, »wenn in finstrer Kluft die Eule heult zum düstren Grabgesange, O dann ist mir so wohl und auch so bange — Dann bringen Grüfte mir selbst Rosenduft . . . Aus mir allein mir nur ein Himmel lacht, Und trotzdem dir, o du furchtbare Macht, Bin ich meines eignen Gottes Trümmer«. Und das ist auch der Grundton seiner čechischen Gedichte, in denen er alle bisherigen Richtungen durchlebt und bald überwunden hatte. Seine lyrischen Motive sind in den Weltlitteraturen nicht originell, wie die Grabesmelancholie, die Todessehnsucht, die Anbetung der Nacht, aber bei Mácha verfehlen sie infolge einer philosophischen Anschauung über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, infolge seiner suggestiven Stimmungsmalerei, infolge seines tragischen vorzeitigen Ablebens nicht ihre tiefe Wirkung. Máchas mystische Sehnsucht nach dem weit Entfernten, »dem Reiche des Lichtes«, der kosmischen Unendlichkeit wird durch jede Wirklichkeit enttäuscht, mag es nun das menschliche Leben sein, die Nation, die Liebe, die Kunst — sie ist die Quelle des Weltschmerzes Máchas, seiner lebendigen elegischen Schwermut, seiner Gedanken über die Nichtigkeit alles Irdischen, seiner Vereinsamung.

Máchas dichterische Schaffungskraft war bewunderungswürdig. Stimmungsbilder, lebhafte Szenen, zahlreiche Pläne zu großen litterarischen Werken zauberte seine bewegliche Phantasie hervor. Hastig warf er diese Szenen auf das Papier. Der Tod raffte ihn zwar in seinem sechsundzwanzigsten Jahre hinweg, er konnte größere Werke nicht beenden; aber die Zahl so vieler Fragmente überrascht doch: er hinterließ in Bruchstücken einen vierteiligen historischen Roman »Der Henker«, fünf Fragmente von Novellen, vier Fragmente von Dramen.

Sein menschliches und dichterisches Gefühlsleben hat Mácha am deutlichsten in dem romantischen Roman »Die Zigeuner« und in der Dichtung »Der Mai« ausgedrückt. Den Druck des Romans »Die Zigeuner« (1835) verbot die Zensur eine geraume Zeit hindurch. Romantisch ist die ganze geheimnisvolle Begebenheit: zwei Gesellen, vermeintliche Zigeuner, irren in der Welt herum, der alte, ein gewesener Gondolier von Venedig — Venedig lernte der Dichter auf seiner Reise von 1835 kennen —, sucht den Verführer seiner Geliebten, der jüngere, der sich

später als ein Grafensohn herausstellt, seine Heimat. Beide machen unter der Burg Kokořín in Böhmen halt. Der Gondolier entdeckt da in dem düsteren verbrecherischen Eigentümer der Burg das Ziel seiner Rache, sein junger Gefährte seinen Vater und den Zerstörer seines Glückes. Echt romantisch sind die Hauptgestalten mit den Geheimnissen einer bewegten Vergangenheit, mit den schweren Schicksalsschlägen, mit ihrer ihr Leben verzehrenden einzigen Leidenschaft, der Liebe, welche sie in die Arme des Todes oder der Raserei treibt. Man vernimmt darin die deutschen und noch mehr die polnischen romantischen Belletristen. Für die Schicksale der polnischen Emigranten begeisterte sich Mácha mit inniger Teilnahme; von der polnischen Romantik bekam er viele Anregungen, besonders den Hinweis auf Byron. In den »Zigeunern« zeichnete der Dichter in den schweren Konflikten und in den schmerzhaften Folgen der Leidenschaften seine Zweifel und nie versiegenden Herzenssorgen. Er quälte sich in dieser Zeit mit einer unüberwindlichen Eifersucht gegen seine etwas oberflächliche Geliebte, ein schönes, aber einfaches bürgerliches Mädchen, welches wenig Sinn für die tiefe poetische Seele ihres Geliebten kundgab. Seine Wanderlust, welche sich mit Vorliebe alte Burgruinen zum Ziele wählte, und seine Erlebnisse wollte der Dichter zum Ausgangspunkte seiner Sammlung »Bilder meines Lebens« machen, wovon nur Bruchstücke ausgeführt worden sind.

Gleichzeitig mit den »Zigeunern« war Máchas Hauptwerk, seine wunderschöne Schöpfung »Der Mai« (1836), entstanden; ins Deutsche wurde er viermal übertragen: 1844 von S. Kapper in der Prager Zeitschrift »Libussa«, 1862 mit anderen Gedichten Máchas von Alfr. Waldau, 1881 von B. L. Rambausek, 1882 von K. Müller; auch ins Polnische, Schwedische. »Der Mai« wird oft für die kennzeichnendste Erscheinung des čechischen Byronismus erklärt. Wohl hat die Dichtung das neue Genre einer viel reflektierenden und schildernden poetischen Erzählung mit undeutlicher Handlung, mit rätselhaften Charakteren, mit den einander ergänzenden Natur- und Stimmungsmalereien diesem großen Muster des damaligen Europas zu verdanken, aber trotzdem steht das Werk als ein Spiegelbild des wirklichen inneren Lebens des Dichters ganz eigenartig da. Den Vorwurf verdankt der Dichter seiner jugendlichen Lektüre und der gleich-

zeitigen litterarischen Mode: der Räuberhauptmann Wilhelm, »der furchtbare Herr der Wälder«, welcher in der Kindheit von seinem Vater in die Welt verstoßen worden war, tötet den Verführer seiner Geliebten und in ihm zugleich, ohne es zu wissen, seinen Vater, büßt seine schreckliche Tat am Galgen, reißt seine Geliebte durch sein Unglück mit in den Tod. Der Dichter versuchte namentlich durch eine tiefe Meditation des Helden in der Nacht vor seiner Hinrichtung die Schicksalstragik eines Menschen zu schildern, den die Gesellschaft zur Vernichtung verurteilt, weil er durch unverschuldetes Los die Weltordnung gestört, weil er menschliche Gefühle kundgegeben hat. Mit dem Geschick Wilhelms verknüpft der Dichter die schmerzliche Trauer über sein entschwundenes schönes Kindesalter. Seine Zukunft vergleicht er mit einem Pilger, der hinter einem Felsen am Horizont verschwindet, um niemals mehr zu erscheinen. »Das ist mein zukünftiges Leben. Wer reicht solchem Herzen einen Trost? Ohn' Ende ist die Liebe! — Enttäuscht ist meine Liebe!« Durch die ganze Dichtung windet sich eine ergreifende Naturstimmung. Er spricht darin künstlerisch seine tiefe Weltanschauung aus, indem er jene ewige, mildtätige Harmonie, welche die Natur gegenüber der Vergänglichkeit alles Menschlichen festhält, schildert. Die prachtvollen, mit dem Seelenleben des Helden in Einklang gebrachten Leidenschaftszeichnungen und Stimmungsbilder gehören zu den vornehmsten Schönheiten des Werkes. Die schönen poetischen Bilder, die anmutsvollen melodischen Verse passen sich den Szenen und den Stimmungen rhythmisch an und verschmelzen mit dem Inhalt zu einem harmonischen Ganzen.

Nach der Herausgabe des »Mai« dachte Mácha an eine Anstellung. Dazu drängte ihn sein intimes Liebesverhältnis. Im Sommer übersiedelte er nach Leitmeritz, wo er als absolvierter Jurist die Stelle eines Praktikanten annahm. Seine Finanznot wurde drückender, als er um seine »Lori« und den neugeborenen Sohn zu sorgen hatte. Gerade als er zu der Heirat alle Vorkehrungen getroffen hatte, ereilte ihn ein tragisches Los. Infolge von Überanstrengung und Verkühlung bei einer Feuersbrunst zog er sich eine schwere Krankheit zu und starb im völligsten Mangel den 5. November 1836. Unwillkürlich gingen durch dieses tragische Los Máchas Grabesvorahnungen und

Stimmungen, welche seine Zeitgenossen so abstießen, in Erfüllung.

Máchas Dichtungen waren ganz neue Töne im Chor der čechischen Dichtergemeinde. Was Wunder, daß man sie als störende Disharmonie vernahm und sie als unpatriotisch verurteilte? Es war nicht nur der Mangel an Verständnis für neue Richtungen, welchem man in allen Litteraturen begegnet: man fürchtete für die schwache nationale Litteratur eine Gefahr daraus. Man glaubte nach so vielen Bemühungen das Geheimnis einer wahren čechischen volkstümlichen Dichtkunst gefunden zu haben, indem man sie auf die Grundlage des slawischen Volksliedes gestellt hatte; man bedachte nicht, daß man mit dem Gebot, auf dieser Grundlage zu verharren, zugunsten der Bequemlichkeit, die sich nicht gerne mit dem Suchen neuer Ziele und neuer Ideale bemüht, dem čechischen kulturellen Leben vor den europäischen Ideen, dem allgemeinen Fortschritt und den allmenschlichen Interessen, welche die Weltlitteraturen beherrschen, die erste chinesische Mauer aufbaute und der čechischen Poesie Starrheit aufzwang. Bei anderen slawischen Völkern — und auch bei den Deutschen — fand man im Ablehnen des vermeintlich gefährlichen Byronismus ein Beispiel; bei den Polen bekämpften die Klassizisten mit ähnlichen Gründen die Romantiker, die russischen Slavjanophilen traten scharf gegen die russischen Byronisten Puškin, Lermontov und andere auf. Mácha und seine Anhänger wollten ihre Freiheit und ihre starke dichterische Individualität nicht durch das eng aufgefaßte Volkstum und ein typisches starres Kunstideal beschränken lassen.

Máchas Bedeutung in der čechischen Litteratur brachte erst die Generation zur Geltung, welche in den Jahren geboren wurde, in denen „Der Mai“ entstand. Nach einigen Jahrzehnten nach dem Tode Máchas setzte sie sein Werk, welches durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen worden war, fort; namentlich versuchte sie jene „Rückkehr in die Heimat“, welche sich Mácha vorgenommen hatte. Infolge des zufälligen Todes Máchas konnten in der čechischen Poesie die damaligen Ideen und Richtungen mit anderen Litteraturen nicht gleichen Schritt halten. Das čechische Volk verlor einen Geist, der gereift zu den ersten Zierden jeder Weltlitteratur gezählt werden müßte.

Nach dem Tode Máchas bemühte sich umsonst K. Sabina (1813—1877), seines Freundes dichterisches Werk seinem Volke in die Hände zu geben. Er sah seinen Versuch, die gesamten Schriften Máchas 1845 erscheinen zu lassen, mit dem ersten Bändchen scheitern. Sabina selbst unterlag als Dichter (»Gedichte« 1841) dem Weltschmerze Byrons, meditierte gerne, ohne das Herz des Lesers hinzureißen, bewunderte mehr die Natur, als daß er für sie gefühlt hätte, und neigte sich der politischen Poesie zu. Nach dem Muster Platens, Lenaus schrieb er namentlich polonophile elegische Lieder. Als einflußreiches Mitglied der čechischen Radikalen verbreitete der ewig mit der Armut ringende Proletarier während der politischen Freiheit zum ersten Male in der čechischen Journalistik die Ideen des Sozialismus. Seine litterarische und politische Wirksamkeit büßte er nach 1849 mit einem siebenjährigen Kerker. Er versuchte sich häufig auch in romantischer Novellistik. Sabina liebte grauenhafte, spannende Handlungen, rätselhafte Gestalten, wie in der Erzählung »Der Totengräber« (1844). Ernsthafter, jedoch flüchtig gearbeitet waren seine späteren umfangreichen sozialen, politischen und thematischen Romane »In der Wüste« (1863), »Belebte Gräber« (1870), »Morana oder die Welt und ihre Nichtigkeiten« (1874) u. a. Sabina schrieb auch Dramen und Libretti. Unter dem Pseudonym Leo Blaß erschien nach seinem Tode der politische Roman »Die Sturmvögel der Revolution in Österreich vor dem März 1848« (1879). Sein Verdienst liegt auf dem Gebiete der Kritik. Da konnte er sich durch seine weite Rundschau, durch sein treffendes Urteil, seine fortschrittliche, geistreiche Auffassung und Darstellungsweise nachhaltiger geltend machen. Sein Versuch einer gründlichen Geschichte der čechischen Litteratur (1866) war wissenschaftlich verfehlt. Bessere Dienste erwies seine deutsch geschriebene Abhandlung (unter dem Pseudonym Leo Blaß) »Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts« (1877). Mit anderen politischen Gefangenen amnestiert, kehrte er 1857 nach Prag zurück, wo er als Litterat lebte und trotz seines unermüdlichen Fleißes oft mit seiner Familie der empfindlichsten Not ausgesetzt war. In seinen letzten Jahren wurde er geheimer Polizeidienste überführt, als Volksverräter gemieden und seine verdienstvolle litterarische Tätigkeit ungerecht mit Schweigen übergangen.

Eine ähnliche Entwicklung erfuhr auch die litterarische Tätigkeit Václav Bolemír Nebeský (1818—1882), eines schwermütigen, empfindsamen Romantikers. Seit 1851 wirkte er als Sekretär des Böhmischen Museums und Redakteur der Musealzeitschrift. Als stark rezeptiver Geist unterlag er den Einflüssen Máchas, Sabinas, Mickiewicz', Byrons, Heines, vor allem aber Lenaus, zu dem ihn verwandte Geistesneigungen am meisten hinzogen. Der Schmerz ist der Grundton seines ganzen Dichtens; verständnisvoll wählte Nebeský den dichterischen Zunamen Bolemír (»Schmerzensfried«), welchen die späteren Enttäuschungen in seinem Leben und Wirken rechtfertigten. Er verfaßte träumerische melancholische Liebeslieder, sensitive Naturstimmungsbilder mit süßem Behagen an der Natureinsamkeit. Seine Gedichte erschienen gesammelt erst 1886. Seine größere lyrisch-epische Dichtung »Die Antipoden« (»Protichůdci«, 1844), eine undeutliche, schilderungssüchtige, mystische philosophisch-abstrakte Allegorie, wollte an der Sage von der Pestjungfrau und dem ewigen Juden Ahasver den Konflikt des Materialismus mit dem Idealismus und eine Philosophie der Geschichte im Sinne Herders und Hegels in Kunstform kleiden. Doch die Absicht scheiterte an der schwachen Schaffenskraft des Dichters.

Bald wandte sich Nebeský, der sich einer feinen ästhetischen Bildung, einer seltenen Belesenheit in den Weltlitteraturen rühmen konnte, zur litterarischen Kritik und zur Litteraturgeschichte. Vom weiten Gesichtspunkte der europäischen Litteraturen verfocht er die neuesten fortschrittlichen Richtungen und trat für Mácha auf, wodurch die jüngere Generation manche fruchtbare Anregung erhielt. In der Litteraturgeschichte nahm er sich die Brüder Schlegel, Grimm, Lachmann, vor allem G. Gervinus zum Vorbild und beleuchtete geistreich, doch größtenteils ohne philologisch-kritische Gründlichkeit die bedeutendsten Erscheinungen der altčechischen Litteratur vom Standpunkte der vergleichenden Methode und des kulturgeschichtlichen Hintergrundes. Wertvoll waren auch seine zahlreichen Übersetzungen der griechischen und lateinischen Dramatiker, des Aristophanes (»Die Acharner«, »Die Ritter«, »Die Frösche«), Aischylos (»Prometheus«, »Die Eumeniden«), Terentius (»Die Brüder«), Plautus (»Die Kriegsgefangenen«) u. a. Als aus-

gesprochener Romantiker zeigte sich Nebeský auch in seinen Übersetzungen neugriechischer Nationallieder, spanischer Romanzen, in seinen Studien über Calderon de la Barca, über den »Kalevala«, Shakespeare, in seinen Abhandlungen über das indische, griechische, serbische und russische Epos, über die čechischen Volkslieder, über die griechische und römische Litteratur. Und so geriet der begeisterte Byronist und Anhänger »des jungen Deutschlands«, ein Freund des deutschen »jungen Böhmens«, auf den Boden, auf dem vor ihm namentlich Čelakovský für die heimische Litteratur die weitesten Einblicke in die Volksprodukte der Weltlitteraturen gewinnen wollte.

Elftes Kapitel.

Die junge Slowakei. L. Štúr und seine Schule. Das politische Erwachen. K. Havlíček. Die Rückkehr zu der slawischen Idee. Die Reaktion.

Einen besonderen Charakter trug die neue litterarische Bewegung in der ungarischen Slowakei. Da meldete sich in den dreißiger Jahren die slowakische Jugend von dem Strome der neuen Ideen ergriffen zur nationalen Arbeit. Aus dem Mittelpunkte des slowakischen Kulturlebens, aus dem Preßburger Lyzeum, kam der erste Anstoß. Nach dem Beispiel der Preßburger »Gesellschaft« begründete man auf anderen protestantischen Lehranstalten Studentenvereine, besorgte slawische Bücher, führte Lehrkurse der Muttersprache und anderer slawischen Sprachen ein, übte die Rednerkunst, machte litterarische Versuche, welche man rezensierte und die besten in eigenen litterarischen Organen, in der Zeitschrift »Hronka« (1836—1838) und zwei Almanachen, veröffentlichte. Die heimische Litteratur, namentlich Kollárs »Slávy Dcera«, Šafaříks Forschungen auf dem Gebiete der slawischen Altertümer und Litteraturen, die Epopöen aus der slowakischen dunklen Vergangenheit von Jan Hollý bildeten ihre Evangelien und wurden treu nachgeahmt. Die slawische Wechselseitigkeit im Geiste Kollárs erschien ihnen als Erlösung aus der nationalen Erniedrigung. Die jungen Dichter eiferten für ihr vernachlässigtes Volk, fanden an ihm große, bisher unbekannte Vorzüge und trachteten es durch seine Erweckung zu heben. In Čelakovskýs Sinne begeisterten sie sich für die Volkspoesie, sammelten fleißig ihre Produkte und ahmten sie nach.

Doch fanden zu den Gemütern der jungen slowakischen Dichter auch moderne Strömungen Zugang. Sie nahmen sich der in Böhmen geächteten Poesie Máchas sowie des verketzerten scharfsinnigen Hegelianers Math. Fr. Klácel an; ihre Leier erklang wie im Westen Europas von politischen Liedern; freier und unverhüllter, als es in Böhmen geschehen konnte. Die Jugend zwang diese strenge Bewachung zu geheimen, nur ihr selbst gefährlichen Verbindungen. In Ungarn waren der Zensurdruck und die geheime Polizei nicht so fühlbar; deswegen flüchteten sich auch die Čechen, wie K. Sabina, mit ihren polonophilen und politischen Gedichten in die »Hronka«. In Ungarn gewann das unglückliche Polen sowohl unter den Slowaken als auch den Magyaren wie in der ganzen gebildeten Welt begeisterte Anhänger. Wie in Böhmen, wurden auch in Ungarn Platens feurige und zornige »Polenlieder«, Lenaus wehmütige, tief erschütternde polenfreundliche Dichtungen gelesen, das weitverbreitete Lied von Julius Mosen »Die letzten Zehn vom vierten Regiment« mit der melancholischen Melodie Lud. Bergers bei Zusammenkünften gesungen. Die polnische Emigrantenlitteratur, besonders Ad. Mickiewicz, wurde jetzt statt der abstrakten allslawischen Begeisterung zur Herzenslektüre dieser jüngeren Generation. Man ermunterte sich zu männlichen Taten. Die kampflustige Stimmung, der verborgene Grimm gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit, gegen die Magyaren und die Wiener Regierung, welche beide durch viele gewaltsame Maßregeln die bittere Unzufriedenheit zu reizen nicht unterließen, ließ sich deutlicher vernehmen. Der Sturm ist in diesen politisch-patriotischen Liedern das beliebteste Bild des erwarteten Kampfes. Es klingt wie das entfernte Getose des stürmischen Jahres 1848.

Ludevít Štúr (1815—1856) trat an die Spitze dieser jungen litterarischen Gemeinde, und bald führte er das gesamte geistige Leben seines Volkes. Er war nur ein mittelmäßiger Dichter, auch seine Ideen waren nicht ganz originell. Die Kollársche slawische und Humanitätsidee paßte er später, nach seinen Studien in Halle (1838—1840), wo ihn Hegels Philosophie mächtig anzog, der Hegelschen Auffassung der Geschichte der Menschheit an, indem er die Führerrolle in der Dichtkunst und der Kultur in der Zukunft auf die Slawen übertrug. Seine Anhänger gewann Štúr durch die Macht seiner sittlichen und

wissenschaftlichen Überzeugung, durch sein seltenes organisatorisches Talent und durch den Zauber seiner Persönlichkeit. Willig unterordneten sich die jungen Geister seinem Gebot, als er den lässigen alten J. Palkovič auf dem Stuhle der čechischen Sprache und Litteratur vertrat, besuchten fleißig seine beredten, verständnisvollen Erläuterungen der vornehmsten slawischen Dichter, Kollárs, Mickiewicz', Puškins u. a., der slawischen Volkspoesie, lernten slawische Sprachen, für die Genüsse der Naturschönheit gaben sie ihre studentischen Liebschaften und Trinkgelage auf, weihten ihr selbstverleugnendes Leben der Arbeit für das Volk. Dadurch sollten sie zum Ideal des hohen Schriftstellerberufes herangezogen werden — kurz ein neuer romantisch, später auch politisch gefärbter »Göttinger Hainbund«. Aber die magyarische Regierung, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, namentlich aber seit dem Tode Franz' II. (1835) immer deutlicher die gewaltsame Magyarisierung der zahlreichen ungarischen Völker anstrebte, verbot Štúr seine freiwillige Wirksamkeit an dem Preßburger Lyzeum und führte ihn so einer eifrigen publizistischen Tätigkeit zu.

Da überraschte Štúr seine Anhänger mit dem Plane einer selbständigen slowakischen Schriftsprache, in einer Zeit, als der Bernoláksche Separatismus durch das besondere Verdienst dieser jüngsten Generation für abgetan betrachtet werden konnte. Obzwar sie die Ideen Hollýs, der seine Dichtungen in der Bernolákschen Schriftsprache verfaßte, übernommen hatte, verfochten die Jungen eifrig die Einheit der čechoslawischen Schriftsprache. Die nationale Existenz stand in der Slowakei noch schwächer als in Böhmen und Mähren. Die bisherige gemeinsame čechoslawische Schriftsprache genoß keine Staatsautorität; im Gegenteil sahen die Magyaren, welche für Ungarn das Magyarische als Staatssprache immer bewußter beanspruchten, in dieser Verbindung mit den Čechen eine Stärkung des slawischen Elementes und ein Hindernis für ihren Plan. Der zahlreiche slowakische Kleinadel bot den Slowaken noch weniger eine politische Stütze als der böhmische Adel den Čechen. Die mächtigen und reichen magyarischen Magnaten mit Vorliebe nachahmend, entfremdete er sich immer mehr dem Volke und bildete für die Magyarisierung das schmiegsamste Material. Die gemeinsame čechoslawische Schriftsprache hielt also in Ungarn die einzige Autorität

der protestantischen Kirche, die ihren alten Traditionen treu blieb. Die katholische Hierarchie paßte sich wie immer der Macht an und verließ die Sache des Schwächeren.

Wohl hatte Štúr, der ein prophetisch reiner Charakter war, redlichst gemeinte Gründe für seine Trennungspläne: durch die neue Schriftsprache, welche nicht die alte Bernoláksche Sprache, sondern den typischen slowakischen Mitteldialekt zur Grundlage nahm, hoffte er mehr zur Seele des Volkes durchzudringen, sein Bildungsniveau und sein Nationalbewußtsein zu heben, die Katholiken mit den Protestanten zu vereinigen, den sich entfremdenden Adel mit dem Volke näher zu verknüpfen. Ein gar zu großes Zutrauen in die Macht der Ideen und des geschriebenen Wortes, eine fromm naive Geringschätzung der wirklichen Verhältnisse! Man war geneigt, alle Mängel der armseligen Volkserziehung auf die alte Schriftsprache zu schieben.

Die Jünger Štúrs, welche ihm innigst ergeben waren, entflammten wie immer für den Gedanken ihres Meisters. Der neu begründete litterarische Verein »Tatrín« betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die neue Schriftsprache ins Leben zu führen. Der willigste Gehilfe Štúrs, Jos. Miloslav Hurban (1817 bis 1888), evangelischer Prediger, Dichter, Belletrist, Philosoph und Litterarhistoriker der jungen Slowakei, ließ seinen Almanach »Nitra« (1842—1853) seit 1844 sowie seine Revue »Slowakische Umschau« (»Slovenskje Pohladi«, 1846—1848, 1851 und 1881 erneut) in der Štúrschen Schriftsprache drucken. Štúr selbst gab seit 1845 in der neuen Sprache seine wichtige »Slowakische Nationalzeitung« (»Slovenskje Národňje Novini«) mit einer belletristischen Beilage »Der Tatraadler« (»Orol Tatránski«) heraus. Man erläuterte die neue Schriftsprache in selbständigen Schriften, suchte die schwankende Orthographie und die Grundsätze der nicht festbegründeten Sprache wissenschaftlich zu begründen und sie gegen bevorstehende harte Angriffe zu schützen.

Als einige unbesonnene Eiferer diesen Schritt auch in Mähren nachahmen und ihre Dialekte zur Schriftsprache erheben wollten, stellte sich die ganze čechische Schriftstellergemeinde einmütig dagegen. In dem Buche »Stimmen über die Notwendigkeit einer gemeinsamen Schriftsprache für die Böhmen, Mähren und Slowaken« (1846) vereinigten dreiunddreißig hervorragendste

Schriftsteller, die meisten Slowaken, ihre Verwahrungen gegen diesen gefährlichen Schritt; der Kampf wurde leidenschaftlich in den Zeitungen fortgeführt. Gegen die Separatisten führte man Gründe an, welche noch heute ihre Geltung nicht verloren haben: man bedrohe mit der selbständigen slowakischen Schriftsprache das einheitliche ethnographische und sprachliche Ganze, die bisherige, seit Jahrhunderten aufrechterhaltene Kulturentwicklung, man schwäche das ganze čechoslawische Volk und werde namentlich den unentwickelten östlichen Zweig des Stammes dem politischen Ansturme der Magyaren preisgeben. Jedoch das große Beispiel der nationalen Zucht und der Selbstverleugnung, die man früher bei den Träumen von der gemeinsamen slawischen Schriftsprache angeführt hatte, die deutsche Schriftsprache, welche sprachlich voneinander entferntere Stämme, als es die Čechen und Slowaken sind, verband, dies Beispiel verhinderte nicht die verhängnisvolle Trennung. Schmerzlich traf diese Tat die schwächeren Slowaken selbst. Die Leidenschaften legten sich später, aber die Wunde im nationalen Körper vernarbte nicht so bald. Heute gewöhnt man sich, die slowakischen litterarischen Produkte als Bestandteil der čechischen Litteratur zu behandeln, ähnlich wie die mundartlichen Dichtungen J. P. Hebels, Reuters, Groths u. a. der deutschen Litteratur angehören.

Die Sache der »jungen Slowakei« führten sehr talentierte Männer von starkem Willen und Energie. Sie gaben ihren Bestrebungen eine breite Grundlage. Auf das Volk wirkten die einflußreichen Organe Štúrs und Hurbans ein, ihre populären Schriften, das feurige lebende Wort, welches diese Geister meisterhaft beherrschten. In der Poesie und Belletrie konnten sie sich einiger Talente rühmen, mit denen nur wenige von den čechischen Dichtern zu wetteifern vermochten.

Unter den jungen Dichtern gebührt der erste Platz Ondrej Sládkovič (eigentlich Braxatoris, 1820—1872). Seine Enttäuschung in der jugendlichen Liebe besang der träumerische, gefühlvolle evangelische Geistliche in dem lyrisch-epischen Gedicht »Marína« (1846), zu dem ihm neben Byrons Poesie hauptsächlich Puškins »Onëgin« zum Muster diente. Seinen Liebesschmerz überwand der viel meditierende Dichter mit einem dichterischen romantischen Traum: er ließ sich nach Kollárs

Beispiel von seiner poetisch verklärten Geliebten zu den Diensten für sein Volk weihen und zeichnete dann die Pflichten und Ideale eines jungen Patrioten. Trotz dieser patriotischen Tendenz gewann Sládkovič bei den sittenstrengen Štúristen, welche die Geschlechtsliebe als einen Tand aus der Poesie verbannten und eine starke Dichtkunst im Volksgeiste anstrebten, wenig Dank. Volkstümlich sollte wenigstens dem Stoff nach das dichterische Hauptwerk Sládkovičs, die umfangreiche, in schwunghafter Sprache verfaßte lyrisch-epische Dichtung »Der Detvan« sein (beendet 1848, gedruckt erst 1853). Die Detvanen bilden den eigenartigsten Stamm der Slowaken; sie leben abgesondert von der Welt in den düsteren, erhabenen und anmutigen abgelegenen Schluchten der südlichen Tatra. Sie bilden den dankbarsten Gegenstand des Studiums für den heutigen Folkloristen. Unter diesem Stamme wirkte auch Sládkovič als evangelischer Prediger. An ihm konnte er das Ideal »der jungen Slowakei« des im Charakter, feineren Sitten und Bildung vervollkommneten slowakischen Volkes verkörpern. Es war ein Vermächtnis der Romantik; der politische Demokratismus brachte es mit sich, daß man tiefer in das Leben und die Seele des wirklichen Volkes eindrang. Der ethnographische Gehalt des Gedichtes, die trotz ihrer Idealisierung markigen Volksgestalten, das eigenartige Leben der größtenteils als Hirten lebenden, kunstvoll Holz schnitzenden Detvanen, ihre altertümlichen Gebräuche und Sitten, ihre leidenschaftlich um das lodernde Hirtenfeuer getanzten Nationaltänze, ihre originellen, melancholisch gesungenen und von einem sonderartigen Instrument, der »Fujara«, begleiteten Lieder, lebhafte Szenen des wirklichen Lebens, die fein gezeichneten Naturbilder fesseln den heutigen Leser noch immer. Sládkovič hat diesen vergessenen charakteristischen urwüchsigen Zweig entdeckt. Die Schwächen des Epikers treten in der Dichtung hell zutage. Verfehlt war namentlich der Kunstgriff, dies Interesse an dem gegenwärtigen Volksleben in die ferne Vergangenheit — ins 15. Jahrhundert — zu versetzen. Trotzdem bleibt aber »Der Detvan« die größte dichterische Leistung »der jungen Slowakei«. Von den späteren Dichtungen Sládkovičs war die bedeutendste »Graf Nikolaus Zrinský« (1866).

Die Poesie Sládkovičs war dem gemeinen Mann nicht zugänglich und daher auch nicht imstande, das Volk aus seiner

Lethargie zu erwecken. Dies Ideal schwebte den übrigen Dichtern »der jungen Slowakei« vor. Sie schmiegten sich dem slowakischen Volkslied an. Aber ihre Lieder und Balladen füllten sie mit den Ideen und Tendenzen ihrer Zeit. Die meisten von ihnen waren als politische Agitatoren tätig. Über alle ragen Samo Chalupka, Janko Kráľ und Jan Botto hervor.

Aus dieser dichterischen Dreizahl steht der evangelische Prediger Samo Chalupka (1812—1883), der seine tatkräftige Liebe zur Freiheit als Freiwilliger auf den Schlachtfeldern Polens bezeugte, der Form und dem Geist des Volksliedes und dem Volksherzen am nächsten; seine Lieder sang auch das Volk. Wie K. J. Erben, ist er wenig fruchtbar; seine Freunde sammelten später seine zerstreuten Gedichte und konnten sie in ein Buch — »Die Gesänge Samo Chalupkas« (1868) — zusammenfassen. Große Begebenheiten der slawischen Urgeschichte, romantisch gefärbte Szenen und vor allem wirkungsvolle Balladen der slowakischen Vergangenheit bildeten die beliebtesten Vorwürfe Chalupkas. Der genialste unter diesen Dichtern, Janko Kráľ (1822—1876), ist ein Künstlersonderling, dessen wunderliches Wesen die Tradition noch übertrieben hat. In der bewegten Zeit der vierziger Jahre verließ er 1846 seine Advokatenkanzlei, hielt sich gerne unter den Gebirgshirten auf und agitierte unter dem Volke, ähnlich wie der Breslauer Universitätsprofessor Hoffmann von Fallersleben unter den Deutschen, durch feurige Reden und politische Belehrungen, vor allem aber durch das sangbare Lied für die Freiheit. Er wurde von den fanatischen magyarischen Kossuthschen Radikalen gefangen und von dem Tode am Galgen nur durch das energische Einschreiten des Ban Jelačić, welcher mit 60 000 Mann gegen Budapest zog, gerettet. Králs Gedichte sind lauter Improvisationen, Lieder und Balladen; sie sind durch seine Freunde vor dem Feuer gerettet worden. Alle diese Dichtungen atmen die starke Subjektivität des Dichters: die Schwermut, welche den Dichter aus menschlicher Gesellschaft treibt, Ahnungen großer Stürme und eines opferwilligen Todes, dagegen wieder maßlose Hoffnungen auf den Sieg der Freiheit und utopische Träume von der Verbrüderung aller Völker sind die Haupttöne dieser schwungvollen, eruptiven Schöpfungen. Kráľ und Chalupka besingen den slowakischen Nationalhelden Jánošik, der in der Wirklichkeit ein 1713 hingerichteter Räuber

und ein Rächer im Sinne eines Rinaldini, Frà Diavolo, Karl Moor an den gewissenlosen Herren, ein Wohltäter des gemeinen Mannes war. Diesen Dichtern ist Jánošik ein Symbol des durch die politische Bewegung befreiten selbständigen Volkes geworden. Jan Botto (1829—1881), ein Ingenieur von Beruf, widmete ihm seine größte Schöpfung, eine lyrisch-epische Dichtung von neun Gesängen: »Der Tod Jánošiks« (1862). Botto unterlag dem Einfluß des Volksliedes wie dem »Mai« Máchas. Die epische Handlung durchwirkte er mit Naturbildern, mit melancholischen humanitären Meditationen. In seinen Balladen symbolisierte er am liebsten das Leben seines Volkes, für welches er zuletzt nur den einzigen Ausweg in der Kollárschen slawischen Wechselseitigkeit sah.

In der schönen Prosa nimmt unter den slowakischen Belletristen Jan Kalinčák (1822—1871), Gymnasialprofessor, die erste Stelle ein. Er war ein ästhetisch fein gebildeter Kenner der Volkspoesie, über die er jedoch als ein Bewunderer der Poesie Máchas, Heines, Petöfis die Kunstpoesie stellte. Der reale Geist Kalinčáks wandte sich bald von den Versen der Prosa zu. Unter den starken Einflüssen der polnischen Novellistik, namentlich Mich. Czajkowskis, und der čechischen Vorbilder konnte sich Kalinčák von der historischen Belletrie nicht lossagen, aber sein nüchtern beobachtender Geist fand seinen eigentlichen Wirkungskreis in der Behandlung des gleichzeitigen heimischen Lebens, wo er geradezu ein Bahnbrecher wurde. Seine Novelle »Der heilige Geist« (1848) schildert lebhaft und humorvoll den ungarischen Kleinadel. Diesen wählte er zum Gegenstande seiner meisterhaften Darstellung auch in seinem bedeutendsten Roman »Restauracia« (1860). Kalinčák opferte eine streng zusammenhängende Romanhandlung der Charakteristik der Landedelleute auf, deren Leben und Gesinnung, Interessen und Gebrechen jahrhundertelang dieselben blieben. Er versammelt sie zu den Gauwahlen der autonomischen Beamten, der sogenannten Restauracia. Sie sind weder an Gütern und Wohlstand gesegnet noch gebildet, hängen jedoch stolz sowohl an den lächerlichen Titeln im überlebten veralteten Latein als auch an ihren adeligen Vorurteilen; im Bewußtsein ihrer Standesprivilegien prahlen sie mit ihrer Tapferkeit und Staatsklugheit, in Wirklichkeit tagen sie monatelang unfruchtbar auf den autonomen Kongregationen

und Gaulandtagen, wobei man nur redselig spricht und streitet, zecht und tanzt und Schulden macht. Das war gewiß für einen Demokraten und Liberalen, wie es Kalinčák war, ein dankbarer Vorwurf für die Satire. Seine polnischen Vorbilder Czajkowski, H. Rzewuski, Mickiewiczs »Herr Tadeusz« reichten ihm nur Zündstoff zur Beleuchtung der eigenen slowakischen Welt. Nicht so glücklich war Kalinčák in der historischen Novellistik (der Roman »Orava«, 1870, u. a.).

Der gewaltige Strom der politischen Ideen rief in den vierziger Jahren die čechoslawischen Schriftsteller zur politischen Arbeit. Zum zweiten Male sprengten die freimütigen Gedanken des Westens das absolutistisch reaktionäre Bollwerk der österreichischen rücksichtslosen geheimen Polizei und der stumpfen Zensur. In dem politisch freieren Ungarn fing der Kampf an. Die nationale Frage bildete bei den Čechoslawen den Hauptgegenstand ihres politischen Trachtens. Es galt ja das Volk vor der Germanisation und vor der Magyarisation zu schützen. Bei den Gegnern ging man in die Schule. In Ungarn wuchs infolge der alten Traditionen und der europäischen konstitutionellen Bestrebungen ein lebhafter Widerstand gegen den Wiener Absolutismus. Der geniale magyarische Publizist Ludwig Kossuth, der durch die unwiderlegliche Macht der neuen demokratischen Schlagworte, durch sein hervorragendes organisatorisches Talent die Massen des Volkes bezauberte, verbreitete durch sein viel gelesenes Organ »Pesti Hirlap« (seit 1841) die Grundsätze der Selbstbestimmung des Volkes, aber auch der aristokratischen Vorherrschaft des magyarischen Volkes in Ungarn.

Gegen diese nationale Ungerechtigkeit wehrten sich die nichtmagyarischen Völker. In L. Štúr fand dieser Punkt des politischen Programms Kossuths, mit dem er sonst den Konstitutionalismus, den Demokratismus und andere Grundsätze des politischen Liberalismus teilte, den wirkungsvollsten Gegner. Štúr vertauschte bald die Politik der Petitionen, der demütigen Deputationen zur Regierung und zu dem Herrscher mit der öffentlichen Tribüne auf dem ungarischen Landtage, wo seine seltene Beredsamkeit manche Triumphe feierte, und in der Publizistik. Er verteidigte vor dem Ausland die heilige Sache seines Volkes in deutschen Broschüren und Aufsätzen, namentlich in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«, dem beliebtesten

Organ des damaligen Österreich, vor seinem eigenen Volke in der schon erwähnten »Slowakischen Nationalzeitung«. Aber über der Politik vergaß Štúr in seiner Zeitung der kulturellen Sendung nicht. Er setzte sich darin für die Reform des Schulwesens ein, für das er den Unterricht in der Muttersprache anstrebte, er forderte die Gemeinden zur Begründung von Bibliotheken, von wirtschaftlichen Gesellschaften auf, kämpfte gegen den schlimmsten Feind der armen Slowaken, den Alkoholismus, und verbreitete andere ähnliche fortschrittliche Gedanken. Während aber die beschleunigte politische Entwicklung in Ungarn diese erfolgreiche publizistische Tätigkeit gewaltsam unterbrach und Štúr mit Hurban an die Spitze der kriegerisch naiv geführten slowakischen Heerscharen gegen die Magyaren stellte, erreichte sie in Böhmen und Mähren ihre Blüte. Während der Reaktion ins Privatleben zurückgedrängt, widmete sich Štúr der litterarischen Tätigkeit. Er schrieb in čechischer Schriftsprache »Über die Volkslieder und Sagen der slawischen Völker« (1853) und die publizistische Abhandlung »Die Slawen und die Welt der Zukunft«, welche in russischer Sprache herausgegeben wurde (1867). Zur Sicherung der nationalen Existenz empfiehlt er den slawischen Völkern die Anlehnung an das russische Volk.

Die bewegte, politisch frühreife Zeit erzeugt vortreffliche publizistische und politische Talente. Karel Havlíček (1821—1856), den genialsten unter den gleichzeitigen österreichischen Journalisten, leitete der eigene feste Wille und eine eiserne Selbstzucht zum vorgesetzten Ziele. Aus reiner Religionsbegeisterung wollte er sich dem Berufe eines katholischen Geistlichen widmen; er hoffte zugleich in diesem Berufe die nötige Muße für seine schriftstellerische Tätigkeit zu gewinnen. Aber dem national gesinnten, für Bolzanosche liberale Religionsanschauungen glühenden Jüngling stellte sich der reaktionäre, jesuitisch spürerische und gewaltsame, beschränkte Geist der Seminarleitung entgegen. Nach schmerzhaften inneren Kämpfen gab er den hergebrachten Glauben auf und verließ nach einem Jahre das Seminar als erbitterter Feind der Hierarchie. Solchen Enttäuschungen war er fast sein ganzes Leben ausgesetzt. Sein selbständiger, überlegender, kritischer Geist fühlte sich erst dann befriedigt, als er auf den Trümmern der herkömmlichen An-

schauungen neue, seine eigenen aufbaute. Freiwillig geht er durch ein Feuer, welches schmerzhaft brennt, aber zugleich stählt und läutert. In seinen ersten dichterischen Versuchen, die innerlich so wahr sind, empfindet man jenes Gefühl des inneren Schmerzes, welches sowohl die Poesie Kollárs als auch Máchas charakterisiert. Wie er seine Entsagung den hergebrachten Religionsanschauungen mit Versen begleitete, so trauerte er über den landläufigen Patriotismus, worüber andere jubelten, und war sich unserer nationalen Ohnmächtigkeit schmerzlich bewußt. Dieselben Gedanken entlockten ihm die in der čechischen Poesie radikalsten versifizierten Äußerungen über die brennendsten politischen Fragen.

Als eifriger Bekenner der Kollárschen slawischen Wechselseitigkeit begab sich Havlíček als Erzieher nach Rußland, um in Wirklichkeit kennen zu lernen, wovon andere nur träumten. Er erkaufte diese Sehnsucht nach selbständiger Anschauung mit unaussprechlichen Seelenqualen, wie wir sie aus seiner kostbaren Korrespondenz kennen. Der anderthalbjährige Aufenthalt unter den Russen (1843—1844) brachte ihn um den reizenden Traum der slawischen Wechselseitigkeit, deren Leblosigkeit er erkannte. Sein Russophilentum schlug in den bittersten Haß gegen das offizielle Rußland, wo er so viel Finsternis, Ungerechtigkeit und Unterdrückung sah, um. Durch die Vereinsamung seiner Gesinnung und Gefühlsweise reifte sein Geist schnell zu jener festen, fast harten Männlichkeit. In den größten inneren Qualen gewöhnte er sich, wie er selbst gesteht, »im Scherze zu sprechen, weil es am besten ist, mit ihnen lachend zu kämpfen«.

In Rußland erlebte er die fruchtbarste Periode seines litterarischen Schaffens. Unter Lessings, seines Lieblings, Führung und dann selbständig lernte er die vornehmsten Epigrammatiker der Weltlitteraturen kennen. Havlíček verfaßte über 200 Epigramme. Selten kann eine andere Litteratur einen Epigrammatiker aufweisen, welcher in diese Martialsche, scharf zugespitzte Form einen so gewichtigen Inhalt seines inneren Lebens, einen so scharfen Ausdruck und beißenden Witz hineingelegt hätte wie Havlíček. Jedes Sinngedicht sollte nach des Dichters Anschauung eine höhere Idee ausdrücken. Was der Gegenstand dieser winzigen Gedichte ist, erhellt annähernd aus der Einteilung seiner Sammlung: I. der Kirche; II. dem König; III. dem Vaterlande; IV. den

Musen; V. der Welt. Sie erwuchsen aus seiner čechischen Natur und aus unseren besonderen Verhältnissen, wie die Epigramme Čelakovskýs. Havlíček ist gewiß der witzigste unter den čechischen Schriftstellern; sein Witz wird durch die berechnende Kombination des Verstandes gebildet; er steht näher dem römischen Geist als dem hellenischen, näher Voltaire als Heine. Die Form des Sinngedichtes erscheint bei Havlíček in der höchsten Vollkommenheit, jener sorgfältig gefeilte, unerreichbar einfache Ausdruck. Seine Invention ist sehr verschiedenartig, in der Charakteristik meisterhaft erschöpfend. Von dem Aufenthalte Havlíčeks in Rußland gewann die čechische Litteratur köstliche ethnographische und reisebeschreibende Aufsätze in »Den Bildern aus Rußland«. Sie zeichnen sich durch eine geistreiche, originelle Beobachtungsgabe und Auffassung aus, mit einem aufrichtig demokratischen Sinn, mit einer seltenen Charakteristik ausdrucksvoller Gestalten, mit einer plastischen, witzigen, satirischen und humoristischen Darstellungsweise. Havlíčeks Studien der russischen Litteratur haben wir einige Übersetzungen aus den Schriften Gogols (darunter auch den Roman »Die toten Seelen«), den Havlíček wegen seines nationalrussischen Charakters über alle russischen Schriftsteller schätzte, zu verdanken.

Havlíček hatte keinen Sinn für Máchas Poesie wie für die Poesie Puškins, Lermontovs in Rußland. Seine Erudition ging getreu auf Čelakovskýs Spuren: er studierte das slawische Volkslied, ahmte die Form des Volksliedes nach; unter den Slawjanophilen in Moskau, deren Anschauungen über die Kunstpoesie ihm näher standen als ihre soziale und menschliche Lebensweise, erstarkte diese Auffassung. Aber trotzdem steht er mit Mácha in einer Reihe in der Bekämpfung der verflachten patriotischen Richtung in der čechischen Poesie. Energisch trat er gegen den čechischen Nationalpatriotismus auf, unter dessen Heiligkeit künstlerische Mittelmäßigkeit und Eitelkeit Schutz suchten und welcher das Nationalleben schlaff zu machen drohte. Er wählte sich nach Lessings Rat einen bezeichnenden Vertreter dieser Richtung, den beliebtesten Novellisten J. K. Tyl, dessen sonstige Verdienste um die čechische Litteratur der strenge Kritiker gerne anerkannte. In seiner berühmten Kritik eines Romans von Tyl (»Der letzte Čeche«) sprach der junge Schriftsteller so kühn und originell, wie es vor ihm nie gehört worden war. Gegenüber

dem bloßen sentimentalen patriotischen Wehklagen, patriotischen Singen und Deklamieren verlangte er die patriotische Tat und Arbeit, die Veredelung und Vervollkommnung jedes einzelnen. »Zunächst sei jeder Unsrige selbst ein eifriger, arbeitsamer, ehrenhafter, gebildeter Mensch und dann erst ein Nationalpatriot.« Noch tatkräftiger als seine Vorgänger verlangte Havlíček die eigene Nationalkultur, welche von fremder Kultur, namentlich der deutschen, unabhängig wäre. Was Havlíček selbst zu diesem Ideal beizutragen vermochte, war groß. Die Kritik erfocht durch diese Tat ihr Recht in der čechischen Litteratur; Havlíček lehrte dadurch die čechische Litteratur ihren litterarischen Charakter zu suchen, den strengen Maßstab der Weltlitteraturen anzunehmen. In gleichem Sinne sprach der fünfundzwanzigjährige Schriftsteller über die slawische Frage sein Wort. Er verwarf die romantische Utopie der gemeinsamen slawischen Schriftsprache. Statt des abstrakten einzigen slawischen Volkes stellte er den nationalen Individualismus auf: »Mit Nationalstolz werde ich sagen: ‚Ich bin ein Čeche', aber niemals: ‚Ich bin ein Slawe'.« Trotzdem war auch Havlíček ein Herold des slawischen Gedankens, aber nur im praktisch-politischen Sinne; namentlich strebte er den sogenannten Austroslawismus, d. h. die politische Einigung aller in Österreich wohnenden Slawen, an.

Zu ähnlichen Resultaten wie Havlíček gelangten auch andere; aber niemand besaß die Energie wie er, sie so deutlich künstlerisch oder kritisch auszusprechen. Wie Havlíček durch den Gedanken der slawischen Wechselseitigkeit nach Rußland, so wurde Jan Pravoslav Koubek (1805—1854) durch dieselbe Idee nach Galizien gelockt, nach sechsjährigem Aufenthalte daselbst enttäuscht, aber nicht zur neuen Auffassung des Gedankens wie Havlíček bewogen. Zu Havlíček bildete Koubek einen Gegensatz. Er trug alle Eigenschaften des Epigonentums an sich. Ein Widerstreit zwischen seinem Wollen und Können war das Los seines ganzen Lebens. Er befaßte sich mit großen litterarischen Plänen, aber seine wirklichen Versuche sind größtenteils nur matte Schatten der stärkeren Schöpfungen seiner Vorgänger. Seine Poesie popularisierte nur die slawische Humanitätsidee Kollárs. Koubek war ein abstrakter Denker, er besaß die Gabe nicht, die quälenden Probleme philosophisch zu durchdringen. Aus diesem Zwiespalt rührte seine Verstimmung und Unzufrieden-

heit und das fragmentarische Wesen seiner Poesie her. Nach Čelakovskýs und Langers Beispiel versuchte sich Koubek in der gesellschaftlichen und litterarischen Satire, welcher er seine persönliche Bitterkeit beimischte, in den matten Satiren »Die Sylvesternacht« (1846) und dem »Frauenkongreß« (1847). Aus seiner trostlosen Zeit flüchtete sich der Dichter in den »Gräbern der slawischen Dichter« zu größeren Geistern in die Vergangenheit und verdolmetschte an ihnen Kollárs Kulturanschauung, Philosophie der Geschichte, die zukünftige glorreiche Aufgabe der slawischen Völker in der Entwicklung der Menschheit. Das Lebenswerk Koubeks sollte die Satire »Des Dichters Reise in die Hölle« bilden, welche jedoch trotz der mehrmaligen Wiederaufnahme der Arbeit nur ein umfangreiches Fragment ohne Handlung mit überwuchender Reflexion, Didaktik und Moral blieb. Die frischeste dichterische Schöpfung Koubeks ist sein Pfeffelisch-redseliges Gedicht »Das Rokoko«, in welchem lebhafte Gestalten, die Stimmung der Zeit mit einer höheren Auffassung des Lebens verbunden sind. Eine slawisch-patriotische Tendenz verraten auch Koubeks wissenschaftliche Aufsätze. Seit 1839 wirkte er als Professor der čechischen Sprache und Litteratur an der Prager Universität. Für die jüngere Richtung der čechischen Litteratur blieben seine litterarischen Aufsätze und Vorträge, in denen er seine Hörer mit den neuesten Vertretern der Weltlitteraturen bekannt zu machen suchte, von größtem Belang. Mit Koubek verbanden Havlíček manche verwandte Anschauungen, er wollte gemeinsam mit ihm einige litterarische Pläne durchführen; Koubek gehörte auch zu den fleißigsten Mitarbeitern von Havlíčeks Zeitungen.

Der erste Schritt Havlíčeks zur journalistischen und politischen Tätigkeit — seit 1846 wurde er Redakteur des einzigen damaligen čechischen politischen Organs, der »Prager Zeitung«, und ihrer belletristischen Beilage, der »Čechischen Biene« — lenkte ihn von der beabsichtigten belletristischen Laufbahn ab. Seit dieser Zeit stellte der Publizist den Dichter in den Schatten. Er fand darin sein Element; außerdem begriff er die große Bedeutung der Tagespresse für die Kulturentwicklung und Erziehung des Volkes. Im Gegensatz zu den anderen Čechenführern, die zu viel an der Vergangenheit hingen, begriff er die Wichtigkeit der lebendigen Gegenwart. Den zukünftigen Generationen ist Havlíček das

Muster eines Journalisten geworden. Als der neue Geist 1848 auch nach Österreich eindrang, konnte sich Havlíček des größten Verdienstes rühmen, daß er sein Volk zur Teilnahme an seinem politischen Leben erweckt hatte. Da begründete er, indem er sich die Druckfreiheit zunutze machte, sein unabhängiges Blatt, die »Nationalzeitung« (»Národní Noviny«, 1848—1850), eines von den ungefähr fünfzig neu entstandenen čechischen politischen Organen. In dieser Zeit der allgemeinen Berauschung durch die unverhoffte Freiheit wendete er seinen ganzen Einfluß darauf, die Massen von dem unbesonnenen Radikalismus und von den Gassenstürmen zurückzuhalten und die Freiheit durch Selbstbeherrschung zu erwerben. »Ich bin ein großer Feind der Revolution«, sagte er, »ich halte besonders auf die Revolution in den Köpfen und den Herzen.« Und während der militaristisch-hierarchischen Reaktion bewährte er sich als der unerschrockenste und fast einzige Verfechter der Freiheit und der Rechte seines Volkes. Seine politische Tätigkeit breitete Havlíček auf die mannigfaltigsten Kulturgebiete aus. Die Grundsätze des aufklärerischen Rationalismus und der Humanität, die politischen Ideen des Rotteck-Welckerschen Liberalismus paßte er dem čechischen Geiste und den čechischen Bedürfnissen an, zum Nutzen seines Volkes benützte er die tiefsten Weltideen, wie die selbstverleugnende Kleinarbeit in kleinstädtischer Zurückgezogenheit. Er drang in den Geist seines Volkes, bei dem er so viel gelernt, ein. Zum Volke sprach er verständlich, kernig, plastisch, bald ernsthaft, bald mit geißelndem Witz und Satire, er wußte die kompliziertesten Gegenstände und die abstraktesten Begriffe jedem Analphabeten klarzulegen. Dadurch entgeht seine publizistische Arbeit der Ephemerität. Sie wird noch heutzutage aufgelegt und bietet tiefe Belehrung. Die politische Freiheit wollte er durch die innere Kraft sicherstellen, durch die nationalökonomische, moralische und kulturelle Erstarkung.

Über Österreich zogen 1848 schwere Wolken auf: die meisten deutschen Staaten trugen unwillig das Primat Österreichs, welches in der Weltpolitik die finsterste Reaktion vertrat, die italienischen Provinzen Venedig und die Lombardei wie auch Ungarn empörten sich und erreichten bedeutende Erfolge. Von den anfangs März in der Residenzstadt entfachten Flammen der Revolution wurden fast alle Länder, besonders größere Städte mitergriffen. Die

überraschte Regierung überließ alle Macht den Arrangeuren der Empörung. Österreich hatte gleiche Probleme und Aufgaben zu lösen wie viele andere Staaten, namentlich den von dem Absolutismus und dem trägen Feudalismus geschwächten Staatskörper den Forderungen der Freiheit, des gleichen Rechtes und der freien Selbstbestimmung der Völker anzugewöhnen, aber es hatte außerdem noch große innere Schwierigkeiten zu überwinden, die durch die bunten Gegensätze der verschiedenen Völker und ihrer historischen Traditionen gegeben waren. Die Interessen der verschiedenen österreichischen Völker standen sich schroff entgegen, ja, sie bekämpften einander. Unter den Magyaren wurde der Gedanke des Zerfalles des Kaiserreiches gefördert; es entstand schon damals die alldeutsche Idee, welche wünschte, daß die slawischen Völker in der großen deutschen einheitlichen Nation aufgehen sollten. Darum handelte es sich den österreichischen Slawen um die Erhaltung Österreichs, aber eines freien, von historischen und nationalen Staatsindividualitäten gebildeten Österreichs. Alle Parteien strebten die Hilfe des Thrones und der Regierung an: sie wurde regelmäßig demjenigen zugesprochen, der eben als der gefährlichste erschien.

So großen Aufgaben waren die damaligen politischen Koryphäen nicht gewachsen. Mit einem Schlag wurden sie statt der Aristokratie von der Zeitbewegung aus den Advokatenkanzleien, von ihren Schreibtischen und von ihren Lehrstühlen in die politische Arena gerufen, auf einmal sollten sie die politisch-liberalen Doktrinen und Losungen der Zeit mit der so schweren komplizierten Wirklichkeit in Einklang bringen. In dem »Nationalausschuß«, der bedeutendsten politischen Institution, fast einer selbständigen böhmischen Regierung, erhielten sie ihre politische Taufe. Bei den Čechen wurde Palacký zum Führer der čechischen politischen Ideen. Programme wurden vorgetragen und häufig abgeändert, neue Gegensätze, namentlich zwischen den Nationalliberalen und den Radikalen, traten an den Tag. Die čechische Sprache stand im Vordergrund des ganzen politischen Trachtens wie früher des litterarischen. Die Freiheit erklärte man zunächst im Sinne der freien Sprache und des freien Volkstums. Die Gleichberechtigung der čechischen Sprache mit der deutschen wurde anfangs auch von den deutschen Anführern in Böhmen anerkannt. Aber politische und soziale Gegensätze

zwischen den reicheren konservativen Deutschen Prags und zwischen den mehr demokratischen und radikalen Čechen spitzten sich bald zu Feindseligkeiten zu und führten bei diesen zum vollen nationalen Erwachen. Prag, welches man vor 1848 zu zwei Dritteln für deutsch gehalten hatte, wurde über Nacht in demselben Verhältnis čechisch. Dadurch gewannen die Schritte der Čechenführer an Wichtigkeit.

In diesen Kämpfen nehmen die čechischen Politiker zur slawischen Verwandtschaft ihre Zuflucht. Wie früher der litterarische Panslawismus im Pangermanismus sein Vorbild erblickte, so erwuchs jetzt aus dem politischen Großdeutschtum der politische Panslawismus. Das Beispiel des großdeutschen Parlaments in Frankfurt erweckte den Gedanken eines Slawenkongresses in Prag. Zu Pfingsten 1848 trat der Kongreß nach großen Vorbereitungen unter einer imponierenden Anzahl von Teilnehmern mit phantastischen Paradeaufzügen und mit ostentativen Äußerlichkeiten, mit schwungvollen begeisterten Reden, von denen namentlich die schönen tiefen Worte Šafařiks jedermann ergriffen, zusammen. Aber in der Behandlung des Programms und der einzelnen Fragen ergaben sich alte Vorurteile und verschiedene Interessen zwischen der besonnenen Politik Palackýs und der Čechen und den revolutionären Plänen des umsturzsüchtigen Russen Mich. Bakunin. Der Kongreß einigte sich neben einer Adresse an den Kaiser von Österreich zu einem Manifest an die europäischen Völker, welches die Humanitätsideen der panslawistischen Wiedergeburt mit den Gedanken der politischen Dichter verband und für die Freiheit der Völker und gegen die Despoten und Diplomaten eiferte. Der Slawenkongreß wurde gewaltsam aufgelöst, als aus reinem Zufall in den Prager Gassen eine Revolution losbrach. Die slawischen Gäste mußten Prag verlassen. Die gewaltsame Unterdrückung des Prager Pfingstenaufstandes bedeutete den ersten Schlag gegen das selbständige politische Leben und gegen die Freiheit der österreichischen Völker. Es folgte ein unfruchtbares Parlamentieren, wo viel gesprochen und gestritten, theoretisiert und interpelliert wurde, die Wiener Stürme, dann die gewaltsame Auflösung des Reichstages in Kremsier, die Oktroyierung der Reichsverfassung, die Beschränkung der Preß- und Versammlungsfreiheit. Ein törichter Aufruhr einiger jungen Leute im Mai 1849 führte

eine lange peinliche Untersuchung und vieljährige Haft der čechischen Radikalen in fremden Festungen herbei und verhängte über Prag einen mehr als vierjährigen Belagerungszustand, während dessen despotische Willkür ungehindert waltete. Der reaktionäre Despotismus, welcher in ganz Europa wieder freier aufatmete, lebte in Österreich ein ganzes Jahrzehnt kräftig fort und bewältigte die berechtigten Rechte und Freiheitsbestrebungen völlig.

In seinem Kampfe gegen die Reaktion verließ Havlíček niemals den Weg des bestehenden Rechtes und des gültigen Gesetzes. Trotzdem wurde die »Nationalzeitung« 1850 sistiert. Da er in Prag seine Zeitung nicht herausgeben konnte, übersiedelte er außerhalb des Belagerungszustandes nach Kuttenberg, wo er seine berühmte Wochenschrift »Slovan« (»Der Slawe«) redigierte. Für die weitesten Leserkreise bereitete er da eine Auswahl seiner wichtigsten publizistischen Aufsätze »Der Geist der Nationalzeitung« und ein vortreffliches Buch »Kuttenberger Episteln«; letztere waren hauptsächlich den kirchlichen Fragen gewidmet. Die Regierung verfolgte die unerhörten Erfolge des zähen liberalen Journalisten mit den rücksichtslosesten Maßregeln, Konfiskationen und allen möglichen Gewalttätigkeiten und Schikanen. Havlíček zog sich ins Privatleben zurück, um sich der Litteratur zu widmen. Unerwartet aber wurde er um zwei Uhr in einer Nacht vor den Weihnachten 1851 in seiner Wohnung überfallen und nach Brixen in Südtirol zu einer vierjährigen Internierung deportiert. Die Katastrophe des freien politischen Lebens in Österreich führte Havlíček der dichterischen Tätigkeit wieder zu. In seiner Verbannung verfaßte er seine größten poetischen Arbeiten: »Die Tiroler Elegien«, »König Lauron«, »Die Taufe des hl. Vladimír«.

Der reaktionäre Despotismus in Österreich führte wohl viele freisinnige Männer, die an der Spitze der kurzen berauschenden Bewegung von 1848 standen, in Verbannung, Kerker, in Irrenhäuser. Aber niemandes Geschick rührt so tief und erfüllt mit so bitterem Grimm und Haß gegen die rachesüchtigen Usurpatoren der Macht wie das Los Havlíčeks. Es war dies die Wirkung seiner »Tiroler Elegien« (deutsch von R. Illový in der »Čechischen Revue« I, 1907). Er schildert darin seine Gefangennahme und Deportation nach Brixen. Fast jede Einzelheit ist nach der

Wirklichkeit dargestellt — alles war gewiß der lockendste Stoff für ein »Le mie prigioni«. Der Dichter schmiedete ihn durch seinen stimmungsvollen Humor, seine ätzende Ironie und seinen unübertroffenen Witz, durch seine harte Männlichkeit zur wirkungsvollsten Waffe gegen die reaktionäre Regierung. Die »Tiroler Elegien« sind politisch wie das ganze Denken Havlíčeks: schneidend ironisiert er das schwerste erlittene Unrecht von der Staatsmacht, mit schmerzhaft scharfer Satire begräbt er seine Träume von der politischen Freiheit. Doch der Dichter wollte auf einige Augenblicke diese schweren Enttäuschungen vergessen und befaßte sich mit seiner köstlichen, schlichten Dichtung »König Lauron« (»Král Lávra«, deutsch von E. Albert in der »Poesie aus Böhmen«). In ihm hat Havlíček ein launiges irisches Märchen, mit dem ihn der deutsche Dichter M. Hartmann bekannt gemacht hatte, mit dem humorvollen Motiv des antiken Midas, des Königs mit langen Ohren, bearbeitet. Er machte daraus in der ganzen Auffassung und Gesinnung, durch die Gestalten, in Ausdruck und Form ein so kernig čechisches Gedicht, wie sie die čechische Litteratur nur selten aufweisen kann.

Das umfangreichste und bedeutendste dichterische Werk Havlíčeks, »Die Taufe des hl. Vladimír« (»Křest sv. Vladimíra«, deutsch von Dr. V. Vohryzek, 1906), erzählt, wie der Zar Vladimír den widerspenstigen Gott Perun ertränken läßt und einen Konkurs auf eine neue Religion ausschreibt. Es ist des Dichters Lebenswerk. Es entsprang aus den innersten Anregungen. Diese Satire ist der schärfste und wirkungsvollste Angriff auf den weltlichen Absolutismus und den hierarchischen Despotismus, die einander immer in die Hände spielen; also dasselbe Objekt, gegen das die Ausbrüche des Zornes auch der deutschen Dichter, Lenaus, Freiligraths, Herweghs, G. Kellers, »des jungen Deutschlands« u. a., gerichtet waren. »Die Taufe des hl. Vladimír« strotzt von der unerreichbaren karikierenden und parodierenden Kunst Havlíčeks, aber es wird darin auch das alte čechische Motiv laut: der Widerstand gegen jeden Gewissenszwang, gegen jede Vergewaltigung der Überzeugung, der Kampf für die Selbstbestimmung des Volkes. So ergänzt Havlíčeks dichterische Tätigkeit in mancher Hinsicht seine publizistische Arbeit. Trotzdem sein dichterisches Talent einseitig

war und die Vernunft darin überwog, hinterließ Havlíček der čechischen Litteratur ein kostbares Vermächtnis.

Die Dichtungen Havlíčeks konnten bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt werden, aber sie wurden fleißig abgeschrieben und heimlich gelesen. Um desto häufiger werden sie in der jetzigen Zeit aufgelegt. So bleibt Havlíček in jeder Hinsicht ein Zukunftsmensch und ein Ideal für sein Volk: als Dichter, als Publizist und Mensch. Als Dichter bot er seinem Volke ein Muster der inneren Wahrheit, der vollkommensten Übereinstimmung der Seele und des Kunstwerkes; als Mensch erhob er seine Nachfolger durch seine persönliche Größe, durch seine Charaktertiefe, seinen hohen moralischen Standpunkt, durch sein echtes Čechentum. Als politischer Vorkämpfer bleibt er ein Ideal der wahren Unerschrockenheit, Energie und weisen Überlegung, einer tätigen Liebe zur Freiheit und eines wahren Gerechtigkeitsgefühls. Und noch teurer macht ihn dem Volke sein Märtyrertum und sein frühzeitiger Tod. Lange war es ihm nicht gegönnt, seinen männlichen Grundsatz zu erfüllen: »Früher starben die Männer für die Ehre, für das Wohl ihres Volkes, wir aber werden aus demselben Grunde leben und arbeiten.« In seiner Verbannung in dem stumpfen Milieu des klerikalisierten Südtirols fühlte sich Havlíček seines Elementes, des Zusammenlebens mit seinem Volke, beraubt und litt darunter sehr schwer. »Hier sitze ich halb lebendig, halb tot,« schilderte er seinen Seelenzustand nach zwei Jahren seiner Internierung. Er befaßte sich mit größeren litterarischen Plänen, trug dazu mit seinem beispiellosen Fleiß das nötige Material zusammen, aber er konnte außer den erwähnten Dichtungen und anderen kleineren Arbeiten keinen ausführen. Nach fast vier Jahren kehrte er gelähmt am Geiste, eine unheilbare Krankheit im Leibe in seine Heimat zurück. Seine Gattin fand er begraben, sein Vermögen in Trümmern, seine Freunde unter dem Drucke der demoralisierenden Reaktion ganz verändert. Mit Schmerz ertrug er es, daß man ihn mied, den von der Gewaltherrschaft gebrandmarkten Proskribierten, dessen im Privateigentum gefundene Schriften einen genügenden Grund zum Einkerkern boten. Geistreich symbolisierte seine große Mitdulderin, Božena Němcová, seine Bedeutung und sein Leiden durch einen mit Dornen durchflochtenen Lorbeerkranz, den sie am 1. August 1856 auf seinen Sarg legte.

Havlíček war nicht das einzige Opfer der reaktionären Verfolgung. Nicht nur die Mitglieder der radikalen Partei — größtenteils Studenten —, welche einen jugendlich-naiven Putsch veranstaltet hatte, erfuhren eine beispiellos strenge Strafe, sondern alle liberal gesinnten Politiker wurden verfolgt. Viele von den Schriftstellern und Publizisten büßten ihre Begeisterung für die politische Freiheit im Kerker, in Verbannung oder in gezwungenem Militärdienste. Wie man vor dreißig Jahren die Anhänger Bolzanos maßregelte, so wurden jetzt namentlich freisinnige Geistliche, die in dem Freiheitsrausch 1848 die Idee gefaßt hatten, über die nötigen Reformen in der katholischen Kirche sich auszusprechen oder ihre wissenschaftliche Überzeugung frei zu verkünden, rücksichtslos verfolgt. Ähnlich erging es früher schon dem ersten selbständigen čechischen Philosophen, dem Bolzanisten Vincenc Zahradník (1790—1836), der eine Sammlung Äsopisch-Lessingscher Fabeln (1832 und 1834) herausgegeben und mehrere wichtige philosophische Abhandlungen verfaßt hatte. Freier denkende Professoren wurden ihres Amtes enthoben. Dies Los traf den Kreuzherrnordenspriester Augustin Smetana (1814—1851), den tiefsten und überzeugungstreuesten unter den bisherigen čechischen Philosophen, einen unerschrockenen Verfechter der Gesinnungsfreiheit. Er mußte seine Lehrtätigkeit an der Prager Universität aufgeben. Obzwar er nur Deutsch schrieb, nimmt seine philosophische Arbeit in der Ideenentwicklung des čechischen Volkes eine bedeutende Stelle ein. Vor allem erschien der Hegelianismus dem Staate und der Kirche gefährlich. Aus der Hegelschen Philosophie ausgehend, verkündete Smetana in der Natur, in der Geschichte, in der Religion eine Entwicklung im Sinne des Fortschrittes und der endlichen gänzlichen Humanisierung der Menschheit. Er trachtete danach, seinem Volke eine Rolle unter anderen Völkern zu verschaffen, baute namentlich eine tiefe Philosophie der čechischen Vergangenheit im Sinne der Geschichtsauffassung Kollárs und anderer auf, die die Führung in der zukünftigen Kulturentwicklung von den Deutschen auf die Slawen übertrugen (»Die Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen vom allgemeinen Standpunkte aufgefaßt«, 1848; von den übrigen Schriften Smetanas sei »Der Geist, sein Entstehen und Vergehen« [1863] erwähnt). In Konsequenz seiner religiösen Überzeugung trat er aus der katholischen Kirche aus, wurde

dann exkommuniziert und von der katholischen Hierarchie bis über das Grab hinaus gehaßt und verfolgt. Seine autobiographische »Geschichte eines Exkommunizierten« (1863) wurde von A. Meißner herausgegeben. Der Professur der Philosophie wurde der Dichter Fr. Mat. Klácel entsetzt, verbreitete aber seine freisinnigen Gedanken als Publizist, dann als beliebter Privatlehrer, der seine allmenschlichen humanitären Ideen und seine pantheistische Auffassung durch eine von ihm begründete »Čechisch-mährische Bruderschaft«, durch seine eifrige Korrespondenz und seine philosophischen Schriften — er verfaßte »Die Ethik« (»Dobrověda«, 1848) u. a. — zu verbreiten suchte. Während der Reaktion mußte er sich in sein Kloster zurückziehen, verließ es aber 1869 und suchte in Amerika eine neue Wirkungsstätte. Eine ähnliche Maßregelung erfuhr auch der dritte Hegelianer, Jan Ig. Hanuš (1812—1869), der seit 1835 als Philosoph an den Universitäten in Wien, Lemberg, Olmütz und zuletzt in Prag (1849—1852) gewirkt hatte und seines Amtes enthoben wurde. Er schrieb in čechischer und deutscher Sprache mehrere philosophische Abhandlungen und Lehrbücher. Insbesondere ist er aber durch seine naturphilosophischen phantastischen Spekulationen auf dem Gebiete der slawischen Mythologie bekannt, durch welche er wie Kollár nicht geringe wissenschaftliche Verwirrungen angerichtet hat (»Wissenschaft des slawischen Mythus«, 1842, deutsch; in čechischer Sprache »Mythologischer slawischer Kalender« [1860] u. a.). Nachhaltiger waren seine litterarhistorischen und bibliographischen Arbeiten.

Zwölftes Kapitel.

Das čechische Volksleben in der Belletristik. Božena Němcová.

In einer trostlosen Zeit der čechischen Litteratur, als die älteren Vertreter, wie Kollár, Čelakovský, Turinský, J. J. Marek, Rubeš, Koubek, Havlíček, Tyl, Štúr u. a., einer nach dem anderen den Kampfplatz des Lebens verließen, die jüngeren, wie Erben und Nebeský, die Poesie aufgaben und sich wissenschaftlichen Arbeiten zuwandten, als die besten Charaktere, wie Havlíček und Palacký, als Proskribierte gemieden wurden, als sich die Leitung der čechischen Kultur in den Händen des militärischen Kommandanten und des Polizeidirektors befand, als die Regierung die Germanisationsbestrebungen betätigte und so unter den Völkern des Staates Vorurteile und Haß verbreitete, ist die litterarische Tätigkeit der Božena Němcová (1820 bis 1862), deren ganze Erscheinung zum ersten Male in der čechischen Litteratur an die großen weiblichen Individualitäten der deutschen Romantik, einer Karoline und Dorothea Schlegel, einer Bettina Brentano erinnert, einer von den wenigen Lichtstrahlen in die fernere Zukunft.

Ihren litterarischen Namen trägt B. Němcová nach ihrem Manne, einem Finanzwachunterbeamten. Sie war das älteste von den vierzehn Kindern des Stallmeisters Joh. Pankel, eines Deutschen. Wie ihr Vater, stand auch ihre Mutter, die čechischen Ursprungs war, als Kammerfrau in den Diensten der abenteuerlustigen, liebesmüden Herzogin Katharina von Sagan, welche nach ihren beständigen Irrfahrten in ihrem Schlosse Ratibořice unweit von Böhmisch-Skalice im nordöstlichen Böhmen gerne verweilte. Da wurde das kleine Bärbchen in einem anmutigen

Tale unter einem eigenartigen čechischen Menschenschlag größtenteils der Fürsorge ihrer klugen, vortrefflichen Großmutter anvertraut. Da keimen die Anfänge ihres originellen litterarischen Wesens. Als heißbegehrtes schönes Mädchen wuchs sie unter den Eindrücken romantisch übertriebener Liebesromane auf. Dann lebte sie an der Seite eines Mannes, den ihr die kühl berechnenden, mit Kindern gesegneten Eltern empfohlen hatten, an dem ihr Ideal eines liebenden, gefühlvollen, gebildeten Mannes enttäuscht war.

Die litterarische Tätigkeit der B. Němcová begann, als ihr Mann 1842 zum vierjährigen Aufenthalt nach Prag versetzt wurde. Die einnehmende, geistreiche Frau vertiefte im Verkehr mit den gebildeten Vertretern der čechischen Litteratur ihre Bildung und ihre Lebensanschauungen. Da gab sie sich ohne Rücksicht auf die konventionellen Anstandsschranken vertraulichen schwärmerischen Freundschaftsverbindungen mit gebildeten und geistreichen Männern hin und nährte in sich und in ihnen tiefe Liebesneigungen. Der vielseitig gebildete und künstlerisch feinfühlende Professor der medizinischen Fakultät Dr. Jos. Čejka (1812—1852), ein Kenner fremder Sprachen und gewandter Übersetzer spanischer Romanzen, Shakespeares, südslawischer Litteraturen, ein bedeutender Faktor in der nationalen Kulturarbeit, sowie V. B. Nebeský, machten sie mit den Ideen und Strömungen des »Jungen Deutschlands« bekannt. Die jugendliche Frau hörte neue Ideen über die Hebung des Weibes und seine hohe Sendung in der menschlichen Gesellschaft, über das Recht, ungebunden von den Fesseln der Konvention, den individuellen Gefühlen und Neigungen zu leben, über demokratisch humanitäre Ideen und Neigungen, über die Aufgaben der Litteratur, welche das lebendige, wirkliche Leben widerspiegeln soll. Diese Anschauung verlangte eine kühne Teilnahme der Dichter an den mächtigen Bestrebungen und Reformen, an sozialen Problemen der Zeit. Diese Gedanken stärkte der Umgang im Kreise bürgerlicher Frauen und Mädchen, welche eine zum Wohle des Volkes und besonders zur Hebung der Frau zielende Tätigkeit entwickelten. Sie wurden für die kühnen, etwas phantastischen Pläne des vielbereisten Arztes Karel Slavoj Amerling (1807—1884) gewonnen. Dieser arbeitete unermüdlich als Schriftsteller, Redner und Lehrer an einer der pansophischen Akademie Komenskýs ähnlichen all-

gemeinen Erziehungsanstalt, »Budeč« genannt. Neben den üblichen Kenntnissen erlangten da die Schüler praktischen Schulunterricht in ihrem Handwerk — es war also ein Versuch um die späteren Gewerbeschulen —; diese Schule enthielt eine Mädchen- und Lehrerbildungsanstalt. Mit »Budeč« wurde außerdem eine humane Naturheilanstalt verbunden. Aber nach einigen Jahren scheiterte diese Unternehmung an dem Mangel an Geldmitteln. Die zahlreichen čechischen und deutschen sozialphilosophischen, naturphilosophischen und pädagogischen Abhandlungen Amerlings sind wegen einer unmäßigen Neuerungssucht und einer gesuchten Ausdrucksweise schwer verständlich. Auf Amerlings und Čejkas Anregungen ergaben sich die Mädchen und Frauen ihres Gesellschaftskreises einer eifrigen litterarischen Tätigkeit. Von diesen Gedanken erfüllt, schlug auch die für die čechischen Nationalbestrebungen schon früher gewonnene B. Němcová in ihren Erstlingsschöpfungen, in ihren erotischen und nationalpatriotischen Gedichten, einen in der čechischen Litteratur neuen Ton von den erhabenen Aufgaben des selbstbewußten Weibes im nationalen Leben an.

Nachdem in dem Prager anregungsreichen Milieu die seltenen künstlerischen Anlagen der Němcová erwacht waren, wußte sie überall, wo sie hinkam, dem Leben reichen Stoff für ihr dichterisches Schaffen abzugewinnen. Darin beruht hauptsächlich ihre Sendung. Die objektive Welt, ihre Jugenderinnerungen bekamen in der Glut ihrer reichen Gefühle und Stimmungen, ihrer Anschauungen und Tendenzen eine ausgeprägte künstlerische Gestalt. Ihre Lebensumstände verbanden die Dichterin mit den Volksschichten. Mit ihrem Manne wanderte sie aus einer Gegend in die andere, namentlich im östlichen und westlichen Böhmen. Auf diese Weise erwarb sie sich eine Kenntnis der Seele und Lebensweise des čechoslawischen Volkes, in der mit ihr niemand wetteifern konnte.

Die schönen »Nationalen Märchen und Sagen« (1846 bis 1847), in denen B. Němcová die reichen Erinnerungen aus ihrer Kindheit mit den frisch gesammelten Beiträgen aus der Umgebung von Taus (Domažlice) an der bayerischen Grenze verbunden hatte, bedeuteten ihren ersten durchschlagenden litterarischen Erfolg. Die reich bildende Phantasie der Dichterin, ihr frei fabulierender, subjektiv nachfühlender Geist, ihr feiner, ästhetisch veredelter

Kunstsinn kämpfte in dieser Sammlung mit dem Bewußtsein einer treuen ethnographischen Wiedergabe der Märchen, zu der sie von K. J. Erben angehalten wurde. Dieser »Nachhall« der čechischen Märchen kommt dem »Nachhall der čechischen Volkslieder« Čelakovskýs am nächsten. Die »Nationalen Märchen und Sagen« spiegeln die Volksanschauungen, den Volkswitz und Humor, die Kunst der bezeichnenden Charakteristik, die plastische Ausdrucksweise, die Jahrhunderte lang sich fortpflanzende Lebensweisheit der Sprichwörter in sich ab. Von den Volksmärchen griff B. Němcová weiter in das Alltagsleben des Volkes. In den »Bildern aus der Umgebung von Taus« (1846) verband sie das ethnographische Interesse, ihre seltene Beobachtungsgabe und Detailmalerei mit dem Bestreben, das Volk kulturell und national zu heben. Andere Versuche stellen die Volksgebräuche und Gewohnheiten in einem novellistischen Rahmen dar.

Seit dem Jahre 1850, als ihr Gatte nach Ungarn versetzt worden war, hielt sich B. Němcová dauernd in Prag auf. Ganz anders verlief jetzt ihr Leben als vor einigen Jahren. Zwar wurden Gesellschaften gepflegt, alte Freundschaften aufgefrischt, neue, namentlich auch mit den Philosophen Klácel und Hanuš, geschlossen; sie wurde dafür von den Durchschnittsfrauen der tonangebenden spießbürgerlichen Gesellschaft beneidet und verleumdet. Wie in früheren Jahren, hatte sie auch jetzt unter anhaltender Krankheit viel zu leiden; krank waren öfters ihre vier Kinder, deren Erziehung sie während der jahrelangen Abwesenheit des Mannes sorgfältig leitete. Seit 1853 mit der Erstarkung der Reaktion, die sie tief schmerzte, verfinsterte sich ihr Stern immer mehr; ihr ältester, begabtester Sohn starb; ihr Gemahl wurde seines Amtes enthoben, wozu die litterarische Tätigkeit seiner Frau sowie auch ihre und seine eigene nationalpatriotische Gesinnung als Anlaß angegeben wurde. Die großmütige, über ihre Mittel mildtätige Frau sah sich gezwungen, von den besser situierten Freunden und Bekannten demütigendes Almosen (darunter auch Kartoffeln, abgetragene Kleider) sich zu erbitten. Ihr willensschwacher Mann entfremdete sich im Elend durch seine harte Selbstsucht immer mehr dem Herzen seiner Frau und seiner Kinder. Öfters griff jetzt Němcová zur Feder, um Brot zu erwerben und ihr Herz durch die erlösende Macht der Poesie von der schweren Bedrängnis zu befreien.

Vor Bož. Němcová und nach ihr pflegte die Landnovelle der katholische Geistliche Frant. Pravda (eigentlich Vojtěch Hlinka, 1817—1902). In der Standestendenz an Jeremias Gotthelf, in der Komposition an Berthold Auerbach, zu dem er auch in die Schule ging, erinnernd, schuf Pravda eine stattliche Reihe von Genrebildern des čechischen Dorflebens. Mit den schlichten, realistischen »Erzählungen vom Lande« (»Povídky z kraje«, 1851—1853, fünf Bände, »Gesammelte Schriften« 1871—1877, »Gesammelte Erzählungen für das Volk«, 1877—1898) führte Pravda das čechische Landleben mit wirklichem, liebevollem Verständnis in die čechische Litteratur ein. Ein seltener Reichtum von individuellen Gestalten, eine Fülle der verschiedensten Beziehungen und Umstände des Dorflebens sind die Vorzüge, eine stark hervortretende katholisch agitierende und moralisierende Tendenz und reaktionäre Auffassung der sozialen Entwicklung die Schattenseiten der Belletristik Pravdas. Mit Pravda hat Němcová bloß das Material gemeinsam.

Immer mehr vertiefte sich Němcová in ihre Vergangenheit, holte aus ihren Erinnerungen und reichen Erfahrungen Gestalten und Begebenheiten, an denen sich ihr Sinn erfreute, die ihr in der trostlosen Umgebung als Ideal eines vollkommen glücklichen Menschen vorleuchteten. Es war fast ausschließlich die Welt der Landbewohner, armer und einfältiger Seelen, welche sie sich in ihrer Erinnerung wachrief, mit deren begnügsamer Lebensauffassung sie sich in ihrer schweren Lage tröstete. Ihr humaner Sinn, ihre Gerechtigkeitsliebe, das Übermaß des Gefühls ließen sie ihre Helden nicht rein künstlerisch betrachten, sie verwuchs mit ihnen, verlieh ihnen ihr Herz, verbreitete Verständnis für sie, verteidigte ihre Menschenrechte. So waltet häufig die Tendenz in ihren Werken vor, die Tendenz, eins der mächtigsten Kunstprinzipien des »Jungdeutschland«, dem B. Němcová wie viele jüngeren čechischen Schriftsteller nahe stand. Nicht umsonst wurde ihr George Sand, für welche sich Jos. Čejka während ihres Aufenthaltes in Prag begeisterte, in der künstlerischen Lösung der sozialen Fragen zum Vorbild aufgestellt.

Die brennende soziale Frage ihrer armen Landsleute, die Auswanderung der čechischen Dienstmädchen und Lehrlinge nach Wien, unterzog B. Němcová in den Novellen »Heimweh«, »Bärbchen«, »Ein guter Mensch« zum ersten Male in der čechi-

schen Litteratur einer künstlerischen Behandlung. Die Verfasserin vertiefte stofflich das Gebiet der čechischen Belletrie im Sinne der wahren demokratischen allmenschlichen Humanität, indem sie eine innige Teilnahme für die sozial Schwächeren, oft menschlich Edleren an den Tag legte, erhob mißachtete, elende Wesen (Novelle »Rosalchen« = »Rozárka«) zu Helden ihrer Schilderung. Ein schönes, frisches, gestaltenreiches Bild ländlicher glücklicher lebensfroher Begnügsamkeit holte die Dichterin aus dem ersten Jahre ihrer Ehe in einem čechischen Gebirgsstädtchen zu der Novelle »Arme Leute« (»Chudí lidé«, 1857) hervor. Während diese Erinnerungen ihrem Seelenzustand Beruhigung brachten, schrieb sie eine andere Novelle »Im Schloß und im Schloßflecken« (»V zámku a podzámčí«) mit dem Blut ihres Herzens und machte sie dadurch zu dem wirkungsvollsten, tief in das Gemüt sich einprägenden Bilde von allen ihren Werken. Schroff und rücksichtslos zeichnete sie die Gegensätze — wie sie damals auch waren — zwischen der neugebackenen Herrschaft, welche oben in Prunksucht, in sklavischer Nachäffung des hochgeborenen Adels, unter steten Vergnügungen lebte, und zwischen den für sie schwer arbeitenden elenden Taglöhnerfamilien, welche schlechter als das herrschaftliche Vieh aßen und wohnten, vor Not der Cholerapest zum Opfer fielen. In anderen Bildern stellte die Dichterin, die gegen jede Not stumpfen, beschränkten, vermögenderen Kleinstädter, namentlich Frauen, neben denen sie jahrelang leben mußte, mit einer Treue und Kühnheit dar, wie es vor ihr niemand von den čechischen Schriftstellern vermochte. Sie wollte nicht mehr — wie die älteren Schriftsteller — diese Schichten bloß zum nationalen Bewußtsein wecken, sondern sie durch die Satire zur sozialen Humanität erheben.

Originelle urwüchsige Gestalten der Gebirgsbewohner, namentlich der Choden (Grenzbauern) aus der Umgebung von Taus, ihre Neigungen und Regungen, ihre Lebensanschauungen, ihre Alltagssorgen sowie ihre Feste entwickelte die Dichterin vor dem Leser im regen frischen Fluß ihrer künstlerisch vervollkommneten Darstellung. In der realistischen Erzählung »Karla« (=Karoline) stellte sie eine wirkliche Begebenheit, wie eine Soldatenwitwe ihren in der Fremde geborenen Sohn aus Furcht vor dem Lose, das ihren Mann im unsicheren Soldatenleben getroffen hatte, als Mädchen kleidete und erzog, in objektiver,

klarer Darstellung meisterhaft zu einem satten, wirkungsvollen Bilde. Eine andere Erzählung »Die wilde Bára« (= Barbara) führt ein eigenartiges, in der Natur bei der Herde erzogenes, nach außen rauhes, männlich hartes Schäfermädchen, aber von tiefem, weiblich feinem Gefühl, beglückendem Gemüt, von seltenem Scharfsinn vor; ähnliche Eigenschaften entdeckte die Dichterin in ihrer Jugendzeit an sich selbst. Ihrem eigenen Seelenleben entsprach wohl auch die vortreffliche Schilderung des liebenden Mädchenherzens und das tiefe Freundschaftsgefühl, deren sich Němcová am liebsten als technischen Kompositionsmittels ihrer Novellen bediente. Die Liebe erschien als beliebtes Leitmotiv in den novellistischen Arbeiten der Němcová namentlich in der ersten Periode ihres Schaffens. Das liebende weibliche Herz fand bei der Dichterin das innigste Verständnis und eine feine psychologische Darstellung. Das romantisch komponierte, an ethnographischem Stoff reiche Einzelhofidyll »Die Hütte im Gebirge« ist der Vorliebe der Dichterin für den slowakischen Bruderstamm und seine wunderschöne Heimat entsprungen. Die verschiedenartigsten Eindrücke von der Natur und von den Menschen beschrieb sie mit inniger Teilnahme in einigen realistischen Reiseskizzen aus Ungarn. Den Reisen der B. Němcová nach der Slowakei, wohin sie ihrem Mann dreimal nachgereist war und im lebhaften Verkehr mit den slowakischen Schriftstellern stand, verdankt die čechische Litteratur auch die vortreffliche Sammlung »Slowakische Märchen und Sagen« (1857 bis 1858), in denen die Verfasserin eine treuere ethnographische Wiedergabe dieser Volksschöpfungen anstrebte als in der älteren Sammlung der čechischen Märchen.

In der für die Dichterin schwersten und peinlichsten Zeit schrieb sie eins der liebenswürdigsten und schönsten Werke »Die Großmutter« (»Babička«, 1855, deutsch von Ant. Smital, auch in die englische, französische und rumänische Sprache und fast in alle slawischen Sprachen übertragen). Wie unter ihren unaussprechlichen Entbehrungen und Schmerzen ihr Roman entstanden war, berichtete die Verfasserin poetisch in einem Briefe: »Da flüchtete ich mich in das vereinsamte Gebäude in dem kleinen Tale, zu den Füßen der lieben Großmutter, und als ich ihre klugen Worte, ihre Lieder und Märchen hörte, als vor

mir ihr teures Bild stand, meinte ich, ein Mädchen zu sein, ich lief frohen Mutes über die Wiesen, die Wälder, besuchte alle aufrichtigen Seelen und vergaß bei ihnen der ganzen übrigen Welt mit allen ihren Drangsalen«. Diese erlösenden Erinnerungen, welche schon in ihren sonnigeren Tagen so lebhaft waren, daß sie ihr Tränen hervorlockten, brachten in das Bild des schlichten, glücklichen Lebens am Busen der Mutter Natur, welche die Lebensfreuden des Menschen vermehrt, seine Leiden besänftigt, eine verklärte Perspektive. Das intime Familienleben, das unvergleichlich frisch geschilderte kindliche Leben auf der einsam stehenden »alten Bleiche«, wo Němcová ihre glückliche Jugend verlebt hatte, bildet den Mittelpunkt des episch sich entrollenden Idylls. Die Großmutter, welche ihrem ganzen tiefen Wesen nach die alte urwüchsige Generation der Gebirgsbewohner mit ihren hergebrachten gleichartigen Sitten und Anschauungen vertritt, wird den Kindern eine wunderbare Erzieherin, verbindet durch ihre Person drei Generationen, sie beseitigt jegliche Verstimmungen in ihrer weiteren Umgebung, sie weiß durch ihre Lebensweisheit die schroffen Gegensätze zweier Welten, der hohen Herrschaft und der Untertanen, auf rein menschlicher Grundlage zu überbrücken. »Die Großmutter« ist, wie es die Verfasserin selbst gestand, »das schlichteste Kind der Phantasie«, aber es ist innerlich wahr, es ist von der Dichterin warm durchlebt und gefühlt worden. Von der vertrauensseligen Idee, daß das Glück allen menschlich fühlenden Seelen ohne Unterschied ihres Standes und ihrer Bildung beschieden ist, daß sich seiner eben die Einfalt, unverdorbene, wenn auch ärmste Naturkinder erfreuen, wurde das Werk bestimmt. Das Vorbild der menschlichen Höhe, wie es in der »Großmutter« vorgeführt ist, ist der Dichterin selbst entnommen. Wie die Großmutter, war auch sie so mitleidsvoll, so wohltätig, brachte tiefes Verständnis jedem menschlichen Schmerz, jedem Fehler, jeder Freude entgegen; auch ihre Seele vertiefte sich durch seltene Erfahrungen zu jener wunderbaren Lebensweisheit und jener unvergleichlichen Vornehmheit und Großmütigkeit der Seele, mit welchen sie ihre schweren Lebensbedrängnisse überwand. An dem Stoffe ihres Werkes, an den zahlreichen markigen Gestalten, an den anmutigen romantischen Naturszenerien, an den einzelnen kleinen Begebenheiten, an den Festen und Gewohnheiten, an den novellistisch bearbeiteten Er-

zählungen und Sagen, an der realistischen Detailmalerei hing die Verfasserin mit ihrer ganzen Seele, so daß sie der epischen Entwicklung der Handlung keine Aufmerksamkeit schenkte, aber trotzdem schuf sie ein höchst poetisches, fesselndes Werk. Zu der Popularität der »Großmutter« trägt ihr rein čechischer Charakter, eine schlichte, klare Form, die kernige, anmutsvolle Sprache, welche Němcová dem Volke abgelauscht hatte, bei. Dichter, Maler, Bildhauer, Komponisten werden von der Macht dieses Werkes angezogen und schaffen in seinem Geiste weiter.

Die edelsten Bestrebungen verband B. Němcová mit der realistischen Wiedergabe des čechischen Landlebens in ihrem Herzenswerke, dem Roman »Das Gebirgsdorf« (»Pohorská vesnice«, 1856). Die Verfasserin verlegte den Schauplatz in den ihr teueren čechischen Böhmerwald, dessen deutschen Teil gleichzeitig mit ihr der deutsche Dichter A. Stifter so glücklich zu schildern begann. In dem Roman findet man alle Neigungen und Vorzüge des Beobachtungstalentes der Dichterin wieder: alles ethnographisch Auffallende, die originellen Gestalten der Choden, der alten Grenzwache, Volksbräuche, Volksweisheit, frohe Feste, die treffende Ausdrucksweise der Volkssprache, daneben romantisch bewegte Begebenheiten, verwegenes Pascherleben, gemütliches, glückliches Familienleben, naturwüchsige, die Menschen läuternde Liebesverhältnisse, weniger das kummervolle Alltagsleben fanden in B. Němcová eine meisterhafte realistische Malerin. Mit Vorliebe schilderte sie hervorragende Charaktereigentümlichkeiten der ungarischen Slowaken, die ein Graf auf seinen dortigen Herrschaftsgütern ansiedelte. Aber die Dichterin wollte das geistige und materielle Leben dieser gesunden Volksschichten bereichert und vervollkommnet sehen. Sie betraute den Adel mit der Rolle des Veredelns, des Erhebens des Volkes. Dieses Ideal eines harmonischen Zusammenlebens zwischen dem Volke und seiner für dasselbe uneigennützig arbeitenden aristokratischen Herrschaft schwebte der Dichterin auch in anderen Werken vor Augen. Leider blieb diese ideale Wirksamkeit des Adels keinem Volke so fern wie dem čechischen. Die Kunst der Dichterin scheiterte auch an diesen hochgeborenen Charakteren, für die sie nicht in die Wirklichkeit greifen konnte. Dafür spricht die Gefühlswärme der Němcová zu dem Herzen des Lesers, wenn er ihre tiefen Grund-

sätze über die Erziehung und Bildung des Weibes und über andere brennende Zeitfragen hört, wenn er sich an der Natur und der Kunst entzückt. Dies blieben die teuersten Güter der Seele der Dichterin in ihren maßlosen Qualen.

Es war B. Němcová nicht beschieden, sich von ihren Plagen und ihrer Erniedrigung zu befreien. Ihre litterarische Arbeit wurde in ihrer größten Not von den Verlegern gewissenlos ausgenützt. Gänzlich erschöpft starb sie in ihren jungen Jahren den 20. Januar 1862. Ihr litterarischer Nachlaß ist groß, aber doch entspricht er durchaus nicht dem Reichtum ihres Geistes, den man am besten an den Überresten ihrer überaus reichen, nur zum Teil erhaltenen Korrespondenz messen kann. Das Briefschreiben nahm bei der Verfasserin die meiste Zeit in Anspruch. Ihre Schaffenskraft wurde erst durch ihre schwere Krankheit gelähmt.

Die Werke der B. Němcová sind wie eine Apotheose der Wiederbelebungsidee des čechischen Volkes. Sie vollendete dichterisch, was Čelakovský und Erben mit ihrer litterarischen Tätigkeit anstrebten: sie suchte den gemeinen Mann, den Träger des čechischen Wesens und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, nicht nur im Sinne seiner traditionellen Kunst, sondern in seinem ganzen vollen Leben auf und verleibte ihn dem dichterischen Ideal ein. Ihr gelang das schwerste Problem der erwachten čechischen Litteratur: durch die Darstellung des eigenartig čechischen Lebens zugleich ein Bild des rein Menschlichen zu liefern, was vor ihr Erben mit der Poetisierung der Volkstraditionen erreicht hatte, in der bildenden Kunst gleichzeitig mit ihr der geniale Maler Jos. Manes versuchte. Němcová drückte dies Kunstideal in ihren schönen Worten aus: dies Ideal gebiete »alle Kinder auf einen Namen zu taufen, den Namen ‚Mensch', mit diesem Namen einander zu nennen, ihn heilig zu halten«. So gipfelt in B. Němcová die Hauptidee der čechischen Renaissance, die Idee der Humanität. Sie durchlief alle Entwicklungsphasen der čechischen Litteratur: der romantischen Begeisterung für die Volkspoesie, des Bolzanoschen christlichen demokratischen Philanthropismus, der sozialen und humanitären Tendenzen »Jungdeutschlands«, der gleichzeitigen philosophischen Probleme. Allen vornehmsten Vertretern der čechischen fortschrittlichen Menschen, Künstlern und Gelehrten, stand B. Němcová an der Seite. Sie

half sogar Havlíček in seiner politischen Erweckungsarbeit, mit Havlíček verband sie das Streben nach der inneren Wahrheit, die Kühnheit, sich offen und mit edlem Feuer über die brennendsten Wunden der Zeit auszusprechen, das gleichzeitige Leben der ruhmreicheren Vergangenheit vorzuziehen. In einer Zeit der allgemeinen mutlosen litterarischen Ohnmacht ging sie mit dem Beispiele der gewichtigen Tat und Arbeit voran. So stand B. Němcová auch mit der jüngsten Generation und der weiten Zukunft ihres Volkes in Verbindung.

Die čechische Litteratur der Gegenwart.

Von

Dr. Arne Novák,
Privatdozent in Prag.

Dreizehntes Kapitel.

Die Verjüngung der čechischen Dichtung durch Neruda, Hálek und ihre Zeitgenossen.

Die fünfziger Jahre litten schwer unter dem Bachschen Absolutismus, welcher die sich so hoffnungsvoll regenden Nationen wiederum in das alte Geleise des vormärzlichen Österreich zu lenken wußte. Eine schwere, dumpfe Ohnmacht bemächtigte sich nach der unglücklichen Revolution aller Geister. Der čechischen Nation fehlte es nicht nur an Denkfreiheit, sondern sie vermißte auch einen neuen Lebensinhalt; sie dürstete nach frischen, führenden Ideen, die das kulturelle und litterarische Leben, welches in seiner freien Entwicklung gänzlich gelähmt war, befruchten könnten. Schon das stürmische Jahr 1848 hatte gezeigt, daß man den philologischen und poetischen Sprachenthusiasmus nun auch auf das Gebiet der Politik übertragen müsse, daß der utopische Panslawismus eines Kollár auch in der politischen Praxis Platz haben könnte; daß die so begeistert studierte und bejubelte vaterländische Geschichte eigentlich der Ausgangspunkt eines öffentlichen Kampfes ums Recht gegen die Regierung sein sollte. Doch die Polizei hemmte jede Regung des politischen Bewußtseins im čechischen Volke.

So mußte man sich wieder in die engen Schranken des Schrifttums zurückziehen, wo man aber Schritt für Schritt gewahr wurde, daß es mit den romantischen Ideen der Wiedergeburt zu Ende sei; man mußte sich nach neuen Gedanken, nach neuen Vorbildern, nach neuen litterarischen Werten umsehen.

Einige Versuche dieser Art wurden allerdings schon vor dem Jahre 1848 getan. Der geniale Mácha, dessen trauriges

Leben und düsteres Dichten ein einheitliches Kunstwerk bilden, ist schon in den dreißiger Jahren als poetischer Revolutionär aufgetreten; doch nur wenige Neuerer, die die damalige Öffentlichkeit für litterarische Gecken hielt, wagten es, auf den Pfaden des gelästerten Sängers zu wandeln. Havlíček, der heftig den inhaltleeren Patriotismus und die sentimentale Romantik angriff, um dem bei den Russen gelernten Realismus Bahn zu brechen, fand außer seiner tapferen Mitkämpferin Božena Němcová, die ihr tief poetisches Gemüt oft in den Dienst der realistischen Kleinmalerei stellte, fast keinen Anklang. Einige gelehrte Forscher und Kritiker, denen die moderne Weltlitteratur nicht verschlossen blieb, beschäftigten sich liebevoll mit der zeitgenössischen Poesie der Deutschen, Franzosen und Engländer, ahmten sie in ihren steifen Versen ohne Glück nach, interpretierten sie kundig in ihren Abhandlungen; aber weil sie vereinsamt dastanden, blieben ihre Bemühungen erfolglos.

Erst als die junge Generation, deren Knabenjahre von dem grellen Lichte der politischen Revolution beleuchtet waren, mündig geworden war, versuchte man die Litteratur und durch die Mittel derselben das gesamte Leben im Geiste der modernen Anschauungen zu erneuern. Einige von den Anhängern der radikaldemokratischen Partei vom Jahre 1848 stellten sich in die ersten Reihen dieser litterarischen Jugend, die so oft und so gern die Poesie mit dem Journalismus verwechselte; blutjunge Dichter, die kaum ihre unreifen Erstlingswerke veröffentlicht hatten, wurden in der Polemik am lautesten; man befehdete leidenschaftlich und beredt die ältere konservative Litteratur, und während man entschieden den beschränkten Patriotismus verwarf, bürgerte man eifrig die jungdeutschen Vorbilder und Ideen ein. Das Programm der neuen Schule zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kredo des Jungen Deutschlands. Man verlangt eine lebenswahre und lebensfrohe Kunst, die mit der modernen Zeit im völligen Einklang stehe; dagegen verwirft man das anmutige Spiel der romantischen Phantasie, die auf das Leben keinen direkten Einfluß ausübt, ebenso wie die historische Dichtung, welche alle Aufmerksamkeit von der Gegenwart auf die Vergangenheit lenkt. Man begeistert sich für tendenziöse Litteratur, die sich mit sozialen Problemen beschäftigt; man zeigt eine aufrichtige Vorliebe für das großstädtische Leben, für die arbeitenden

Klassen, für die politischen Wirren; man deckt mit einer gewissen Naivität geschlechtliche Konflikte auf.

Es ist eine antiromantische und liberale Generation, und antiromantisch und liberal sind auch ihre Vorbilder: Byron neben V. Hugo, Heine und Lenau neben den politischen Lyrikern aus den vierziger Jahren, Béranger neben Petöfi, werden gelesen, gepriesen und nachgeahmt. Die jungen Dichter wollten aber keineswegs, wie es ihnen ihre konservativen Widersacher konsequent vorgeworfen haben, bei diesen fremden Mustern sklavisch verharren; sie verlangten von ihnen vielmehr nur fruchtbare Anregungen, wie sie sich zu einer neuen Auffassung der nationalen Kunst emporarbeiten könnten. Die besten von ihnen waren eifrig bestrebt, aus dem čechischen Volksgeiste mit echt künstlerischen Mitteln moderne Litteraturwerke zu schaffen, wie es auf anderen Gebieten ihren beiden großen Zeitgenossen, dem genialen Musiker Bedřich Smetana und dem ungemein originellen Zeichner und feinen Maler Josef Manes, meisterhaft gelungen war. In ihren vollendetsten Schöpfungen sind Jan Neruda und Karolina Světlá diesem Ziele sehr nahe gekommen.

Was allerdings in den meisten poetischen Produkten der neuen Schule befremden mußte, das war ihr unbeholfener, steifer, nüchterner Stil; während man sich von der überschwänglichen, verschwommenen Pathetik und dem zierlichen, süßen Idyllismus der älteren čechischen Poesie abgewendet hatte, mußte man in der trockenprosaischen Alltagssprache dafür Ersatz suchen, und so betonten diese Schriftsteller, die stets unter dem nachhaltigen Einfluß der Journalistik und des Feuilletonstils zu leiden hatten, immer das Charakteristische in der Sprache auf Kosten des Schönen. Neben Mácha, dessen einzig dastehende Sprachkunst von keinem seiner Nachahmer und Schüler erreicht wurde, wirkte von den Vorgängern vielleicht nur K. J. Erben mit seinem bezeichnenden, knappen, zusammengedrängten, scharf geschliffenen Stile; die Führer der ganzen Bewegung, Neruda und Hálek, blieben auch in späteren Jahren der Erbenschen Balladistik getreu.

Zuerst traten die einzelnen Anhänger der neuen Richtung in einer ziemlich farblosen und neutralen Zeitschrift »Lumír« (1851—1864) auf, welcher, lange die einzige belletristische Zeitschrift, sich unter der gewissenhaften Leitung des feinen Kunst-

kenners und geschickten Dramatikers Ferdinand Břetislav Mikovec (1826—1862) einen guten Ruf erworben hatte. Dann versammelte sich die ganze Gruppe in zwei interessanten Musenalmanachen, »Lada Nióla« (1855) und »Máj« (1858—1862), die als kühne Manifeste der neuen Richtung in der düsteren und müden Zeit befreiend und erleichternd wirkten; eine ganze Reihe von litterarischen Gründungen aller Art, die jedoch allzu früh scheiterten, folgte diesen merkwürdigen Publikationen.

Von den älteren Anhängern der neuen Schule ist besonders Josef Václav Frič (1829—1890) mehr durch seine Menschenschicksale als durch seine künstlerischen Schöpfungen interessant. Er bewegte sich sein Leben lang, wie sein älterer Kommilitone K. Sabina, eine rätselhafte, dämonische Existenz, die unter der Jugend gern die verlockende Rolle eines Mannes von Übermorgen spielte, abwechselnd zwischen Rednerbühne und Kerker, zwischen Journalredaktion und Untersuchungshaft; beide haben lange Jahre im Ausland als unfreiwillige Emigranten verbracht. Frič, der seinen Ruhm um fünfundzwanzig Jahre überleben mußte, war ein echter Don Quichotte des politischen und litterarischen Radikalismus: stets predigte dieser ewige Jüngling in kühnen Worten und salbungsvollen Versen die schöne Tat, zu der er selbst nie gekommen ist; sooft er von Freiheit sprach, sprühte er von Begeisterung, Leidenschaft und Stolz — aber als man nach seinem Tode seinen litterarischen Nachlaß musterte, fand man, daß ein dünnes Versbüchlein und ein dickleibiges Memoirenwerk von einem fast lächerlichen Selbstbewußtsein das Endergebnis seines langen Lebens sind.

Fast zwanzig Jahre hindurch hielt man den fruchtbaren und vielseitigen Vítězlav Hálek (1835—1874) für den Führer der ganzen Generation. Sein selbstbewußtes Auftreten, sein feuriges Temperament, sein gebieterischer Geist, seine organisatorische Begabung sowie seine glänzenden Erfolge auf allen Gebieten der Dichtung sicherten ihm lange den ersten Platz in dem gesamten čechischen Schrifttum. Hálek, ein gesunder Sohn des fruchtbaren Mittelböhmens, widmete sich ausschließlich der Journalistik und der Litteratur, und da er, reich verheiratet, auch gesellschaftlich gesichert war, übte er als Kritiker, als Mitarbeiter der populärsten Tageszeitung, der »Národní Listy« (»Nationalzeitung«), als Redakteur von mehreren Zeitschriften (»Obrazy života« [»Lebens-

bilder«] und »Rodinná kronika« [»Familienchronik«], einer vorzüglichen Romanbibliothek, und endlich als mächtiger Faktor in der »Umělecká Beseda« (Künstlerressource«), dem einzigen bedeutenden litterarischen Verein in Prag, einen ungeheueren Einfluß aus. Junge Dichter warben um die Gunst des litterarischen Diktators, čechische Studenten, an die sich Hálek in einer warmen und klugen Tendenzschrift wendete, beteten ihn an, den braven Bürgern, die patriotisch gesinnt, aber litterarisch ungebildet waren, imponierte sein stolzes Selbstbewußtsein, die Damen waren von seinen verführerischen und süßlich sentimentalen Liebesliedern bezaubert. Die Kritik, die sowohl sein Erstlingslied wie auch sein reifstes Liederbuch zum Prüfsteine ihrer analytischen Fähigkeit wählte, bemühte sich zu zeigen, daß seine Kunst ihre oft recht engen Grenzen habe, und daß man in jedem seiner allzu rasch improvisierten Bücher aufmerksam Spreu von Weizen sondern müsse. Aber diese ehrlichen Versuche fanden in der Öffentlichkeit keinen Anklang; Háleks künstlerische Größe wurde zu einer Legende, die erst in der allerletzten Zeit zerstört wurde.

Bei Hálek, der seine ersten, recht holperigen Verse in Erbens balladischer Manier als neunzehnjähriger Student veröffentlicht hatte, war stets die glücklichste Inspiration mit dem völligsten Mangel an poetischer Kultur gepaart. Diesem kraftstrotzenden Temperament, das mit einer leidenschaftlichen Hast arbeitete, gebrach es stets an der stilvollen Disziplin. So sucht man in diesem fleißigen Schriftsteller, dessen Werke elf große Bände ausfüllen, vergeblich den zielbewußten, reifen Künstler.

Wie fast alle Mitglieder der neuen Schule, wurde auch Hálek von allerlei fremden Vorbildern beeinflußt und recht lange beherrscht; als Lyriker lernte er bei Heine und Lenau, als Epiker ahmte er Byron, als Dramatiker Shakespeare nach; auch seine frischen Erzählungen aus dem böhmischen Landleben sind ohne Bret-Harte und Turgeniew nicht denkbar. Doch es gelang ihm nicht, diese Einflüsse organisch zu verarbeiten; überall begegnet man bei ihm den krassesten Nachahmungen, ja wörtlichen und inhaltlichen Reminiszenzen, in seiner Jugenddichtung sogar vergröbernden Zügen, die an unwillkürliche Karikatur und Parodie grenzen. Dabei ist seine Form oft unbeholfen und hart, sein Ausdruck dunkel und schwülstig; überhaupt ist er nie ein Vers- und Reimkünstler gewesen.

Doch der Leser wird dafür durch manche poetischen Vorzüge entschädigt. Hálek besaß eine wundervolle Kraft der unmittelbaren, originellen Beobachtung, einen feinen Sinn für das Individuelle in der Natur und dem Menschenleben; er skizziert die ganze Landschaft mit ein paar leicht hingeworfenen Zügen sicher und treu; er malt eine prächtige Figur aus dem Volke mit wenigen bezeichnenden Strichen seines spitzen, dabei doch satten Pinsels. Seine Helden liebt und haßt er aufrichtig; die Natur betet er in einem begeisterten Enthusiasmus an; für die Freiheit des Individuums sowie des einzelnen Volkes, für die ewigen Rechte des leidenden Menschengeschlechtes, der Tradition und der Konvention gegenüber eifert er mit einem schwärmerischen Pathos. Ein echter Sohn des liberalen Zeitalters, streitet er gegen den staatlichen Absolutismus sowie gegen den starren Dogmatismus der römischen Kirche; hingegen findet in seinen schönen Naturliedern die moderne, wissenschaftliche Lebensauffassung einen schönen, wenn auch sehr naiven Widerhall. Das Einzelne wird bei ihm immer auf Kosten der gesamten Lebenseinheit betont; so sind seine poetischen Erzählungen eine freie Reihe von anmutigen Situationen und üppigen Landschaftsschilderungen; so bieten seine hochtrabenden Dramen kaum mehr als einzelne wirkungsvolle Szenen; so bildet immer eine interessante, bis ins Detail ausgearbeitete Figur den Mittelpunkt der ganzen Handlung in seinen Novellen. Auch in seiner Lyrik hebt sich immer ein eigenartiges Naturdetail, das manchmal geistreich oder witzig pointiert wird, scharf von dem stimmungsvollen Hintergrund ab. In dasselbe Verhältnis zu der gesellschaftlichen Gesamtheit stellt der Dichter seine eigenen Schicksale; ein Epigone des Byronschen Titanismus, verlangt der selbstbewußte Poet eine Ausnahmestellung in der ganzen Menschheit, wie sie dem gotterfüllten Seher und Propheten gebührt.

Als Gymnasiast versuchte sich Hálek in der volkstümlichen Ballade, die bei ihm viel düsterer und derber als bei Erben wurde; bald aber gewannen Heine und Byron sein ganzes Herz. In seinen »Večerní písně« (Abendlieder« 1858, deutsch von G. Dörfl) finden wir einen süßlichen, sentimentalen, verwässerten, witzlosen Heine. Dann folgen zahlreiche Verserzählungen in Byrons Manier, die gewöhnlich eine dunkle und abgeschmackte Handlung in verschiedene, meistens exotische Zeiten und Gegenden

verlegen oder auch einheimische Geschichte allegorisch und pathetisch darstellen. Der dünne epische Faden verliert sich ganz in einer endlosen, überschwänglichen Reflexion und in einer buntscheckigen, üppigen Landschaftsmalerei; es wird sehr wenig gehandelt, aber desto eifriger, oft nur monologisch gesprochen, wobei die Freiheit und die treue Liebe das Hauptthema dieser schwülstigen Tiraden abgeben. Doch es wäre ungerecht, wollte man alle diese Verserzählungen, die volle fünfzehn Jahre umfassen, in einen Korb werfen. Wenn man die erste Verserzählung, »Alfred« (1858), die übrigens allzu sklavisch Máchas »Mai« nachahmt, mit der letzten, »Děvče z Tater« (»Ein Mädchen vom Tatragebirge«, 1871), vergleicht, muß man das ehrliche Streben nach natürlicher Handlung, scharfer Charakteristik, lebenswahrer Poesie anerkennend bemerken.

Das letztgenannte Werk bildet eine lehrreiche Parallele zu Háleks dem Volksleben entnommenen Novellen, die den Gipfel seiner Epik bedeuten. Zuerst interessierte ihn auch in der Prosa das romantische Lebensgewirre auffallender Ausnahmenaturen, deren Schicksale er oft wunderlich ausgestaltete; aber bald warf die erste kräftige Welle des modernen Realismus, den man damals gern als eine interessante Genremalerei auffaßte, ihn auf neue Bahnen. Er vertieft sich in das alltägliche Leben seiner Landsleute aus der mittelböhmischen Ebene, und hier entdeckt er, auf den Spuren von B. Němcová und Fr. Pravda wandelnd, einen unerschöpflichen Reichtum von originellen Typen, von rührenden Schicksalen, von spannenden sozialen Verhältnissen und Beziehungen: da fühlt er sich zu dieser Fülle der heimischen Wirklichkeit hingezogen, da verliebt er sich in diese urwüchsigen Vollblutnaturen, da wird er zum beigeisterten Anwalt dieses Landvolkes. So entsteht neben seinem eigenartigen, kernigen Balladenbuch, »Pohádky z naší vesnice« (»Märchen aus unserem Dorfe«, 1874) eine Reihe von frischen, lebensvollen Novellen und Erzählungen, unter denen besonders die längeren Arbeiten »Na statku a v chaloupce« (»Auf dem Meierhofe und in der Hütte«, 1873) und »Pod dutým kopcem« (»Unterhalb des kahlen Berges«, 1874) zu nennen sind.

Doch blieb die Gunst des Publikums immer eher dem Lyriker Hálek zugewandt. Dieser, nachdem seine Dramen, die in der Entwicklungsgeschichte des böhmischen Theaters ein Kapitel für

sich bilden, den erwarteten Erfolg nicht hatten, widmete seine besten Kräfte einer neuen Liedersammlung »V přírodě« (In der Natur« 1872—1874). Es sind wiederum kleine landschaftliche Bildchen und Naturskizzen, wie Hálek sie auch in seinen frischen Feuilletons und Reiseschilderungen zu zeichnen wußte, anmutige, oft kecke Liebeslieder, wie in seiner älteren Sammlung; hier und da spukt noch immer Heine und Lenau; oft wird der erhabene Naturpantheismus zu einer Naturschwärmerei verwässert. Doch der erotische Gefühlsdusel ist schon gänzlich überwunden; es meldet sich vielmehr ein köstlicher Humor, eine vorzügliche Detailmalerei. Aber wenn der Dichter philosophisch meditieren will, werden seine Gedanken über die ewig gültigen Naturgesetze oft zu bösen Gemeinplätzen, deren süßlicher Optimismus auf die Länge ganz unverdaulich ist. Der Dichter versöhnt jedoch bald seinen verstimmten Leser, indem er mit ein paar plastischen Bildern, in wenigen kräftigen Versen das geheimnisvolle Waldweben und Waldrauschen hervorzuzaubern weiß.

Dieses Versbuch wirkte auf die čechische Lyrik am stärksten; selbst Jaroslav Vrchlický, dessen poetische Kunst ihre Anregungen größtenteils von der ausländischen Dichtung empfangen hat, ließ es in seiner Jugendzeit auf sich wirken; wogegen sich Svatopluk Čech an Háleks byronistische Verserzählungen angeschlossen hat. Von Háleks hübschen Novellen aus dem Volksleben konnte die realistische Prosadichtung erst später manches lernen.

Háleks berückende Persönlickkeit und leicht zugängliche Poesie stellte seinen treuen Kommilitonen und Freund, den weit bedeutenderen und tieferen Künstler Jan Neruda (1834—1891), sehr lange in den Schatten. Man sah in ihm jahrelang nur einen begabten Journalisten, einen flotten Causeur, einen anmutigen Stilisten, der alle Spielarten der leichten Prosaskizze, vom ausgelassenen Feuilleton bis zur genrehaften Kleinmalerei des modernen Lebens, von der farbenreichen Reiseschilderung bis zum geistreichen Theaterberichte meisterhaft beherrschte; man nahm zugleich an, daß seine dünne lyrische Quelle, die er in seiner Jugendzeit durch Röhren und Druckwerk aus sich heraufpressen mußte, vollständig versiegt sei, und daß er, ein strenger Walter der schonungslosesten Autokritik, ehrlich genug sei, dieses sich selbst zu gestehen. Sein ganzes Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber schien diese Annahme zu bekräftigen: nach-

dem er den lohenden Schmerzen und dem scharf nagenden Zweifel seiner Sturm- und Drangperiode poetischen Ausdruck gegeben hatte, verstummte er als Lyriker und sah als ruhiger Betrachter und wohlwollender Kritiker, wie Hálek überall Erfolge erntete, und wie dann später Sv. Čech und J. Vrchlický zu Königen des čechischen Parnasses ausgerufen wurden; seine litterarische Tätigkeit blieb jahrelang auf Journalistik und auf eine allerdings nur ausnahmsweise großzütige Novellistik beschränkt.

Da schießt auf einmal nach dieser langen Pause, welche die siebziger Jahre ausfüllt, die lebendige Quelle seiner Poesie in reinen und frischen Strahlen empor; der Dichter veröffentlicht binnen fünf Jahren drei vortreffliche Gedichtbücher, von denen ein jedes eine neue Saite seiner poetischen Begabung erklingen läßt. Alles, was in seinen unfertigen Erstlingswerken kaum angedeutet war, wird jetzt mit einer sicheren und zielbewußten Kunst durchgeführt. Aber, was noch schwerer wiegt, es steht hier vor den staunenden Blicken der litterarischen Öffentlichkeit, welche so lange mit dem willkürlichen Eklektizismus und mit der epigonenhaften Schönmalerei nach berühmten Mustern vorlieb nehmen mußte, ein ungemein origineller Künstler von echt nationaler Eigenart und wundervoller Stilreinheit. Der konsequente Vorkämpfer des litterarischen Weltbürgertums von früher, der spöttische Verächter des landläufigen Patriotismus von gestern, erschien auf einmal als vollendeter Meister des volkstümlichen Stiles, als intimer Kenner der čechischen Volksseele, ja als ein leidenschaftlicher Bekenner eines patriotisch-religiösen Mystizismus, der an die polnischen Romantiker der traurigsten Emigrantenzeit erinnerte. Und endlich: dieser Dichter, dessen poetische Anfänge noch stark von der Spätromantik beeinflußt waren, stellt sich an die Spitze einer neuen realistischen Poetik: tapfer emanzipiert sich Neruda von dem üppigen Verbalismus, der schreiend pleinairistischen Koloristik, von der hohlen Rhetorik seiner Zeitgenossen und schreibt gedrängt, knapp, ja wortkarg, wie er es bei Erben und Čelakovský lernen konnte: trifft immer mit einem bezeichnenden Epitheton, mit einem überraschenden Bilde den Nagel auf den Kopf; erhebt sich in seinen äußerlich so einfachen und kunstlosen Liedern zu einer intimen psychologischen Introspektion, der auch die

modernsten Seelenergründer ihre Bewunderung nicht versagen können. Bis an sein Ende wächst Neruda poetisch; noch in seinem Nachlasse findet man eine Reihe von patriotischen Gesängen, die, in einem kleinen Band vereinigt, sein Lebenswerk würdig und erhaben abschließen.

Nerudas an erschütternden Erlebnissen allzu arme Biographie ist als begleitender Text seiner litterarischen Entwicklung lehrreich und wichtig. Aus einer armen Proletarierfamilie stammend, verbrachte Neruda seine Jugend auf der Kleinseite unterhalb des Hradschins in Prag inmitten ihrer pittoresken Architektur und ihres altmodischen Kleinbürgertums und wurde zugleich mit den alten Prager Traditionen und mit den sozialen Verhältnissen der ärmlichen Volksschichten intim bekannt. Stets fühlte er mit dem unterdrückten fünften Stande, stets hob er seine Angehörigkeit zu demselben hervor, stets protestierte er gegen den harten, gewaltsamen Egoismus der herrschenden, damals meistens deutschen Klassen, die er als entschiedener Demokrat und zugleich als begeisterter Čeche ehrlich und leidenschaftlich haßte. So bekamen sein politischer Liberalismus und sein demokratisches Čechentum, wie sie sich in der schwülen Atmosphäre der reaktionären fünfziger Jahre entwickelt hatten, einen herben sozialen Beigeschmack; auch empfand Nerudas tiefer und grübelnder Geist schmerzvoller als andere die schwere Stickluft dieser trostlosen Zeit, für die er die passende Bezeichnung einer Periode, wo man lebendig begraben wird, geprägt hat.

Rein persönliche Erlebnisse kommen hinzu, um das Gemüt des jungen Dichters noch düsterer zu stimmen. Neruda, der sich für die Mittelschulprofessur vorbereitet hatte und schon als Supplent an einer deutschen Realschule in Prag angestellt war, entsagte endlich, um die unbeschränkte Freiheit seiner Persönlichkeit zu wahren, diesen Plänen und entschied sich für die damals ebenso unsichere wie sozial bedenkliche journalistische Bahn, die ihn zuerst in die Redaktion eines deutschen Prager Blattes führte, wo er Lokalberichte schreiben mußte. Seine intimsten Träume, ein trautes Heim mit einem tief, aber ganz eigentümlich geliebten Mädchen zu gründen, wurden dann, als ihm sein journalistischer Beruf keine genügende pekuniäre Grundlage bot, überhaupt nicht verwirklicht.

Auch war Neruda ein seltsamer Liebhaber. Eine leiden-

schaftliche Sehnsucht nach der völligsten Hingabe kämpfte in seinem Herzen beständig mit kühlem, analytistischem Verstande, der mit dem ätzenden Scheidewasser der bittersten Selbstironie das eigene Gefühlsleben zerstört; in seiner Seele erklangen neben den zärtlichsten Akkorden einer echt romantisch-sentimentalen Erotik auch spöttische, bittere Töne eines skeptischen Sarkasmus; — und wenn doch der Dichter endlich den bösen, mokanten Mephisto in seinem eigenen Innern überwand und sich sanft und ergeben seiner Geliebten, die ihn allerdings nie begriffen hat, näherte, so mußten die beiden die traurigen Worte Grillparzers »wir glühten, aber, ach, wir schmolzen nicht« an sich erleben.

Bald ergreift Neruda eine neue Macht und wird zum Schutzgeist seiner Entwicklung: Karolina Světlá. Am Anfang der sechziger Jahre stand die leidenschaftliche Don-Juan-Natur Nerudas in intimem Liebesverhältnis zu der um vier Jahre älteren Frau, der später so berühmt gewordenen Meisterin der Prosaerzählung, die im bürgerlichen Leben die Gemahlin eines tugendhaften, beschränkten Oberlehrers war. Neruda, eine Art Alfred Musset, war damals mit der Welt ganz zerfallen; in Schulden und unwürdige Liebesaffären verstrickt, ohne Glauben an Gott und Menschen, führte er ein dumpfes, trübes Leben. Da wollte ihn seine Freundin, die als Frau hoch über ihrer litterarischen Lehrerin, George Sand, stand, durch ihre läuternde Liebe retten; ihr Tiefblick hat ja schon damals die Bedeutung des jungen Stürmers erraten. »Sie tropfte Mäßigung dem warmen Blute, richtete den wilden, irren Lauf, und in ihren Engelsarmen ruhte die zerstörte Brust sich wieder auf.« Doch als ihr Werk vollbracht war, trennten sich die beiden, besonders war es Světlá, die die Lästerungen der spießbürgerlichen Umwelt nicht ertragen konnte. Die beiden Dichter tilgten ja selbst alle Spuren ihrer gegenseitigen Liebe und haben einander nie mehr begegnet. In den Werken von Světlá, wo der Messianismus der weiblichen Aufopferung das ethische Grundthema bildet, zittert allerdings der Nachhall dieses tragischen Liebesromans viele Jahre hindurch nach; dagegen schweigt Nerudas Lyrik vollständig über die befreiende Liebe dieser edlen Frau.

Manch zartes Frauenherz fesselte Neruda noch später; aber er trug bis ans Ende die Maske eines kalten und zähen Verstandesmenschen, der für das ruhige Eheleben gar nicht geeignet

war; nur in seiner intimsten Lyrik bebt manchmal die zarte und tiefe Trauer des vereinsamten Herzens, das sich auch danach gesehnt hat, »den feinen Lockenkopf eines Kindes zu streicheln«. So erschien er endlich in seinen letzten Lebensjahren in den Prager Gassen als alter, oft mürrischer Junggeselle in der Begleitung eines Dienstmannes, welcher den siechen und verlassenen Mann stützen mußte, dessen Löwenkof, schön umrahmt vom grauen Haar und Bart, den Eindruck eines alten Geisteshelden hinterließ.

Doch dazwischen liegt eine Reihe von bewegten Jahren, wo Neruda den tapferen Kampf eines modernen Schriftstellers und eines ehrlichen Journalisten kämpfte.

Nerudas Erstlingsbuch »Hřbitovní kvítí« (»Friedhofsblumen«, 1858), das er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre veröffentlichte, schwankt noch zwischen der romantischen und der modern-realistischen Kunst. Echt romantische Szenen und Motive, der sentimentalen Friedhofspoesie der germanischen Völker entnommen, bilden den äußerlichen Rahmen dieses bitteren Buches; aber was sich unter dieser Maske versteckt, das ist die trübe Verstimmung eines ironisch veranlagten modernen Herzens, das in dem sozialen Gewirre der gärenden Gesellschaft leidet und blutet. Neruda, der dadurch einen schroffen Gegensatz zu den gleichzeitigen »Abendliedern« Háleks bildet, wendet hier eine nüchterne, trockene Alltagssprache an, für die er die Leser erst erziehen mußte. Doch als er nach zehn Jahren dieses Buch sichtete, um es teilweise in seine umfangreiche Sammlung »Knihy veršů« (»Buch der Verse«, 1867) aufzunehmen, konnte er damit nicht zufrieden sein; er ist inzwischen ein tüchtiges Stück weitergekommen.

Diese so schlicht benannte Gedichtsammlung ist ein seltsames Buch: der Dichter versucht sich da in allen Formen, öffnet sein buntes Skizzenbuch, das einen werdenden Künstler zeigt. Als Balladist wandelt er auf Erbens Pfaden; doch mit ausdrücklicher Vorliebe verlegt er die Handlung seiner Balladen in das moderne Proletarierviertel, wo das Elend und die Verzweiflung wohnen, und klagt in diesen plastisch erzählten Alltagsgeschichten, wie man sie eben in einer Kriminalchronik zu lesen pflegt, die ihre eigenen Kinder würgende Gesellschaft schonungslos an. Auch seine patriotischen Gesänge, welche Gelegenheitsgeschichte im besseren und schlechteren Sinne des

Wortes sind, wurzeln noch in der älteren patriotischen Pathetik; doch sie wirken dadurch modern, daß sie sozial gefärbt sind. Was er dagegen in seinen kleinen, zart oder burschikos hingehauchten Liedern und Reimen darbringt, das zeigt schon einen echten, gereiften Künstler. Seine heiße, instinktive Liebe zu der schlichten, aber edelherzigen Mutter, sein schüchternes Verhältnis zu der Natur, seine Sehnsucht nach einem bedeutenden Lebensinhalte haben in diesen einfachen Liedern einen originellen Ausdruck gefunden.

Doch eben in dieser Zeit wirft sich Neruda in den Strudel der auf einmal wieder so hoffnungsvoll aufgeblühten čechischen Journalistik. Nach einer kurzen Tätigkeit in verschiedenen Tageszeitungen der demokratisch-liberalen Richtung trat Neruda in die Redaktion des im Jahre 1861 gegründeten großen Organs der jungčechischen Partei, »Národní Listy« ein, dem er bis zum Grabe treu blieb. Für die beiden Dichter Neruda und Hálek sowie für den genialen Musiker Smetana bedeutete das radikale und demokratische Jungčechentum, das so hervorragende Politiker und Redner wie Karel Sladkovský, die Brüder Julius und Edvard Grégr an seiner Spitze hatte, mehr als eine politische Fraktion; es war für sie vielmehr eine öffentliche Vereinigung aller fortschrittlichen Elemente in der böhmischen Nation, die dem Volke einen neuen Lebensinhalt geben und kühnen Mutes mit allen die Entwicklung hemmenden Traditionen, welche in dem klerikalen und feudalen Altčechentum ihre treuen Eidgenossen und in dem kräftig beredten Politiker und vorzüglichen Organisator František Ladislav Rieger (1818—1903) ihren anerkannten Vorkämpfer hatten, brechen wollte.

Neruda widmete den »Národní Listy«, deren Geschichte zugleich die Geschichte der jungčechischen Partei ist, seine besten Kräfte: er war darin als Feuilletonist, als Litteratur- und Theaterkritiker tätig; er ist da wiederholt für neue Kunst und neue Lebensformen in die Schranken getreten. Das böhmische Feuilleton ist Nerudas eigene Schöpfung: seine ungemein reiche Sensitivität, sein sprühender Witz, seine überraschende Belesenheit, sein unmittelbares Verhältnis zum modernen Leben, seine intimen Kenntnisse der einzigen böhmischen Großstadt Prag, sein stimmungsvoller, anregender Stil, der in der Schule Jean Pauls und Börnes gebildet war, — dies verlieh ihm eine

außerordentliche Fähigkeit für diese speziell moderne Prosagattung.

Der Inhalt dieser kleinen humoristischen Kunstwerke, die in mehrere Sammelbände, z. B. »Studie krátké a kratší« (»Kurze und noch kürzere Studien«, 1876) oder »Žerty hravé a dravé« (»Glimpfliche und schimpfliche Scherze«, 1877), vereinigt sind und in der großen Gesamtausgabe volle fünfundzwanzig Bände ausfüllen, läßt sich schwer andeuten. Ein lachender Philosoph plaudert da anmutig, oft mit einem großen Aufwand von kulturhistorischen Kenntnissen über alles mögliche: über Liebe und Ehe, Menschen und Tiere, Kirche und Polizei, Natur und Kunst, Tanz und Gesang, Küche und Keller; kokettiert schelmisch mit seinem Publikum, schmeichelt dessen Neigungen und Unsitten, aber verspottet es wiederum ganz schonungslos, beschäftigt sich mit den alltäglichsten Banalitäten, um endlich eine große weltgeschichtliche Perspektive zu eröffnen. Witz, Esprit, Humor, ja bisweilen auch ausgelassener und toller Übermut beherrschen diese anmutigen Kleinigkeiten, die von einer überzeugten und heißen Liebe zu dem modernen Leben zeugen. Doch diese bleibt nicht auf des Dichters Heimat und Vaterstadt beschränkt. Als er auf seinen großen Reisen Frankreich und Italien, Rom und Paris, Ägypten und Palästina, den Orient und den Norden kennen gelernt hat, berauscht er sich an der großen Vergangenheit und vielleicht noch mehr an der bedeutenden Gegenwart dieser Länder und Völker, die er mit dem klaren Blicke eines glücklichen Weltkindes und mit der scharfen Intelligenz eines guten Europäers betrachtet. Seine Reiseberichte, die in dem Sammelbuche »Obrazy z ciziny« (»Bilder aus der Fremde«, 1872) vereinigt sind, erzählen davon in einem leichten, witzigen Plauderton, der statt einer ruhig objektiven und einheitlichen Schilderung vielmehr farbensatte, impressionistische Bilder gibt. Eng hängt mit Nerudas Journalismus auch seine kritische Tätigkeit zusammen, die sich auf sein ganzes Leben erstreckt und dem Theater, der Litteratur und den bildenden Künsten gewidmet ist. Es ist kein ästhetisch geschulter und eine feste Methode handhabender Kritiker, dem wir in diesen acht Bänden begegnen: ein tüchtiger und fleißiger Berichterstatter, ein witziger und kluger Causeur, ein treuer Diener seiner Zeit und ihrer Interessen spricht vielmehr aus diesen flüchtig hingeworfenen Referaten und liebevoll, ja nach-

sichtig gestimmten Charakteristiken. Nichts beschäftigte den Kritiker Neruda häufiger und ernsthafter als die Möglichkeit einer organischen Nationallitteratur. Während sich Neruda in seinen Anfängen für die alle nationalen Unterschiede aufgebende, ganz kosmopolitische Weltlitteratur, die dem sozialen Fortschritte dienen sollte, ehrlich begeisterte und so in den Spuren der jungdeutschen Kunstlehre wandelte, betonte er in den siebziger und achtziger Jahren die nationale Eigenart, das originelle Gepräge in der Litteratur; so ging seine kritische Hand in Hand mit seiner künstlerischen Entwicklung.

Von Nerudas kleinen humoristischen Skizzen, die einen großen Teil seiner Feuilletonistik bilden, führt nur ein Schritt zu seiner eigentlichen novellistischen Kunst. Auf den Spaziergängen in seinem geliebten Prag, auf seinen weiten Reisen begegnete er verschiedenen drollig-originellen oder komisch-bizarren Figürchen, die durch ihr Äußeres, durch ihr wunderliches Gebahren, durch ihre auffallenden Gesten seine Aufmerksamkeit auf sich lenkten und seine Neugierde reizten. Neruda ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, erfuhr ihre Schicksale oder doch eine bezeichnende Anekdote aus ihrem Munde, wurde mit ihrer Umgebung ganz vertraut. Dann zeichnete er solche Figuren und Figürchen Zug für Zug nach dem Modell, wobei entweder stilles Mitleid oder spöttisches Lächeln um seinen Mund spielte. So entstanden seine realistischen Genrebilder, in denen nicht nur eine einzelne Figur oder eine einzelne Anekdote, sondern auch das ganze soziale Milieu, die ganze lokale und Zeitatmosphäre meisterhaft getroffen sind. In seinen »Arabesken« (1864, deutsch als »Genrebilder« von B. Smital) und noch mehr in den mit Recht berühmten »Malostranské povídky« (»Kleinseitner Geschichten«, 1878, deutsch von J. Jurenka 1885), die gar manches vergilbte Blatt jugendlicher Erinnerungen ans Licht ziehen, zeigt sich seine realistische Beobachtungsgabe am schärfsten. Hier zeichnet er groteske und alberne Kleinbürger aus dem adeligen Prager Viertel, wo sich in dem verträumten Schatten von großartigen Kirchen und Barokpalästen winzige, zierliche bürgerliche Häuser drängen; durch eine unterhaltende, zumeist an die Anekdote grenzende Handlung, beleuchtet Neruda ihre Eigenart; tausende von kleinen, dekorativen Einzelheiten, die Neruda charakteristisch neu zu beleben weiß, umranken diese

allerliebsten, altmodischen Puppen aus der Prager Biedermeierzeit; ein köstlicher Humor lagert über diesen frischen Novelletten, die ich am liebsten mit G. Kellers realistischer Kleinkunst vergleichen möchte.

Und diesem nipphaften Meisterwerke, wo sich Neruda als ein Miniaturmaler ersten Ranges gezeigt hat, folgt bald ein Versbuch, das durchaus monumental und erhaben wirkt, indem es philosophische Tiefe mit der entzückendsten Poesie vereinigt. Ich meine seine »Písně kosmické« (»Kosmische Lieder«, 1878, deutsch von Pawikowski 1880 und in der Anthologie von E. Albert), für die selbst in der Weltlitteratur schwer ein Gegenstück gefunden werden dürfte. Wissenschaftliche Erkenntnis, die von einem eingehenden Studium der Astronomie und Kosmologie Zeugnis ablegt, bildet den absolut sicheren Grundstein dieses philosophisch reflektierenden Buches, wo sich der originelle Grübler und sachkundige Naturphilosoph zum begeisterten Lyriker und liebenswürdigen Humoristen paart. Der Denker, für dessen Betrachtungen auch das Sonnensystem zu eng ist, verachtet da den naiven Geozentrismus, mit dem sich die Poesie sonst zufriedenstellt, der Humorist findet dagegen in den oft verblüffenden Analogien mit dem Menschenleben immer neue Anregungen zu Scherzen und komischen Wendungen. So wechselt in dieser reifen Sammlung oft das drollig Groteske mit dem erhabensten Hymnus, das ausgelassenste Capriccio mit tief empfundener melancholischer Meditation.

Durch strenge Stileinheit und durchweg volkstümliches Gepräge zeichnet sich Nerudas nächstes Buch, seine »Ballady a romance« (»Balladen und Romanzen« 1883, deutsch von A. Holzer, dann auch in der Albertschen Anthologie), aus. Der Dichter, den sein modern raffiniertes Gemüt quälte und drückte, wollte in diesem liebenswürdigen Buche von sich selbst ausruhen und fand, in der ganz primitiven Anschauungsweise der volkstümlichen Ballade oder Legende einen ruhigen, willkommenen Zufluchtsort. So verkleidete er sein ganzes Büchlein, das von einer zarten, schlichten Menschenliebe durchwärmt ist, in ein archaistisches Kostüm, so daß man bei der Lektüre manchmal an die bunt bemalten Statuetten aus Eichen- und Lindenholz mit ihrem süßen Ausdruck und ihrer koketten Anmut denken muß, wie sie das 15. Jahrhundert liebte.

Doch auch dieser bunte Maskenzug befriedigte den Dichter nicht: er kehrte zu der äußerst subjektiven Lyrik, die er jahrelang vernachlässigt hatte, wieder zurück und veröffentlichte sein lyrisches Meisterwerk: »Prosté motivy« (»Einfache Motive«, 1883; eine vortreffliche Auswahl bei Albert). Dieses kleine Buch, das man kurz als ein »Jahr der Seele« bezeichnen möchte, wurde öfters mit der Sammlung Háleks »In der Natur« verglichen. Es sind gleichfalls kleine frische Naturbilder in Liedform, die von allerlei Reflexionen und Betrachtungen durchbrochen sind. Doch nirgends läßt sich der Unterschied zwischen den beiden Poeten so gut beobachten, wie eben hier: Hálek ist im Grunde ein naives, gesundes Naturkind, ein offenes, unmittelbares Dichtergemüt, für welches Feld und Au, Wiese und Hain etwas durchaus Selbstverständliches sind, welches in der verträumten Waldeinsamkeit alle Leiden und alle Zweifel der Welt vergißt, Neruda dagegen ist ein raffinierter Großstädter, der mißtrauisch, ja spöttisch und verstimmt in der Frühlingsnatur einen gefährlichen Ruhestörer sieht, und der sich erst nach sehr langem Zaudern und zähem Widerstande von der Frühlingsluft berauschen und von der Frühlingslust hinreißen läßt. Doch allzu gern steigt er endlich in das duftende und lockende Bad der menschlichen und poetischen Verjüngung, deren frisches Wasser durch Kindheitserinnerungen, durch Volkslied, durch neue Liebe gewürzt ist. In den Sommermotiven, wo sich seine Freude an Beschreibung kundgibt, erlebt Neruda zum letzten Male die Sinnenlust, den heiteren Übermut, das erotische Spiel; er ist ganz unerschöpflich in dem Lobe der glänzenden und glückseligen Welt. Aber dieser Rausch dauert nicht lange und allzubald kommt das nüchterne und traurige Erwachen: alte Schmerzen melden sich wieder, der herannahende Tod sendet die Krankheit als seinen verläßlichen Boten. Der letzte Abschnitt dieses lyrischen Tagebuches, wo später die litterarische Jugend den poetischen Impressionismus vorgezeichnet fand, ist düster und lebensmüde, die zarten, feinen Hände des Dichters zittern, seine Lippen, denen das Leben den süßen Liebesbecher versprochen und dafür bloß eine Schale mit bitterem Gift gereicht hat, beben vor Angst und Leid.

Doch vor dem Ende da beten sie noch. Nerudas allerletzte Schöpfung, seine »Zpěvy páteční« (»Freitagsgesänge«, 1896), die als ein Torso nach seinem Tode erschienen sind, sind ein Gebet

buch. Des Dichters Altar ist seinem unglücklichen Volke geweiht, dem er sein Leben lang treu und edel gedient hat; doch sein eigenes Leid, sein eigener Schmerz, die der Dichter als Sühneopfer dem zürnenden Gotte bringt, erinnern ihn stets an den, der sich am Kreuze für die ganze Menschheit geopfert hat. Wie in der allerletzten Periode Heines, so vollzieht sich auch bei Neruda ein seltsamer Prozeß: die ererbten und urwüchsigen Persönlichkeitselemente, welche durch einen wirkungsvollen philosophischen und litterarischen Kultureinfluß getilgt wurden, treten auf dem Sterbebette recht stark hervor. Nur so läßt es sich erklären, daß in diesem Buche, welches man als die Passionsblume der čechischen Poesie bezeichnen könnte, der frühere Kosmopolit und Liberale zum beredten Sprecher eigentümlicher Rassenmystik wurde.

Nerudas Bedeutung wurde erst einige Jahre nach seinem Tode allgemein anerkannt und hinreichend gewürdigt, und in demselben Grade, wie die Begeisterung für Hálek erlischt, wächst die Bewunderung für Nerudas Wesen und Dichtung. Besonders die jüngere Generation verehrt in Neruda ihren großen Ahnherrn und Vorgänger und sucht in zahlreichen Essays ihrer bedeutendsten Kritiker den Kern seiner komplizierten Persönlichkeit zu erfassen. Das Ausland dagegen, dem der gute Europäer Neruda freundlich gegenüberstand, hat zu ihm bisher kein intimes Verhältnis gefunden.

Mit Hálek und Neruda ist ihr treuer Freund und poetischer Mitwerber Adolf Heyduk (geb. 1835), der sie um lange Jahrzehnte überlebt hat und seinen hellen Blick und jugendlich frischen Sinn bis ins hohe Alter sich zu wahren wußte, mehr als in einer Beziehung verwandt. Auch für ihn, als er in den fünfziger Jahren lyrisch debütierte, bildete jene düstere, herbe Sentimentalität, die für Háleks und Nerudas Anfänge so bezeichnend ist, den poetischen Ausgangspunkt; auch ihm behagten am meisten jene schlichte knappe Liederform und jene anmutigen kleinen Stimmungsbilder aus der Natur, wie sie Neruda und Hálek mit Vorliebe und Meisterschaft behandelten; wie diese, mischte auch Heyduk gern reine, leicht improvisierte Lyrik in grübelnde Reflexion. Doch er ist im Grunde ein zärtlicher und empfindsamer Gefühlsmensch, ein einfaches und naives Gemüt; ein begeisterter, ein glücklicher Improvisator und ein lieblicher Spät-

romantiker, epigonenhaft und konventiell auch in seinen besten Schöpfungen. Die Heyduksche intime Lyrik beherrscht kein weites Feld, doch in der Welt der Familie und des Hauses waltet sie mit Liebeseinfalt und sonniger Klarheit. Heyduk besingt das einfache Gefühlsleben in seinen schlichtesten Regungen: die heitere und glückselige Leidenschaft der jungen Liebe, die holde Anmut des stillen Familienlebens, den unbezwinglichen Schmerz über den Verlust der Kinder — auch darin dem deutschen Dichter des »Liebesfrühlings« und der »Kindertotenlieder« nicht unähnlich. Seine schönsten häuslichen Lieder findet man in den Sammlungen »V zátiší« (»Mein Stilleben«, 1883) und »Zaváté listy« (»Verwehte Blätter«, 1886).

Die stärksten Anregungen hat er dem böhmischen und slowakischen Volksliede, das er oft auch bis in dessen stilistischen Eigentümlichkeiten nachgeahmt, zu verdanken; doch was seiner Dichtung ihre Eigenart verleiht und ihre Popularität begründet hat, das ist Heyduks inniges sich in die jungfräuliche Natur der lieblichen Slowakei und des großartigen Böhmerwaldes Versenken, wo Heyduk seine besten Jahre verbrachte, und wo er Land und Volk liebevoll und begeistert beobachtete und studierte. Diese beiden Landschaften, wo den Dichter neben der unbefleckten Natur auch das nationale Element im Leben ihrer Bewohner angezogen hat, lieferten ihm nicht nur unerschöpfliche Themata zu seinen unzähligen frischen und melodischen Liedern, die in mehrere Sammlungen, wie z. B. »Lesní kvítí« (»Waldblumen«, 1873), »Cymbál a husle« (»Cymbel und Geige«, 1876) oder »Hořec a srdečník« (»Enzian und Studentenröschen«, 1884), gesammelt sind, sondern auch einen anmutigen und stilvollen Rahmen zu seinen poetischen Erzählungen.

Während Hálek in seinen poetischen Erzählungen geradezu an Byron angeknüpft hat, und während auch später Svatopluk Čech diesem großem Vorbilde treu geblieben ist, hat Heyduk in seinen versifizierten Geschichten eine ganz andere Richtung eingeschlagen als die čechischen und polnischen Byronisten. Die epische Handlung, die für diesen geborenen Lyriker immer nur eine Nebensache bleibt, ist gewöhnlich dürftig und unbedeutend: er erzählt eine rührende Lebensgeschichte eines Mannes aus dem Volke, er schildert ein keusches und unschuldiges Liebesidyll, er entrollt ein liebenswürdiges, oft konventionell glückliches

Familienbild. Seine edelgesinnten Helden und seine zartfühlenden Heldinnen handeln und denken nie; sie vergehen fast in ihrer überquellenden Sentimentalität, in einem seltsamen Rausch von Sehnsucht, Zärtlichkeit und Empfindsamkeit; ja, man ist stets geneigt, anzunehmen, daß sie vor lauter erhabenen Gefühlen das einfache Denken gänzlich verlernt haben. Alle sind dabei leidenschatliche Naturfreunde und Schönheitsbewunderer, alle begeistern sich bei jeder Gelegenheit für Berg und Tal, Blumen und Bäume, singende Vögel und rauschende Bäche; alle sind aufrichtige Patrioten, meistens auch warme Slawen. So wirken Heyduks poetische Erzählungen, sei es die ins altertümliche Gewand gekleidete Liebesidylle »Oldřich a Božena« (1883) oder seine Lebensbilder aus dem Böhmerwalde, wie »Dřevorubec« (»Der Holzfäller«, 1882) und »Běla« (1886), nirgends durch ihre Lebenstreue und durch realistische Charakterzüge; vielleicht auch eben deshalb kann man dem süßen, duftigen Zauber seiner allegorischen Märchen, von denen besonders »Dědův odkaz« (»Des Großvaters Vermächtnis«, 1879) berühmt geworden ist, kaum widerstehen.

Doch dieser schreibfreudige Poet, der — Rückert nicht unähnlich — zwischen dem Bedeutenden und dem Kleinlichen in seinen eigenen Leistungen nicht zu unterscheiden wußte, versuchte sich auch als Balladist und als monumentaler Historienmaler und wollte sogar auf seiner lyrischen Leier die tragischen Geschicke seiner Nation im dreißigjährigen Kriege besingen (»Za volnost a víru«, d. h. »Freiheit und Glaube,« 1813). Natürlich scheiterten diese Versuche gänzlich. Es bleibt der Nachwelt vorbehalten, in Heyduks Lebenswerk das Bedeutende, das in seiner lyrischen Kleinkunst verborgen liegt, von dem Wertlosen zu sondern und so zu retten.

Während es Adolf Heyduk gegönnt war, ein langes, fruchtbares Leben in beschaulicher Einsamkeit zu genießen und erst in späten Jahren seine reifsten Früchte zu pflücken, mußten zwei von seinen gleichaltrigen poetischen Mitbewerbern allzu früh ihr torsoartiges Lebenswerk verlassen. Es waren die beiden reichbegabten Lyriker Rudolf Mayer und Václav Šolc, deren dünne Bändchen das edelste Streben nach neuem poetischem Gehalte bezeugen.

Der ältere von ihnen, Rudolf Mayer (1837—1865), ver-

schied in seinem achtundzwanzigsten Jahre, bald nachdem er seine juristischen Studien abgeschlossen hatte; die Schwindsucht raffte ihn dahin. Es war ein zarter, sensitiver Melancholiker, Lenau verwandt, dessen große, tiefe Augen in das Jenseits gerichtet waren, und der mit der Nacht, mit dem Halbdunkel, mit dem Traume und mit der Sehnsucht vertrauter war als mit der Sonne, dem Licht und mit der alltäglichen Wirklichkeit. Seine Lieder und Sonetten, die ungemein melodisch und weich klingen, stehen noch unter dem Byronschen Einflusse, doch Mayer kennt nur die schwermütige, düster melancholische Note seines heißgeliebten Meisters; Byrons titanenenhafter Trotz, seine ätzende Kritik der menschlichen Gesellschaft, sein stolzer Sarkasmus sind ihm, wie den meisten Byronschülern in Böhmen, dagegen durchaus fremd. Aber Mayer versuchte sich auch auf anderen, selbständigeren Bahnen, wenn noch oft unsicher: er neigt sich mitleidig und liebevoll zu den bedrückten Proletariern; er interessiert sich für die sozialen Konflikte des Arbeiters und des Arbeitgebers und findet für ähnliche, damals noch hypermoderne Stoffe einen schwungvollen poetischen Ausdruck, der in seiner wortreichen Rhetorik und seinem humanen Liberalismus oft an Freiligrath erinnert.

Kräftiger und vielseitiger als Mayer war allerdings der jüngere Václav Šolc (1838—1871); aber die psychologischen Feinheiten, welche bei Mayer bezaubernd wirken, darf man von diesem verbummelten Bauernsohn und verirrten Bohémien nicht erwarten, wiewohl er als Formkünstler die meisten Zeitgenossen übertrifft. Goethes strenges und gerechtes Urteil über Günther, dessen Schicksale Šolc durchleben mußte, trifft auch bei Šolc wörtlich zu: er konnte sich nicht zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. Seine Begabung war urwüchsig und dabei doch ungemein reich: er beherrschte sowohl das einfache volkstümliche Lied als auch die beredte Ode; er war zugleich zarter Liebesdichter und wuchtiger Rhetoriker; neben kleinen frischen Genrebildern aus der Großstadt und der Vorstadt findet man bei ihm breitangelegte Skizzen zu großen historischen Gemälden; ein üppig-sinnlicher Orientalismus, welcher sich auch in der schwierigen Ghaselenform offenbart, wechselt bei ihm mit schlichtester Heimatkunst. Was jedoch seinen Gedichten, die unter dem Titel »Prvosenky« (»Primeln«, 1868) erschienen

sind, innere Einheit verleiht, das ist die konsequent durchgeführte Idee des liberalen Demokratismus: hier spricht ein selbstbewußter Bauernsohn, dessen Väter noch unter der Leibeigenschaft leiden mußten, und dessen Ahnen gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit so mutig sich auflehnten, hier spricht ein stolzer Čeche, dessen Volk politisch geknechtet ist, hier spricht ein leidenschaftlicher Slawe, der alle Feinde und Bedrücker seines Stammes haßt und verachtet. Und so preist Šolc sowohl die polnische Revolution als auch den Aufstand der Südslawen gegen das türkische Joch; so besingt er sowohl den Kampf der čechischen Nation um das alte, gute Recht als auch die Emanzipation des fünften Standes. Der ungarische Achtundvierziger Petöfi und der Pariser Volksdichter Béranger haben ihn dabei stark beeinflußt; besonders diesem hatte Šolc seine volkstümliche, knappe, coupletartige Form entnommen, der er auch seine Popularität verdankt. Seine Gedichte, die bei all seinem improvisatorischen Verfahren oft reife technische Kunst verraten, waren sehr einflußreich. Besonders war es Svatopluk Čech, der die Balkanische Halbinsel und den slawischen Orient mit Šolcschen Augen gesehen und in seiner Manier besungen hat; aber auch Vrchlický's westöstliche Formkunst empfing von Šolc manche Anregung. —

Nicht so glänzend und mannigfaltig wie die Lyrik hat sich in dem Zeitalter Nerudas und Háleks die čechische Novellistik und Romankunst entfaltet; aber auch hier darf man von einer Verjüngung der čechischen Litteratur sprechen. Dürftig und unbedeutend war alles, was die neue Generation auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung vorfand; seichte historische Romane, die sich sklavisch an Walter Scott anschlossen, naive Detailmalerei aus den Kreisen des Kleinbürgertums, die bisweilen mit schüchterner Satire und einem ängstlichen Humor ausgestaltet war, süßliche, philiströse Liebesgeschichten mit patriotischer Tendenz — das bildete damals den Grundstock der čechischen Prosa. Nur die frischen idyllisch realistischen Erzählungen aus dem Volksleben von B. Němcová bildeten in dieser tristen Öde eine lobenswerte Ausnahme: doch auch in dieser fand die neue, feurige Generation nur einen allzu engen Ideenkreis, einen unbedeutenden Lebensausschnitt, eine idyllische, primitive Auffassung, wenn auch die Schriftstellerin den modernen Tendenzen nicht un-

zugänglich gewesen war. Die Forderungen, welche die neue Schule an die Prosa stellte, lauteten dagegen: Modernes Leben! Fortschrittliche Tendenzen! Streben nach Einheit der Kunst und der Wirklichkeit! Freie Lebensanschauung! Soziale Kunst! Energisches Eingreifen in die Tageskämpfe! Schöne Tat! Da jedoch keiner der Vorgänger diesem Programm, das durchweg von dem Jungen Deutschland übernommen war, entsprach, mußte man sich zuerst mit fremden Vorbildern bequemen.

Neben den jungdeutschen Prosaikern, die man eifrig, aber kunstlos nachahmte, übte vorzüglich George Sand einen ungeheuren Einfluß aus. Als sie in Böhmen allerlei Dokumente zu ihrem Roman »Consuelo« und »Der Gräfin von Rudolstadt« sammelte, lernte sie einen geistreichen und feingebildeten Kunstkenner und Kritiker, den berühmten Arzt J. R. Čejka kennen; dieser wurde nicht nur zu ihrem Begleiter, sondern dann auch zu ihrem Apostel in Böhmen. Seine Freundin Božena Němcová wußte er zwar nicht zu bewegen, die Bahnen George Sands zu betreten; bald fand er aber in den zwei Schwestern Rott, die später als Karolina Světlá und Sofie Podlipská in der Litteratur bekannt wurden, treue Anhängerinnen und Schülerinnen seiner berühmten französischen Freundin.

Die Jugend von Karolina Světlá (1830—1899) wurde von einem doppelten mächtigen Einfluß bestimmt, dem des Prager Milieus und dem der böhmischen nationalen Wiedergeburt. Johanka Rottová, wie sie mit ihrem bürgerlichen Mädchennamen hieß, stammte aus einer angesehenen, altertümlichen Familie, die in einer originellen Ufergasse der malerischen Prager Altstadt ansässig war und treu an den Traditionen der halbdeutschen bigotten Bürgerschaft hing. So lernte K. Světlá ein ganz anderes Prag als z. B. Neruda kennen: das stolze, düstere, historische Prag mit der ganzen Tragik der Gegenreformation sowie mit den romanhaft verwickelten Familienverhältnissen der vermögenden und sittenlosen Bourgeoisie und Kaufmannswelt. In dieser Umgebung, an der die moderne Zeit spurlos vorübergegangen war, schuf sich das interessante junge Mädchen mit den tiefernsten Augen ihr eigenes, ganz romantisch gefärbtes Bild von dem Ideengehalt der nationalen Wiedergeburt: es war für sie vielmehr eine religiös-soziale Bewegung, die mit all diesen ungesunden und fremdartigen Verhältnissen in Prag aufräumen

und die schlummernden Kräfte des Volkes zu neuem Leben aufwecken werde. Der moderne Liberalismus, der freisinnige Kampf gegen jeden starren religiösen Dogmatismus und kirchlichen Zwang, die Hebung der arbeitenden Klassen, besonders aber die Emanzipation des Weibes gewannen bald das junge Herz der feurigen Idealistin, bei der stets das Gefühl in siegreicher Opposition gegen die kalte, nüchterne Vernunft stand. Doch dies überschäumende Gefühl wußte ihre spießbürgerliche Familie streng und unbarmherzig zu dämmen; jede Beschäftigung mit der Litteratur wurde dem begabten Mädchen verboten, und dann hat man ihr einen braven, aber äußerst nüchternen Mann in dem patriotisch gesinnten Oberlehrer Petr Mužák ausgesucht. Aus der trüben Enge ihrer langweiligen Ehe wollte sich Karolina Světlá durch die Liebesfreundschaft mit Neruda, die bereits erwähnt wurde, retten. Doch allzu schwer litt sie unter den Anfeindungen der niedriggesinnten Umwelt und so hat sie mit ihrem Freunde, der unter ihrem Einfluß geläutert wurde, gebrochen. Der stolzen entsagenden Natur blieb nur die Schriftstellerei.

Zuerst trat sie mit einer Reihe von farblosen, matten Novellen aus der modernen, nur mangelhaft charakterisierten Gesellschaft auf, die mit einer überströmenden Beredsamkeit verschiedene Fragen aus dem Frauenleben lösen wollen, aber durch ihre unsichere Charakterbezeichnung und ihre schleppende Handlung langweilig wirken. Dann führt sie ein Zufall in das böhmische Jeschkengebirge, in die čechische Umgebung des deutschen Reichenberg, und da findet die dreißigjährige Schriftstellerin — auch ihr Pseudonym Karolina Světlá ist ein Ausdruck der Liebe zu dieser schönen Gebirgslandschaft — ihre persönliche Note, so daß Hálek mit vollem Rechte schreiben konnte: »Wie glücklich ist das Jeschkengebirge, daß es seine Světlá, wie glücklich ist die Světlá, daß sie ihr Jeschkengebirge gefunden hat!«

Eine wundervolle, ja großartige Welt öffnete sich da ihren Blicken: hoch oben auf den Bergen, wo Wolken und Stürme hausen, inmitten von tiefen und wilden Wäldern bergen sich kleine, ganz eigenartige, sehr malerische Dörfer mit einer überaus interessanten Bevölkerung. Sie fand da religiöse Schwärmer, die halb skeptisch, halb mystisch über die gewaltigsten Lebensfragen nachdenken, stattliche Bäuerinnen, die zwischen der leidenschaftlichsten Liebe und der grenzenlosesten Aufopferung ihr ganzes

Leben lang schwanken, anmutige, aber eigensinnige, dabei jedoch edelgesinnte Mädchengestalten, die ihre Liebhaber mit bedenklichen Launen und verwegenen Grillen quälen. Diese durch ihre kühne Gedankenwelt oder durch ihre merkwürdige Willensfestigkeit auffallenden Gestalten führt nun K. Světlá in ihren Romanen und Novellen vor: sie müssen mit ihr über die tiefsten Zeitprobleme grübeln, sich mit ihr in eine schwärmerische Philosophie vertiefen, kaum anders als bei George Sand oder B. Auerbach.

Zwei Welten prallen in ihren Werken immer aufeinander; einerseits sind es rücksichtslose, rachsüchtige, lasterhafte Charaktere, die einem zerstörenden Individualismus frönen, andererseits aber demütige, selbstlose, edle Wesen, auf denen nach Světlás Auffassung die gesamte moralische Weltordnung beruht. Diese müssen sich immer für ihre Familie, ihr Geschlecht, ja für die Menschheit aufopfern, wenn sie dabei auch meist zugrunde gehen; stets war K. Světlá, ihre eigene Lebenserfahrung zum ethischen Grundsatze erhebend, bestrebt, diese erhabene Aufgabe dem Weibe ans Herz zu legen, so daß man »den Messianismus der weiblichen Aufopferung« als die Zentralidee ihres Schaffens bezeichnen möchte. So wirken ihre farbenreichen Romane aus dem Jeschkengebirge, die in einer leidenschaftlichen und pathetischen Prosa und einer kernigen Sprache geschrieben sind, auf den Leser tragisch und erhaben, der sich von ihrem kühnen Idealismus hinreißen läßt. Vier von ihnen, »Vesnický román« (»Ein Dorfroman«, 1867, deutsch von G. Alexis unter dem Titel »Sylva«, 1900), »Kříž u potoka« (»Das Kreuz am Bache«, 1868), »Frantina« (1870) und »Nemodlenec« (»Der Gotteslästerer«, 1873), gehören zu den Gipfeln der modernen Dorfromantik überhaupt.

Ihre kurzen Dorfgeschichten stehen vielleicht noch höher; urwüchsige Vollblutnaturen aus dem Volke sind da scharf gezeichnet; die Handlung entwickelt sich mit einer epischen Frische und verblüffenden Lebendigkeit; der Dialog ist saftig und dabei knapp; manchmal bezaubert uns ein frischer, warmer Humor. Einige von diesen Novellen, die später in zwei vorzüglichen Sammlungen, »Prostá mysl« (»Schlichte Seelen«), und »Kresby z Ještědí« (»Zeichnungen aus dem Jeschkengebirge«), vereinigt wurden, so z. B. »O krejčíkovic Anežce« (»Die Schneideragnes«, 1860), »Skalák« (»Der Felsenbewohner«, 1861), »Hubička«

(»Der Kuß«, 1871), »Nebožka Barbora« (»Die selige Bärbel«, 1873), sind in der čechischen Prosa bisher nicht wieder erreicht worden.

Später versuchte Světlá auch das altertümliche Prag des 18. und 19. Jahrhunderts in einigen phantastisch angelegten Romanen zu schildern; aber da wächst alles ins Ungeheure und Immense, wilde Leidenschaften toben, geheimnisvolle Verbrechen werden begangen, grelle und gellende Farben werden überall dick aufgetragen, pathetische Herzensergießungen und rhetorische Tiraden unterbrechen die bedenklich verwickelte Handlung; die freisinnige und antiklerikale Tendenz tritt stets in den Vordergrund; zu dieser unerquicklichen Gruppe gehören die Romane »Na úsvitě« (»Morgendämmerung«, 1863) und »Zvonečková královna« (»Die Königin zu fünf Glöcklein«, 1872).

Während Karolina Světlá in den sechziger und siebziger Jahren ungemein produktiv war, versiegte später ihre schöpferische Kraft. Verschiedene Zeitfragen reizten sie noch immer, ihren Standpunkt belletristisch klarzulegen; es entstanden jedoch nur geistvolle Bekenntnisbücher, keine Kunstwerke mehr. Ihre große Persönlichkeit aber, die das ganze weibliche Geschlecht ihres Volkes in ihren Kreis zu bannen wußte, ragte hoch in stolzer Einsamkeit wie die einer Hohepriesterin des Idealismus bis zu dem Tod, der die fast siebzigjährige Greisin an der Jahrhundertwende getroffen hat.

Die tragische Lebensauffassung, das edle psychologische Pathos, die großzügige Stileinheit, die sich im Wesen von Karolina Světlá vereinigen, sind bei keinem ihrer zahlreichen Mitbewerber auf dem Gebiete des Romans zu finden. Fast allen haben es die jungdeutschen Romandichter mit ihrer sozial-bürgerlichen Tendenz, mit ihrem fortschrittlichen Liberalismus, mit ihrer bequemen Theorie des Nebeneinander angetan; doch es vollzieht sich bei ihnen eine höchst bezeichnende Entwicklung von ausgesprochener Subjektivität und spätromantischer Sentimentalität zu einer objektiv epischen und realistischen Anschauung. Diese Schriftsteller, die mit überzeugter Teilnahme das Wachstum des liberalen čechischen Bürgertums betrachten, die für die Emanzipation des fünften Standes offene Augen haben und den für die čechische Nation durchaus bedeutungslosen Adel eifrig bekämpfen, wollten Bürger unter Bürgern sein und auf freiem

Grund mit freiem Volke stehen. Doch ihre Gesinnung war viel besser als ihre Kunst. Sie wollten umfassende und lebensprühende Welt- und Zeitbilder geben, aber gaben nur beschränkte, matte Familienbilder; sie wollten in einer bunten Reihe gesellschaftliche Typen der modernen Großstadt und des unberührten Landes vorführen, aber brachten in ihren phantastisch romanhaften Gebilden die sozialen Klassen durch uneheliche Kinder mit geheimnisvollen Schicksalen und wunderlichen Liebschaften in Verbindung; sie wollten ihrem Volke moderne Ideale zeigen, fielen jedoch immer von neuem in das Fahrwasser des sentimentalen Patriotismus zurück.

Der begabteste in dieser Gruppe war Gustav Pfleger Moravský (1833—1875), ein zarter, feinsinniger Mensch, dessen morbide und schmachtende Natur allzu lange unter dem Banne des kraftlosen Epigonentums zu leiden hatte. In seiner trüben, freudelosen Jugend veröffentlichte Pfleger gefühlvolle, blasse Friedhofslyrik, die sich mit Hálek und Neruda berührt; dann hat er lange an einem formlosen Versroman, »Pan Vyšinský« (1858—1859), welcher eine freie Paraphrase des Puschkinschen »Eugenij Onĕgin« mit Byronschen Reminiszenzen ist, gedichtet und darin seiner inneren Zerrissenheit und seinem passiven Weltschmerz Ausdruck gegeben; später hat er sich auch auf der Bühne versucht und hohle Geschichtsdramen sowie mittelmäßige Lustspiele dargebracht. Doch seine Bedeutung ist nur in seinen drei Zeitromanen, »Ztracený život« (»Verlorenes Leben«, 1862), »Z malého světa«, (»Aus kleiner Welt«, 1864) und »Paní fabrikantová« (»Die Frau Fabrikantin«, 1873), zu suchen. Als einer der ersten hat er in dem großen Roman »Verlorenes Leben« in das volle soziale und nationale Leben der Gegenwart gegriffen, in dem er die abenteuerlichen Schicksale eines in die revolutionären Händel der vierziger und fünfziger Jahre verwickelten und dabei gescheiterten Schwärmers vorführt. Durch sein breites und farbenreiches Gemälde »Aus kleiner Welt« hat er den sozialen Roman des böhmischen Arbeitervolkes begründet und hat mit einem realistischen Respekt vor der Tatsache eine bedeutende Episode aus der Zeitgeschichte, den Aufstand der Prager Fabrikarbeiter gegen die Maschinen im Jahre 1844, hineingewoben. Sein letztes, schon knapper und gedrängter komponiertes Prosawerk »Die Frau Fabrikantin« streift dagegen das soziale Gebiet nur ganz leicht;

es ist vielmehr eine durchdringende Analyse der Frauenseele, ein aus Krämpfen und Tränen geborenes Buch, ein unbarmherziges Inferno der leidenschaftlichen Erotik. Doch Pfleger war kaum mehr als ein Anreger; seine Romane sind eher kühne Versuche als vollendete Kunstwerke; seine Helden sind keine Typen, sondern nur Schemen. Seine Romantechnik hat er von Spielhagen, dessen »Problematische Naturen« besonders in seinem »Verlorenen Leben« stark nachklingen, gelernt; in seiner Sentimentalität, in seiner gefühlvollen Humanität, in seinem fast rührenden Frauenkultus blieb er jedoch immer ein blasser Epigone der Spätromantik, dessen gebrechliches Schifflein, das mit den schwarzen Segeln des Pessimismus auf dem wild aufbrausenden Meere der bewegten Zeit einhersegelte, doch nicht zu dem unsicher, aber sehnsuchtsvoll ersehnten Gestade des modernen Realismus gelangen sollte.

Die jüngeren von Pflegers Zeitgenossen konnten sich von der abenteuerlichen Romanhaftigkeit mit ihrer wilden Handlung, mit ihrem romantischen Beiwerk, mit ihrem sensationellen Beigeschmacke nicht losmachen; realistische, dem modernen Leben entnommene Züge und naturalistische Schilderungen mußten bei ihnen das romantische Thema verdecken. Zu dieser bedenklichen Zwittergattung, welche die jungdeutsche Schule zur Blüte gebracht und ihr mit dem journalistischen Charakter auch die sprachliche Stillosigkeit eingeprägt hatte, gehören fast alle Werke von Jakub Arbes (geb. 1840), die gegenwärtig in einer großen Gesamtausgabe erscheinen. Jakub Arbes, ein Prager Vorstadtkind, dem das Landleben immer fremd geblieben ist, hat eine technische Fachbildung genossen, die seine unhistorische, naturwissenschaftliche, positivistische Lebensauffassung erklärt und ihn von seiner Umgebung genau unterscheidet; auch hat er den liberalen Journalisten und den jovialen Bohémien seiner Frühzeit nie verleugnet. Immer fühlte er sich zu dem politischen und sozialen Gewirre, zu den sozialistischen und polizeifeindlichen Händeln hingezogen; immer juckte es ihn, zu agitieren, zu protestieren, aufzustacheln; immer lockten ihn exzentrische Naturen, verbummelte Genies, verlotterte Schauspieler, dämonische Intriganten. Nie wußte er sich zu künstlerischer Ruhe emporzuarbeiten, in der er mit reifer Überlegung bilden und schaffen konnte, und so blieben seine Werke, die gewöhnlich spannend

und vielversprechend beginnen, bald aber im Sande verlaufen, fragmentarische Torsos. Auch hat Arbes nie die Kunst einer einfachen, klaren, epischen Erzählung gelernt; der Leser muß sich durch zahllose, teilweise ganz fesselnde Episoden, durch weitschweifige, oft sehr alberne Dialoge, durch einen äußerst bombastischen Wortschwall durcharbeiten, bevor er zu der eigentlichen Handlung gelangt. Doch auch dann liebt es Arbes in Rätseln zu sprechen. Er erzählt unglaublich schauerliche und grausame Geschichten, holt seine Stoffe aus der Kriminallitteratur und der sozialen Pathologie, entwirft düstere und gespensterhafte Bilder und Szenerien, vermischt groteske Komik mit tragischer Ironie. Nachdem er aber diese »Romantik des alltäglichen Lebens«, wie er es selbst nennt, bis an die Spitze getrieben, löst er seine bizarren Rätsel mit Hilfe einer materialistischen Philosophie, eines deterministischen Positivismus, einer naturwissenschaftlichen Erklärung, um die ganze Illusion bewußt und unbarmherzig zu zerstören. Als ein verspäteter Sabinaschüler hat er den veralteten jungdeutschen Roman des Nebeneinander fortgeführt; als ein Pflegernachahmer hat er breit angelegte, aber nie fertig gewordene soziale Romane aus dem modernen Arbeiterleben mit einem Stich ins Sozialistische, wie »Die Epikuräer« (1880) und der »Messias« (1883), geschrieben. In seinen »Romanetti« (1878—1884, drei Bände), die wohl sein Bestes enthalten, und von denen wenigstens »Der heilige Xaverius«, »Ukřižovaná« (»Die Gekreuzigte«) und »Newtonův mozek« (»Newtons Gehirn«) zu nennen sind, hat er seine homogene Form gefunden, die seiner zwitterhaften Lebensphilosophie und künstlerischen Eigenart genau entspricht.

Als halbromantischer Erzähler jungdeutschen Ursprungs, bei dem sich die krasseste Abenteuerlichkeit mit der scharf beobachteten Wirklichkeit vermischt, ist Antal Stašek (eigentlich Antonín Zeman, geb. 1843) Arbes nahe verwandt: der typische Landpoet dem ausgesprochenen Großstadtkinde, der schwere Grübler dem beweglichen Temperament, der spät Vollendete dem früh Gereiften. In seiner Jugend versuchte er sich in der Epik, die unter dem Einflusse der polnischen Romantiker stand und mit üppigen Reflexionen durchsetzt war. Doch erst nachdem er zu seinem Volke, der čechischen Bevölkerung des Riesen- und Jeschkengebirges, zurückgekehrt war, hat er seine

eigentliche Eigenart gefunden. Dem zweiundfünfzigjährigen Schriftsteller gelang erst ein großer Wurf, als er in seinem ergreifenden Novellenzyklus »Blouznivci našich hor« (»Die Schwärmer unserer Berge«, 1895) die Entwicklungsgeschichte der spiritistischen Bewegung in Nordostböhmen schilderte und so die durch Světlá gebrochene Bahn betreten hat; hier vereinigt sich der breite Chronist mit dem kundigsten Volkspsychologen. Dieses Werk hat er nie mehr erreicht; seine späteren, breit angelegten Romane kehren eher zu seinen Anfängen zurück: der eine, »V temných vírech« (»In dunkeln Wirbeln«, 1900), beschäftigt sich mit der Arbeiterfrage, der andere, »Na rozhraní« (»Auf der Grenze«, 1908) diskutiert das nationale Problem.

Zahlreiche Erzähler dieser Generation haben sich schon in ihren Anfängen mit dem Geschmacke des böhmischen Publikums versöhnt und sich mit der bescheidenen Rolle der Unterhaltungsschriftsteller begnügt. Ihre unlitterarischen Konsumenten verlangten von ihnen eine interessante Milieuschilderung, womöglich aus höheren Kreisen; die gefühlvollen Leserinnen wünschten eine spannende Liebesintrige, die mit einem süßlichen Familienbilde abwechsle; doch man durfte um keinen Preis die patriotische Tendenz vergessen! Zuweilen konnte man zur Abwechslung seinen Familienroman in ein früheres Jahrhundert verlegen, wobei die gesellschaftlichen Verhältnisse nur ganz unbedeutend verschoben sein konnten und der stille Patriotismus sich in wilden Chauvinismus umwandelte. Auch kleine konventionelle Novellen aus der Kleinstadt und angenehme Jugenderinnerungen waren dem dankbaren Publikum sehr willkommen.

Dabei waren diese betriebsamen Massenfabrikanten keineswegs bedeutungslose Skribenten, vielmehr spielten sie eine wichtige Rolle in der Litteratur und in der Gesellschaft. So hat sich der Begründer der wertvollen Revue »Osvěta« (»Aufklärung«, Václav Vlček, 1839—1908) geradezu zu der Stellung eines litterarischen Diktators emporgeschwungen; man hat den salbungsvollen, konservativen Idealismus dieses machtvollen Organisators, pathetischen Redners und eingebildeten Volkspädagogen zuerst verehrt, dann gefürchtet, endlich verspottet. Seine steifen historischen Trauerspiele hielt man eine Zeitlang, unglaublich genug, für Musterstücke, und auch seine ausgedehnte Tätigkeit auf dem Gebiete des Romans, wo er seine Vorliebe für mehrbändige Werke

allzu oft an den Tag legte, wurde mit Lob überhäuft. In den sechziger Jahren verfaßte der rührige Vlček eine ganze Bibliothek von historischen Romanen, die sehr tendenziös und zeitgemäß waren. Dann wandte er sich dem modernen, die politische Geschichte der Gegenwart diskutierenden Zeitromane zu und zeigte sich dabei als eifriger Patriot, als aufgeklärter Bürger, als mitleidiger Menschenfreund, aber als ein ganz schlechter Schriftsteller. Endlich begann er in seinem Alter aus dem frischen und reichen Borne seiner Lebenserinnerungen zu schöpfen; diese wieder sehr umfangreichen Bücher sind das Beste, was wir von ihm besitzen. Eng mit ihm ist sein Freund und Mitarbeiter Ferdinand Schulz (1835—1905) verwandt, als Litterarhistoriker vorzüglich, als Journalist bedeutend, als Erzähler nur mittelmäßig. Soziale und wirtschaftliche Fragen waren ihm viel wichtiger als die Kunstform seiner Novellen, die nur selten als Romane bezeichnet werden können; sehr gut hat er oft das Milieu geschildert, und manches Stilleben ist ihm gelungen; doch der Aufbau seiner allzu konventionellen Arbeiten ist gewöhnlich nur locker. Bedeutend sind jene unter seinen Erzählungen, die das Treiben der adeligen Gesellschaft, welche er aus der Nähe kannte, schildert; aber es handelt sich bei ihm weder in seinem »Starý pán z Domašic« (»Der alte Herr von Domašic«, 1878) noch in seinem »Šlechtické novelly« (»Adlige Novellen«, 1888) um die Schilderung an sich, sondern vielmehr um die Lösung der heiklen Frage, ob und unter welcher Bedingung der čechisch nationale Adel möglich wäre. Als Romandichterin diesen beiden Unterhaltungsschriftstellern gleichwertig, steht Frau Sofie Podlipská (1833—1897) als Persönlichkeit hoch über ihnen. Reich an Gemüt und Geist, von einer aufgeklärten Philanthropie durchdrungen, durchaus idealistisch veranlagt, kann die jüngere Schwester von Karolina Světlá in jenem Sinne als Erzieherin bezeichnet werden, wie die deutschen Litterarhistoriker Frau von Ebner-Eschenbach als Erzieherin preisen; auch bei ihr steht im Mittelpunkte der meisten Bücher das Problem, wie alle im Menschen schlummernden Kräfte zur Harmonie ausgebildet werden könnten. So sind ihre Erzählungen und Romane, von denen ich die großen Schilderungen der gegenwärtigen Gesellschaft »Osud a nadání« (»Schicksal und Begabung«, 1872) und »Lidské včely« (»Menschliche Bienen«, 1889) und die autobiographische Erzählung »Peregrinus« (1882) nenne,

eigentlich Bekenntnis- und Erziehungsbücher. Landläufige Romanhaftigkeit, stark aufgetragene Charakteristik der oft konventionellen Naturen und alzu aufdringende Tendenz stören überall, und so wird derjenige, welcher ihre liebenswürdige und tiefe Persönlichkeit ungetrübt genießen will, ihre tiefsinnigen Aufsätze, ihre entzückenden Aphorismen, ihre vorzüglichen Briefe ihrer Belletristik vorziehen müssen.

In derselben Bürgerwelt, aus der und für die diese Schriftsteller schufen, wurzelte auch Alois Vojtěch Šmilovský (1837—1883), der jedoch schon den Übergang zum Realismus vermittelt. Liest man die in Böhmen ungemein beliebten Novellen und Romane von Šmilovský nacheinander und konstruiert sich nach der Lektüre das Bild des Autors, so muß man unwillkürlich an den wackeren Meister Anton aus Hebbels Maria Magdalene denken: man findet da seinen kleinbürgerlichen Tugendstolz, seine strenge unbarmherzige Moral, sein schonungsloses Pflichtgefühl, aber auch seine kleinstädtische Beschränktheit, sein kleinliches Haften an allen hergebrachten Gewohnheiten, seine philiströsen Vorurteile. Šmilovský war ja selbst eine Verkörperung der čechischen Kleinstadt; in einem nordböhmischen Städtchen war er geboren und erzogen, in einer Kleinstadt unterhalb des Böhmerwaldes hat er als Professor gewirkt, in einer ostböhmischen Stadt hat er sein Leben beschlossen. Und so war er gewiß berufen, diese Kleinwelt in ihrer liebenswürdigen Albernheit und in ihrer schlichten Anmut darzustellen. Die altmodischen Gestalten der Kleinstadt, denen er auch die verborgensten Schwingungen der Seele abgelauscht hat, grüßen uns in seinen Novellen, von denen ich nur den vorzüglichen »Krupář Kleofaš« (»Grützhändler Kleophas«, 1875) nennen will, so lebendig als kaum bei einem anderen zeitgenössigen Novellisten; malerische Häuser mit bizarren Barockgiebeln, altertümlichem Geräte, abgenutzten kolossalen Möbeln winken uns einladend zu, und endlich eröffnet der Dichter vor unseren Augen eine zarte, duftige Erinnerungsperspektive aus seiner glücklichen Knabenzeit, von der er besonders in seinen »Rozptýlené kapitoly« (»Lose Kapitel«, 1873—1881) mit liebenswürdigem und schalkhaftem Humor erzählt. Doch dieses stimmungsvolle Bild soll uns nicht lange ergötzen; Šmilovský erinnert sich plötzlich seines pädagogischen Amtes, dessen er nicht nur als Gymnasiallehrer und Schulinspektor, sondern auch als Schrift-

steller pflichtgetreu waltete, und ermüdet uns durch den ödesten Schulmeisterton, durch eine didaktische Moral, die in einem wunderlich überladenen, sich an die volkstümliche Gnomik anlehnenden Stile vorgetragen wird, derart, daß wir dann seine unsagbar weitschweifigen Bücher verstimmt und enttäuscht aus der Hand legen. —

Konnte man in der čechischen Lyrik und Novellistik der sechziger und siebziger Jahre tatsächlich von einer organischen Entwicklungslinie sprechen und die gesamten Erscheinungen in einen einheitlichen Rahmen einfügen, so wäre Ähnliches in der Geschichte der čechischen dramatischen Litteratur doch allzu gewagt. Alle Voraussetzungen eines organischen Wachstums fehlten der čechischen szenischen Kunst: man besaß keine dramatische Tradition, keine große litterarische Bühne, kein dramatisch gebildetes Publikum; einige wirklich hervorragende Schauspieler mußten in minderwertigen Schwänken, gedankenlosen Operetten ihre besten Kräfte vergeuden; die Theaterkritik, in der auch Neruda und Pfleger tätig waren, stand noch in ihren allerersten Anfängen; die Regie wurde vernachlässigt. Im Jahre 1859 wurde nahe der Prager Neustadt ein neues, geräumiges Theatergebäude errichtet; seit dem Jahre 1861 wechselten auf dem böhmischen Landestheater deutsche Stücke regelmäßig mit den čechischen; nach zwei Jahren wurde dann die čechische Abteilung des Landestheaters als eine selbständige Bühne eröffnet; zur Eröffnungsvorstellung wählte man die neue Tragödie von Hálek »König Vukašín«. Klassisches Repertoire wechselte mit salbungsvollen vaterländischen Stücken ab; übermütige französische Komödien wurden neben schüchternen einheimischen Lustspielen vorgeführt; so vermißte man einheitlichen Stil sowohl in der dramatischen Produktion als auch in der Darstellung. Der dämonisch groteske Interpret der Shakespeareschen und Goetheschen Gestalten, der »affenteuerliche, naupengeheuerliche« Mime Josef Jiří Kolar (1812—1896), bei dem das erhabenste Pathos mit der beißendsten Ironie gepaart war, deklamierte mit unbeschreiblicher Originalität und fratzenhafter Genialität seine großartigen Rollen und verachtete dabei ebenso seine Kollegen wie sein Publikum. Sein begabter Neffe, ein humorvoller Karikaturist und dabei der gewissenhafteste Schauspieler František Kolar (1830—1895), wußte derbe und zarte, drollige und lebenswürdige Volksfiguren

zu schaffen, deren Lebendigkeit ganz unvergeßlich war. Die schöne Heroine Otilie Sklenářová Malá (1844—1912) bewegte sich mit einer edlen Einfalt und stillen Größe auf dem tragischen Kothurn und stellte sich gern in den Dienst der klassischen Kunst Shakespeares oder Schillers.

Und ähnlich stand es auch mit den litterarischen Richtungen in dem čechischen Drama: neben Shakespeare wurde Scribe, neben Schiller Augier nachgeahmt. Die Herrschaft Shakespeares über die čechische Bühne dauerte jedoch am längsten und brachte zahlreiche, wenn auch meist unbedeutende Früchte. In den Jahren 1854—1872 ist eine vollständige Shakespeare-Übersetzung in dem Verlage der verdienten »Matice česká« erschienen, welche zwar steif und unpoetisch, aber treu und verläßlich ist, da eher Gelehrte als Dichter sie besorgt hatten. Dann veranstaltete im Jahre 1864 der Zentralverein der čechischen Künstlerschaft, die »Umělecká Beseda«, eine imposante Shakespearefeier. Der Dichter Hálek hat in zahlreichen historischen Tragödien Shakespeare nachgeahmt, dabei zumal auch vergröbert und karikiert; patriotische Stücke, die von Mikovec, Frič, Pfleger, Vlček gepflegt wurden, waren teils von Shakespeare, teils von Schiller beeinflußt; die mächtigste Erscheinung aus jener Zeit der čechischen Shakespearomanie ist aber der bereits erwähnte Schauspieler Josef Jiří Kolar. Der ungemein belesene, philosophisch geschulte, vielbereiste und sprachkundige Mann kam von der deutschen Romantik her: Hegel war der Meister seines Denkens, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann die Vorbilder seines Stils, die romantische Ironie beherrschte sein ganzes Wesen und verblüffte mit der bizarren Mischung von Humor, Phantastik und Sarkasmus die mittelmäßige Umwelt. Als formgewandter Nachahmer, als verwandlungsseliger Nachempfinder suchte Kolar, der als Kritiker und Polemiker gefürchtet war, seinesgleichen; schöpferisches Vermögen besaß er aber nicht. Seine wildromantischen, burlesk ausgestatteten Altprager Erzählungen, die er in den fünfziger und sechziger Jahren veröffentlichte, haben nur ein kulturhistorisches Interesse; höher stehen die historischen Trauerspiele des kräftigen, aber allzu willkürlichen Übersetzers der Shakespeareschen, Goetheschen und Schillerschen Tragödien. Über das Gebiet der Theatralik herrscht J. J. Kolar ganz absolut: sein Pathos ergreift, seine großen

Szenen sind wirkungsvoll arrangiert, seine männlichen Charaktere haben Wucht, die weiblichen gefühlvolle Anmut; besonders wenn er die große Katastrophe nach der Schlacht am Weißen Berge, wie in dem Trauerspiele »Pražský žid« (»Der Jude von Prag«, 1871) inszeniert, wirkt er machtvoll. Aber feinere, eigentlich psychologische Tragik sucht man vergebens; dagegen findet man allzu gewagte Anklänge und Reminiszenzen an seine Vorbilder, besonders an Shakespeare.

Dann bemächtigten sich die modernen Franzosen der čechischen Dramatik; Scribe und Augier, Meilhac und Labiche, der jüngere Dumas und Sardou wurden häufig gespielt und vom Publikum stets mit Beifall aufgenommen; einige prüde und naive Kritiker, wie Pfleger und Jeřábek, die übrigens in ihrer litterarischen Praxis von diesen Meistern der Bühnentechnik auch gelernt haben, verdammten ihre »sittenlosen« Stücke, wurden aber deswegen von ihrem litterarischen Widersacher, dem freisinnigen Jan Neruda, in den Augen der Öffentlichkeit lächerlich gemacht, und bald konnte man in der einheimischen dramatischen Produktion von einer französischen Schule sprechen. Dreierlei mußte die anspruchslosen und bescheidenen čechischen Dramatiker in diesen leichten, glänzenden und erfolgreichen Stücken bezaubern: die kunstvolle Bühnentechnik, der geistreiche Dialog, das feine, gesellschaftliche Milieu. Man besaß ja daheim nichts dergleichen: man war bisher herzlich wenig über die technischen Forderungen der Bühne unterrichtet; die elegante Salonkonversation blieb immer ein unerreichtes pium desiderium; das liberale Bürgertum, das sich eben in Böhmen bildete, war weder fein noch salonfähig. So imitierte man einfach das glückliche Ausland. Zwei Gruppen sind da auseinanderzuhalten. Die gutbürgerlichen Dramatiker, die ein vollständiges Analogon zu der bürgerlichen Novellistik bilden, sind bei dem ehrlichen und faden Grübler über verschiedene gesellschaftliche Fragen Emil Augier in die Schule gegangen, andere ließen sich von der schillernden Eleganz des gedankenlosen Routiniers Scribe bestechen.

Der eifrigste Scribe-Schüler in Böhmen war der gewandte Journalist Emanuel Bozděch (1841—1889), dessen Ende dunkel und rätselhaft ist; er hat seinem Meister sein technisches Geheimnis, seine oberflächliche Psychologie, seinen scharf geschliffenen, aber inhaltlosen Dialog treulich abgeguckt. Mit

diesen entliehenen Mitteln sind ihm mehrere bühnenfähige Komödien, die sich gern in dem Glanze der Empirezeit sonnen, und eine kühn gedachte, aber allzu schemenhafte Tragödie aus dem nordischen Kriege, »Baron Goertz« (1871), gelungen. Die Darsteller waren für die glänzenden Rollen, das Publikum für die elegante gesellschaftliche Atmosphäre und für das unterhaltende Intrigenspiel sehr dankbar; — das Lebenswerk Bozděchs bleibt doch nur eine gelungene Nachahmung eines unbedeutenden Vorbildes.

Der feine, dabei etwas schwerfällige František Věnceslav Jeřábek (1836—1893), ein Freund und Mitkämpfer von Pfleger, gab sich in seinen in Grau gehaltenen bürgerlichen Dramen mit zeitgemäßen gesellschaftlichen Problemen ab, die er in der einheimischen Spiegelung eifrig und aufmerksam betrachtete. Seine bedeutendste Tragödie, »Služebník svého pána« (»Ein treuer Diener seines Herrn«, 1871, deutsch von Weyrauther und Lorenz 1892), ist ein dramatisches Gegenstück zu Pflegers erstem sozialen Rom »Aus kleiner Welt« und zu einigen Gedichten von R. Mayer: auch hier verträgt sich das liberale Bürgertum ganz gut mit dem gemäßigten Sozialismus; auch hier entspringt beides aus einer versöhnlichen, humanen Tendenz; auch hier spielen patriotische Motive mit. In seinen witzigen und leicht satirischen Lustspielen ist Jeřábek dagegen oft kleinlich und gar philiströs. —

Das Bild der čechischen Litteratur in den sechziger und siebziger Jahren wäre jedoch unvollständig, wenn man die scharfe und zielbewußte Kritik, deren frischer Geist diese Periode erfüllte und in ihrer Entwicklung manchmal bestimmte, vergessen würde. Als Kritiker und Polemiker haben Hálek und Neruda die Lebens- und Kunstideale ihrer Gegner angegriffen; kritisch und polemisch wendete sich das Jungčechentum gegen seine konservativen Widersacher; mit einer lebensfrohen, doch sehr unvollkommenen Theaterkritik begleitete der oft allzu wohlwollende Neruda alle Erscheinungen der jungen böhmischen Bühne; die kritischen Abteilungen in den Journalen jener Zeit waren fleißig redigiert; die alleinige große Revue für Wissenschaft, Politik und Litteratur, »Osvěta«, widmete der Kritik eine vorzügliche Aufmerksamkeit; der »čechische Sarcey«, František Zákrejs (1839—1907), ein vielseitig gebildeter, witziger und

rühriger Schriftsteller, welcher sich auch im Drama und im Zeitroman versucht hat, übte hier seine dramaturgische Kritik, die allzu oft einen eigensinnigen und untoleranten Doktrinär in ethischen Bewertungen sowie in Geschmacksachen verriet. Doch die meisten verfügten weder über eine wissenschaftliche Methode noch über genügende ästhetische Schulung.

Ein einziger Gelehrter und Litteraturkenner, der Prager Universitätsprofessor Josef Durdík (1837—1901), der mit seinem strengen und sachkundigen kritischen Urteil lange auf die zeitgenössische Litteratur einen direkten Einfluß ausübte, hielt die Kritik als selbständige Litteraturgattung aufrecht. Wie für diesen gelehrten Philosophen und eleganten Ästhetiker aus der Herbartschen Schule, der vom Hause aus ein Mathematiker war, die Philosophie keine innere Notwendigkeit, sondern vielmehr ein wissenschaftliches Fachstudium bedeutete, so war auch die Kritik, die er auf den Grundsätzen der formalen Ästhetik aufgebaut hatte, eine streng gelehrte Beschäftigung, die sich von keinen Zeitströmungen beherrschen läßt. Dabei verlor Durdík nie die intime Fühlung mit der lebendigen Dichtung und besonders mit dem modernen Theater. Es hat einige, allerdings akademisch steife Tragödien gedichtet, ein vorzüglich informatives Buch über Lord Byron veröffentlicht, dessen »Kain« vortrefflich übersetzt, sich eingehend mit Hálek, mit R. Mayer, mit Bozděch beschäftigt. Sein Blick war scharf und weit, seine Beweisführung überzeugend, seine Urteile offen und schonungslos. Die besten Geister haben sich an seinen sorgfältig gefeilten kritischen Aufsätzen und Büchern, die sich einer durchgebildeten, ja gezierten und präziösen Sprache bedienen, ergötzt; die von ihm neu geschaffene philosophische und kritische Terminologie ist allgemein anerkannt worden; die Mittelschule verbreitete seine Prinzipien. Doch Durdík verstummte als Kritiker allzubald, um sich seiner akademischen Tätigkeit als Ästhetiker und Geschichtschreiber der Philosophie ausschließlich zu widmen. Für das Beste jedoch, was die Litteratur seiner Zeit anstrebte, findet man in seinen Büchern die ästhetische und kritische Begründung; die höchsten Kunstideale seiner Generation liegen in seinen einst so gerühmten, heute aber ganz vergessenen Werken begraben.

Vierzehntes Kapitel.

Die panslawistischen und historischen Tendenzen in der neuen čechischen Litteratur.

Der Zeitraum von 1860—1880 ist in Böhmen eine Periode des eifrigsten politischen Kampfes. Mit dem alten vormärzlichen Österreich, wie es die Regierung Bachs neu zu beleben suchte, ist es nun vollends vorbei; die Konstitution löst neue politische Kräfte aus; die partikularistischen Landtage und der zentralistische Reichsrat in Wien kommen allmählich zu Worte; die Presse, sei sie nun liberal oder nationalistisch, wird jetzt eine Großmacht; die Litteratur stellt sich willig unter das Joch der Politik.

Mit neuen Kräften kämpfen die Čechen jedoch für die alten Ideen, wie sie bereits in der Zeit der nationalen Wiedergeburt erfaßt und formuliert wurden; die Männer von 1848, Palacký, Rieger, Sladkovský, stehen noch immer an der Spitze der čechischen Politik; die bekannten politischen Grundsätze, welche Palacký in seinem berühmten Sendschreiben an die Versammlung in der Frankfurter Paulskirche betont hatte, und welche auch auf dem imposanten slawischen Kongresse in Prag im Jahre 1848 aufgetaucht waren, bewegen weiter das öffentliche Leben der čechischen Nation. Auf zwei mächtige Grundideen kann man die damaligen politischen Bestrebungen, die wieder unter einer drückenden Persekution seitens der Regierung und der Polizei schwer zu leiden hatten, zurückführen: auf die Idee der konsequenten Durchführung des čechischen historischen Staatsrechtes im Rahmen eines föderativen Österreich und auf den echt romantischen Gedanken des Panslawismus.

Diese Ziele waren jedoch allzu hoch gesteckt; die Wirklichkeit war trübe, die politischen Erfolge waren unbedeutend;

endlich mußte man wieder nur von täuschenden Hoffnungen und erhabenen politischen Symbolen zehren. Schon im Jahre 1861, inmitten des konsequentesten Zentralismus, klammerte sich das leichtgläubige čechische Volk an die feierliche Erklärung des Kaisers, er werde sich in Prag krönen lassen und werde dadurch die staatsrechtliche Selbständigkeit der böhmischen Kronländer anerkennen. Doch diese Erwartungen gingen fehl, schon ein Jahr später fühlten sich die čechischen Politiker gezwungen, der Wiener Regierung gegenüber zu erklären, daß sie sich infolge des zentralistischen Regimes von jeder realen Parlamentsarbeit zurückziehen würden; sie führten auch ihr Vorhaben durch und haben Jahrzehnte hindurch ihre passive Opposition getrieben. Doch die kleinste Gelegenheit genügte, um die hoffnungsvolle Begeisterung für den Kampf um das historische Staatsrecht in Flammen zu setzen: mit einem fast kindlichen Enthusiasmus werden im Jahre 1867 die aus Wien zurückkehrenden Krönungsinsignien begrüßt, und zu dem sogenannten »Septemberreskript« vom 12. September 1871, wo sich der Kaiser Franz Joseph I. abermals bereit erklärte, sich in Prag krönen zu lassen, sieht man wie zu einem nationalen Heiligtum empor. Man pocht mit einer rührenden Beharrlichkeit auf seine historischen Rechte, welche die Wiener Regierungen allerdings weiter unberücksichtigt lassen, und so lebt die čechische Nation in einem fortwährenden Rausch von historischen Erinnerungen, die sie für die trübe und aussichtslose Gegenwart entschädigen müssen.

Nebenbei wird eine ebenso naive und erfolglose auswärtige panslawistische Politik getrieben, die, ähnlich wie der Kongreß der slawischen Nationen vom Jahre 1848, kaum weiß, wo sie eigentlich hin will. Im Jahre 1863 bringt der letzte Aufstand der Polen die čechische Jugend, darunter auch namhafte Schriftsteller, Publizisten, ja Frauen, in Gärung; man lernt Polnisch, man liest und übersetzt polnische Romantiker, besonders Mickiewicz und Slowacki, man bewundert die monumentalen Gemälde aus der polnischen Geschichte von J. Matejko, man singt polnische revolutionäre Lieder, man bewaffnet sich und eilt, den kämpfenden Brüdern zu helfen. Die älteren Patrioten mißbilligen es als eine gefährliche Donquichotterie, bald jedoch begehen sie eine viel schlimmere. Im Jahre 1867 bei Anlaß einer ethnographischen Ausstellung in Moskau wallfahren mehrere angesehene Ver-

treter des čechischen Volkes, unter ihnen die Politiker Palacký, Sladkovský, Rieger, der Dichter Erben, der Maler Manes, nach Rußland und huldigen hier förmlich der russischen Regierung. Die Jugend schwärmt für die beiden Klassiker des russischen Byronismus, Puschkin und Lermontow, deren epische Werke in den steifen Umdichtungen V. Č. Bendls und Al. Durdík vorliegen, aber auch die Begründer der realistischen Kunst in Rußland, Gogol und Turgeniew, werden bei den Čechen bekannt und beliebt. Als in den Jahren 1876 und 1877 die Südslawen gegen die Türken für ihre Freiheit kämpfen, werden sie von den Čechen begeistert angejubelt, und auch die Russen, welche sich dann der Südslawen angenommen haben, entfachen in Böhmen leidenschaftliche Sympathien. Es hat ja schon früher der Novellist Prokop Chocholoušek die serbischen und die montenegrinischen Helden mit einer warmen Teilnahme geschildert; auch die serbische Heldendichtung war bereits durch das Verdienst des deutschböhmischen Dichters Siegfried Kapper in Böhmen in Übersetzungen und Nachahmungen bekannt: jetzt fühlt sich ein feiner, in Frankreich ausgebildeter Historienmaler Jaroslav Čermák in Montenegro viel heimischer als in Böhmen; jetzt besingen Václav Šolc und Eliška Krásnohorská die Balkaner Freiheitskriege; jetzt studiert der slavjanophile Journalist Josef Holeček, welcher den Schauplatz des balkanischen Freiheitskrieges als Berichterstatter der »Národní Listy« kennen gelernt hat, das serbische und montenegrinische Leben aus der unmittelbarsten Nähe. Ja, diese schwärmerische Vorliebe für den slawischen Orient führt die čechischen Dichter bis unter den wilden, märchenhaften Kaukasus; hier wird Svatopluk Čech zu seinem echt romantischen »Tscherokessen«, der sich eng an Puschkin anschließt, angeregt; hier findet ein begabter, überschäumender und abenteuerlicher čechischer Novellist Bohumil Havlasa unter den russischen Fahnen in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre den Tod. Seine beiden litterarischen Freunde, J. V. Sládek und Sv. Čech schicken ihm schwärmerische, verträumte Elegien nach, in denen leidenschaftliche Sehnsucht nach der freien Zauberpracht des europäischen Orients zittert.

Auch in der čechischen Litteratur dieser Periode sind der Panslawismus und der Historismus die Triebfedern; was später auf diesen Gebieten geschaffen wurde, muß ebenfalls in diesem Zusammenhange geschildert werden.

Eine vollendete Synthese der beiden Tendenzen gibt in seinem poetisch ganz einheitlichen Lebenswerke der größte und zumal der populärste Dichter dieses Zeitraumes, Svatopluk Čech (1846—1908). Svatopluk Čech, dessen Name allein den Inbegriff des nationalen Wesens in sich schließt, stammt aus einem kräftigen mittelböhmischen Bauernstamme, dessen Traditionen bis tief in das 17. Jahrhundert reichen. Des Dichters Vater, ein schlichter Domänenverwalter, war ein eifriger Patriot, ein begeisterter Panslawist, ein überzeugter Achtundvierziger, der für seine Beteiligung an den revolutionären Händeln schwer zu büßen hatte; bald gewann er den menschenscheuen, träumerischen Knaben, der in einer anmutigen, milden Ebene seine idyllische Jugend verbrachte, für seine Lieblingsideen. Als Prager Gymnasiast, der sich auf der altertümlichen, pedantischen und national durchaus indifferenten Piaristenschule so wenig wie in dem beschränkten und düsteren Knabenkonvikte des ursprünglich jesuistischen Klementinums wohl fühlte, las der junge Svatopluk Čech mit Vorliebe die begeisterten Dichter des modernen Freiheitsdranges und des antisozialen Trotzes; besonders Schiller, Byron, Puschkin und Mácha traten in seinen Gedankenkreis und hinterließen bedeutende Spuren in seinen Jugendwerken. Im Jahre 1867 tritt der einundzwanzigjährige Jurist mit einer farbenreichen, dem Freiheitskampfe der Balkanvölker entnommenen Ballade in die Litteratur; es folgen neben vaterländischen Romanzen, volksmäßigen Liedern und humoristischen Gedichten zwei breit angelegte zyklische Werke, wo sich der poetische Traum mit der satten Zustandsmalerei abwechselt; nach sechs Jahren veröffentlicht er ein wundervolles Epos, das großartige Freskogemälde aus dem Hussitenkriege »Adamité« (»Die Adamiten«, deutsch von J. Weinberger 1913), dessen kräftigen Wurf wir noch heute bewundern müssen; dadurch wird er eine anerkannte Größe in der čechischen Dichtung, wo er bald über Hálek und Neruda gestellt wird. Gewissenhaft erweitert der mit strengster Autokritik und mit rührender Demut vor der Kunst gewappnete Dichter seinen Gesichtskreis: er studiert fremde Sprachen und Litteraturen, er beschäftigt sich eingehend mit der Geschichte, er erwirbt umfassende ethnographische und philologische Kenntnisse; auf die öffentliche Laufbahn eines Rechtsanwaltes verzichtet er aber bald.

Von großer Bedeutung für seine Entwicklung war die Orientreise im Jahre 1874: der byronistische Naturschwärmer lernt da das Schwarze Meer und den Kaukasus, der begeisterte Panslawist das Zarenreich kennen. Schon als Student, welcher das Meer nur aus den Schilderungen Byrons und Freiligraths und aus den Erzählungen eines wackeren Matrosen her kannte, träumte Sv. Čech von Seestürmen und Schiffskatastrophen; sein farbiger Zyklus »Bouře« (»Der Sturm«, 1869) erzählt davon naiv und beredt. Nun erschließt sich dem jungen »Argonauten«, von welchem schon damals Jan Neruda das goldene Vließ der neuen Poesie erhofft hat, daß »slawische« Meer, und zum ersten Male läßt sich die čechische Dichtung, welcher bisher die Anschauung des Meeres durchaus gefehlt hat, auf Seefahrten und Stürme ein; um ein Jahr später eroberte Jaroslav Vrchlický, der damals in Italien lebte, der čechischen Lyrik die Schönheiten des südlichen Meeres. Auf dem Kaukasus hat Sv. Čech nur spärliche Spuren der reckenhaften, von Puschkin besungenen Tscherokessen gefunden, dafür entschädigte den begeisterten Rousseauisten die bald wilde, bald erhabene Urwaldnatur, die zuerst in seinen feinen Reisefeuilletons, dann in seinen zwei idyllenmäßigen Verserzählungen verherrlicht wurde. Die ethnographisch-politischen Eindrücke seiner osteuropäischen Reise hat Sv. Čech später in einer erhabenen poetischen Utopie »Zimní noc« (»Eine Winternacht«, 1879) verdichtet. Vom Geiste seines Vaters begleitet, sieht der Dichter die ruhmvolle Auferstehung der slawischen Helden und Krieger, die je gegen die Türken gekämpft haben. Dieser geheimnisvolle Zug, zu welchem neben Peter dem Großen auch Zar Lazar, neben den serbischen und montenegrinischen Kämpfern auch Kosaken gehören, überschwemmen die ganze Balkanische Halbinsel und die südlichen Ufer des Schwarzen Meeres: endlich vereinigt sich derselbe am Hafen von Konstantinopel; die großartige Stadt der byzantischen Kaiser wird von den Slawen erobert, und in der erhabenen Kirche der »göttlichen Weisheit« feiert der panslawistische Gedanke seine Verklärung. —

Jahr für Jahr erscheint dann von dem gereiften Dichter eine neue, bis ins Detail ausgeführte poetische Schöpfung. Einmal ist es eine breite, mit allerhand fein geschliffenem und üppig ziseliertem Beiwerke ausgestattete epische Komposition, wo gewöhnlich der epische Gang der Handlung unter einer allzu ausführ-

lichen poetischen Beschreibung oder unter einer zügellosen Rhetorik zu leiden hat; oder aber er vereinigt in einem geschickt arrangierten lyrischen Bande seine politischen Meditationen und seine sozialen Betrachtungen, die entweder in das üppige schwere Gewand einer Ode oder in die leichte, volkstümliche Liederform gekleidet sind; ein andersmal bringt der Poet, dessen Humor zart und schelmisch ist, ein anmutiges allegorisches Märchen, worin er den öffentlichen Albernheiten und den landläufigen Vorurteilen schalkhaft ein Schnippchen schlägt; endlich befriedigt er auch die unter seinen Lesern, die für die Poesie kein Verständnis zeigen, mit einem liebenswürdigen, mehr anmutigen als tiefen Novellenbuche. So steht er in seinem vierzigsten Jahre auf dem Gipfel seiner Kunst und seiner Popularität, die er teilweise auch seiner politischen Gesinnung, die liberal und demokratisch ist, zu verdanken hat. Doch diese riesenhafte Begeisterung der Leser, dieser öffentliche Beifall der gesamten Nation drückt und beängstigt den bescheidenen, in sich gekehrten Träumer nicht weniger, als die wirre und geräuschvolle Hast der Großstadt den ruhigen, stillen Verehrer des Landlebens anekelt. So flüchtet sich der schlichte Dichter in eine idyllische und beschauliche Einsamkeit, ursprünglich in der fruchtbaren Elbegegend bei Melnik, dann in einem ländlichen Vororte Prags, wo er nur seinen Blumen und seinen Jugenderinnerungen lebte. Hier veranstaltete er noch eine zwanzigbändige Gesamtausgabe seiner Werke, unternahm kleinere Reisen ins Ausland, rang tapfer mit einigen schwierigen poetischen Stoffen, ohne sie doch zu bewältigen. Nachdem er noch als Humanitätsapostel, Slawenfreund und Patriot rührend und gerührt in dem zyklischen Gedichte »Do světa širého« (»Für die weite Welt«, 1908) von seinen Lesern Abschied genommen hat, starb Svatopluk Čech als »der allerletzte Sänger der nationalen Wiedergeburt«.

Svatopluk Čech ist durchwegs ein Tendenz- und Problemdichter; auch da, wo der poetische Grundton rein episch oder idyllisch ist, werden in die epische Handlung tendenziöse Fäden bewußt verwoben. So werden schon in den »Adamiten«, des Dichters erstem einheitlichen Werke, von den religiösen Schwärmern des 15. Jahrhunderts moderne Probleme des Pantheismus und des Materialismus, der freien Liebe und der Frauenemanzipation, des Kommunismus und der Anarchie mit einer er-

habenen Rhetorik und mit Hamerlingschen Farbeneffekten behandelt. So wird selbst in der idyllischen Rahmenerzählung »Ve stínu lípy« (»Im Schatten der Linde«, 1880; deutsch von J. J. Gregory in Leipzig 1897), wo sonst kleine, ja anekdotenmäßige Begebenheiten aus dem čechischen Volksleben frisch und humoristisch wie in einem Guckkasten und mit reichlichen Anlehnungen an des Dichters Jugenderinnerungen vorgeführt werden, nebenbei auch die Frage der Auswanderung nach Amerika erörtert. So werden in dem breitangelegten, mit üppigem Detail ausgestatteten historischen Epos aus der böhmischen und dänischen Geschichte des 13. Jahrhunderts, »Dagmar« (1885) die Ursachen des Verfalles und Unterganges der slawischen Wenden und Obodriten an der Nordsee poetisch beleuchtet, wobei auch manch warnendes Wort den uneinigen Slawen gesagt wird.

Als ein moderner Liberaler und ein demokratischer Patriot faßt Čech auch die Geschichte seines Volkes auf. Während die čechischen Romantiker bis zu Zeyer und Vrchlický eine ausgesprochene Vorliebe für Böhmens Heldensage und für das frühe Mittelalter unter den Přemysliden hatten, interessiert sich Čech eigentlich nur für die Zeit der böhmischen Reformation und ihr tragisches Nachspiel im 17. Jahrhundert. Palacký hat in dem Hussitentum und in der Brüderunität den Gipfel der nationalen Geschichte erblickt und hat in seinem monumentalen Geschichtswerke dieser Auffassung Ausdruck gegeben; doch die čechischen Dichter, villeicht mit der Ausnahme des braven, aber ungeschickten J. E. Vocel, ließen sich von ihm in dieser Hinsicht nicht anregen; ja, sie wurden sogar von den deutschen Poeten Moritz Hartmann und Alfred Meißner, ja von Nicolaus Lenau — letztere zwei haben je einen Žižka, Hartmann einen ganzen Zyklus »Kelch und Schwert« gedichtet — überholt. Erst in den sechziger Jahren entfachen die jungčechischen Liberalen eine Begeisterung für das Hussitentum; im Jahre 1868 wallfahren zahlreiche Čechen nach Konstanz um dort das Andenken Hussens zu feiern; die historischen Maler, mit dem berühmten Pilotyschüler V. Brožík an der Spitze, wählen jetzt gern die Vorwürfe zu ihren kolossalen Leinwandflächen aus der Hussitenzeit; Třebízský, dann auch Jirásek stellen die glorreiche Zeit »des Kelches und des Schwertes« in den Vordergrund ihrer historischen Novellistik, aber keiner weiß diese große Zeit, von der

schon Schiller in seinem »Wallenstein« sympathisch spricht, so begeistert zu besingen wie eben Sv. Čech.

Schon unter seinen Jugendgedichten findet man eine Ballade Husita na Baltu« (»Der Hussitenkrieger an der Ostsee«), die mit einer beredten Apotheose des Hussitentums schließt; dann folgen mit gewissen Anklängen an den deutsch-böhmischen Dichter Alfred Meißner »Die Adamiten« mit der Riesengestalt Žižkas im Hintergrund; sechs Jahre später wählt Čech den blinden Hussitenführer zum Helden einer genial hingeworfenen epischen Erzählung »Žižka«, in der der stets rhetorische Dichter einmal in einer wirklichen Rede seine beste Kunst entfaltet und dabei ein monumentales Bild der Stadt Prag entwirft. Aus demütigen Tränen und düsteren Meditationen über die schmachvolle Niederlage des čechischen Volkes im 17. Jahrhundert ist dann sein »Václav z Michalovic« (1882, deutsch nur in einigen Bruchstücken in Alberts »Neuester Poesie aus Böhmen«) geboren. Die čechische Reformation verblutete eben unter dem Schwerte des Scharfrichters und unter der geistigen Unterdrückung der Jesuiten; Böhmen ist vollends katholisch und habsburgisch, und da muß ein Zögling der Jesuiten, ein junger Schwärmer und Idealist, erfahren, er sei ein Nachkomme eines der eifrigsten Ketzer und Rebellen. Die erschütternden Konflikte, die sich im Herzen des jungen Václav von Michalovic, welcher in die wunderschöne und engelhafte Pflegetochter eines der Führer der katholischen Partei verliebt ist, abspielen, werden nun romanhaft und überspannt genug erzählt. In diesem Werke, dessen Höhe Sv. Čech nicht mehr erreicht hat, sollte eine Synthese des 17. Jahrhunderts in Böhmen gegeben werden: die Auffassung der nationalen und religiösen Geschichte ist tragisch, das Zeitkolorit ist satt und kräftig, die Sprache zieht alle Register der Begeisterung und des Pathos. Und doch leidet diese Epopöe an innerem Zwiespalt. Diejenigen Lebenskreise, welche der Dichter als patriotischer Verehrer der Reformation haßt und verwirft, nämlich die sinnliche Pracht der kirchlichen Feste, Bauten, Trachten ziehen ihn als Künstler an, und er wird nicht müde, dieselben bilder- und farbenreich zu beschreiben. Dagegen fällt er gleich aus der Rolle des Epikers, welcher sich mit den Menschen des 17. Jahrhunderts beschäftigt, sobald er die ihm so ans Herz gewachsenen Ideen des Hussitentums berührt: aus diesen schmetternden, manchmal

allerdings sehr wirkungsvollen Tiraden hört man den modernen Demokraten, den aufgeklärten Liberalen, den zeitgemäßen Patrioten. Noch in seinen späteren Jahren kehrte Čech zu der ihm wahlverwandten Zeit des Hussitentums zurück — sie mußte übrigens auch als Staffage zu seinem humoristisch-satirischen Romanetto »Výlet pana Matěje Broučka do patnáctého století« (»Ein Ausflug Herrn Matěj Brouček in das 15. Jahrhundert«, 1888) herhalten —; in einem dialogisierten, doch ganz verworrenen Epos »Roháč na Sioně« (1898—1899) führt er die letzten Geschicke des hussitischen Heeres vor. Čech entrollt in diesen Werken großartige lebende Bilder, und aus ihnen muß sich der Leser selbst eine ohnehin mangelhafte Handlung zusammenstellen; ganz wundervoll stellt er die dröhnenden Bewegungen der Massen, das allmähliche Entstehen des Sturmes, das morgendliche Erwachen des Feldlagers oder der Stadt dar; das Zeitkolorit wird im ganzen richtig getroffen, doch die Personen mit ihren unendlichen Reden und vielleicht noch unendlicheren Reflexionen fallen meistens matt und leblos aus.

Čechs Eigenart darf man aber nicht in seinen historischen Epen, die zeitweilig an Hamerling erinnern, suchen: seine poetische Spezialität sind moderne, oft allegorische Verserzählungen, die auf Lord Byron zurückzuführen sind und sozialpolitische Fragen im Geiste eines liberalen Demokratismus und eines romantischen Panslawismus behandeln. Mit einem einigermaßen nebelhaften Messianismus, ähnlich wie man ihn in der russischen und polnischen Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre findet, betrachtet Čech die Sendung der Slawen innerhalb der geschichtlichen Entwicklung Europas. Das alte, raffinierte und übersättigte Westeuropa ist in seinem Innern von einer Todeskrankheit durchfressen; eine soziale Revolution, die nicht so sehr entfernt ist, wird den siechen Riesenkörper endgültig zerschmettern — so lesen wir in Čechs düsterer und pessimistischer Allegorie »Europa« (1880), wo er seine Erlebnisse auf dem Schwarzen Meere verwertet und mit Einzelheiten aus der Geschichte der Pariser Kommune verarbeitet hat. Dann bricht nun aber der neue Morgen für die bisher mißgeachteten slawischen Völker an — hier hört man Kollárs Ideen —; doch das Slawentum ist bis heute dieser ungeheuren politischen und kulturellen Aufgabe nicht gewachsen. Zuerst müssen die Slawen ihre ewigen

Zwistigkeiten ablegen; der Dichter selbst versöhnt rhetorisch in »Slavia« (1884), einer dem Gedichte »Europa« nicht unähnlichen Allegorie, deren Handlung sich ebenfalls während der Schiffahrt eines Dampfers auf dem Meere abspielt, die Russen mit den Polen, die Serben mit den Kroaten, die russischen Nihilisten mit den idealistischen Slavjanophilen, allerdings ohne den Leser im geringsten zu überzeugen.

Waren jedoch die russischen Slavjanophilen wie Kirějevskij und die polnischen Messianisten wie Towiański oder der ältere čechische Panslawist Kollár oft Reaktionäre, ja unterwürfige Diener des staatlichen Absolutismus, ist Čech in seinem Panslawismus immer ein gesinnungstreuer Demokrat und Liberaler geblieben. Aus seiner Jugend hat er eine treue Liebe zu dem Bauernstande mitgebracht; ein anmutiges Dorfidyll an der Seite einer blondlockigen zarten Frau und im Kreise von spielenden, singenden Kindern gehörte stets zu den teuersten Träumen des einsamen Junggesellen und unzufriedenen Städters; kein Bild beschäftigte die Phantasie des klassenbewußten Nachkommen mittelböhmischer Bauern öfters als das fröhliche Schnitterfest, wo der fruchtbringende Boden mit dem Ackermann und mit der Lerche über seinem Kopfe zu jauchzen scheint. In diesem Umkreise bewegen sich alle acht Gesänge des erwähnten idyllischen Epos »Im Schatten der Linde«, welches eine sehnsüchtige Apostrophe der ländlichen Heimat eröffnet und eine begeisterte Apotheose des Landes abschließt: ähnliche Vorstellungen kehren noch in den eitlen Träumen der Revolutionäre in »Europa« und des abtrünnigen Priesters Václav von Michalovic wieder; aber auch sie verwandeln sich bei dem Tendenz- und Problemdichter in programmatische Forderungen. So stellt Čech zu der Zeit, als in Böhmen der Ruf nach einer nationalen Aristokratie laut wurde, in seinem schlichten »Zpěvník Jana Buriana« (»Gesangbuche des Jan Burian«, 1894) den selbstbewußten Bauer hoch über den Adel; so läßt er einen seiner letzten Gedichtzyklen «Sekáči« (»Die Schnitter«, 1903) in ein begeistertes Lob des schlichten Landmannes und seiner Arbeit ausklingen: mit Recht rühmen sich die Agrarier in Böhmen, daß Svatopluk Čech sowie Josef V. Sládek ihren Bestrebungen Ausdruck gegeben haben.

Auch hat Sv. Čech gegen den kapitalistischen Großbetrieb und gegen die Fabrikindustrie die Partei für das autochthone

Kleingewerbe ergriffen und in einem tragischen Idyll »Lešetínský kovář« (»Der Schmied von Lešetín«, 1883, deutsch nur in kleinen Bruckstücken in der Albertschen Anthologie), das trotz der Beschlagnahme äußerst populär geworden ist, diesen Konflikt poetisch verwertet und zugleich patriotisch aufgefaßt. Wie Neruda, hieß er die sozialistische Organisation der modernen Proletarier, die er schmeichelnd »Helden der Zukunft« genannt hat, willkommen.

Mehrmals hat er sich mit politischer Lyrik, wo ihm Václav Šolc vorgearbeitet hat, an die Öffentlichkeit gewendet; immer schlägt er andere Töne an als die beiden anderen hervorragenden politischen Lyriker seiner Zeit, Jan Neruda und Josef V. Sládek. Bei diesen drängt sich das politische oder nationale Gedicht aus jener geheimnisvollen, dunklen Tiefe, wo religiöses Empfinden und dumpfes Rassenbewußtsein brüten; verhaltener Groll, herber Schmerz, beleidigter Stolz begleiten den patriotischen Messianismus Nerudas und die bodenständige Vaterlandsliebe Sládeks. Čech ist auch in der politischen Dichtung kein eigentlicher Lyriker: für verstandesmäßige Betrachtungen wählt er die glatte und wirksame Form des Couplets oder der Chanson, naheliegende Zeitfragen löst er mit großem Aufwande der Rhetorik; vor Gemeinplätzen, billigen Pointen, krassen Wiederholungen schreckt er nicht zurück; und so ist in seinen drei Sammlungen von politischen Gedichten manches bereits veraltet. In seinen »Jitřní písně« (»Morgenlieder«, 1887) findet er für die Bestrebungen der Jungčechen, die damals wirklich freisinnig und demokratisch waren, den poetischen Ausdruck. Dann lauscht er in seinen »Nové písně« (»Neue Lieder«, 1888) dem geheimnisvollen Weben der modernen Zeit, wo der Sozialismus die nationalen Interessen zurückzudrängen sucht. Endlich, in den »Písně otroka« (»Lieder eines Sklaven«, 1894, deutsch von J. Koutek, Stuttgart 1897) seinem populärsten Buche, dessen nationaler Radikalismus in das durchsichtige Gewand der exotischen Allegorie verhüllt ist, erscheint er als ein zürnender und strafender Prophet des Alten Testamentes, der, aus seiner Gebirgshöhle zurückkehrend, überall nur Sklaverei, Unterwürfigkeit und Gemeinheit findet. Gleich hat man erraten, was diese grellen Schilderungen des schrecklichen Sklavenwesens in den Tropen, die mit Freiligraths Augen betrachtet werden, was diese exotischen Bilder mit Palmen und

Panthern, Lianen und Reisfeldern zu bedeuten haben: im Sinne der äußersten Linken des fortschrittlichen Nationalismus der neunziger Jahre eifert hier Sv. Čech gegen den Zentralismus, den Militarismus, die Gewaltherrschaft der Wiener Regierung, heißt die revolutionären Bestrebungen der Jugend willkommen, greift leidenschaftlich den sklavischen Geist seiner Nation an. Bisweilen glaubt man Anklänge an den radikalen Sozialismus aus diesen »Liedern eines Sklaven« zu hören: doch man lasse sich nicht von dieser nur dekorativen Einkleidung täuschen — der eigentliche Standpunkt Svatopluk Čechs war und ist immer patriotisch und liberal geblieben. Mit dem indifferenten Liberalismus teilt er auch die Hilflosigkeit den religiösen Fragen gegenüber, die mit seiner ehrlichen Vorliebe für die böhmische Reformation in einem gewissen Widerspruche steht; erst spät hat er sich, in seinen »Modlitby k Neznámému« (»Gebete zum Unbekannten«, 1896), zu einem formlosen, vagen Pantheismus bekannt, der bei ihm durch eine weichliche und haltlose Humanität ergänzt wird.

In diesen zwei letzten pseudolyrischen Büchern, wo die großen Fragen der politischen Freiheit und des religiösen Glaubens des Dichters Seele bedrängen, finden sich auch idyllische Einlagen, welchen wir bereits in seinen epischen Kompositionen begegnet sind. Je älter der Poet wurde, desto öfters flüchtete sich sein zartes Gemüt in das duftige Reich der unschuldigen Idylle, welches eng an das Gebiet der teuersten Jugenderinnerungen grenzte; darin war er dem polnischen Klassiker Mickiewicz, den er schon als Knabe eifrig gelesen und verehrt hat, nicht ganz unähnlich. Das anmutige, archaistisch ausgestattete idyllische Epos »Václav Živsa« (1889—1891), welches sich als die einzige Ausnahme in der modernen čechischen Dichtung der quantitierenden Prosodie bedient, verbrämt autobiographische Züge mit Motiven aus der nationalen Wiedergeburt, ohne ein einheitliches Ganzes zu bilden; altmodische Sentimentalität des trauten Weihnachtsbildes »Sníh« (»Der Schnee«, 1894) wird durch süßliche lyrische Zwischenspiele erhöht. Auch Sonstiges verrät bei Sv. Čech den Idylliker. Für die aufrüttelnden Leidenschaften und die grauenvollen, unglaublich verwickelten Wirklichkeiten der modernen Existenz ist in seinem Werke ebensowenig Platz wie für die geheimnisvolle Tragik der Alltäglichkeit oder für feine

Schwingungen der modernen Seele. Auch ist Čech kein Erotiker; seine Frauengestalten sind matt, schemenhaft, konventionell; sein Verhältnis zum Weibe ist das eines vereinsamten, ältlichen, menschenscheuen Garçon: schüchtern, süßlich, nebelhaft; nur in einigen Novellen finden sich bei ihm feine Mädchenköpfchen.

Neben der Idylle waren es noch die humoristische Erzählung und das satirische Gedicht, wohin sich Sv. Čech vor seinem tendenziösen Pathos, vor seiner zeitgemäßen Problematik, vor der rhetorischen Manier zu flüchten pflegte. In einem anmutigen Märchen, in einem parodistischen Tierepos, in einem tollen Traumgesichte setzt sich der liebenswürdige Poet, ein echter Heineschüler, eine Narrenkappe auf, und nun müssen der Gelehrtendünkel, die Ausländerei, die Modesucht, die pedantische Kritik, die politische Charlatanerie, der poetische Snobismus, das banause Spießbürgertum manchen Streich seiner Pritsche erfahren. Neben den zarten »Petrklíče« (»Himmelschlüssel«, 1883, deutsch von Zd. Fux Jelenský, Wien 1892), einem frischen Märchen, das mit seiner Verschmelzung der duftigsten Poesie und der humoristischen Satire an Andersens Märchenkunst erinnert, ist von diesen Schöpfungen noch der köstlich übermütige »Hanuman« (1884) zu nennen, jenes Werk, das dem Dichter selbst am liebsten war. Als Vorkämpfer der europäischen Pseudokultur, der verlogenen Unnatur im modernen Leben werden hier indische Affen geschildert, bei denen das emanzipierte Europäertum zu einem leidenschaftlichen Staatsstreich wird und so die wildesten Triebe und Regungen entfesselt, um zuletzt zu einer Schmach zu führen. Hier spricht ein romantischer Naturschwärmer, ein verspäteter Rousseauist, der im Grunde den ganzen Lug und Trug des sogenannten Fortschritts verwirft; doch dieser Romantiker versteht vorzüglich die große Kunst »ridendo dicere severum« und beherrscht dabei die feinsten und zugleich wirksamsten Mittel der grotesken Komik.

Svatopluk Čechs erzählende Prosa verbindet oft idyllische mit humoristisch-satirischen Zügen; geistreiche Arabesken umringen wunderliche altmodische Figürchen und zarte Frauengestalten; liebenswürdiger, oft drolliger Humor berührt sich mit weicher Melancholie; der Aufbau ist locker, die Erzählungskunst eher causeristisch als rein episch. Sehr selten hat sich Čech um größere Kompositionen in Prosa bemüht; in seiner Jugendzeit

waren es die »Kandidaten der Unsterblichkeit« aus der Prager Bohéme, später der typische Prager Hausherr, Spießer und Bonvivant Matěj Brouček, die er zum Mittelpunkte seiner Halbromane gewählt hat. —

Die Popularität Čechs im Publikum ist bedeutend größer als sein Einfluß in der Litteratur; im ausgesprochenen Kontrast zu Vrchlický hat er keine eigentliche Schule gegründet. Einige Dichter stehen ihm allerdings ganz nahe, indem sie auch panslawistische und nationaldemokratische Gedichte schreiben, und indem sie die vaterländische Geschichte und Sage zum Ausgangspunkte ihrer wortreichen Meditationen machen; doch als seine unmittelbaren Schüler dürfte man sie doch nicht bezeichnen. Nur drei hierher gehörende Dichter will ich nennen, den kernigen Balladendichter Ladislav Quis, die pathetische Tendenzpoetin Eliška Krásnohorská und den poetischen Epigonen František S. Procházka.

Der Rechtsanwalt Ladislav Quis (geb. 1846) ist ein gründlicher Litteraturkenner, bei dem ein sorgfältiges poetisch-historisches Studium Hand in Hand mit der Dichtkunst geht. Er ist mit den altschottischen Balladen und mit Goethes Balladistik innig vertraut, auch sind die knappen, straffen und gerundeten Balladen im Volkston vielleicht sein Bestes. Er hat die beiden Meister der volkstümlichen Lyrik, seinen Landsmann Čelakovský und den russischen Burns A. V. Kolcov mit Geschmack ediert und eingeleitet und von ihnen die leichte, sangbare Grazie des Volksliedes gelernt. Er war einer der ersten, welcher in Havlíčeks Reimen die derbe, witzige, holzschnittartige Poesie entdeckt hat, und es gelang auch ihm in seinem humoristischen Romanzenzyklus »Hloupý Honza« (»Der dumme Hans«, 1880), diesen Ton meisterhaft zu treffen. — Die Schattenseiten der Tendenzpoesie Sv. Čechs findet man in wünschenswertester Vollständigkeit in den Dichtungen von Eliška Krásnohorská (eigentlich Eliška Pechová, geb. 1847): ein fader Liberalismus, ein vager Panslawismus, ein phrasenhaftes Jungčechentum werden hier von einer leidenschaftlichen und aufopfernden Patriotin, einer überzeugten und sehr verdienstvollen Frauenrechtlerin mit blecherner Rhetorik, mit unbändigem Verbalismus, mit einer grellen Farben- und Bilderbuntheit verkündet; landschaftliche, oft vom mädchenhaften Zauber angehauchte

Bilder aus dem Böhmerwalde müssen den Hintergrund zu tendenziösen vaterländischen Betrachtungen abgeben; die südslawische Geschichte erscheint hier als eine schauderhafte Mischung von Blut, Begeisterung und Eisen; der čechische Kampf für das alte, gute Recht wird in diesen wild aufbrausenden Versen von einer unglaublichen Janitscharenmusik begleitet; die politischen Feinde sowie die einheimischen Andersdenkenden werden da schonungslos, ja blutdürstig behandelt; witzig und geistreich pointierte »Fabeln für Große« greifen die Lauen und Vorurteilsvollen, die Fremdsüchtigen und die Ideallosen unbarmherzig an. Jedes Gefühl, jede Stimmung, jede Reflexion wird bei Eliška Krásnohorská aus dem eigentlichen poetischen Gebiete in das öde Bereich der Rhetorik und Deklamation hinübergetragen, und hier verschwindet sowohl die künstlerische Empfindung als auch der meditative Gedanke im Schall und Rauch eines bedenklichen Verbalismus. Diese Mängel steigern sich bei Eliška Krásnohorská allmählich, endlich hat die rationalistisch und tendenziös veranlagte Erzieherin und Kämpferin das eigene poetisches Gemüt ganz erdrückt. Nicht einmal die große litterarische Kultur dieser geschmackvollen Übersetzerin aus Byron, Hamerling, Puschkin, Mickiewicz, dieser strengen Meisterin der dogmatischen Kritik konnte ihre Begabung vor diesem Untergang retten: mehr als bei anderen Dichtern war bei Krásnohorská die mutig ergriffene Partei die Mutter von künstlerischen Niederlagen. Wie die čechische Ursage vom Mädchenkriege zu erzählen weiß, so darf die čechische Litteraturgeschichte diese dichtende Amazone nicht verschweigen. — Der jüngste dieser Gruppe, František S. Procházka (geb. 1861), ist ein poetischer Reaktionär. In seinen auf die Dauer ungenießbaren Märchendichtungen, von denen die umfangreichste »Král Ječmínek« (»Der König Gerstenkorn«, 1906) von einem engherzigen mährischen Patriotismus zeugt, bringt er ein ganz veraltetes, oft sehr dunkles Allegorienspiel vor, in dem sich nationale und ethische Tendenzen verstecken. In seinen an Čelakovský und Sládek anklingenden Nachahmungen der Volkslieder haftet er immer an dem Nebensächlichen, Willkürlichen, Äußerlichen der Volkspoesie; in seiner patriotischen Rhetorik und seiner persönlichen Satire tritt er für lebensunfähige Vorurteile ins Feld. —

Während so die patriotischen und panslawistischen Tendenzpoeten ihre Anregungen größtenteils nur von der Tagespolitik empfingen, konnten die historischen Romandichter und Novellisten manchen Vorteil aus der üppig aufgeblühten geschichtlichen Spezialforschung ziehen. Palacký, welcher im Jahre 1876 sein monumentales Lebenswerk geschlossen hatte, durfte auf eine beträchtliche Reihe von Nachfolgern und Schülern blicken. Der bedeutendste unter ihnen war sein ehemaliger Freund und Mitarbeiter, später aber sein Antipode, der Prager Universitätsprofessor Václav Vladivoj Tomek (1818—1905). Tomek war kein weitblickender synthetischer Denker, der die Geschichte philosophisch auffassen und psychologisch erklären mochte; im Gegenteil, er, der ursprünglich ein Jurist war, ist immer nur ein äußerst gründlicher Quellenkritiker, ein streng objektiver Forscher geblieben, für den der bedenkliche historische Wahlspruch »quae non sunt in actis, non sunt in mundo« völlige Geltung hatte. Niemals hat er versucht, die böhmische politische Geschichte, mit der er sich vorzugsweise beschäftigte, in pragmatischem Zusammenhang mit der westeuropäischen Entwicklung zu bringen; niemals war er bestrebt, unter der bunten Oberfläche der äußeren historischen Vorgänge die leitenden Ideen zu suchen; auch ihm genügte es, allerdings in einem anderen Sinne als Ranke, einfach darzutun, wie die Dinge eigentlich gewesen seien. Dabei entwickelte er sich, allerdings nach der jugendlichen Periode des liberalen Freidenkertums, zu einem strengen Konservativen und einem treuen, kirchlich gesinnten Katholiken, für den jede Empörung gegen die kirchliche Obrigkeit — auch die hussitische Bewegung und die Bruderunität — ein Greuel war; und nicht umsonst hat die Wiener Regierung in ihm und in seinem Freunde, dem späteren Unterrichtsminister Josef Jireček (1825—1888), einem fleißigen litterarhistorischen Sammler und gelehrten Bibliographen des älteren Schrifttums, ihre Vertrauensmänner gesucht. Doch war Tomek, dessen Temperament das eines trockenen und ordnungsliebenden Pedanten war, ein Held der unermüdlichen Arbeit. Er hat die Geschichte der Prager Universität geschrieben, eine eigenartige Biographie des Žižka verfaßt, vorbildliche Monographien aus der Geschichte seiner nordwestböhmischen Heimat geschaffen, der österreichischen Staatsgeschichte neue Bahnen gewiesen, aber sein Haupt-

werk, an dem er seit 1855 bis zu seinem Tode gearbeitet hat, bleibt »Dějepis města Prahy« (»Die Geschichte der Stadt Prag«), die in ihren zwölf Bänden nur bis zu der Schwelle des 17. Jahrhunderts reicht, aber doch vielleicht bloß mit Gregorovius' »Geschichte der Stadt Rom« zu messen ist. In einer Hinsicht ist sie jedoch auch jener monumentalen Stadtmonographie überlegen: Tomek hat darin die allgemeine böhmische Geschichte zum ersten Male nach Palacký von neuem geschrieben und besonders die Hussitenkriege ausführlich behandelt. Diese Wiedererweckung des altertümlichen Prag, wenn Tomeks Darstellung auch trocken und pedantisch ist, kam auch der historischen Novellistik sehr zustatten.

Auch sonst berührten sich die Bestrebungen der wissenschaftlichen Geschichtsforschung, welcher Anton Gindely, Josef Emler und Vincenz Brandl als geschulte Editoren vorarbeiteten, mit den Interessen der Dichter und Erzähler. Der streng methodische und ungemein gelehrte Forscher von europäischem Weitblick Anton Gindely (1829—1892) hat der Geschichte der Böhmischen Brüder sowie der des Dreißigjährigen Krieges untersuchende Quellenstudien und großzügige Darstellungen gewidmet; sein kaltblütiger und kritischer Realismus kontrastierte mit der warmen, aber oft naiven Begeisterung, die in seinen methodisch oft anfechtbaren Sammelwerken zur Kunde der katholischen Gegenreformation der sentimentale Tomáš Bílek (1819—1900) an den Tag gelegt hat. Der treue Anhänger und Verehrer Palackýs Josef Kalousek (geb. 1838) diente mit seinem grundlegenden Werke über das böhmische Staatsrecht der altčechischen Politik eines Rieger oder Brauner; doch wie diese beiden Führer des öffentlichen Lebens erinnerte sich auch der Universitätsprofessor gern seines Ursprungs aus dem Bauernstande und lieferte wertvolle Beiträge zur Geschichte der Bauern in Böhmen, während der schlesische Geschichtschreiber Vincenz Prasek (1843—1913) das ländliche Leben in Mähren und Schlesien studierte. Mit der monumentalen Leistung Tomeks kann sich an Umfang ein einziges Werk messen, das den südböhmischen Gymnasialprofessor August Sedláček (geb. 1843) zum Verfasser hat. Die ebenso fleißigen und reichhaltigen wie zuverlässigen und allseitigen »Hrady, zámky a tvrze království Českého« (»Burgen, Schlösser und Vesten des Königreichs

Böhmen«, seit 1881, bisher 14 Bände) geben eine bis in das unbedeutendste Detail eingehende Geschichte des altböhmischen Adels in monographischer Form und topographischer Reihenfolge und bilden mit ihrer klaren und einfachen Darstellung ein willkommenes Hilfsbuch, geschaffen für die historischen Novellisten.

Allein der Erzähler, welcher aus Sedláčeks riesenhaftem, durchaus in hussitischem Geiste verfaßten Werke am nachhaltigsten und dankbarsten hätte schöpfen können, der begeisterte Chronist und elegisch beanlagte Pathetiker Václav Beneš Třebízský (1849—1884), hat nur die allerersten Bände dieses monumentalen Hilfsbuches erlebt; in seinem fünfunddreißigsten Jahre hat der Tod den schmächtigen, schwindsüchtigen katholischen Priester dahingerafft. Auch er war ein fleißiger Sammler, der sich an alten vergessenen Chroniken und verstaubten Aktenstücken aufrichtig erfreute; auch er interessierte sich fast wissenschaftlich für die Geschicke von altertümlichen Burgen und ritterlichen Adelsgeschlechtern, auch für ihn waren die Hussitenkriege und die Gegenreformation das wichtigste Thema der vaterländischen Geschichte. Doch alles wurde bei diesem ungemein produktiven Schriftsteller eine Novelle, eine sentimentale, konventionell gehaltene Erzählung, in der von einer realen Lebenskenntnis und einer sicheren Psychologie leider wenig zu spüren ist. Dieselben recht matten und blutlosen Typen kehren in schematischer Anordnung immer wieder, dieselben geheimnisvollen, romanhaften Motive werden immer von neuem mühsam ausgesponnen und kunstlos verwoben, derselbe salbungsvolle, übel pathetische, manchmal auch weinerliche Predigerton verhüllt mit seinem unerträglichen Weihrauchsqualm seine Erzählungen. Doch dabei wurde Třebízský der volkstümlichste Prosaiker in Böhmen; man liest noch heute seine dicken Novellenbände, die unter den bezeichnenden Titeln: »Pod doškovými střechami«, »V červáncích kalicha«, »V lesku kalicha«, »Pobělohorské elegie« (»Unter den Strohdächern«, »In der Morgenröte des Kelches«, »In dem Glanze des Kelches«, »Elegien aus dem Dreißigjährigen Kriege«) in den achtziger Jahren erschienen sind, mit patriotischer Begeisterung, und selbst die Liberalen sind stolz auf den čechischen »Hussitenpriester«, der ja unter seinen zelotischen und ultramontanen Amtsbrüdern eine seltene Ausnahme ist.

Doch die Popularität des bekanntesten čechischen historischen Romandichters Alois Jirásek (geb. 1851) ist noch größer. Seine Romane und Novellen erschienen sämtlich in mehreren Auflagen; die Mittelschule wirbt planmäßig für den wackeren Gymnasiallehrer, dessen Schriften zugleich belehrend und veredelnd auf die Jugend wirken; das Nationaltheater führt seine Stücke mit dem größten Kraftaufwand auf; seine Bücher werden immer von der Akademie oder verwandten Institutionen preisgekrönt; die angesehenen Litterarhistoriker wetteifern im Lobe Jiráseks; seine Landsleute selbst übersetzen ihn, doch bisher ohne besonderen Erfolg, ins Deutsche; und würde man einen einfachen Mann aus dem Volke fragen, ob er einen čechischen Schriftsteller kenne, so würde seine Antwort gewiß »Jirásek« lauten.

Die jugendlichen Eindrücke waren von bestimmender Macht für die spätere Entwicklung Jiráseks. In dem kleinen Grenzstädtchen Hronow bei Náchod aus Handwerkerkreisen geboren, stammte er aus dem knorrigen Geschlechte der armen Bauern und Weber des Adlergebirges, welche sich ebenso in ethnographischer wie religiöser Hinsicht ihre bodenständige Eigenart lange erhalten haben. Die Bauernaufstände des 17. Jahrhunderts lebten noch im Gedächtnisse aller, und man brauchte nur einen kurzen Spaziergang aus Hronow zu machen, um die Markgrafschaft Glatz, das frühere Eigentum der böhmischen Krone, zu erreichen, die so beredt von den blutigen Kriegen des großen Preußenkönigs gegen Österreich zu erzählen wußte. Es blieb keineswegs bei nur historischen Erinnerungen: der Krieg von 1866 bricht aus, die Preußen überschwemmen mit ihren Scharen die Umgebung von Hronow und erstreiten bei Skalitz und Nachod, in der nächsten Nähe des Geburtsortes Jiráseks, ihre Siege: der begabte, für Soldaten und Pferde kindlich schwärmende Knabe erlebte und betrachtete mit eigenen Augen den Einzug des deutschen Heeres, das blutige Schauspiel der Schlachten, die schmerzhaften Niederlagen seiner Landsleute. Der spätere Schlachtenmaler, bei welchem schon früh die zeichnerische Begabung an den Tag tritt, machte hier seine ausschlaggebenden Erfahrungen. Bei den deutschen Piaristen in Braumau lernte er das altertümliche Schulwesen, an dem vorzüglichen čechischen Gymnasium in Königgrätz die nationale Begeisterung der Jugend kennen; schon damals

versuchte er sich litterarisch; schon damals liebte er das Theater leidenschaftlich. In Prag studiert Jirásek dann Geschichte, verkehrt mit jungen Schriftstellern und Künstlern und schließt eine besonders innige Freundschaft mit dem eigenartigen Maler und Zeichner Mikuláš Aleš, welcher ebenso wie Jirásek Schlachten und Soldaten liebt, aber dabei einen monumental-nationalen Zug stark betont, was auch für den jungen, damals schlecht und recht versifizierenden Historiker von Bedeutung ist. Der Beruf des Mittelschullehrers führt den dreiundzwanzigjährigen Mann nach Leitomischl, wo er dann vierzehn Jahre verbringt. Drei Kulturströmungen berührten und vermischten sich in dieser stillen, vornehmen Stadt Ostböhmens, und alle drei befruchteten den frischen Geist des jungen Forschers und Erzählers: die altehrwürdige Piaristenschule hielt fest an den sazerdotalen Traditionen, welche bis in das 17. Jahrhundert zurückgreifen; um das feine hochadelige Schloß schwärmten die zarten Geister des leichtlebigen Rokoko, während die Bürger der altertümlich erhaltenen Stadt noch immer das Vermächtnis der Biedermeierzeit aufrecht hielten; später wurde Jirásek auch mit den Lebensformen der Landbevölkerung in der Umgebung von Leitomischl vertraut. Seine Jugend und seine Leitomischler Zeit hat Jirásek selbst in zwei Bänden seiner Erinnerungen anschaulich und kunstlos geschildert; weniger wäre über die nächsten zwanzig Jahre zu berichten, die er als Gymnasialprofessor in Prag verbrachte: es sind Jahrzehnte voll von Arbeit und Erfolgen.

In seinen ersten Arbeiten, die entweder schlichte Volksfiguren aus des Erzählers Heimat mit den Mitteln V. Háleks vorführen oder das wüste Soldatenleben aus den verschiedenen Kriegen der neueren böhmischen Geschichte schildern, war Jirásek ein frischer, sachlicher Genremaler, dessen Darstellung unter einer sprunghaften, skizzenmäßigen Schreibart, von welcher er sich auch später nicht ganz loszumachen vermochte, zu leiden hatte. Bald wagte er sich an größere Kompositionen; die verschiedensten Zeitalter der böhmischen Geschichte, von den ersten Anfängen des Christentums bis zu der unsicheren Dämmerung der nationalen Wiedergeburt mußten herhalten, um zu einer eigentümlichen Mischung der landläufigen Romantik mit sorgfältigem kulturhistorischen Detail den Hintergrund zu bilden; für die Schilderungen der Bauernaufstände sowie für Darstellungen aus

dem Siebenjährigen Kriege zeigt sich eine ausgesprochene Vorliebe. So hat er in seinen »Psohlavci« (»Chodische Freiheitskämpfer«, 1886, deutsch von B. Lepař, Prag 1904) den verzweifelt heldenhaften Kampf des Chodenvolkes gegen die Unterdrückung der Gutsherren in einer gelungenen Vereinigung der ethnographischen und der kulturhistorischen Detailmalerei vorzüglich geschildert. Noch sein erster, großer Roman aus der Vorzeit des Hussitentums »Mezi proudy« (»Zwischen den Zeitströmungen«, 1887—1892), der sich eng an Tomeks Forschung über Prag im 15. Jahrhundert anschließt, ist ein Durchschnittsprodukt eines verspäteten Walter-Scott-Schülers. Dann schlägt Jiráseks litterarische Entwicklung bald einen anderen Weg ein: er wird in seinen groß angelegten historischen Romanen ein realistischer Kleinmaler, ein behaglicher Requisitenkünstler, ein genauer Milieuschilderer, bei dem man die praktische Kulturgeschichte ebensoleicht lernen könnte wie bei dem ihm analogen W. H. Riehl. Alles ist historisch treu und dokumentar beglaubigt: die Trachten wie die Waffen, das Schlachtenarrangement wie die Topographie der alten Städte, die Beschreibung von alten Burgen wie das Volksleben im Dorfe; in seinen besten Werken gelang es ihm auch, den großen historischen Gesamteindruck vergangener Zeitalter genau festzuhalten. In der stofflichen Hinsicht ist in dieser späteren Periode eine gewisse Konzentration nicht zu verkennen. Aus der Geschichte der böhmischen Reformation sagen Jirásek am meisten die Hussitenkriege mit ihren Nachklängen zu; die nationale Wiedergeburt schildert er auf dem Hintergrunde des adeligen Rokoko oder des bürgerlichen Biedermeiertums; aber er deckt auch recht gern die unscheinbaren Wurzeln dieser großen Bewegung in dem schlichten Volksleben seiner Landsleute im Adlergebirge auf. In seine schwungvolle Epopöe in Prosa »Proti všem« (»Wider alle Welt«, deutsch von Jóža Höcker, Prag 1911) hat er die schwüle Kriegsatmosphäre, die um Žižka lagert, gebannt. Seine, in ihrer unübersehbaren Masse von handelnden Personen ermüdende Chronik »Bratrstvo« (»Die Brüderschaft«, seit 1899 bis 1909, 3 Bände) ist ganz von der ungesunden Luft des in Ungarn absterbenden Taboritentums durchsättigt. Beide chronikartigen Kompositionen »F. L. Věk« (1890—1907, 5 Bände) und »U nás« (»Bei uns«, 1896—1902, 4 Bände) berücksichtigen die

verborgensten und unbedeutendsten mitwirkenden Faktoren des čechischen nationalen Wiedererwachens. Überall betont Jirásek in diesen kollektiven Chroniken der Massenbewegungen sein nationales Stammesbewußtsein, seine innig erfaßte Angehörigkeit zu dem Bauernvolke, seinen entschiedenen Sinn für die lokale Eigenart sowie für den traditionellen Zusammenhang mit der Vergangenheit: dieser Volkserzähler verwaltet pflichtgetreu das Amt eines Volkspädagogen.

Und Ähnliches gilt von Jiráseks szenischen Arbeiten, die man kaum gesetzmäßige Dramen nennen kann, da hier nur eine bunte Folge frei aneinander gereihter Szenen geboten wird, seien sie aus dem Volksleben, wie in »Vojnarka« (1891), »Lucerna« (»Die Laterne«, 1905, deutsch von Sp. Wukadinović, 1906) oder aus dem Hussitenkriege, wie in »Žižka« (1903) und »Jan Hus« (1911) oder endlich aus der Geschichte der elb-slawischen Volksstämme, wie in »Gero« (1905, deutsch von M. Andricki, Bautzen 1906). Dem trefflichen kulturhistorischen Kleinmaler wird man also sein Lob weder in diesen dramatischen noch in jenen epischen Arbeiten verweigern können, wenn man auch eine tiefere geschichtsphilosophische Auffassung überall beinahe schmerzlich vermißt.

Ganz anders steht es aber um Jirásek den Künstler: seine Psychologie ist seicht und konventionell: seine Erotik ist entweder sentimental oder langweilig: seine Moral ist engherzig und spießbürgerlich. Vergebens sucht man bei ihm nach einer tatsächlich heldenhaften Erscheinung, die man rein menschlich bewundern könnte: vergebens nach einem tragischen Schicksale, vergebens endlich nach einer großen Weltidee, die doch bei keinem wirklich großen modernen historischen Romandichter, sei es Flaubert oder Tolstoj oder K. F. Meyer, fehlt. Feinere Qualitäten der Komposition und des Stils vermißt man bei Jirásek allzu schmerzlich. Seine oft sehr dickleibigen Bücher haben keinen strengen, einheitlichen Aufbau, sondern sie sind nur rasch und leicht hingeworfen. Das überflüssige Schnörkelwerk erdrückt nicht selten die eigentliche Handlung ebenso wie die Nebenfiguren oft die wichtigen Träger der entscheidenden Geschehnisse verdrängen. Jirásek schreibt knappe, ja abgehackte, manchmal elliptische Sätze, welche im Dialog kräftig, in der Darstellung aber peinlich wirken, seine Schilderung ist kurzatmig und nüchtern und bevorzugt die analytischen Einzelheiten

zugunsten der satten und suggestiven Synthese. Aber daheim wollen die begeisterten Anhänger Jiráseks um keinen Preis einsehen, daß eine nicht mehr ferne Zukunft der unkritischen Überschätzung dieser lokalen Größe, dieses čechischen Sienkiewicz ein jähes Ende machen könnte.

Dann wird man aber wahrscheinlich einen bisher nicht genug beachteten historischen Novellisten, den vortrefflichen Zikmund Winter (1846—1912) schätzen lernen, der viel höher als Jirásek steht. Z. Winter selbst, ein Professor der Geschichte an dem altehrwürdigen akademischen Gymnasium in Prag, das schon im 16. Jahrhundert gegründet wurde, betrachtete seine Novellistik als ein bloßes Beiwerk seiner fachwissenschaftlichen kulturhistorischen Untersuchungen, in welchen er, ein treuer Schüler Tomeks, sich mehr als ein fleißiger Sammler denn als ein kühner Schaffer gezeigt hat. Die unerschöpfliche Fülle der öffentlichen und privaten Urkunden beherrschend, in den dunkeln Archiven der böhmischen Städte, vorzüglich aber seiner leidenschaftlich geliebten Geburtsstadt Prag brütend, jede Einzelheit geduldig verzeichnend, hat Z. Winter seinem Volke die Kulturgeschichte des 15. bis 17. Jahrhunderts, wenn auch mosaikartig, aus dem europäischen Zusammenhange losgelöst, geschaffen: das Städte- und Schulwesen, das religiöse und das gewerbliche Leben, die Geschichte des Handels und der Trachten bewältigte der streng konservative, den religiösen und sozialen Umwälzungen wenig geneigte Winter in zwölf großen Bänden. Doch seine wortkarge, fast epigrammatische Technik, seine scharfgeschnittene, oft beinahe an Karikatur grenzende Charakteristik, seine farbenreiche, manchmal nahezu überladene Milieuschilderung, sein knorriges, derbes Temperament, sein volkstümlicher, würziger Humor zeugen von einer urwüchsigen Künstlernatur. Sein ganzes Wesen mutet wie ein großer Anachronismus, wie ein archaistischer Einfall der Geschichte an; dieser in sich gekehrte, gelehrte Professor, dem die gesamte Gegenwart durchaus gleichgültig und fremd ist, findet sich nur im endenden 16. Jahrhundert heimisch, wo er eigentlich hingehört. Das buntbewegte Prag des späten 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts ist Winters geistige Heimat; hier unter trunksüchtigen Bacchalaureaten und liederlichen Scholaren, unter verlaufenen Nonnen und gutmütigen Ratsherren, unter wilden Soldaten und schnurrigen Spaßmachern, die er be-

sonders in »Rozina sebranec« (»Rozina, der Findling«, 1906) und »Magister Campanus« (1909), von seinen älteren Arbeiten abgesehen, so vortrefflich abkonterfeit hat, lebt und webt dieser originelle Meister, der bisher den Höhepunkt der historischen Erzählung bei den Čechen bedeutet. —

In der Zeit, da die slawische Idee das Leben wie die Litteratur in Böhmen mächtig durchdrang, da die Politiker wie die Dichter der slawischen Wechselseitigkeit unermüdlich dienten, wurde auch in der čechischen Öffentlichkeit größere Aufmerksamkeit auf das slowakische Schrifttum in Ungarn gelenkt. Auch in der ungarischen Slowakei war in der schwülen Reaktionszeit, die auf die wild aufgeloderte revolutionäre Begeisterung der slowakischen Patrioten gefolgt war, das litterarische Leben gänzlich gehemmt, und in der im Jahre 1850 orthographich geregelten slowakischen Schriftsprache erschienen gar wenige Bücher. Erst in den sechziger Jahren rührte sich in der Slowakei wieder ein frisches, vielversprechendes litterarisches Leben. Eine neue Generation versammelt sich in einigen, die čechischen Vorbilder nachahmenden Musenalmanachen; eine großartig angelegte patriotisch litterarische Institution, die »Matica Slovenská« wird feierlich begründet, neue Zeitschriften treten ins Leben, mehrere slowakische Städte werden zu Mittelpunkten des geistigen Webens. Was geschrieben und gedruckt wird, gehört noch immer der poetischen Spätromantik mit ihrer panslawistischen oder patriotisch-historischen Färbung an: der größte slowakische Poet, Ondrej Sládkovič, veröffentlichte die Spätfrüchte seines bereits erlahmenden Talentes; der fruchtbare Viliam Pauliny Tóth (1826—1877) und der frühverstorbene Ludovít Kubáni (1830—1869) wollen durch ihre historische Novellistik, die ungefähr dem čechischen historischen Genre vor Jirásek entspricht, unmittelbar auf das nationale Bewußtsein ihres Stammes einwirken.

Dann macht die magyarische Regierung in den ersten siebzig Jahren dem schönen litterarischen Aufblühen ein unbarmherziges Ende: ein stolzer, gewaltsamer Zentralismus verschließt slowakische Schulen, verbietet slowakische Zeitschriften, hebt patriotische Institutionen wie die »Matica Slovenská« auf; die Schwachen und Unbeständigen weichen der Gewalt, die Starken verstummen hoffnungslos. Der passive, träumerische Charakter die Slowaken, der nebelhafte, halbmystische Idealismus, zu welchem die slowa-

kische Intelligenz die Hegelsche Lehre verarbeitet hat, waren gegen die gewaltsame Persekution ganz kraftlos. Einige Patrioten wollten in dieser verzweifelten Bedrängnis wieder zur Gemeinschaft mit den Čechen zurückkehren, zumal da mehrere čechische Schriftsteller, wie Heyduk, Holeček und besonders der zähe und eigensinnige Vorkämpfer der čechoslawischen Wechselseitigkeit Rudolf Pokorný (1853—1887), ein zarter aber eintöniger Lyriker, in Böhmen für die Slowakei warben. Andere Schriftsteller sahen dagegen, daß man eine so tiefgehende Entfremdung kaum so rasch und schnell gutmachen könne, und wollten daher den alten separatistischen Traditionen treu bleiben und dieselben mit künstlerischem Fortschritt vereinigen.

Auf zwei von ihnen ist die moderne Slowakei besonders stolz: auf den Novellisten Svetozár Hurban Vajanský und auf ihren größten Poeten Hviezdoslav. Svetozár Hurban Vajanský (geb. 1847), der gleich seinem Vater ein beredter Publizist und ein separatistischer Organisator ist, veröffentlichte zuerst einige Versbücher, die, sich an Hálek und Heyduk formal anschließend, slawisch-romantische Ideale schlicht und rührend besingen; dann war er eine Zeitlang in der Schule Turgeniews gewesen und bürgerte nachher lyrischen Realismus in der slowakischen Novellistik ein; als lebenstreue Bilder der slowakischen Gesellschaft und als edle Tendenzschriften sind seine Romane und Novellen wie »Letiace tiene« (»Fliegende Schatten«, 1883), »Suchá ratolest« (»Dürrer Ast«, 1882) und »Kotlín« (1901), bemerkenswert; zu der eben im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe der Werke von Vajanský sehen die Slowaken stolz empor.

Als eine großartige Synthese der bisherigen poetischen Entwicklung in der Slowakei, wie sie sich von Hollý zu Janko Král und von diesem zu Sládkovič entwickelt hatte, kann man den vorzüglichen Dichter Hviezdoslav (eigentlich Pavol Országh, geb. 1849) bezeichnen. Er ist ein treuer Jünger der slowakischen Romantik, ein feuriger, ja oft mystisch veranlagter Patriot, ein begeisterter Sänger der wilden Tatranatur, der wunderschönen, märchenhaften Waldeinsamkeit. Dabei hat er den großen Fortschritt der neueren čechischen Poesie mitgemacht; er schreibt eine satte, bilderreiche Dichtersprache, einen breiten, pompösen Vers, beherrscht eine rhetorische Pathetik, die er besonders in

seinen lyrischen Reflexionen anzubringen pflegt. Hviezdoslav hat sich an den größten Schöpfungen der Weltlitteratur gebildet und hat einige Meisterwerke derselben vortrefflich ins Slowakische übersetzt, am schönsten wohl Shakespeares »Sommernachtstraum« und »Hamlet« und einige der formstrengen Gedichte Schillers. Seine poetischen Erzählungen, von denen »Hájnikova žena« (Waldhegers Frau«, 1886) und »Ežo Vlkolinský« (1892) am höchsten stehen, werden in der slowakischen Poesie nicht so bald übertroffen werden. Doch dieser vortreffliche Dichter schreibt für einen so engen Leserkreis, wie vielleicht keiner der europäischen Poeten, die katalanischen Schriftsteller nicht ausgenommen; auch in Böhmen beachtet man heute die slowakische Dialektdichtung wenig; seine Landsleute können ihn an keiner ähnlichen Erscheinung in ihrem Schrifttum messen, die unseligsten Konsequenzen eines litterarischen Separatismus kann man nirgends so genau verfolgen wie an diesem prächtigen Poeten.

Fünfzehntes Kapitel.

Der poetische Kosmopolitismus in der čechischen Litteratur.

In schroffem Gegensatze zu den poetischen Slavjanophilen mit Svatopluk Čech an der Spitze und zu der historisch-patriotischen Schule, wie sie Alois Jirásek besonders charakteristisch vertritt, stehen während der siebziger und achtziger Jahre die kosmopolitischen Dichter da, die mit den älteren nationalen Traditionen und mit den politischen Zeittendenzen gänzlich gebrochen haben. Diese Gabelung, die wir auch bei anderen Slawen treffen, ist für das čechische Schrifttum ungemein charakteristisch und dauert noch bis in unsere Tage.

Die Slavjanophilen und die historisch gesinnten Patrioten nahmen die noch immer fruchtbaren Ideen der nationalen Wiedergeburt von neuem auf und dachten sie zu Ende; neue Gedanken und neue Kunstformen haben sie der Litteratur allerdings nicht zugeführt. Die jüngere Intelligenz dagegen, die schon damals den Boden für die nicht mehr ferne čechische Universität lockerte, wollte mit dem Auslande Schritt halten; sie wollte die freie europäische Luft atmen; mit neuen Ideen das geistige Leben in Böhmen befruchten; mit neuen Kunstformen die rückständige Litteratur erneuern. Mit liebevoller Begeisterung, mit wissenschaftlichem Fleiße, mit intimem Verständnis studierten diese Intellektuellen die Litteratur, ja die gesamte künstlerische Kultur in Frankreich, England, ja selbst in Italien; der deutsche Einfluß dagegen tritt eben in dieser Periode zurück. Eine ganz eigentümliche, von raffinierter Geisteskultur zeugende Richtung macht sich bei manchen Künstlern dieser ausgeprägten Gruppe stark bemerkbar: es ist ein restloses Aufgehen in einer fremden

künstleirschen Individualität, eine fast unbegrenzte Fähigkeit der absoluten Anpassung an verschiedene Kunst- und Kulturepochen, ein ganz kongeniales Verständnis für entfernte, oft geradezu exotische Geschichtsperioden und ihr geistiges Leben. Viele von diesen Dichtern verfügen über eine staunenswerte Gelehrsamkeit, besonders auch über eine universale Litteraturkenntnis, und so schöpfen sie ihre poetische Inspiration oft lieber aus der Litteratur, denn aus dem Leben. Mit ihnen berühren sich auch Historiker und Ästhetiker von Fach, die fein, elegant, glänzend schreiben; auch bildende Künstler stellen sich nun in das intimste Verhältnis zur Litteratur.

Wiederum ist es eine Zeitschrift, mit dem bereits historisch gewordenen Namen »Lumír« getauft, um die sich diese kosmopolitische Schule versammelt. Als im Jahre 1873 Neruda, ein vorzüglicher Redakteur, dem es immer nur an Abonnenten gefehlt hatte, dieses Blatt mit Hálek gründete, vereinigte er darin seine Altersgenossen und die jüngeren Litteraten; besonders verstand er es, das Feuilleton der Zeitschrift, das aus kleinen Skizzen und abgerundeten Essays zusammengesetzt war, immer durch neue, sehr originelle Beiträge zu beleben. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Neruda auch den poetischen Übersetzungen, für die er gleichzeitig eine gediegene Bibliothek, die »Poesie světová« (»Weltpoesie«) gegründet hat, wo bald der junge Vrchlický seine ersten Lorbeeren als Übersetzer pflückte. Wahre Bedeutung gewann der »Lumír« jedoch erst, als neue Männer in die Redaktion eintraten, neben Svatopluk Čech der junge Ästhetiker Otakar Hostinský, neben dem geistreichen jungčechischen Journalisten Servác Heller der feinsinnige Begründer der modernen historischen Methode in Böhmen, Jaroslav Goll. Als dann nach vier Jahren J. V. Sládek in der Redaktion allein blieb, hat die Zeitschrift, welche noch heute, allerdings unter anderer Leitung, erscheint, ihre Richtung beibehalten: die beiden größten Poeten der kosmopolitischen Schule, Jaroslav Vrchlický und Julius Zeyer, die im »Lumír« bereits im Jahre 1873 debütierten, traten hier ein volles Vierteljahrhundert lang als Fahnenträger der ganzen Gruppe auf.

Für die beiden Gelehrten Goll und Hostinský war die Beteiligung an der Redaktion des »Lumír« nur eine kurze Episode; bald wurden sie durch ihre Fachstudien ganz abseits von der

poetischen Litteratur geführt. Jaroslav Goll (geb. 1846) hatte, als er im Jahre 1874 zweiundzwanzigjährig in die Redaktion des »Lumír« eintrat, schon manche bedeutende Anregung von der Wissenschaft und dem Leben empfangen. Als sechsundzwanzigjähriger Doktor wurde er in Göttingen ein Lieblingsschüler von Georg Waitz, der ihn die treffsichere historische Quellellenkritik gelehrt und auf die weiten Gesichtspunkte des Altmeisters Ranke aufmerksam gemacht hat; dann studierte Goll in Berlin und in England die Geschichte und das Leben, in den Niederlanden die alte Kunst. Mit neunundzwanzig Jahren hat sich Goll an der noch utraquistischen Universität in Prag habilitiert; und von da an wußte er sowohl als Universitätslehrer als auch als Forscher den historischen Universalismus mit den gewissenhaftesten Detailstudien zu vereinigen. Er interpretiert zugleich die mittelalterliche Geschichte des westlichen Europas und stellt Spezialuntersuchungen über die böhmische Bruderunität auf; dabei berücksichtigt er gesetzmäßig den organischen Zusammenhang der böhmischen Geschichte mit der allgemeinen europäischen Entwicklung. Die Kunst und Litteratur interessieren ihn kaum weniger als die sozialen und politischen Verhältnisse; den Künstler verrät auch sein anmutiger, feingeschliffener Stil, dem eine leichte Ironie innewohnt; zugleich ist Goll ein Meister des eleganten und anschaulichen akademischen Vortrages. Im Grunde ist Goll mit seinem ästhetisch beanlagten Temperament und mit seiner kosmopolitischen Gesinnung geradezu als ein Antipode des nüchternen, patriotisch beschränkten Tomek zu bezeichnen, bei dem man immer an seine juristischen Anfänge denken muß.

Der Ästhetiker Otakar Hostinský (1847—1910) ist keine so komplizierte Erscheinung wie Goll; auch in seinen feinsten Untersuchungen über die Lebensbedingungen der modernen Kunst, in seiner umfassenden musikkritischen Tätigkeit, in seinen Bemühungen um die ästhetische Erziehung des Volkes bleibt er ein strenger Gelehrter, ein ruhiger Kathedermensch, ein nüchterner, schlichter Stilist. Auch ist er kein origineller Denker, wie auch Durdík oder Tyrš keiner war, doch der Herbartschen Formalästhetik wußte er ganz andere Resultate abzulocken als die durchschnittlichen Herbartianer in Österreich. Er verband den engherzigen Formalismus von Herbart mit der Semperschen

Stillehre und mit Wagners musikalischen Grundsätzen und hat sich außerdem bei Helmholtz und bei Darwin manche Beweisgründe für sein Schönheitssystem und seine Hierarchie der Künste geholt. Doch seine Bedeutung liegt vorzugsweise darin, daß bei ihm die Kunsttheorie auf die Lebensgestaltung direkt reagiert. Darin gleicht er seinem Vorgänger an der Prager Universität, dem feinsinnigen Kunsthistoriker und Ästhetiker Miroslav Tyrš (1832—1884), der sein antikes Ideal von der gleichmäßigen Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte kühn ins Leben verpflanzte und durch die erfolgreiche Gründung des čechisch-nationalen Turnerverbandes »Sokol« (»Der Falke«) ein eminentes Verständnis für die gesunde Lebenskunst und eine organisatorische Begabung an den Tag legte. Hostinský bemühte sich als einer der ersten um die künstlerische Erziehung, er hat gediegen und taktvoll die Kunst popularisiert und so den modernen englischen Bestrebungen vorgearbeitet. Große Dienste hat er der modernen Programmusik erwiesen, indem er gegen die reaktionäre Kritik und das ganz ratlose Publikum tapfer für Wagner und dessen beide großen Anhänger in Böhmen, Smetana und Fibich, eingetreten ist. Schon deshalb darf sein Name in der böhmischen Geistesgeschichte nicht verschwiegen werden; in ihm spiegelt sich wahrlich die Lebensarbeit der kosmopolitischen Schule ab.

Neben diesen beiden Mitgliedern der Prager philosophischen Fakultät gehört zu der »Lumírgruppe« auch ein hervorragender Vertreter der medizinischen Wissenschaft: der als Internist und Kliniker berühmte Universitätsprofessor Josef Thomayer (geb. 1853). Über Thomayers Buch »Příroda a lidé« (»Natur und Menschen«, 1881), das unter dem Decknamen R. E. Jamot erschienen ist, sagt sein intimer Freund, der Dichter J. V. Sládek, es suche in dem čechischen Schrifttum seinesgleichen und könne in der Weltlitteratur nur an den Werken des Amerikaners Thoreau gemessen werden — und dieses Urteil des trefflichen Litteraturkenners war alles eher als eine freundschaftliche Übertreibung. Die ursprünglich in »Lumír« veröffentlichten Schilderungen, Skizzen und Charakteristiken Thomayers erfassen die freie Natur und die böhmischen Volkstypen, das Leben der Tiere und die Veränderungen der Atmosphäre, die Dorfszenen und die Waldstimmungen mit solcher Intensität des Erlebens, mit solcher

Prägnanz des Ausdrucks, mit solcher lyrischen Kraft und zugleich solch köstlichem Humor, daß man keinen Augenblick an der künstlerischen Begabung dieses knorrigen und prachtvollen Chodensprößlings zweifeln darf.

Der langjährige Redakteur des »Lumír«, Josef V. Sládek (1845—1912), ist wohl der anspruchsloseste und vielleicht der tiefste unter den Dichtern des Lumírkreises; nie hat er seine feine Begabung, die ausschließlich lyrisch und meditativ ist, überschätzt, nie hat er sich um die Gunst des großen Publikums beworben, obwohl er es in einem viel höheren Grade als die meisten von seinen Zeitgenossen verdient, volkstümlicher Dichter zu werden; seine vornehme verschlossene Persönlichkeit verhielt sich stets zurückhaltend der Öffentlichkeit gegenüber; nur wenn es galt, in den nationalen und politischen Kämpfen seinen Mann zu stellen, beteiligte sich Sládek immer mit seiner männlichen und kräftigen Poesie. J. V. Sládek war sein Lebenlang stolz auf sein schlichtes, ehrhaftes Geschlecht der Bauern und Bergleute unterhalb des mittelböhmischen Brdagebirges: von ihnen hat er das tiefe, verschlossene Gefühl, die innig zarte Liebe zu Mutter Erde, den schalkhaften, neckischen Humor geerbt. Dazu gesellte sich eine seltene geistige Kultur: an der englischen Dichtkunst hat er sich gebildet, die er seinen Landsleuten mustergültig vermittelt — ich nenne nur seine fast vollständige Shakespeareübersetzung sowie seine meisterhaften Umdichtungen aus Burns, Coleridge und Longfellow — doch hat er auch das čechische Volkslied gründlich studiert und an Čelakovskýs Manier anknüpfend genial nachgeahmt und stilisiert. Die großartige transatlantische Natur hat er als junger Mann gesehen und bewundert und wieder die landschaftliche Eigenart seiner Heimat liebevoll beobachtet und besungen; er war eine Zeitlang ein treuer Anhänger und Schüler Nerudas und wurde später auch von Vrchlický beeinflußt.

Sládeks Stärke liegt in seiner intimen Lyrik, die mit den zartesten Mitteln eines nur angehauchten Stimmungsliedes, einfach und schlicht, aber dabei mit geradezu klassischer Intensität das Seelenleben eines ernsten, reifen und sensitiven Mannes wiedergibt: darin ist er Neruda ebenbürtig, von seinen Zeitgenossen sowie den jüngeren Dichtern unerreicht. Als Sládek in seinem dreißigsten Jahre der Öffentlichkeit sein erstes lyrisches Buch

überreichte, hat er ein gutes Stück seines Lebens und seiner inneren Entwicklung hinter sich gehabt: elegisch und resigniert schaut er auf seine Erlebnisse in Amerika, auf die kühnen Hoffnungen seines national begeisterten Herzens, auf das allzu kurze Eheglück zurück. Doch er grollt, er verzweifelt nicht: denn stärker als der Tod ist die Liebe. Seine nächsten Gedichtsammlungen, die jetzt in einer schönen, dreiteiligen Gesamtausgabe vereinigt sind, bedeuten allmähliche Klärung seines Horizontes: neues, stilleres Lieben ergreift sein Herz, der Reigen der spielenden Kinder rauscht durch seine Tage, die Natur winkt dem Dichter immer mütterlicher und zarter. Der müde Wanderer ruht sich in seiner Bergheimat aus, er gewinnt neues Verhältnis zum Landvolke, und indem er dasselbe in kleinen Balladen und poetischen Charakteristiken zeichnet, wird sein Vers plastischer, fester, knapper. Seit dem Ende der achtziger Jahre tritt J. V. Sládek geradezu als Bauernpoet auf: entweder nimmt er Stellung zu den politischen Begebenheiten im Sinne eines stolzen, bodenständigen, alles Fremde abwehrenden Landmannes, oder stimmt er seine ganz volkstümlichen, leicht sangbaren, sehr oft übermütigen »altmodischen Liedchen« an ... kaum erkennt man in denselben den früheren Melancholiker und Elegiker. Ein trüber, müder Winter schließt dieses reiche Leben ab: langjährige, qualvolle Krankheit läßt täglich an den Tod denken, die Schar der Freunde stirbt aus, alte schmerzhafte Erinnerungen erwachen. Von den letzten Büchern des gealterten Sládek, die beharrlich die Gefilde der Seligen besingen, gilt das Goethesche Wort: »Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.« Noch einmal drängen sich volkstümliche Lieder über die Lippen des alten Bauernsohnes: wenn es schon keine ausgesprochenen Totenklagen im altertümlichen Volkstone sind, gelten sie dem allmächtigen Verwalter der ewigen Farm, welchen das bäuerlich stilisierte Christentum des Poeten als den allergütigsten Sämann des Lebens und der Liebe verherrlicht. —

An der Spitze des poetischen Kosmopolitismus in Böhmen stehen zwei erhabene Wortkünstler: Julius Zeyer und Jaroslav Vrchlický. Beide Dichter, welche ursprünglich eine innige Freundschaft verbunden und später ein nicht mehr überbrückbares Zerwürfnis entfremdet hat, waren stark von der west-

europäischen Poesie und Kunst abhängig, die sie sich mit einer feinen Empfänglichkeit angeeignet und dieselbe ihren Landsleuten genial vermittelt haben. Beide, lange als unnationale Weltbürger verschrien und geschmäht, haben den Weg aus der Fremde zur Heimat zurückgefunden, haben das nationale Problem tief und tragisch erlebt, haben den Begriff der čechischen Dichtung erweitert und vertieft. Doch diese gemeinsamen Züge verschwinden vor den wesentlichen Unterschieden der beiden Männer: dem Gefühlsmenschen, dem mystischen Schwärmer, dem unzeitgemäßen Romantiker Zeyer steht der poetische Rationalist und Sinnesmensch, der diesseitige Pantheist, der moderne Renaissancedichter Vrchlický schroff gegenüber.

Julius Zeyer (1841—1901) hat sich schon in seinem späten Erstlingswerke »Duhový pták« (»Der Regenbogenvogel«, 1873) dem Publikum als ein kühner, einsamer Fremdling vorgestellt, und so ist er immer geblieben, eine seltsame Ausnahme in dem čechischen Schrifttum. Aus einer reichen Prager Großhändlerfamilie stammend, in deren Adern auch deutsch-jüdisches Blut zirkulierte, und die stolz auf ihre aristokratischen Ahnen war, mußte sich Zeyer von keiner Profession fesseln lassen, konnte große Reisen im europäischen Westen und im Orient unternehmen; konnte seine museumartigen, wertvollen Sammlungen von schönen Bibelots, altertümlichen Devotionalien und primitiven Erzeugnissen der Volksindustrie anlegen; er bildete sich durch eine breit verzweigte Lektüre, die neben der klassischen und romantischen Poesie auch orientalische Theosophie und katholische Mystik umfaßte; er schwelgte in intimen, freundschaftlichen Verhältnissen, vorzugsweise mit ästhetisch veranlagten Frauen. So wurde sein Leben zu einem stolzen, einsamen Traume, den keine banale Wirklichkeit entweihen durfte, aber dem auch jeder unmittelbare Kontakt mit der täglichen Realität fehlte. Zeyer lebte viel im Auslande oder in dem weltverlorenen südböhmischen Städtchen Wodnan und hatte zu den Litteraten in Prag wenige Beziehungen; er verachtete die Politik und besonders die modernen liberalen und sozialreformatorischen Bestrebungen, und so gestaltete er seine Existenz zu einem konsequenten Anachronismus, zu einem modernen Mönchtum ästhetischer Observanz.

Seine Lebensanschauung war düster und pessimistisch. Zeyer hatte unter dem inneren Zwiespalt seiner komplizierten Natur

schwer zu leiden; er besaß zugleich eine äußerst sinnliche Phantasie und die Beanlagung zu religiösem Mystizismus; sein leicht erregter Geist schwelgte zugleich in bunten, leidenschaftlichen Bildern eines exotischen Lebens und in den kühnen Ideen exotischer oder mystischer Erlösung. Zeyer wollte sich oft, wie der dämonische Spätromantiker Baudelaire, »anywhere out of the world« flüchten, und so versank sein Geist in exotische Landschaften und altertümliche Zeiten, wo er sich an abenteuerlichen Schicksalen, an bunten Farben, an märchenhaften Szenerien berauschen durfte; doch wieder erwachte die mystische Unruhe seines kranken Herzens, das sich leidenschaftlich nach Gott, Tod und Nirwana sehnte. Die Rückkehr der Seele zu Gott bildete das Hauptthema seines Schaffens; gewöhnlich aber schickte Zeyer diesem mystischen Motiv als die irdische Ouverture die leidenschaftliche Sinneslust voraus, die jedoch das Herz nie zu stillen vermag, sondern nur in ihm die Sehnsucht nach dem Ideal und nach der evangelischen Aufopferung und Liebe erweckt. Dieser ursprünglich ganz vage, später buddhistisch gefärbte Supranaturalismus nahm bei Zeyer allmählich die festen Formen des geschichtlichen Christentums an, und in seinen letzten Werken sind ausgesprochen katholischen Neigungen wohl unverkennbar. Dem gealterten Verlaine, dem müden Strindberg nicht unähnlich, konnte auch der sterbende Zeyer sein Glaubensbekenntnis in die schlichten, erhabenen Worte zusammenfassen: »Ave, crux, spes mea unica!«

Dieser Zwiespalt spiegelt sich auch in seinem poetischen Werke wieder, dessen Stoffe ebenso mannigfaltig und vielseitig sind wie seine Formen. Das mittelalterliche Frankreich und Italien sind hier ebenso oft vertreten wie Japan und China; die altnordische Heldensage gesellt sich hier zu dem altböhmischen Heidentum; das rätselhafte Irland in dem ersten Dämmerschein des Christentums steht hier neben dem ritterlichen Spanien. Doch das Mittelalter drängt sich immer in den Vordergrund, die katholischen Völker und die feudalen Institutionen werden mit besonderer Vorliebe behandelt; gern läßt sich der Dichter von der altertümlichen Volksepik anregen. Eine phantastische Handlung spielt sich gewöhnlich in einer romantischen Umgebung ab, die der Dichter archaistisch und prächtig auszustatten weiß; die üppige, schwüle Schilderung packt des Lesers Phantasie, die

leidenschaftliche, suggestive Handlung erregt seine Teilnahme: Zeyers höchste Kunst besteht eben darin, den Leser in einen poetischen Opiumrausch zu versenken.

Wie die poetischen Stoffe, so wechseln bei Zeyer auch die litterarischen Kunstgattungen: neben einem wild abenteuerlichen, episch durchaus überfüllten Roman erzählt er eine naive Legende in dem primitiven Stile des kirchlichen Mittelalters; nach einer gewaltsam verwickelten Intrigennovelle bringt er ein äußerst ehrliches autobiographisches Bekenntnisbuch; auf eine frei improvisierte Verserzählung folgt ein großes Heldenepos in fragmentarischer Ausführung; zu einem pathetischen Deklamationsdrama spätklassizistischen Schnittes gesellt sich ein zartes, duftiges Proverb; ein kinderhaftes Märchen ist mit einem raffinierten Dokument der modernen Seelenkunde gepaart. Doch Zeyers Gestaltungskraft und Kompositionskunst kann sich mit seiner kühnen Phantasie und seiner feinen Kultur keineswegs messen: teilweise gibt er nur eine freie Paraphrase seiner geschickt ausgesuchten und gewandt kombinierten Vorlagen; sein poetischer Stil ist eintönig und ermüdend, da er allzu oft dieselben pathetischen Mittel anwendet; seine romantische Psychologie bewegt sich nur in den schroffsten Gegensätzen der sinnlichen Leidenschaft und der reinsten Tugend, des wildesten Hasses und der selbstlosen Hingabe, der stolzesten Herrschsucht und der zartesten Demut; seine Motivierung verrät oft die Naivität seiner Quellen. Manche von seinen berückenden und prachtvollen Werken bieten nur eine Reihe von glänzenden Improvisationen ohne festere Komposion und feinere Psychologie. Am höchsten stehen jene Schöpfungen, wo Zeyer fast autobiographisch das leidenschaftliche Leben seines dualistischen Innern enthüllt und zugleich das ihn immer ganz leidenschaftlich beschäftigende nationale Problem in den Vordergrund rückt; hier schöpft er aus dem vollem und überwindet durchaus den bequemen Standpunkt eines Nach- und Umdichters.

Allzu oft verliert sich Zeyers persönliche Eigenart in den bundbemalten, romantischen Kulissen verschiedener epischer Handlungen, die sich eng an das alte Volksepos anschließen: in »Vyšehrad« (1886, deutsch von O. Malybrok-Stieler 1898) ist es Böhmens heidnische Urzeit, in der die übermenschliche Gestalt der hehren Fürstin Libussa emporragt, in den »Letopisy lásky«

(»Annalen der Liebe«, vier Bände, 1889—1892) sind es glühend erotische Geschichten des ritterlichen Abendlandes; in der vierteiligen »Karolinská epopeja« (»Karolingischen Epopöe«, 1895) ist es die Tafelrunde Karl des Großen, um nur seine umfassendsten zyklischen Epen zu nennen.

Zeyers zahlreiche Erzählungen, die in den Sammelbänden »Novellen«, »Mythen der Šošana«, »Phantastische Erzählungen«, »Restaurierte Bilder« vereinigt sind, und aus denen Harmuth Laukota eine gute deutsche Auswahl unter dem Titel »Geschichten und Legenden« (1903, München) geliefert hat, zerfallen in zwei chronologisch geschlossene Gruppen. Bis zur Mitte der achtziger Jahre improvisierte Zeyer wilde Geschichten mit verworrener Handlung, mit grellen Effekten, mit seichter Psychologie; stofflicher Exotismus, ungenügendes lokales Kolorit, hastige, oft fehlerhafte Sprache machen diese tollromantischen Erzählungen ungenießbar. Ein einziges Werk dieser vorbereitenden Periode hat nichts von seinem romantischen Glanze verloren: ich meine seinen breitangelegten, meisterhaft erzählten Ritterroman »O věrném přátelství Amise a Amila«, (»Roman von der treuen Freundschaft des Amil und des Amil«, 1880, deutsch von Jóža Höcker 1904). Die späteren Erzählungen Zeyers verraten die strengere Zucht eines gereiften Künstlers: die Einheit der Handlung wird beachtet; die epischen Motive werden scharf ausgearbeitet; die Charaktere werden mit wenigen Strichen gezeichnet. Die lokale und zeitliche Farbengebung gewinnt an Echtheit und Stimmung; die Sprache empfängt die lyrische Klangfarbe und den leidenschaftlichen Rhythmus; manchmal deutet der Dichter seine Erzählung symbolisch. Am höchsten stehen seine Legenden, in denen wir einem herrlichen Primitivisten von zartem religiösem Kinderherzen begegnen, und von ihnen sind die tiefen »Tři legendy o krucifixu« (»Drei Legenden vom Kruzifix«, 1895, deutsch von Com. Spera 1906) wohl die schönsten. In dieser reifen Zeit entstand auch Zeyers großer Roman »Jan Maria Plojhar« (1891, deutsch von Fr. Hlaváč 1908), in dem der Dichter sein innerstes Wesen bloßgelegt und poetisch verherrlicht hat. Hier enthüllt sich ganz klar seine glühende Sinnlichkeit und seine träumerische Schwärmerei, seine leidenschaftliche Exaltation in Religion und Liebe; sein aristokratischer Stolz und seine christliche Demut; sein intensives nationales Gefühl, das in der historisch-elegischen Stimmung

sowie in den schmachvollen Demütigungen der nichtswürdigen Gegenwart seinen Nährstoff findet. In den letzten Kapiteln des herrlichen Buches wird der Leser an das Sterbebett des unglückseligen Helden geführt, das unter dem klaren Himmel Italiens steht, und da kann er in den gebrochenen Augen des Jan Maria Plojhar des Dichters eigene Verzweiflung lesen, der, des ewigen Spieles der leeren Illusionen müde, sehnsüchtig hofft, schon bald in dem sicheren Hafen des absoluten Nichts Anker zu werfen.

Nach sechs Jahren kehrte Zeyer noch einmal zum Hauptthema dieses tiefen Lebensbuches, indem er die wunderlichen Schicksale des Pariser »Haus zum ertrinkenden Sterne« düster und suggestiv erzählte: diesmal ist es ein dekadenter Nachkomme des armen slowakischen Stammes, der um Gott und Ewigkeit kämpfend in dem gespensterhaften Gewirre des modernen Paris stirbt und symbolisch die tragischen Geschicke seiner Nation erlebt. Als drittes Glied von dieser autobiographischen Kette der späteren Werke Zeyers ist sein Schwanengesang, die »Troje paměti Víta Choráze« (»Dreifaches Erlebnis des Veit Choráz«, 1899) zu bezeichnen. Diesmal bedient sich Zeyer nicht mehr der Prosa, sondern seines beliebten Versmaßes, des melodischen und weichen Blankverses, um von der Welt, von der Lust und von der irdischen Unruhe Abschied zu nehmen und mit einem demütigen Hymnus der Menschen- und Gottesliebe seine ewige Heimat, das himmlische Jerusalem, zu begrüßen.

Zeyer ist also ein vollblütiger Romantiker, der aber in die Zeit der realistischen Kunst, der sozialen Reformen, der materialistischen Philosophie, des religiösen Indifferentismus verschlagen wurde. Sein Farbenreichtum, sein Exotismus, seine berauschende Üppigkeit der Bilder verbinden ihn mit den französischen Romantikern; mit den englischen Präraffaeliten teilt er jedoch seinen keuschen, menschenscheuen Spiritualismus, seine mystische Religiosität, seine morbide Gotik, — nur so können die Neuromantiker in Böhmen in Zeyer, für welchen erst nach seinem Tode die Ruhmeszeit gekommen ist, ihren wahlverwandten Vorgänger erblicken.

Der Renaissancedichter Jaroslav Vrchlický (eigentlich Emil Frida, 1853—1912) bildet einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem gotischen Spezialisten Zeyer. Wie in einem geistigen Brennpunkte durchschneiden sich in seinem immensen poetischen

Werke alle Ideen und Lebensformen der modernen Menschheit, wie sie sich seit der Renaissancezeit im westlichen Europa entwickelt haben. Mit den Augen der modernen Geschichtsphilosophie betrachtet Vrchlický das große historische Weltdrama; als tiefgebildeter und freisinniger Sohn des 19. Jahrhunderts stellt er sich zum Mittelalter; wie ein begeisterter Humanist, der jedoch die Fühlung mit seiner Zeit nie verliert, klammert er sich sehnsüchtig und leidenschaftlich an die erhabene Schönheit und freie Moral der antiken Welt — und während sein grüblerischer Januskopf mit einem Gesichte rückwärts gewendet ist, blickt das andere, deutend und hoffend zugleich, der dämmernden Zukunft entgegen.

Vrchlický hat selbst seine angebornen, erblichen Anlagen nie verkannt, und auch dem Litterarhistoriker werden sie manches erklären. Wir begegnen bei ihm wie bei Zeyer einer eigentümlichen Blutmischung: sein Vater entstammte einem jüdischen Geschlechte, das auf einige Rabbiner stolz sein durfte, die mütterliche, sehr fromme und rein čechische Familie hat dagegen der katholischen Kirche vorzügliche Priester geschenkt. Der forsche Unternehmungsgeist, die leichte Empfänglichkeit für äußeres Leben, aber wohl auch das unstete, bewegliche Wesen und die starke Sinnlichkeit des Dichters sind ein väterliches Erbe; seine grüblerischen Anlagen, seinen religiösen Sinn, sein reiches Gefühlsleben verdankt er der Mutter und ihren Ahnen. Seine Jugend war eher trübe als herzerfreuend. In Laun am 17. Februar 1853 geboren, verbrachte der junge Emil Frida, da die Eltern in beschränkten Verhältnissen lebten, die Kinderzeit bei seinem Onkel, dem Pfarrer A. Kolář, welcher ihn auch in den Studien unterstützt und später für die geistliche Laufbahn bestimmt hat; in seiner reichen Bibliothek machte der Gymnasiast seine ersten Litterarstudien. Doch den sehnlichen Wunsch des Oheims vermochte er nicht zu erfüllen, nach einem Semester verließ er das Priesterseminar, um sich auf der Prager Universität für den Beruf eines Mittelschullehrers vorzubereiten: allgemeine Geschichte, französische Litteratur, italienische Renaissancekunst standen schon damals im Vordergrunde seiner Interessen. Als zweiundzwanzigjähriger Hofmeister hat er Nord- und Mittelitalien kennen gelernt: damals hat er das südliche Meer für die čechische Dichtung erobert; zugleich wurde er von den Alpen und den Appeninen

begeistert. Als namhafter Übersetzer und hoffnungsvoller Lyriker kehrte er nach Prag zurück, und nach einer kurzen Episode in dem Lehrerberuf nahm er die unbedeutende Stellung eines Beamten des Polytechnikums an, die er dann sechzehn Jahre bekleidete. Im Jahre 1879 vermählte er sich mit der schönen Ludmilla Podlipská, einer Tochter der Schriftstellerin Sofie Podlipská. Bis zum Jahre 1893 war sein Ehe- und Familienleben äußerst glücklich. Flüchtige Reisen nach Frankreich, Dänemark und Galizien haben nur ganz kurz seine ungeheuer fleißige Tätigkeit als Dichter, Übersetzer und Litterarhistoriker unterbrochen; seit 1893 hielt er als Ehrendoktor und Professor an der čechischen Universität Vorlesungen über die vergleichende Litteraturgeschichte; in dieser Zeit erreichte er die höchsten Auszeichnungen, die einem Künstler in Österreich zuteil werden können. Inmitten der lebhaftesten Tätigkeit verfiel der Fünfundfünfzigjährige jener Form des Todes, über die er am wenigsten nachgedacht hat, und die der Betrachtung des Philosophen unwert schien, dem Tode durch langes und vergebliches Vegetieren. Fünf Jahre dauerte das Siechtum; am 9. September 1912 starb er in Taus. Das Leichenbegängnis in Taus und in Prag gestaltete sich zu einer spontanen Nationalfeier.

Vrchlickýs Lebenswerk gleicht mit seinen mehr als hundert Bänden dem mystischen Labyrinth; die äußerst schwierige und dabei verlockende Aufgabe, durch systematische Anordnung, planmäßige Gruppierung, organische Vergleichung den Faden der Ariadne dem bisher ganz ratlosen Leser in die Hand zu legen, harrt noch immer der Kritik und der Litteraturgeschichte, die bisher kaum die dürftigsten Vorarbeiten dazu erledigt haben. Dabei dürfen zwei wichtige Umstände nie außer acht gelassen werden: Vrchlickýs Verhältnis zur gesamten romanischen und germanischen Dichtkunst sowie seine poetischen Übersetzungen.

Von den ersten Anfängen seiner litterarischen Tätigkeit an, die mit der Gründung der Zeitschrift »Lumír« zusammenfallen, zeigt sich Vrchlický zugleich als schöpferischer Poet und Übersetzer, origineller Dichter und Essayist, poetischer Improvisator und gelehrter Anempfinder; diese Verbindung ist in einer eigenartigen Doppelseitigkeit seines dichterischen Wesens begründet. Vrchlický verdankt seine Dichtkunst halb einer unmittelbaren Inspiration durch Natur und Leben, einer ungemein zarten

Sensibilität, die auch auf die feinsten Impulse der den Dichter angehenden Wirklichkeit reagiert und sie in den zartesten Abtönungen und verborgensten Halbtönen nachklingen läßt; halb aber ist Vrchlický ein komplizierter, sehr gelehrter, an umfassenden Reisen und an allen Litteraturen des westlichen Europa gebildeter Geist, zu dem die Geschichte mit tausend Zungen spricht, und der sich von den verschiedensten Kulturen zu dichterischem Schaffen anregen läßt, wobei nicht nur fremde Stoffe, sondern auch fremde Kunstformen in sein Werk übergehen.

In der Zeit, als das čechische Schrifttum fast ausschließlich von der deutschen Litteratur befruchtet ward, trat Vrchlický als Vermittler der romanischen, vorzugsweise französischer und italienischer Dichtung auf. Mit den modernen Franzosen hat er seine Übersetzertätigkeit eröffnet; eine große, vielseitige Anthologie der französischen Lyrik aus dem 19. Jahrhundert (1877), der dann einige Nachträge folgten, zeigte ihn bereits auf der Höhe seiner Übersetzungskunst, und hier entwirft Vrchlický schon sein poetisches Programm: der Gipfel der französischen Poesie ist für ihn Victor Hugo, dem selbst die entschieden echteren Lyriker Musset und Vigny weichen müssen; außer ihm kommt noch Théophile Gautier, einige Parnassiens in Betracht, hauptsächlich Théodore Banville, Sully Prudhomme, Leconte de Lisle, viel weniger schon die beiden Begründer der neuen Lyrik in Frankreich, Charles Baudelaire und Paul Verlaine. Von Victor Hugo, den Vrchlický in drei vorzüglich informierenden Anthologien dem čechischen Publikum vorgeführt hat, hat er am meisten empfangen: die geniale Rhetorik, die poetische Polychromie, die grandios pompöse Rhythmik, den großartigen Gedanken einer kolossalen Epopöe der Menschheit in fragmentarischer, halb lyrisch, halb epischer Ausführung, die seltsame Verbindung der kosmischen Betrachtung mit der zartesten Liebes- und Familienlyrik; doch auch die überschwängliche, oft bombastische Sprache, die keine Ökonomie kennen will, das unphilosophische Spiel mit verschiedenen Ideen und Systemen, den fortschrittlichen Optimismus und eklektischen Idealismus, welcher auch bösem Truismus nicht ausweicht. Von Gautier und Banville hat Vrchlický die gewagteste Formkunst und das selbstzufriedene Künstlertum, von Sully Prudhomme die philosophisch-

didaktische Note gelernt; näher noch steht ihm Leconte de Lisle, dem er als Übersetzer fast so viel Aufmerksamkeit wie V. Hugo geschenkt hat; wie dieser einsame herbe Poet und Denker vertieft sich auch Vrchlický gern in die Urzeit, wo alles noch unsicher, nebelhaft, geheimnisvoll, dabei aber gewaltig, riesenhaft, übermenschlich war, wie Leconte de Lisle betrachtet Vrchlický zuweilen die Weltgeschichte mit einem stoischen Pessimismus, mit einer erhabenen Geste der schweigsamen Verachtung.

Seit seinem längeren Aufenthalte in Italien beschäftigt sich Vrchlický systematisch mit der italienischen Poesie, die bis dahin in Böhmen gänzlich unbekannt war. Als Übersetzer hat er seinem Volke nicht nur die großen Epen Dantes, Tassos und Ariostos, sondern auch die gesamte Lyrik Leopardis und Carduccis geschenkt; in zwei umfassenden Anthologien hat er ein vollständiges Bild der modernen italienischen Dichtung entrollt, ja auch manches, was sonst in der Weltlitteratur nicht heimich ist, wie die Gedichte Michel Angelos, die ätzende Satire des ironischen Abbé Parini und die schlichten Lieder des sizilianischen Naturdichters Cannizzaro hat er in Böhmen bekannt gemacht. Hatte seine Jugendzeit die tiefsten Eindrücke von Dantes weltgeschichtlicher Mystik und Leopardis heroischem Pessimismus empfangen, so wurde später die kräftige Rhetorik Giosuè Carduccis für seine Dichtung entscheidend: Carduccis freies, mutiges Verhältnis zu der Antike, seine entwicklungsfröhliche, antiklerikale Tendenz, seine meisterhafte Verschmelzung der odischen und idyllischen Dichtkunst, sein schwungvoller, fester Strophenbau, der sich selbständig an altrömische Vorbilder anlehnt — das alles fand bei dem kongenialen Vrchlický den aufrichtigsten Beifall, der sich schnell in direkten Einfluß umwandelte.

Doch ist Vrchlický nicht bei den Italienern und Franzosen stehen geblieben: Calderon, Camoens, Verdaguer; Byron, Shelley und die meisten englischen Poeten des Victoria-Zeitalters; Whitman, Poe; Goethe, Schiller, Immermann, Hamerling, Lingg, K. F. Meyer sind hinzugekommen; ja, auch slawische Dichter wie Mickiewicz fehlen nicht in diesem großartigen Maskenzuge, in dem sich Goethes stolze Losung der Weltlitteratur so wunderbar verkörpert. Nicht alle Übersetzungen Vrchlickýs sind gleich gelungen und gleichwertig: die Spätromantiker und Verbalisten, die farbenreichen Epiker der Renaissance aus dem Cinquecento

und die sensualistischen Dichter der Liebe und des Genusses liegen ihm allerdings am nächsten; seine Übersetzungen von Tasso, Camoens und Hugo bleiben wohl unübertroffen.

Vrchlický genügte es nicht, die Weltlitteratur seinen Landsleuten durch Übersetzungen und Nachdichtungen zu vermitteln; auch als Litterarhistoriker und Kritiker diente er unermüdlich und verständnisvoll dem Geistesaustausche zwischen Böhmen und Westeuropa. Seine erstaunliche Belesenheit in der modernen Dichtung aller Nationen, die Breite und Vorurteilslosigkeit seiner ästhetischen Anschauung, sein feiner Sinn für die technich formale Seite der Dichtkunst befähigten ihn wie keinen anderen, die verschiedenartigsten Schriftsteller zu genießen, zu erklären, zu beurteilen. Dogmatisch-ästhetische Wertschätzung lag ihm ebenso fern wie streng historische Methode: er malt einfach Bildnisse, er skizziert rasch und oft intuitiv scharfe Charakteristiken und lehnt sich dabei eher an die impressionistische Manier eines Lemaître als an die biographische Kunst eines Sainte Beuve an. Besonders fand die moderne französische Litteratur in Vrchlický ihren feinsinnigen Deuter, aber auch über die Erscheinungen des čechischen Schrifttums hat er manches eigenartige und treffliche Urteil gefällt.

Neben der modernen Litteratur hat auch die Antike Vrchlický beeinflußt; doch in seinem Verhältnisse zu dem Griechentum — die Römer kommen bei Vrchlický kaum in Betracht — begegnet man abermals einem inneren Widerspruche. Man muß nämlich bei ihm zwei entgegengesetzte Auffassungen der Antike genau unterscheiden. Einmal ist er ein strenger, goethisch gesinnter Hellenist, der die Götter Griechenlands in ihrer edlen Einfalt und stillen Größe wieder zu erwecken strebt, und dessen Träume dem Zeitalter entgegenfliegen, »wo die Götter menschlicher noch waren und die Menschen göttlicher«; wir können uns nur freuen, daß die Mehrzahl von Vrchlickýs antikisierenden Gedichten und Dramen in diesem Geiste gehalten ist. An der Grenze der achtziger und neunziger Jahre machte sich aber bei Vrchlický eine entgegengesetzte Auffassung der Antike geltend, für die er die treffende Bezeichnung »Hellas im Rokokogewand« geprägt hat. Die griechische Mythologie wird da zu einem bunten, anmutigen, bisweilen auch frivolen Mummenschanz, wo die lustige, leichtsinnige, adelige Gesellschaft, wie

sie Crébillon und Wieland besangen und Fragonard malte, sich in die Kostüme des göttlichen Olymp gekleidet.

Vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte lassen sich in dem ungeheueren dichterischen Schaffen Jaroslav Vrchlickýs vier Perioden nachweisen. In der ersten Periode, die bis zum Jahre 1879 reicht, ringt der junge Dichter mit der einheimischen Tradition, löst sich endlich von ihr los, um den romanischen Vorbildern zu folgen; der trübe Pessimismus kämpft hier mit der Lebensfreude, der anerzogene Spiritualismus mit der noch gedämpften Sinnlichkeit. In dem folgenden Zeitraume von fünfzehn Jahren (1879—1894) steht der selbstbewußte Sensualist und Optimist im Höhepunkt seines Schaffens: alle Dichtungsformen beherrscht sein raffiniertes Künstlertum, welches stark von der französischen Poesie abhängig ist; sein Gedanke huldigt einem verwandlungsfähigen Eklektizismus; mächtige formalistische Neigungen sind bemerkbar; am Ende dieses Abschnittes meldet sich jedoch ein sichtbares Nachlassen der Kräfte und ein peinlicher Mangel an Selbstkritik. In dem nächsten Jahrzehnte (1894—1903) ist sein Himmel verhängt, sein Gedanke finster, ja pessimistisch, seine Sinne müde und dumpf. Der gereifte Mann hat mit allen Illusionen der Liebe und der Gerechtigkeit gebrochen, doch hat sich sein Schmerz in das stille Asyl der Resignation geflüchtet. Sein poetischer Stil verpönt nun die frühere grelle Farbengebung, die rhetorischen Mittel der Antithese und der Hyperbel, auch gewagtes Virtuosentum wird jetzt dem Dichter verhaßt; dafür gewinnt seine Dichtung an melodischer, warmer Innigkeit. Die letzten vier Jahre der poetischen Tätigkeit Vrchlickýs (1904—1908) bedeuten die endgültige Überwindung der vorangehenden düsteren Übergangszeit; der mit Welt und Menschen versöhnte Dichter entdeckt neue Lebenswerte und findet neue Gründe zur bejahenden Weltanschauung: des endlich erlösten Menschensohnes Herz ergießt sich in neuem Pathos und bisher unbekannter Melodik.

In allen diesen vier Perioden warf Jaroslav Vrchlický mit einer fast fieberhaften Hast, mit einer nimmermüden Arbeitslust ein Werk nach dem anderen auf den Markt und füllte fast täglich seine künstlich geschliffenen und üppig geschmückten Becher mit jungem, unausgegorenem Wein, ohne sich überhaupt darum zu bekümmern, ob die dankbaren und freundlich gesinnten Gäste

sich zu seinem reichen, poetischen Gastmahle einstellen werden. Bald war es rein intime Lyrik und philosophische Reflexion, bald rhapsodische, bald fest gegliederte Epik, bald eine historische Jambentragödie oder im Gegensatz zu ihr ein leichtgeschürztes Lustspiel, heute ein dickes Buchdrama, morgen ein zart hingehauchtes Proverb, — seit Lope de Vega hat die europäische Dichtung kein ähnliches Beispiel von Produktivität aufzuweisen [1]).

Vrchlickýs Erstlingswerk »Z hlubin« (»Aus der Tiefe«, 1875), das sich noch an einheimische Vorbilder, besonders an Hálek, Neruda und Mayer anschließt, enthält nur reine Liebes- und Naturlyrik; doch bald drängt sich auch in seine lyrischen Bücher das kontemplative Element, das einen grübelnden, meditativen Kopf, einen kühnen Gedankenpoeten zeigt, welchem allerdings einheitliche Weltanschauung, systematische Denkungsart fehlt. Zuerst kämpft in diesen Sammlungen — ich nenne nur die bedeutendsten »Duch a svět« (»Geist und Welt«, 1878), »Symphonien« (1878), »Sphinx« (1883), »Dědictví Tantalovo« (»Das Erbe des Tantalos«, 1888), »Život a smrt« (»Leben und Tod«, 1892), »Skvrny na slunci« (»Die Sonnenflecken«, 1897) — ein düsterer Pessimismus, ein herber Skeptizismus, der sich mit den verschiedensten fatalistischen Chimären, mit der pantheistischen und sensualistischen Weltanschauung, welche die sechziger und siebziger Jahre in ganz Europa beherrscht hat, abquält; dann aber entscheidet sich der Poet für den beglückenden Glauben an den endgültigen Sieg des menschlichen Geistes über die lebenslose Materie, der Kulturmenschheit über das Barbarentum, der Humanität über Gewalt und Egoismus, der Freiheit über Tyrannei und Knechtschaft. Nachdem der Dichter die am Tore seiner jugendlichen Schöpfung lauernde Sphinx des Agnostizismus überwunden hat, kamen neue Versuchungen: das Gespenst des Illusionismus schrieb vor seinen Augen in die beklemmende

[1]) Eine mustergültige Übersetzung und zugleich eine vorzügliche Auswahl aus Vrchlickýs Gedichten hat der deutschböhmische Dichter Friedrich Adler in der Reclamschen Universalbibliothek geliefert, zwei andere Anthologien hat Edmund Grün (»Gedichte«, Leipzig 1886 und »Episches und Lyrisches«, Prag 1894) herausgegeben; in der öfters angeführten »Neueren Poesie aus Böhmen«, Wien 1892, hat E. Albert Vrchlicky und seiner Schule einen ganzen Band gewidmet.

Finsternis mit feurigen Lettern das schreckliche Wort: Nichts; je mehr der Dichter zum Mann reifte, desto mehr erkannte er, daß in der Evolution der Menschheit der Einzelne auch mit seiner glühenden Sehnsucht nach Genuß und Ewigkeit ein bloßes Sandkörnlein ist . . . aber die Hoffnung auf Erlösung der Menschheit durch allmählichen Fortschritt, der auf den Schultern der Genie ruht, hat er nicht verloren: wie Victor Hugo, glaubte er an das ewige Erbarmen und die ewige Gerechtigkeit. Darin liegt die große kosmische Bejahung der gesamten Poesie Vrchlickýs.

An die kontemplative Lyrik schließt sich Vrchlickýs Epik, die im Jahre 1876 durch seine »Epické básně« (»Epischen Gedichte«) begann und dann in den »Nové epické basně« (»Neue epische Gedichte«, 1880), »Mythen« (1879 und 1880, zwei Bände) »Staré zvěsti« (»Alte Mären«, 1883), »Perspektiven« (1884), »Zlomky epopeje« (»Bruchstücke der Epopöe«, 1886 und 1894, zwei Bände), »Fresken und Gobelins« (1890), »Bozi a lidé« (»Götter und Menschen«, 1899) und »Votivtafeln« (1902) fortgesetzt wurde. Echte epische Objektivität ist hier selten: fast immer betrachtet Vrchlický die Sage und die Geschichte, die Legende und den Mythus durch das Medium des philosophischen Gedankens aus dem 19. Jahrhundert; immer knüpft er an jeden epischen Stoff seine weitschweifige Reflexion, belebt auch das kleinste Bruchstück der Weltgeschichte durch tiefsinnige Meditationen, die einen allzu bunten, vom pantheistischen Materialismus bis zum Cousinschen Idealismus schweifenden Eklektizismus verraten. So entstand diejenige Gattung von Vrchlickýs Epik, die er »Bruchstücke der Epopöe« genannt hat, und die von Victor Hugos »Légendes des siècles« ihr Vorbild, von Dantes' »Göttlicher Komödie« und von Goethes »Faust« ihre höhere Inspiration empfangen hat: hier findet sich dieselbe grandiose Vermischung des Hymnischen und des Chronikartigen, der Allegorie und des Heldengedichtes, dieselbe ungeheuere Verschmelzung der visionären und der rhetorischen Kunst. Vrchlický hätte es nicht schöner symbolisieren können als in den »Vier Stimmen«, dem Prolog zu den »Neuen Bruchstücken der Epopöe«. Zum einsamen Dichter gelangen in seinem nächtlichen Sinnen die Töne von vier Stimmen; vier Weltgegenden: der Osten, Süden, Norden, Westen, singen ihm von ihren Helden, ihren Kulturen, ihren moralischen Kräften und in einer Vision von apokalyptischer

Macht enthüllen sie ihren Anteil an der Entwicklung der Menschheit. Allein, es sind keine bloßen historischen Prospekte: die Natur des ganzen Erdballs beteiligt sich an dem Gedankendrama der Menschheit, die Mythologie sendet ihre Sagen und Gestalten, die sozialen Strömungen brausen unter dem Theater der vier gewaltigen Protagonisten. Jeder Leser dieser berückenden Vision wird sich durch seine Gedanken- oder Gefühlsympathie für eine der vier mystischen Stimmen entscheiden. Nicht so der Dichter: seine Phantasie unterwirft sich allen und wird wie von einem Riesenvogel durch die Geschichte getragen.

Nur wenige von Vrchlickýs Werken haben sich zu der Höhe eines geschlossenen und fest gegliederten Epos emporgeschwungen: so die tiefe Legende des asketischen Anachoreten »Hilarion« (1882); so die temperamentvolle, einen polnisch-nationalen Stoff verarbeitende Faustiade »Twardowski« (1885); so die grandiose von den Geistern der jüdischen Ahnen des Dichters umschwärmte Epopöe von Jerusalems tragischem Falle, »Bar Kochba« (1898, deutsch von Boos-Waldeck, Dresden 1899); so das aus der altdänischen Sage geschöpfte »Lied von der Vineta« (1906), wo die brausende See, der salzige Meereswind, die alten Buchenwälder an der Ostsee die wild barbarische Handlung mitbestimmen. Ganz eigenartig ist die bei seinen Landsleuten ungemein beliebte und geschätzte »Legende vom hl. Prokopius« (1879, ursprünglich in der Sammlung »Mythen«). Hier lehnt sich Vrchlický an einen einheimischen Stoff an, welcher bereits im 14. Jahrhundert poetisch verwertet wurde; besonderen Gefallen hat der Dichter, dem überhaupt ein frischer eigentümlicher Humor eigen ist, an allerlei drolligen Teufeleien, mit welchen er das aussterbende Heidentum mit absichtlicher Naivität ausstattet, sowie an der in Dalimils Art gehaltenen Polemik gegen die Deutschen, lauter Züge, die er schon in seiner Vorlage wenigstens angedeutet vorgefunden hat. Mit einer verschwindenden Minderzahl sind in Vrchlickýs Lebenswerken erzählende Bücher in Prosaform vertreten: keine eigentlichen Novellen, treten sie als geistreiche, oft ironisch zugespitzte Thesenerzählungen auf und legen eine tiefe und pessimistische Lebenskenntnis an den Tag; bezeichnend hat sie der Dichter »Farbige Scherben« (»Barevné střepy«, 1887 und 1892, deutsch von Ed. Grün bei Reclam) genannt.

Jene große Umwandlung des Dichters zugunsten eines lebens-

fröhlichen, weltbejahenden Optimismus, der wir in Vrchlickýs Reflexionsdichtung begegnet sind, klingt auch aus seinen lyrischen Gedichten, soweit sie des Dichters intimes Leben besingen. Wie es in jener Gruppe der freie Gedanke war, der den düsteren Pessimismus besiegte, so ist es hier die sinnliche glückliche Liebe. Vrchlickýs vollblütige, sensualistische und hedonistische Liebeslieder, die aber manchmal in faunische Lüsternheit ausarten und den schroffsten Gegensatz zu Zeyers schwindsüchtiger, seraphischer Erotik bilden, muten wie ein Rubens in Versen an. Gern wählen sie das antike Kostüm, doch am liebsten werfen sie im wilden Übermute jedes Gewand weg, das die kraftstrotzenden, üppigen, doch edel geformten Glieder verhüllen könnte. Von diesen Schöpfungen wirken am echtesten Vrchlickýs ältere Liebesbücher »Eklogen und Lieder« (1879) und »Čarovná zahrada« (»Der Zaubergarten«, 1888); doch auch jene, wo er seinem Meister Hugo nicht unähnlich, sein trautes, stilles Familienglück besingt, haben eine ruhige, harmonische Schönheit, so besonders die Sammlungen »Co život dal« (»Was mir das Leben gegeben«, 1883) und »Motýli všech barev« (»Schmetterlinge in allen Farben«, 1887).

Oft zeigt dagegen seine Lyrik nur ein formales Interesse: dann feiern sein eminenter Formsinn, seine ausgesprochene Vorliebe für die schwierigsten Strophengebilde, seine erstaunliche Fähigkeit, die romanischen Versformen in čechischer Sprache treu nachzubilden, seine Neigung zum Spielerischen, Leichten, Anmutvollen wahre Triumphe; so in vier vollendeten Sammlungen »Dojmy a rozmary« (»Stimmungen und Launen«, 1880), »Hudba v duši« (»Seelenmusik«, 1886), »Zlatý prach« (»Der goldene Staub«, 1887) und »Meine Sonate (1893). Will man sich einen Begriff von dieser Formkunst Vrchlickýs machen, so muß man an die Virtuosenstücke eines Théodore de Banville, des Autors der gewagten »Odes funambulesques« denken; muß sich der genialen Reimtechnik und Wortmusik des unübersetzbaren Edgar Allan Poe erinnern, ja sich die französischen Lyriker des späten Mittelalters vergegenwärtigen. Hier sieht man den großen Umgestalter der čechischen dichterischen Sprache in voller Rüstung; er hat seinen Nachfolgern etwas ganz anderes hinterlassen, als er übernommen hat: eine Sprache voll verführerischer Musik, sinnlichen Glanzes und satter Farben, kein Instrument mehr, sondern ein ganzes polyphones Orchester, das zuweilen pianissimo

klingt, damit ein anderes Mal daraus das feinste Solo einer Virtuosenvioline hervorschluchze. Eine Gruppe für sich bilden Vrchlickýs formvollendete Sonettensammlungen; diese durch Kollár in Böhmen eingebürgerte romantische Kunstform wird durch Vrchlický verjüngt und mit strengerer, an klassische Muster sich anlehnender Zucht beherrscht. In zwei Serien, »Sonety samotáře« (»Sonette eines Einsiedlers«, seit 1885, drei Sammlungen) und »Hlasy v poušti« (»Stimmen in der Wüste«, 1890) erschienen sie, größtenteils der schwungvollen Meditation über nationale und ästhetische Probleme geweiht.

Seit 1894 herrscht bei Vrchlický eine neue, bisher ihm ganz fremde Weise. Nachdem der Vierzigjährige sein leben- und kraftstrotzendes Buch »Neue Fragmente der Epopöe« veröffentlicht hatte, kam in der strengen und finsteren Sammlung »Okna v bouři« (»Fenster im Sturme«, 1894) zum ersten Male ein herber, ätzender Ton zur Sprache, der auch seiner Erotik einen bitteren, peinlichen Beigeschmack gibt. Bald erklang diese traurige Melodie ganz gewaltig in den »Písně poutníka« (»Lieder eines Pilgers«, 1895), deren ernste Einfachheit und herbe Weisheit ganz abseits von allen seinen übrigen Dichtungen stehen und das gesamte Menschenleben mit einem unheimlichen Zauberstabe in ihren dunkeln Anschauungskreis bannen. Seither ertönten diese trüben Motive in Vrchlickýs gesamter Lyrik, die zugleich das Stadium des Verfalls durchmachen mußte. Es waren müde Bücher, in Schwarz und Grau gehalten, auf Moll gestimmt; jeder Reichtum an Bildern und sonstigem poetischen Beiwerke, alle feine Formkunst und edle Verstechnik waren aus ihnen verbannt; die einfache Weise eines schlichten Volksliedes, die klare antike Strophe mußten herhalten, um des verstimmten Dichters melancholische Klagen, elegische Erinnerungen, stoische Betrachtungen auszudrücken. Die »Mimosenseele« (»Duše mimosa«, 1903) heißt ein Buch dieser Periode, und durch diese Bezeichnung wird der Dichter am besten charakterisiert. Er, der so zu jauchzen wußte über die Feste der jungen Sinne, der blühenden Natur, der jubelnden Kinder, entfaltete seinen Lyrismus auch in den Stunden der Einsamkeit, Verlassenheit, Grabeselegie; und am männlichsten vielleicht, wenn er für einen Augenblick den Weg im Urwald der Erkenntnis des Lebens verloren hatte.

Jedoch diese pessimistische Periode war ein bloßer Übergang.

Nach einer Zeit gesunkener Kraft und verengter Horizonte kam eine Periode neuen Glaubens, positiven Pantheismus, unpersönlicher Hoffnung an die Menschheit, weiser Ergebung in den Schoß der im Kreise treibenden Natur. »Korálové ostrovy« (»Die Koralleninseln«, 1908) und »Strom života« (»Der Lebensbaum«, 1908) heißen die zwei schönsten Bücher, welche diese Verjüngung offenbaren. Es war vier Jahre vor dem Tode des Dichters, als er, den großen und modernen Hymnikern Goethe, Whitman, Verhaeren die Hand reichend, mit Lächeln im goldenen Schatten des Lebensbaumes ausruhte. Und damals betete er zu den Göttern und sprach zwei große Bitten für Leben und Tod aus. Aber die Götter blieben taub. Er durfte nur noch ein einziges Buch schreiben, das erst aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde; es heißt »Meč Damoklův« (»Das Schwert des Damokles«, 1912). Die trübsten Vorahnungen des herannahenden Siechtums umgaukeln das Buch: drückende Vorstellungen, welche schon der Titel des Werkes andeutet, suchen die fieberhafte Phantasie des Poeten heim. Er kämpft mutig, aber vergebens mit ihnen und entwirft mit lapidarer Kraft balladische oder freskoartige Bilder dieser unheimlichen Wahnbegriffe. Ja, es ertönen dabei noch zarte, duftige Lieder und Gedichte, erhaben religiös oder fein erotisch, verführerische Versprechungen neuer Entwicklungsstadien, die der Dichter nicht mehr erleben durfte.

Die Wertschätzung Vrchlickýs in der čechischen Kritik und in der Öffentlichkeit überhaupt bildet ein eigentümliches Kapitel. Verwöhnt wurde dieser größte Dichter seiner Nation von der Kritik nie; im Gegenteil, er selbst machte die Kritik dafür öfters verantwortlich, daß er in seiner Manneszeit so verbittert und verstimmt wurde. Zuerst waren es panslawistisch und patriotisch gesinnte Doktrinäre, denen dieser Exotiker schon vom rein stofflichen Standpunkte aus nicht behagen konnte; es waren engherzige und pedantische Krittler von schulmeisterlichen Grundsätzen und Manieren, die an Vrchlickýs Sprach-, Vers- und Bildertechnik allerlei auszusetzen hatten; es waren hausbackene Moralprediger, die den heidnischen kühnen Erotiker am liebsten für Familien- und Schulgebrauch zugestutzt hätten. Dies konnte den Dichter allerdings nicht günstig für die Kritikerzunft stimmen; er machte aus seiner Geringschätzung der Kritiker auch kein Hehl. Dann, als die Sturm- und Drangjahre der neuen Generation

kamen, wo man mit allen Kräften um eine neue Welt- und Kunstanschauung kämpfte, verwarfen die ethisch gesinnten Kritiker Vrchlickýs Eklektizismus, seinen L'art pour l'artismus, seinen Mangel an der höheren Einheit der Persönlichkeit; die neue ästhetische Schule vermißte bei ihm, welcher allzu oft neben tadellosen Meisterwerken auch die Späne aus seiner Werkstatt vorgelegt hat, mit Recht strenge Wort- und Bildökonomie, die künstlerische Strenge und poetische Einheit und verlieh in heftigen Polemiken ihrer ehrlichen Anschauung den schroffsten Ausdruck. Erst in der allerletzten Zeit kehrt die künstlerische Jugend Böhmens zu Vrchlický zurück und verehrt in ihm einen der größten Sänger des modernen Lebensgefühls.

Doch eine vorurteilslose, ruhige Betrachtung wird eher dem Publikum mit seinen geistigen Führern die Schuld beimessen, daß Vrchlický so verbittert, so verstimmt geworden ist. Dem hohen, kühnen Fluge von Vrchlickýs Poesie, die alles in ihr Bereich gezogen hat, vom verborgensten Zittern der lebendig gewordenen Materie bis zu den erhabensten Problemen der Philosophie und der Geschichte, von den barbarischen Kämpfen des wilden Urmenschen bis zu der Leidensgeschichte des modernen Denkers und Dichters, — diesem Fluge konnte die čechische, durch nationale Vorurteile beengte Intelligenz freilich nicht folgen. Dieser legitime Erbe von Goethes »Weltlitteratur« kam allzu vorzeitig, als das čechische Volk noch nicht kulturell reif war für eine so reiche Ernte europäischen Gedankens, als dem tragischen Spätkömmling noch die Bedingungen für diesen üppigen Sommer von Ideen und Form mangelten. Man rief dem stolzen, einsamen Dichter bis zum Überdruß oft zu: »Komm, kühner Fremdling, auch unter uns und versuche da mit uns in Freud' und Leid zu leben!« Und der Dichter, der lange genug seinen hohen, einsamen Pfad gewandelt war, folgte diesen Lockrufen der nationalen Menge und ihrer Führer, — er stieg in das ruhige, aber enge Tal hinab und — akklimatisierte sich bald. Der Bekenner der unbeschränkten Rechte des Genius und der Urenkel der Renaissancemenschen wie Tizian, Michelangelo, Ariost, Leo X. versöhnte sich endlich mit der Mittelmäßigkeit, welche in den besten Jahren seines Schaffens ihn mit Nadelstichen zu töten strebte. Da war aber keine günstige Luft für seinen geistigen Entwicklungsgang, der Duft seiner bunten Blumen konnte sich

in dieser Enge kaum verbreiten, seine Früchte konnten da nicht reif werden, denn in diesem Lande, wo der rauhe Kampf ums Dasein allzubald die besten Kräfte erschöpft, folgt auf den Sommer gleich der Winter. Herbes Schicksal eines Dichters in Böhmen! Diese rein menschliche Tragik eines Dichterlebens mußte eine so sensitive Natur, wie es Jaroslav Vrchlický war, schmerzlich berühren. Wird es wohl jemand versuchen, das Werk, dessen Schöpfer durch die Fügung eines strengen Schicksals in eine kleine Nation verschlagen wurde, würdig und glorreich in dessen geistige Heimat einzuführen, Weltlitteratur genannt? —

Schon im Jahre 1878 sind als begeisterte Jünger Vrchlickýs einige jüngere, meistens unbedeutende Dichter aufgetreten, die ihrem Musenalmanach wiederum den berühmt gewordenen Namen »Máj« gaben. Vrchlický selbst, der die führende Rolle Victor Hugos gern gespielt hätte, bemühte sich später jahrelang, verwandte und treue Schüler um sich zu sammeln, und hat für sie öfters eine Lanze gebrochen. Es waren dies geschickte Formtalente, welche die komplizierte Verskunst ihres Meisters nachahmten; poetische Kosmopoliten, die ihre poetischen Stoffe ebenfalls aus der Legende, Sage und Geschichte der verschiedensten Völker und Zeiten holten, proteusartige Eklektiker, welche mit den verschiedensten Ideen und Kulturen spielten; doch keiner von ihnen hat seine persönliche Note, seine dichterische Eigenart gefunden.

Einige Übergangstalente versuchten die kosmopolitische Kunstform Vrchlickýs mit älteren Traditionen, ja sogar mit slavjanophilen Tendenzen zu verbinden; dieses Bestreben scheiterte aber vollständig. So besang der schwermütige Südböhme Otakar Mokrý (1854—1899), ein treuer Freund Zeyers, mit den poetischen Mitteln der Schule Vrchlickýs die landschaftliche Eigenart und die historische elegische Stimmung seiner Heimat und knüpfte dabei öfters an die polnischen Romantiker an, die er mit Geschmack und Gewandtheit übersetzt hat. Bei denselben polnischen Lehrmeistern hat sich František Kvapil (geb. 1855), gleichfalls ein feiner Litteraturkenner und Umdichter, gebildet; seine mittelmäßige, aber ehrliche Begabung stellte er in den Dienst der Erneuerung der russischen Heldensage, die ihm nur ein Vorwand zu breiten, farbensatten Schilderungen wurde. Während diese

Bildungspoeten, welche manchmal an den »Münchener Dichterkreis« um Geibel erinnern, in geschichtlichen Stoffen, Erinnerungen und Stimmungen schwelgten, begeisterte sich Bohdan Kaminský (eigentlich Karel Bušek, geb. 1859) ausschließlich für die Gegenwart. Der feuilletonistisch veranlagte Pflastertreter, welcher in seiner Jugend schwungvolle Verse über die unheilbare Melancholie seines vereinsamten Herzens und über den ihm zuteil gewordenen Kainsstempel des unverstandenen Poeten zu schreiben pflegte, wollte das alltägliche Leben Prags der Poesie erobern: aber er besaß weder Geschmack noch Darstellungskraft genug, um diese der Coppéeschen Kunstpraxis entnommene Aufgabe zu lösen. Eine ausgesprochene Gegenströmung gegen die poetischen Grundsätze Vrchlickýs meldete sich gleichzeitig aus Mähren: bodenständige Heimatlitteratur, innige Fühlung mit dem Volke, gründliches Studium der Wirklichkeit, strenge Sprachreinheit wurde gepredigt und enger Anschluß an die russische Poesie den Dichtern anempfohlen. Kundige Kritiker, gelehrte Philologen, kluge Zeitungsmänner förderten diese Bewegung; es mangelte ihnen jedoch ein richtiger Dichter. Der beste unter ihnen, der als Übersetzer Puschkins und Lermontows und als Kunstkenner mit Recht geschätzte František Táborský (geb. 1858) ist in der Poesie ein trockener, nüchterner, manchmal platter Kopf, der die graue Alltäglichkeit zwar gut schildert, aber keine eigentliche lyrische Begabung besitzt.

Erst in den neunziger Jahren traten unter Vrchlickýs Epigonen auch Lyriker auf, deren poetische Technik einen wirklichen Fortschritt bedeutet. Ihre halberotischen, halbdekorativen Gedichte, welche sie in dünnen Heftchen herauszugeben pflegten, zeugten von eingehendem Studium der modernsten Franzosen, welche in Baudelaire ihren Vorgänger und in Verlaine ihren Meister verehren, von einer strengeren poetischen Ökonomie, von einem vorzüglichen Sinn für die feinsten Nuancen der Sprache und die leisesten Halbtöne der Versmusik. Sie zeigten eher Vorliebe für die Gothik als für die Renaissance, für eckige kirchliche Kunst als für üppige Freskomalerei in Rubenscher Art, für weltscheue Mystik als für lebensfrohen Pantheismus: man kann sie geradezu als Vorboten der späteren Schule der čechischen Dekadenten bezeichnen. Drei von ihnen dürfen auch

hier nicht unerwähnt bleiben; es sind Xaver Dvořák, Jaroslav Kvapil und Jaromír Borecký.

Als der einzige čechische katholische Dichter von Bedeutung wußte Xaver Dvořák (geb. 1858), ein Katechet von Beruf, die blendende Wort- und Verskunst Vrchlickýs, seinen üppigen Bilderreichtum, seine schwungvolle Rhetorik in den Dienst der pompösen kirchlichen Liturgie, der katholischen Mystik zu stellen. In seinen Gedichtbüchern, von denen besonders »Stínem k úsvitu« (»Durch Schatten zur Morgenröte«, 1891) und »Sursum corda« (1894) hoch stehen, improvisierte er einige erhabene, manchmal allerdings hieratisch starre Gedichte auf das dem großen Symbolisten Verlaine geläufige Thema, wie sich eine todesmüde Seele aus ihrer Verzweiflung in die geistliche Wonne der mystischen Vereinigung mit Gott rettet, und wie sie im Marienkultus sowie im Wunder der Eucharistie einen neuen Stachel der Wollust findet.

Aus jüngeren katholischen Dichtern hat sich eine ganze litterarische Schule, die sogenannte »Katholische Moderne« gebildet; sie stand teils unter Dvořáks Einfluß, teils unter unmittelbarer Einwirkung der französischen und katalanischen Poesie, teils aber schloß sie sich am engsten an das Volkslied an und wollte die gesamte katholische Dogmenlehre, ja das ganze Leben vom Höhepunkte eines niedrigen Kirchturmes aus besingen. Dies scheiterte jedoch als ein unglücklicher Versuch, den auch die Annäherung an den Reformkatholizismus nicht mehr retten konnte. Reine religiöse Poesie findet man in der Schule Vrchlickýs sehr selten, da der liberale Indifferentismus zur Grundlage ihrer Weltanschauung gehört; Vrchlický selbst ist allerdings eine große Ausnahme; er hat zahlreiche tief fromme und erhaben gottestrunkene Gedichte geschrieben. Viel christlicher als die dichtenden Priester aus der »Katholischen Moderne« mutet der weichliche Jan Rokyta an, unter welchem Decknamen sich der eifrige Vorkämpfer der slawischen Wechselseitigkeit Adolf Černý (geb. 1864) versteckt. Für den katholischen Kultus, für die Poesie der Marienverehrung, für den leidenschaftlichen Mystizismus hat dieser kirchenfeindliche und menschenfreundliche cherubinische Wandersmann aus dem Gefolge Leo Tolstois keinen Sinn; seine keusche, bleichsüchtige Lyrik, die den verwickelten Wirklichkeiten des modernen Lebens aus dem Wege geht, sehnt sich nach

dem tausendjährigen Reiche und verherrlicht sentimental und kunstlos seinen mit den Uhdeschen Augen betrachteten Begründer.

Ein reiner Künstler ist Jaromír Borecký (geb. 1869), wohl der bedeutendste unter Vrchlickýs Schülern; die französische Maxime »Kunst für Kunst« hat in ihm die vollständige Erfüllung gefunden. Sein lyrisches Erstlingswerk »Rosa mystica« (1891), der zarte, duftige Traum einer scheuen, angekränkelten Dichterseele, eröffnete die Neuromantik in Böhmen. Boreckýs edle Gothik, seine morbide Erotik, seine verträumte Melancholie wurden für die moderne čechische Lyrik bestimmend. Dabei trennte sich Borecký nicht von seinem Meister, wie es die meisten Modernen damals taten, ja, in seinen späteren Gedichten, in denen er das uneingeschränkte Künstlertum zugunsten einer viel unmittelbareren Lyrik überwindet, und die er sehr bezeichnend »Lebensgesänge« (»Zpěvy života«, 1912) nennt, näherte er sich ihm noch mehr.

In mehr als einer Hinsicht ist mit Borecký der gleichaltrige Jaroslav Kvapil (geb. 1868) verwandt. Auch er begann als begeisterter Jünger Vrchlickýs, auch er schloß sich an diejenigen neufranzösischen Dichter an, welche Vrchlický in die čechische Litteratur eingeführt hatte; auch er bemühte sich um eine vollendete, komplizierte Formkunst, die farbenreich und melodiös zugleich sein wollte. Sein poetisches Hauptthema war immer die Liebe; doch dieses Thema wird bei Kvapil immer neu variiert: zuerst war es eine sinnliche, schwüle Erotik des raffinierten Kulturmenschen, dann die beglückende dankbare Liebe zu einer angebetenen hervorragenden Frau, die er bald in seinen tiefempfundenen und heißblütigen Versen als sein Weib besingen durfte; endlich war es zarte, intime Lyrik, die sich aus ihren schmerzvollen Klagen über die fliehende Jugend in das stille Glück des friedlichen Heims flüchtet. Kvapils Muse zeigte immer Vorliebe für das zaubervolle sinnige Märchen, und so ist Andersen Kvapils Lieblingsdichter; er hat dann auch einigen Märchen gelungene dramatische Einkleidung gegeben. Auch das Dekorative hat ihn immer angezogen; in seinen Gedichtsammlungen, von denen »Padající hvězdy« (»Die fallenden Sterne«, 1889), »Růžový keř« (»Der Rosenbusch«, 1890) und »Andante« (1903) zu nennen sind, gibt er oft statt innerer Er-

lebnisse nur lyrische Dekorationen; als er an der Schwelle des Jahrhunderts Dramaturg des čechischen Nationaltheaters wurde, wußte er seinen vorzüglichen Sinn für das Dekorative, für die impressionistische Stimmung des Ensembles in der Regie vortrefflich zu verwerten. —

Die beiden großen kosmopolitischen Dichter Zeyer und Vrchlický wollten auch die čechische Bühne erobern, doch man dürfte nicht behaupten, daß es ihnen gelungen wäre. Im Jahre 1881 wurde der neue Monumentalbau des čechischen »Nationalen Theaters« vollendet; doch kaum war der Bau fertig, zerstörten ihn Flammen. Jaroslav Vrchlický, welcher den allmählichen Fortschritt des Theaterbaues mit begeisterten und geistreichen Versen begleitet hat, gab dem nationalen Schmerze über die Vernichtung des dem Volke heilig gewordenen Gebäudes einen beredten Ausdruck; zugleich ermahnte seine pathetische Muse die gesamte Nation, das großartige Werk aus Trümmern und Asche neu und verjüngt wie Phönix hervorsteigen zu lassen. Sein in der Form einer italienischen Kanzone gehaltenes Gedicht erschien unter dem bezeichnenden Titel »Pantheon« (1883). Damals zeigte sich die Opferfreudigkeit des čechischen Volkes in einem so glänzenden Lichte wie noch nie vorher; aus freiwilligen Beiträgen, zu denen auch einfache Arbeiter und arme Dienstmädchen beisteuerten, wurde nach zwei Jahren ein neues, elegantes Gebäude im Renaissancestil, das »Národní divadlo«, am rechten Ufer der Moldau errichtet, welches auch die čechische Bau- und Bildhauerkunst sowie die dekorative Malerei in der Epoche ihrer Vollendung zeigte. Doch während die Oper, welche Smetana unter den Einfluß Richard Wagners gestellt hatte, durch Werke von Smetana, Dvořák, auch das Aufsehen des Auslandes an sich lenkte, konnte das Schauspiel, das mit der Oper die Bühne teilte, mit ihr nicht wetteifern. Ein geschickter Theaterdirektor, František Adolf Šubert (geb. 1849), welcher eine journalistische Begabung und Schulung auch als Dramatiker nicht verleugnen konnte, pflegte das pathetische Drama mit großen wirkungsvollen Massenszenen, mit prunkhaften Schaustücken im alten Stil und wußte durch Einladungen fremder Künstler den Geschmack seiner Schauspieler sowie seines Publikums zu läutern. Unter den Schauspielern dieser Gruppe stellte die männliche Erscheinung des schwungvollen Jakub Seifert (geb. 1846) die

pathetische, die schneidige Gestalt des mokanten Jiří Bittner (1846—1904) die ironische Seite dar; die bedeutende Gattin des Letztgenannten Frau Maruška Bittnerová (1854—1897) bezauberte mit ihrer holden Weiblichkeit sowohl in den älteren Deklamationsstücken als auch in den modernen, dem Innenleben zugewandten Tragödien.

Um die einheimische dramatische Produktion stand es aber schlimm genug. Der Dramatiker Bohumil Adámek (geb. 1848), mit dessen »Salomena«, einem schwungvollen Renaissancedrama aus dem 16. Jahrhundert in Böhmen, das čechische Schauspiel in das neue Nationaltheater getreten ist, täuschte alle Hoffnungen, die man an sein Erstlingswerk knüpfte. Die Stücke von Zeyer und Vrchlický erwiesen sich selten als bühnenfähig, und das Publikum wollte mit ihren lyrischen Schönheiten nicht vorlieb nehmen.

Julius Zeyer, auch in der dramatischen Dichtung ein Bekenner der romantischen Kunstlehre, brachte biblische Idyllen, irische Legenden, slowakische Märchen, chinesische Intrigenkomödien, spanische Trauerspiele, Haupt- und Staatsaktionen aus der böhmischen Vorzeit — am besten sind das symbolische Märchen »Radúz und Mahuléna« (1897) und das historische Schauspiel »Neklan« (1893), wo sich Zeyer an Ibsens dramatische Gedichte aus der skandinavischen Heldenzeit anlehnt, gelungen —, doch alle gewinnen sie erst bei der Lektüre. Leidenschaftliche Charaktere, die gewöhnlich kontrastmäßig gruppiert sind, beherrschen die wild aufbrausende Handlung, die aber durch zarte lyrische Einlagen durchbrochen wird; der Dramatiker versäumt keine Gelegenheit, seine Personen über Haß und Liebe, Sehnsucht und Verzweiflung, Tod und Erlösung machtvoll deklamieren zu lassen. Zeyer war allerdings selbst überzeugt, daß er vom Theater und vom Publikum ungerecht vernachlässigt, ja ignoriert werde, und gab seiner Verstimmung in geharnischten Vorreden zu seinen Stücken Ausdruck.

Jaroslav Vrchlický war auch als Dramatiker vielseitig und verwandlungsfähig: man kann die antike Heldensage und den Apostatastoff, die italienische Renaissance und die spanische Gegenreformation, das Rudolphinische Zeitalter und den Dreißigjährigen Krieg, das böhmische Mittelalter und die moderne Gegenwart in seiner dramatischen Bearbeitung finden; man kann bei

ihm sowohl erschütternde Tragik als auch übermütige Faschingslaune empfinden; man wird sich bei ihm an verschiedene fremde Urbilder von Euripides bis Corneille, von Calderon bis Sardou, von Hugo bis Scribe erinnert fühlen: doch im ganzen wird man selten von großer dramatischer Kunst bei Vrchlický sprechen dürfen. Sie beherrscht die ersten zwei Teile seiner gewaltigen, das attische Drama nachahmenden Trilogie »Hippodamie« (1889—1891, deutsch von Ed. Grün 1892), die man in Begleitung von Fibichs Musik genießen kann: wie herrlich sind die wuchtigen Charaktere der Nebenpersonen entworfen; welche lyrischen Schönheiten berücken den Zuschauer mit ihrem zarten Zauber oder mit ihrer düsteren Stimmung; welche Lebensweisheit strömt aus den machtvollen chorischen Partien, von welchen die gesamte Handlung begleitet wird! Allerdings hält sich das Ganze keineswegs auf dieser Höhe: die beiden Hauptpersonen, die leidenschaftliche Hippodamie und ihr schuldbeladener Mann Pelops, sind verzeichnet; manches dankbare Motiv blieb unbenützt; der abschließende dritte Teil ist überladen und artet in ein tristes Intrigenstück aus. Unter diesen Schwächen leiden auch Vrchlickýs Tragödien aus der Přemyslidenzeit, unter welchen das Trauerspiel »Bratří« (»Die Brüder«, 1889) am höchsten steht.

Dagegen werden Vrchlickýs zahlreiche und meistens treffliche Lustspiele mit Unrecht unterschätzt. Antike Stoffe hat Vrchlický in denselben ebenso geistreich verwertet wie feine Motive aus der einheimischen Geschichte und Sage: den stimmungsvollen lyrischen Zauberer, welcher besonders im Bereiche der Liebe glücklich waltet, begleitet hier der ausgelassene, geistreiche Schalk, dessen Humor nicht nur unterhaltend, sondern auch erhebend wirkt. Nur ein einziges Werk, »Noc na Karlštejně« (»Eine Nacht auf dem Karlstein«, 1885), eine frische Komödie mit Verkleidungen aus dem Leben Karls IV., hat sich auf dem Repertoire erhalten. Als Dramatiker hat Vrchlický, der sonst überall ein magnus parens gewesen, weder eine Schule gebildet, noch die Schauspieler, die sich doch stets mit seinen Stücken beschäftigen mußten, für eine stilgemäße Darstellung des Versdramas erzogen.

Erst das realistische Genre aus dem Volksleben hat das čechische Schauspiel verjüngt und ihm neue Kräfte zugeführt.

Sechzehntes Kapitel.

Der Realismus in der čechischen Novellistik und im Drama.

Die patriotische Schule schwelgte in ihren historisch-politischen Träumen, und die ihr entgegengesetzte kosmopolitische Gruppe irrte in der poetischen Ferne; da fing das realistische Interesse für die unmittelbare Wirklichkeit des täglichen Lebens nur ganz allmählich an sich zu regen. Auch hier hat bereits die von Hálek und Neruda geführte Generation neue Ziele gewiesen, ja teilweise auch selbst neue Bahnen gebrochen; Hálek und Světlá, die bedeutendsten Erben der Božena Němcová, bedeuten bei all ihrer romantischen Handlungskonstruktion und idealistischen Charakteristik einen großen Fortschritt in der Schilderung des čechischen Volkslebens; Neruda eroberte mit seiner skizzenhaften Technik des novellistischen Genres das Großstadtleben für die Litteratur; Pfleger, ein Schüler der jungdeutschen Schule, begründete den čechischen sozialen Roman. Doch diese neueröffneten Wege wurden allzubald verlassen; die meisten Schriftsteller der siebziger und achtziger Jahre verdarben durch unangenehm aufdringliche Moral, durch gewaltsame patriotische Tendenz, durch einen faden, verlogenen Idealismus, durch süßliche Sentimentalität wieder das lebenstreue Bild der Wirklichkeit.

Nun mußte die realistische Kunst wieder erobert werden, und so bildet das langsame Erwachen des Wirklichkeitssinnes und der Kampf um den Realismus die eigentliche Geschichte der čechischen Novellistik in den achtziger Jahren.

Einige Motive, die für die Entstehung der realistischen Richtung entscheidend waren, liegen allerdings außerhalb der Litteratur: es ist vorerst die große ethnographische Bewegung, welche dann in den neunziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, und der mährische Regionalismus, der, in dem politischen und

gesellschaftlichen Leben wurzelnd, bald auch für die Litteratur einflußreich wurde.

Dem ethnographischen Interesse, das sich aus der romantischen Vorliebe für Volkspoesie und Volkssage entwickelt hat, begegneten wir bereits bei Němcová, Erben und Sušil; doch diese Schriftsteller haben fast ausschließlich die Erzeugnisse der volkstümlichen Wortkunst berücksichtigt. Etwa gleichzeitig studierte der geniale čechische Maler Josef Manes mit geradezu wissenschaftlicher Genauigkeit die čechischen und slowakischen Volkstrachten und Volkstypen. Später wurden auch die volkstümlichen Sitten und Gewohnheiten sowie der Volksaberglaube aufgezeichnet und untersucht, wobei noch die wissenschaftliche Romantik mit ihren abenteuerlichen, überall Mythisches und Heidnisches aufzuspürenden Hypothesen ihr böses Spiel trieb. Eine wissenschaftliche Volkskunde gab es damals in Böhmen allerdings nicht, doch es fehlte keineswegs an ethnographisch interessierten Liebhabern und Sammlern. Einige Provinzialmuseen, besonders das reiche Olmützer Museum in Mähren, legten große ethnographische Sammlungen an, und deren bezügliche Vorstände, zahlreiche Damen darunter, lieferten in ihren fleißigen Monographien schätzenswerte Vorarbeiten zu der čechischen Volkskunde. Als dann im Jahre 1891 aus der Jubiläumsausstellung in Prag, mit der auch die Gründung der ersten čechischen ethnographischen Fachzeitschrift, »Český lid« (»Das čechische Volk«) durch den fleißigen und umsichtigen Folkloristen Čeněk Zíbrt (geb. 1864) zusammenfällt, der glückliche Plan einer selbständigen ethnographischen Ausstellung gefaßt wurde, loderte ethnographische Begeisterung in ganz Böhmen und Mähren in den hellsten Flammen auf; man sammelte eifrig die immer mehr verschwindenden Überreste der volkstümlichen Industrie, alte Trachten und Stickereien, altes Geschirr und alte Möbel; veranstaltete kleine Expositionen in böhmischen und mährischen Kreisstädten; volkstümliche festliche Aufzüge und altertümliche Feierlichkeiten wurden neu belebt und öffentlich vorgeführt. Die großartige ethnographische Ausstellung (»Národopisná výstava českoslovanská«) in Prag im Jahre 1895 schenkte auch dem Schriftsteller, dem Maler, dem Architekten, dem Musiker reichhaltige Belehrung und fruchtbare Anregung; ein großes, auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes ethnographisches Museum (»Národopisné museum československé«) wurde später

in Prag gegründet; der gelehrte Archäologe und Ethnograph Lubor Niederle (geb. 1865), der Šafariks wissenschaftliche Pläne aufgenommen und glänzend durchgeführt hat, zeigte sich als methodischer Organisator der wissenschaftlichen Volkskunde; die gesamte Nation war äußerst stolz auf ihre eigenartige Volkskultur. Mit dieser ethnographischen Bewegung geht das litterarische Interesse für das Volksleben ganz parallel; ja, man darf behaupten, daß sich der litterarische Realismus von der ethnographischen Kleinmalerei nur ganz allmählich freimachen konnte.

Nirgends fand diese Bewegung einen so dankbaren Boden wie in Mähren, einem zwar rückständigen, doch desto besser erhaltenen Lande. Während nur in Westböhmen die malerischen alten Volkstrachten und auch da ganz spärlich getragen wurden, haben die verschiedensten mährischen und slowakischen Volksstämme noch die ganze farbenreiche Pracht ihrer schönen Kostüme beibehalten. Der Einfluß der Stadt und der Schule konnte hier weder die Eigentümlichkeiten der Mundarten noch die originellen Sitten verwischen, und der Quickborn des Volksliedes, der in Böhmen längst beinahe versiegt war, rauschte hier in seiner jugendlichsten Kraft und frischesten Schönheit.

Es fehlte auch keineswegs an gelehrten Forschern, welche diese günstigen Bedingungen für das wissenschaftliche Studium der Volkskunde zu schätzen und auszunutzen wußten. Der hervorragendste von ihnen war František Bartoš (1837—1906), ein typischer mährischer Gelehrter, der ganz abseits von der Prager wissenschaftlichen Organisation eine eigene Partei für sich bildete. František Bartoš, ein Gymnasialdirektor in Brünn, wandelte getreu in Sušils Spuren; auch für ihn war das Volkslied der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen Lebensarbeit. Doch das Volkslied interessierte ihn nicht bloß als das poetische Erzeugnis der Volksseele, sondern er beobachtete es zugleich vom Standpunkte eines geübten Dialektologen und stellte dabei durchdringende ethnographische Untersuchungen auf. So gesellen sich zu seiner umfangreichen Sammlung der mährischen Volkslieder, wobei zugleich auch die volkstümlichen Melodien berücksichtigt werden, zwei große dialektologische Werke, die Mährens gesamtes mundartliches Material enthalten; zahlreiche, ungemein frisch und kundig gehaltene Abhandlungen aus der mährischen Volkskunde treten hinzu. Eine durchaus originelle Persönlichkeit,

die auch ihre Schrullen und bizarre Einfälle hat, spricht aus diesem Werke. Bartoš war eine wunderliche Kreuzung von Pedanterie und von kindlicher Naivität, von philologischem Gelehrtendünkel und volkstümlicher Schlichheit, von professorenhafter Monomanie und dem köstlichsten Humor, eine wunderbare Mischung der ehrlichsten Begeisterung für jeglichen geistigen Fortschritt des leidenschaftlich geliebten mährischen Volkes und eines bedenklichen Klerikalismus. Auch war Bartoš, im Gegensatze zu seinem größeren Zeitgenossen und Antipoden J. Gebauer, ein kleinlicher und hartnäckiger Purist, dessen Bestrebungen um die Reinheit der Schriftsprache und ihre Bereicherung durch die Mundarten die freie Entwicklung der Sprache eher lähmten als förderten.

Man wird Bartoš gewiß nur aus den speziell mährischen Kulturverhältnissen erklären und verstehen können; dasselbe gilt vielleicht in einem noch höheren Grade von einem anderen geistigen Führer Mährens in den achtziger Jahren, von dem kampf- und schreiblustigen Pfarrer Václav Kosmák (1843—1898). Liest man Kosmáks umfangreiche, chronikartige Romane oder seine kurzen derben Erzählungen aus dem mährischen Volksleben, so muß man an Jeremias Gotthelf, den großen Epiker aus dem Emmentale, denken. Derselbe naive Naturalismus, der vor keiner schmutzigen Szene zurückschrickt, derselbe breite epische Strom, dieselbe kampfmäßige, harte Bauernmoral, dieselbe wilde, leidenschaftliche Zank- und Streitlust, derselbe urwüchsige, oft ganz ungehobelte Humor tritt uns hier wie da entgegen. Doch bei Kosmák drängt sich neben die volkstümliche Moral und die kirchliche Lebensauffassung auch eine ausgesprochen ultramontane Tendenz, welche über den Liberalismus und das Judentum, den Sozialismus und die freisinnige Presse, die freie Schule und den modernen Industrialismus strenges Ketzergericht hält, sehr in den Vordergrund; und so muß der Epiker allzu oft dem klerikalen Tendenzschriftsteller weichen. Ebenso verleidet uns aufdringliche Moral und Polemik seine kleinen halbnovellistischen Skizzen, die er als »Obrázky z kukátka« (»Bilder aus einem Guckkasten«, 1883—1892) in einem Rahmen vereinigt hat: kleine Szenen aus dem Volksleben, anmutige Schilderungen der mährischen Natur, frische Charakteristiken einzelner Dorftypen werden durch die allzu dick aufgetragene Tendenz oft verdorben.

Die Kosmák-Schülerin Františka Stránecká (1839—1888), deren Erzählungen viel naiver, schlichter und sachlicher, aber dabei matter und süßlicher als jene ihres Meisters wirken, eröffnet die Reihe der Schriftstellerinnen, die in den achtziger Jahren das Volksleben treu und liebevoll geschildert haben. Zu dieser Gruppe gehört vor allem Frau Gabriela Preissová (geb. 1862). Mit ihren späteren konventionellen Novellen aus der feinen Gesellschaft und aus dem Bauernleben in Kärnten hat sie ihre Erstlingswerke nicht erreicht; doch als sie am Ende der achtziger Jahre mit ihren duftigen frischen »Obrázky ze Slovácka« (»Bilder aus der Slowakei«, 1889) und zwei naiv naturalistischen Dramen aus dem slowakischen Familienleben debütierte, war man einfach entzückt über ihr jugendlich überschäumendes Temperament, ihre knappe Erzählungskunst, ihre scharfe abgerundete Charakteristik, ihre anmutige, saftige Sprache; je kürzer und gedrungener ihre Novellen waren, desto stärker war ihre Wirkung; größere Kompositionen dagegen mißlangen Frau Preissová gänzlich.

Gleichzeitig mit ihr schilderten das slowakische Leben zwei andere Novellisten, die jedoch mehr als einfache Erzählungskunst bieten wollten: Jan Herben und Alois Mrštík. Jan Herben (geb. 1857) ist vom Geschichtsstudium zur Journalistik übergegangen, blieb dabei aber ein temperamentvoller Slowake, ein treffsicherer Beobachter, ein scharfzeichnender Charakteristiker seines Landes und seines Volkes; die novellistische Begabung gesellt sich bei ihm zu dem ethnographischen Interesse. Außer einigen Novellensammlungen erschien von ihm ein starker Roman »Do třetího a čtvrtého pokolení« (»Bis ins dritte und vierte Geschlecht«, 1892); das tägliche Leben ganzer Geschlechter des slowakischen Volksstammes wird hier mit dem konsequenten Realismus geschildert, und dabei werden auch die verborgenen Lebenskräfte zu erfassen gesucht. Bei aller liebevollen Detailkunst des Verfassers leidet sein Roman doch unter der fehlerhaften Komposition und unter dem Mangel an Übersichtlichkeit und bleibt im ganzen ein formloses Werk. Später hat sich Herben, der journalistische Apostel Masaryks, vom mährischen Boden ganz losgelöst, und doch konnte er auf den intimen Verkehr mit der Volksseele nicht verzichten. Nun wird Südböhmen, die Wiege der hussitischen Bewegung, der Schauplatz seiner

Neigungen zu Volk, Natur, Jagd, und nach dem südböhmischen Dorfe »Hostišov« (1907), wo er den Sommer zu verbringen pflegt, benennt er sein Lieblingsbuch, in welchem frische Skizzen aus dem Tierleben mit Schilderungen der eigenartigen Volkstypen, zarte Naturbilder mit historischen Reminiszensen abwechseln. Wie Herben, ist auch Alois Mrštík (geb. 1861), welcher als Volksschullehrer inmitten der slowakischen Bevölkerung in Südmähren lebt, ein gewissenhafter, in der Volkskunde geschulter Chronist der Slowaken, die er, dem großen slowakischen Pleinairist Jóža Úprka nicht unähnlich, sowohl bei der Arbeit als auch bei ihren Festlichkeiten verständnisvoll und genau beobachtet; ihre Sprache und Sitten, ihre Tracht und Bewegungen erfaßt er geradezu kinematographisch. Sein breit angelegtes Hauptwerk »Rok na vsi« (»Ein Jahr im Dorfe«, 1903, in neun Teilen) bleibt ein vorzügliches Dokument der čechischen Volksseele, darf aber kaum als ein eigentliches Kunstwerk betrachtet werden.

Ganz wesentlich ist der Unterschied zwischen den Novellisten Mährens und denjenigen Erzählern, die das böhmische Landvolk schildern. Während jene die bunte Fülle des überschäumenden Volkslebens, das üppige Schwelgen in farbenreichen Massenszenen, die wild aufbrausende Dramatik äußerer Erlebnisse, die leidenschaftliche Erotik bevorzugen, bieten diese eher schlichte Familiengeschichten, düstere Schattenbilder der trostlosen Existenz der vom Schicksale geknechteten Bauern und Häusler, wort- und farbenkarge Episoden aus dem schweren Kampfe ums Brot, novellistische Beiträge zur Psychologie der religiösen Schwärmerei im Volke.

Die beiden Erzähler der älteren Generation, Stašek und Klostermann, konnten die überlebte, äußerliche Romanmanier, die in dem Wirklichen nur das Interessante, in dem Interessanten nur das Sensationelle sucht, nie los werden; sie verschmähten die wunderlichen Liebesabenteuer, verwickelten Familienverhältnisse, geheimnisvollen Schicksalswirrungen in ihren Romanen nicht.

Den romantischen Psychologen der nordböhmischen Volksseele Antal Stašek haben wir bei jener Litteraturgruppe kennen gelernt, zu welcher er sich durch seine Anfänge anreiht: bei den Erzählern der Pflegerschule, die von der Technik des Jungen Deutschlands abhängig sind. Als seinen Gegensatz kann man Karel Klostermann (geb. 1848) bezeichnen; allerdings nicht

nur deshalb, daß sich seine Romane fast ausschließlich im Böhmerwalde bewegen. Während Stašek ein zäher, in sich gekehrter, grübelnder Charakter, ein nüchterner, sachlicher Beobachter, ein düsterer, ernster Denker, ein kunstloser, manchmal sogar unbeholfener Erzähler ist, weiß der frische, bewegliche Klostermann den Leser durch spannende Handlung, durch leichte, anmutige Erzählungskunst, durch angenehmen Plauderton selbst auf die Dauer zu fesseln. Als deutsch schreibender Nachfolger der beiden vorzüglichen Dichter des Böhmerwaldes, Joseph Rank und Adalbert Stifter, hat Klostermann seine Tätigkeit mit den anmutigen »Böhmerwaldskizzen« (1890) begonnen. In seinen breit angelegten Erzählungen aus dem Leben der Holzfäller, Heger und Glasarbeiter des Böhmerwaldes — die umfangreichen Romane »Vráji šumavském« (»Im Paradiese des Böhmerwaldes«, 1893) und »Ze světa lesních samot« (»Aus der Welt der Waldeinsamkeit«, 1894), welche eine große Reihe verwandter Bücher eröffnen, sind wohl die besten — dringt er allerdings nie in die Tiefe. Geschickt flicht er den konventionellen, erotischen Faden in eine eingehende Schilderung der eigenartigen Lebensverhältnisse an der böhmisch-bayrischen Grenze ein; leidenschaftliche Szenen umrahmt er gewandt mit breiten, lyrisch angehauchten Landschaftsschilderungen, und so erwarten den Leser, der ja bei Klostermann keine feinere Psychologie, keine realistische Kunst suchen darf, immer neue Überraschungen. Auch gehören seine Bücher wohl zu dem Besten, was die čechische Litteratur auf dem Gebiete des Unterhaltungsromanes aufzuweisen hat.

Keinem von diesen Novellisten wurde ein ähnlicher Erfolg zuteil, wie ihn am Anfange der neunziger Jahre K. V. Rais ernten konnte; kaum hatte er in zwei Bänden seine Erzählungen aus dem nordböhmischen Volksleben gesammelt, erklärte ihn das begeisterte Publikum, dem auch die Kritik aufrichtig zustimmte, für seinen Liebling, und man knüpfte die schönsten Hoffnungen an seinen Namen, als ob mit ihm die langersehnte realistische Kunst in Böhmen eingezogen wäre. Doch dieser Erzähler, dessen Gesichtskreis seine engen Grenzen hat, konnte nicht mehr bieten, als was bereits in seinen allerersten Büchern enthalten war; er wiederholte sich später immer, erweiterte in seinen großen Prosawerken den seelischen Inhalt seiner kürzeren Novellen, machte dem sentimentalen Geschmacke seiner Leser immer neue Zu-

geständnisse; seinen Anschauungskreis hat er weder erweitert noch seine Psychologie vertieft.

Karel V. Rais (geb. 1859), dessen litterarische Anfänge in das Gebiet der Jugendlitteratur und der sentimentalen Lyrik mit der patriotischen Tendenz gehören, gibt sich als ein ganz schlichter, bescheidener Schriftsteller, der mit den einfachsten Kunstmitteln arbeitet: seine Schreibart ist ruhig und sachlich, seine Sprache ist volkstümlich und kunstlos, seine dürftigen landschaftlichen Schilderungen sind in Grau gehalten, seine ausführlichen Beschreibungen der ländlichen Hauseinrichtungen, der Feldarbeiten und der ärmlichen Trachten der nordböhmischen Bauern referieren ganz trocken und nicht selten ermüdend; nur der Dialog ist bei Rais lebhaft und fesselnd. Auch ist Rais ein nüchterner Psychologe, der vom physischen sowie vom sozialen Einflusse auf die Volksseele absieht und seine Typen ganz individualistisch vereinzelt. Passive und leidende Charaktere, erniedrigte und gedemütigte Seelen, sieche und verstoßene Greise und Greisinnen, die eine trübselige Existenz im Ausgedinge führen, stumpfsinnige Häusler und Tagelöhner, abgemagerte, auf das Glück ganz resignierende Frauen, hartherzige und gefühllose Bauern, arme Mädchen, die die Großstadt verdorben hat, kränkliche Männer, welche im Leben Schiffbruch erlitten haben und nun heimkehren, um auf dem Lande zu sterben — dies sind die beliebtesten Gestalten in seinen besten Büchern, so in den »Výměnkáři« (»Ausgedinger«, 1891), den »Rodiče a děti« (»Eltern und Kinder«, 1893) oder in der »Lopota« (»Plage«, 1895).

Einige schmerzvolle Lebensfragen werden hier wiederholt novellistisch behandelt: das trübe Verhältnis der gealterten Eltern und ihrer Kinder, der zersetzende Einfluß der Großstadt auf das Landvolk, der dumpfe instinktive Zusammenhang der Bauernseele mit dem Mutterboden. Rais bringt das wehmütige Lächeln eines sanften Menschenfreundes, das aufrichtige Mitleid eines humanen Volkstümlers, die herzliche Teilnahme eines überzeugten Traditionalisten diesen traurigen Lebensrätseln entgegen; für eine soziologische Analyse, für eine volkswirtschaftliche Kritik der hoffnunglosen Verhältnisse ist bei ihm kein Platz; auch den geschlechtlichen Problemen und überhaupt allen leidenschaftlichen Konflikten geht er meistens aus dem Wege. Naiv sentimental sind seine endlosen Geschichten —

namentlich »Zapadlí vlastenci« (»Die weltfernen Patrioten«, 1894) und »Západ« (»Sonnenuntergang«, 1899) — aus dem Leben der alten Schulmeister und patriotischen Landpfarrer aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt, die in der erbärmlichen Enge ihres Lebens und Wirkens so ausführlich behandelt und so begeistert gepriesen werden, als ob jeder von diesen Landpfarrern ein Dobrovský, ein jeder von diesen Volksschullehrern ein Šafařík gewesen wäre; dazu gesellt sich noch eine süßliche Erotik etwa im Stile der Backfische und ein rührseliger Patriotismus in der Art eines Tyl oder eines Třebízský.

Für das geistige Leben des čechischen Volkes zeigt Rais wie einst Pravda wenig Verständnis; religiöse Probleme, politische Fragen, soziale Klassenkämpfe interessieren seine schlichten Helden aus dem Volke überhaupt nicht; und doch konnte sowohl in der älteren Zeit Karolina Světlá als auch in der neueren Litteratur Stašek viele Typen religiöser Schwärmer, politischer Enthusiasten, sozialer Fortschrittler aus benachbarten Kreisen vorführen; auch Jirásek, dessen trockener Kunst das Studium des volkstümlichen Lebens neue Säfte zugeführt hat, wies auf die latenten religiösen Kräfte. In der neueren Zeit wird nun auch diesen wichtigen Fragen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, zumal da sie zugleich den Aufschluß über den Zusammenhang der religiösen Bewegung der Vergangenheit mit der gegenwärtigen Volksseele geben. Beide Schriftsteller, Josef Holeček und Frau Teréza Nováková, die in dieser Richtung tätig sind und so dem novellistischen Volksstudium neue Bahnen gewiesen haben, fanden ihre persönliche Note verhältnismäßig spät, nachdem sie schon jahrelang litterarisch tätig waren.

Josef Holeček (geb. 1853), ein Slavjanophil vom reinsten Wasser, ist immer ein Utopist geblieben: für seine panslawistischen Träume, die in entschiedenem Gegensatze zu dem gegenwärtig in Böhmen vorherrschenden Westeuropäertum sind, macht er eifrige Propaganda als Journalist, als Politiker, als Novellist. Holeček, welcher das südslavische Heldenepos und die nationale Lyrik der Serben, aber auch die »Kalevala« der Finnen vorzüglich übersetzt hat, predigt den engsten Anschluß an den slawischen Osten, verherrlicht die Kosaken, untersucht die Lebensbedingungen im heutigen Rußland, stellt montenegrinische Helden seinem Volke als Muster vor; ganz eigentümlich mischt sich bei ihm kon-

servativer Traditionalismus mit fortschrittlichem Demokratismus, aufrichtigste Begeisterung für die russische Orthodoxie mit der Vorliebe für die böhmische Reformation, wie er denn überhaupt zu den radikalsten Vertretern des panslawistischen Gedankens unter den Slawen gehört. Nicht ganz tendenzfrei ist auch sein bisher unvollendetes Hauptwerk »Naši« (»Die Unseren«, seit 1898, acht Teile), wo er in den frischesten Farben, mit zartester Poesie und köstlichstem Humor das altertümliche Volksleben in seinem Heimatwinkel, in der nüchternen Umgebung des südböhmischen Städtchens Wodnan, übrigens der ursprünglichsten Wiege der böhmischen Bruderunität, vorführt. Er will hier dem Pulsschlage der čechischen Volksseele mit aufmerksamer Andacht lauschen; er will die leisesten Schwingungen des čechischen nationalen Geistes, der noch immer tief religiös, ja mystisch lebt und webt, erraten, und aus diesen subtilen Kundgebungen will er eine eigenartige Volkspsychologie konstruieren und sie in den engsten Zusammenhang mit der slawischen Stammesseele bringen. Man kann kalt, ja schroff seinem volkstümlichen Mystizismus gegenüberstehen, man dürfte seinen überspannten Panslawismus nicht teilen können und auch von der mangelhaften Komposition seiner Arbeiten abgestoßen sein: doch den Rang eines überaus ernsten und anregungsreichen Heimatkünstlers wird man ihm nie abstreiten können.

Als Frau Teréza Nováková (1853—1912), die sich auch um die čechische Frauenbewegung sehr verdient gemacht hat, ihre ersten, streng realistischen Bilder aus der ostböhmischen Hügellandschaft, aus der Umgebung von Leitomischl und Polička veröffentlichte, ist sie schon eine geraume Zeit auf verschiedenen Gebieten der Litteratur tätig gewesen: sie hat in einem großen Roman und mehreren kürzeren novellistischen Skizzen die alberne čechische Kleinstadt geschildert; sie hat ein umfangreiches populär geschichtliches Werk über Frauen geschrieben, wo besonders die böhmische Reformation verherrlicht wird; sie hat das Leben ihrer Lieblingsschriftstellerin Karolina Světlá liebevoll und allzu ausführlich erzählt; sie hat auch ethnographische Fachwerke, die sich mit dem ostböhmischen Volke beschäftigen, verfaßt. Diese Schriften, die ursprünglich größtenteils unbeachtet blieben, sind als wichtige Vorarbeiten ihrer späteren Werke anzusehen. Aus der konventionellen Banalität und seichten Mittel-

mäßigkeit der Kleinstadt hat sie sich zum herben, ernsten Alltagsleben der eigenartigen ostböhmischen Weber und Bauern geflüchtet; die Volkskunde hat sie zum Studium sowohl äußerer als auch innerer Lebensart des Landvolkes gewiesen; die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die intimen Wurzeln der čechischen Reformation im Volksgeiste; K. Světlá, von der sie ihr sachlicher Realismus scheidet, lehrte sie, in dem Volke nach großen geistigen Individualitäten, nach vollblütigen Persönlichkeiten zu pürschen. So entstanden ihre Monographien der ostböhmischen Volksseele, die tapfer, ehrlich und rücksichtslos die religiöse Wahrheit, die politische Freiheit, die soziale Gerechtigkeit sucht und sich in diesem schicksalsschweren Wahrheits- und Freiheitsdrange verzehrt. Einmal ist es der böhmische Emigrant »Jan Jílek« (1905), der in Berlin stirbt; dann ein starrköpfiger Sektierer, der Weber »Jiří Šmatlán« (1906), welcher als sozialdemokratischer Schwärmer endet; oder — in dem Buche »Na Librově gruntě« (»Auf dem Bauernhofe Libra«, 1907) — ein rechtschaffener, aufgeklärter Bauer, dessen intimes Liebes- und Familienglück eng mit der politischen Geschichte von 1848 verwoben ist; endlich ein schwärmerischer Patriot aus dem Piaristenorden »Drašar« (1913), welcher überall Schiffbruch erleidet, seine priesterliche Würde sowie sein Lehreramt verläßt, um in einem weltfremden ostböhmischen Bergdorfe unter den ärmsten Landleuten die Erlösung seiner wild aufflackernden Sinnlichkeit und endlich ein tragisches Ende zu finden. In ihrer größten Komposition, »Děti čistého živého« (»Kinder des reinen lebendigen Geistes«, 1909), hat Teréza Nováková mit der einfachen Form der novellistischen Monographie gebrochen: um den erschütternden Niedergang der pantheistischen Sekte der »Adamiten« allseitig zu schildern, schuf sie eine breite Epopöe einer ganzen Gegend, eines großen Stammes, zeichnete mit wuchtigem Pinsel eine reiche Galerie von Volkstypen, die sich gegenseitig ergänzen und ein erhaben düsteres Trauerspiel des verzweifelten Kampfes des freien Gedankens gegen die niedrigen Ränke der sinnlichen Welt agieren. Die wortkarge, gedankenschwere und scharfe Kunst von Teréza Nováková überzeugt durch ihre männliche Wucht und ihren mutigen Wahrheitssinn, was man von den meisten Arbeiten ihrer männlichen Kollegen nicht eben behaupten könnte. Und diese tüchtige Meisterin der

epischen Darstellung, diese äußerst objektive Schriftstellerin schrieb neben solchen streng sachlichen Werken auch ganz lyrische und persönliche Bücher, wo ihr reiches Gemüt das Gleichgewicht zu gewinnen sucht; sie heißen bezeichnend »Mein Steinweg« (»Z kamenité stezky«, 1908) und »Schreie und Seufzer« (»Výkřiky a vzdechy«, 1911). In ihrer beliebten Berg- und Waldlandschaft im äußersten Ostböhmen weilt sie mit ihrem Gram allein und spricht bald trotzig, bald wehmütig mit Gott, mit Natur und ihrem eigenen, ewig unzufriedenen Herzen. Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, suchen nun poetischen Ausdruck, und immer findet die Dichterin neue Symbole, neue märchenhafte Motive für das unruhige Wellenspiel ihrer Gefühle und Stimmungen.

Das poetische Studium des Volkslebens und der Volksseele in Böhmen erlebt auf diese Weise eine entschiedene Umwandlung: von der bunten und malerischen Oberfläche wendet man sich allgemein dem Seelenleben zu, indem man bestrebt ist, im Volke die Quellen der großen nationalen Strömungen aufzudecken, — anstatt der dekorativen tritt nun immer mehr die tragische Auffassung des Volkes in den Vordergrund. Auch werden die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die sozialen Abstufungen des Landvolkes immer mehr berücksichtigt: Josef Holeček und neuerdings auch Antonín Sova haben den Kampf der südböhmischen Bauern gegen das Junkertum geschildert, Teréza Nováková starb über den Vorarbeiten zu einem agrarischen Romane aus Ostböhmen, F. X. Svoboda schrieb eine geradezu heroische Epopöe der bäuerischen Emporkömmlinge aus Mittelböhmen. Die jüngsten Schriftsteller träumen von einer Verbindung dieser beiden Elemente: des psychologischen und des wirtschaftlichen. Dafür ist keine Erscheinung charakteristischer als der frühverstorbene Josef Matějka (1879—1909), ein ernster grübelnder Künstler, der den billigen Erfolg verschmähte. In seinem Innern stritt der Sensitive stets mit dem Analytiker, der westböhmische Bauernsohn mit dem spöttischen Intellektuellen, der sachliche Erzähler mit dem verschnörkelten barocken Stilisten. Er hätte gewiß der čechischen Litteratur den Bauernroman schenken können, der ganz abseits von Volkskunde und Idylle liegt; seine »Duše pramenů« (»Die Seele der Quellen«, 1911) ist ein beachtenswerter Anlauf dazu.

Auch die Wissenschaft bemüht sich immer mehr um die Erforschung der Lebensbedingungen des Landvolkes; die beiden Historiker Antonín Rezek und Josef Pekař sind glänzende Belege dafür. Der temperamentvolle, unruhige Antonín Rezek (1853—1909), Tomeks Nachfolger auf dem Lehrstuhle der österreichischen Geschichte, war ein antiromantischer und nüchterner Gegner jeglicher Ideologie; ungemein politisch interessiert, betonte er immer das politische Moment in der Geschichte; auch widmete er große Aufmerksamkeit den administrativen und finanziellen Einrichtungen der Vergangenheit. Und doch galten seine selbständigsten Forschungen der »Geschichte der volkstümlichen religiösen Bewegung in Böhmen seit dem Toleranzpatente« (1893); leider ließ der bureaukratische Ehrgeiz Rezeks dieses aufschlußreiche Buch ein Torso bleiben. Der bedeutendste Schüler Rezeks und Golls, Josef Pekař, (geb. 1870) beerbte bald des ersteren Katheder; heute ist er der Führer der historischen Wissenschaft in Prag. Als ein ganz junger Mann beleuchtete er die verwickelten Irrwege der Waldsteinforschung; dann beschäftigte er sich scharfsinnig und erfolgreich mit den ältesten Geschichtschreibern Böhmens und kam dabei zu wichtigen Resultaten; in der letzten Zeit legt er Grundsteine zur böhmischen Volkswirtschaftsgeschichte. Als vierzigjähriger Forscher, welcher nicht nur über eine vollendete Methode, sondern auch über eine klassische, männlich prägnante Sprache verfügt, vertiefte er sich in die Vergangenheit der Burg Kost in seinem Heimatwinkel bei Turnau in Nordostböhmen. So entstand ein fachwissenschaftliches Buch, welches zugleich ein litterarisches Kunstwerk ist. Während Pekař im ersten Teile in satten Farben und mit breitem Pinsel die adlige Gesellschaft des 17. Jahrhunderts malt, schildert er im zweiten die Untertanen dieser schönen und merkwürdigen Burg und stellt bahnbrechende Forschungen zu der böhmischen Wirtschaftsgeschichte an, die besonders unsere Kenntnisse über die Grundformen des Bauernlebens bereichern. —

Der feste Boden der ethnographischen Beobachtung, auf den sich die čechische Dorfgeschichte stützen konnte, fehlte sonst durchaus dem Roman und der Novelle aus dem böhmischen sozialen Leben. Die Schriftsteller besaßen weder das genügende Verständnis für die Lebensformen und Daseinsgesetze des gesellschaftlichen Organismus noch den hohen kritischen Standpunkt,

von welchem aus sie imstande wären, ihre Umgebungen zu beurteilen. So verfielen sie allzu oft in langweiligste Trivialität, in nüchternste Genremalerei, in alberne kleinstädtische Klatschsucht; anstatt das Typische zu erfassen, verkleinerten und verwässerten sie die bunte Fülle des Daseins. Sehr betriebsam sind die Chronisten des kleinstädtischen Lebens in Böhmen. Sie stellen treu und minutiös das beschränkte Glück der Kleinstädter, ihre amüsante Albernheit, ihre kleine Lust und kleine Qual in humoristischen Novellen und satirischen Romanen dar. Sie geben eine ausführliche Chronik der Gemeindewahlen, der Vereinsmeierei, der politischen Ränke; sie lauschen aufmerksam an den Stammtischen in gemütlichen Bierstuben und bei Kaffeekränzchen; sie interessieren sich für den albernen Klatsch über Taufen und Heiratsangelegenheiten, über die Fallissements der Vorschußkassen und der Fabriken, kurz, sie identifizieren sich mit dem vergnügten Völkchen, das sie stets mit Freundlichkeit und Nachsicht behandeln. Doch einen großen Meister der humoristischen Kleinkunst, der den liebenswürdigen Albernheiten dieser böhmischen Schildbürger Unsterblichkeit verleihen könnte, haben diese Seldwylaner noch nicht gefunden.

Die kleinstädtischen Erzähler von heute wollen nur anmutige und lustige Unterhaltungslektüre bieten, doch ein jeder tut es in eigenartiger Weise. Der ehemalige Apotheker František Herites (geb. 1851), der in dem umfänglichen Herbarium der menschlichen Charaktere und Verkehrtheiten gut Bescheid weiß, schildert mit wehmütigem Humor und mitleidigem Lächeln die erbärmliche Enge und tiefe Misère der Kleinstadt. Der frühere Volksschullehrer Václav Štech (geb. 1859), der den verlogenen und unredlichen Kleinstadtpolitikern vergnügt, ja ausgelassen mit dem Bakel seiner übermütigen Satire Prügel erteilt, tut es mit niedriger Komik und mit marktschreierischem Pathos und überträgt diese fragwürdigen Mittel auch in das Gebiet des Lustspiels. Der vierschrötige, auf die Dauer unverdauliche Bauer aus der Elbeebene Karel Leger (geb. 1859), der auch äußerst weitschweifige fade Epen verfertigt hat, aber eine leichte, frische Prosa schreibt, bedient sich einer herben, unbarmherzigen Satire.

Das Prager Genrebild, das seit Neruda brach lag, hat der typische Kleinstädter der čechischen Litteratur zu neuem Leben geweckt und zugleich aus dem Spießbürgertum eine ganze

humoristische Weltanschauung gebildet. Es ist Ignát Herrmann (geb. 1854), ein Self made man, der es von einem Ladenburschen zum Mitredakteur der »Národní Listy« gebracht hat. Herrmann verliebte sich förmlich in eine eigentümliche Klasse der Prager Bevölkerung: in Droschkenkutscher und Hökerinnen, gutmütige Trunkenbolde und hungernde Diurnisten, verkommene Kleinhändler und reich gewordene Handwerker, mißmutige Junggesellen und klatschsüchtige Vetteln, vergnügte Pflastertreter und berüchtigte Vagabunden aus dem Podskalakenviertel in Prag. Herrmann hat ihre Bewegungen, ihren Witz, ihren Jargon beobachtet und mit phonographischer Genauigkeit wiedergegeben; er hat sich sogar ihre vulgäre Moral, ihre billige spießbürgerliche Lebensphilosophie, ihre banause Verachtung jedes höheren Strebens, das ihnen als eitle Überspanntheit erscheint, angeeignet, und da er seine Skizzen, seine Erzählungen, seine Romanwerke mit einer gewissen Leichtigkeit der Sprache und des Stils, mit einschmeichelndem Humor, mit übermütiger Laune ausgestattet hat, wußte er das Durchschnittspublikum an sich zu reißen. In seinen »Pražské figurky« (»Prager Figürchen«, 1884 und 1886) und »Drobní lidé« (»Unbedeutenden Menschen«, 1894) — ein anschauliches Bild der Herrmannschen Novellistik gewinnt der deutsche Leser aus den »Ausgewählten Geschichten« (1908), die Annie Auředníček übersetzt hat — zeigt er sich als gelehriger Schüler Nerudas; später verfaßte er einen breitangelegten Kaufmannsroman »U snědeného krámu« (»Zum aufgezehrten Laden«, 1890), wo er seine beschränkte Genretechnik zu realistischer Romankunst emporzuheben strebte; da wurde er von seinen Freunden zum Begründer des humoristischen Romans in der čechischen Litteratur ausgerufen. Doch Herrmanns Ruhm erreichte seinen Gipfel, als die Romanserie erschien »Otec Kondelík a ženich Vejvara« (»Der Vater Kondelik und sein Schwiegersohn Vejvara« 1898 und 1905, zwei Teile, deutsch von Luise Tluchoř); in dem gutmütigen, gedankenlosen Spießer Kondelik und dem unbeholfenen Mustergatten und stillen Idealfatzken Vejvara, die in ihrer lächerlichen Selbstzufriedenheit und mit ihrer ganzen Sippe vor dem Publikum aufmarschieren, erblickte der Prager Bourgeois seine Apotheose, ähnlich wie der Berliner auf seine wackere Frau Wilhelmine Buchholz stolz ist. Bedauernswert dabei ist, daß die čechische

Litteratur, der es stets an bedeutenden Humoristen gefehlt hat, den Humor mit dem Maßstabe der Herrmannschen Komik zu messen und nach seinem Muster zu beurteilen pflegt, und daß Herrmann bereits Nachahmer gefunden hat. —

Der čechische Gesellschaftsroman besaß allerdings die Bedingungen zu seiner eigentümlichen Entwicklung, doch diese mußten durch fremden Einfluß gelöst und in Bewegung gebracht werden; diese wichtige Rolle fiel dem russischen Roman zu. Schon früher wurde der russische Realismus der čechischen Litteratur nahegelegt. Havlíček führte Gogol ein, das Schrifttum unter Hálek beschäftigte sich liebevoll mit Gončarow und Turgeniew, dessen »Aufzeichnungen eines Jägers« eine tiefe Spur in der čechischen Prosa hinterließen. Nun aber wurde der russische Realismus, besonders wie ihn Tolstoj und Dostojevskij vorstellen, ein litterarisches Losungswort: ihre hellseherische Psychologie, die sich mit unbarmherziger Strenge in die dunkelsten Abgründe der Menschenseele einbohrt, ihre grausame Gesellschaftskritik, ihre erhabene Ethik, die das Christentum bis zu seinen letzten Konsequenzen durchdenkt und praktisch anwendet — dies alles bewunderte man mit andächtiger Begeisterung. Eine vorzüglich redigierte »Ruská knihovna« (»Russische Bibliothek«, seit 1886) brachte außer den genannten Klassikern Turgeniew, Gončarow, Tolstoj, Dostojevskij und Gogol auch die anregenden Werke von Pisemskij, Saltykow-Ščedrin, Lěskow; doch auch andere realistische Psychologen und originelle Denker wie Garschin, Čechov, Gorkij, Andrejev, Merežkovskij wurden übersetzt und gelesen. Einige Schriftsteller, wie der Slavjanophile Jaromír Hrubý, der Globetrotter Pavel Durdík, der temperamentvolle Sturmvogel des Naturalismus Vilém Mrštík, widmeten ihre freien Stunden ausschließlich dem Übersetzen der russischen Meisterwerke; ja, auch russische Litteraturkritiker, Bělinskij und Dobrojubov, fanden in Böhmen Beachtung.

Kaum einer von den realistischen Erzählern in Böhmen hat sich von dem russischen Einfluß ferngehalten; doch niemand hat ihn vielleicht so selbständig und organisch verarbeitet wie der fruchtbare Novellist František X. Svoboda (geb. 1860). Der vollblütige gesunde Bauernsohn hat sich zuerst lyrisch als ein impressionistischer Landschaftsmaler und ein zarter, wenn wenig trockener Erotiker versucht; bald aber glaubt man in

seinen Büchern den satten schweren Duft der neugeackerten Erdschollen zu riechen, den regelmäßigen, beruhigenden Rhythmus der Feldarbeit zu hören; die trockene und gereifte Lebensweisheit eines erfahrenen, wenn auch ziemlich beschränkten Dorfphilosophen spricht aus seinem Munde. F. X. Svoboda besitzt eine entschieden lyrische Begabung: seine Naturschilderungen sind zugleich plastisch und duftig; seine Stimmungsbilder sind zart, verträumt; seine Erotik, die sich mit Vorliebe mit den süßen und unbestimmten Regungen der ersten Liebe befaßt, ergreift trotz ihres sentimentalen und idyllischen Beigeschmackes. Seine Geschichten von aufwärtsstrebenden, energischen Bauern aus Mittelböhmen, in dem bereits moderne Lebensformen herrschen, überzeugen durch ihren männlichen Ernst und ihre objektive Sachlichkeit. Aus seiner ersten Periode ist ein großartiger sechsteiliger Roman »Rozkvět« (»Der Aufschwung«, 1888) zu nennen, wo der Dichter mit behaglicher Breite die Lebensgeschichte seiner eigenen Familie erzählt; noch höher stehen seine schönen Novellen, die ihre Weihe von Turgeniew empfangen haben; unter dem bezeichnenden Titel »Náladové povídky« (»Stimmungsvolle Erzählungen«, 1894) hat er sein bestes auf dem Gebiete der Novelle geboten. In der neuesten Zeit hat F. X. Svoboda seinen Stoffkreis erweitert: er schildert das reiche Prager Bürgertum, die emporgekommene Welt der Kaufleute und der Grundherren, wie sie mit der jüngeren Intelligenz in Verbindung treten. Ein kolossaler, teilweise ganz konventioneller Roman »Řeka« (»Der Fluß«, 1909, vier Teile) gehört zu dieser Gattung; in ihm treten auch Svobodas Mängel stark hervor: seine breite Formlosigkeit, sein Hang zu geschwätziger Plauderei, seine schematische Psychologie der erotischen Leidenschaft, sein altkluger Optimismus, sein nur ganz leicht verhülltes Spießbürgertum, das glaubt, alles, was es selbst nicht zu begreifen vermag, verwerfen und verurteilen zu dürfen.

Svobodas Freund und Zeitgenosse Matěj Anastasia Šimáček (1860—1913) hat mit ihm manchen Zug gemeinsam: auch er hat als lyrischer Poet, bei dem sich die Poesie zu sehr in die Dienste der Reflexion stellt, debutiert; auch er ist von kleinen Milieuschilderungen zu großen gesellschaftlichen Romanen, die den Einfluß der Russen verraten, übergegangen, auch er hat außer der novellistischen auch die dramatische Form benutzt

Doch weder Svobodas feiner Natursinn noch seine innige Liebe zum Landvolke ist bei Šimáček zu finden; er gibt sich vielmehr als moderner Großstadtmensch. Šimáček, ein ehemaliger Zuckerfabrikbeamter, wurde durch seine vortrefflich beobachteten Bilder aus dem Leben der Zuckerfabrikarbeiter und -beamten, welche der čechischen Prosa ein neues Gebiet erschlossen haben, berühmt, auch sind z. B. seine Erzählungen »U řezaček« (Bei der Schneidemaschine«, 1888) und »Duše továrny« (»Die Seele der Fabrik«, 1884) sehr lebendige, frische Werke. Nachdem er dann in einem ziemlich trostlosen Roman aus derselben Lebenssphäre, »Otec« (»Der Vater«, 1891, deutsch von E. Vacano), das Dostojevskij-Problem von Schuld und Sühne verarbeitet hatte, suchte er nach einem neuen Stoffgebiete, einem neuen Milieu, wobei er ebenso seine bemerkenswerte Begabung für das moderne Gesellschaftsstudium wie einen nahezu peinlichen Mangel an Phantasie und dichterischer Weihe erwies. In seinen fünfbändigen »Zápisky phil. stud. Filipa Kořínka« (»Aufzeichnungen des phil. stud. Philipp Kořínek« 1892—1896), hat er den glücklich gewählten Rahmen der Lebenserinnerungen eines philosophisch beanlagten Hauslehrers benutzt, um eine sentimentale Pathologie des Prager Bürgertums zu geben, und um seine manchmal spießbürgerlichen Anschauungen über Liebe und Ehe, Gesellschaft und Nationalfrage sauber und gemeinverständlich klarzulegen. Er wurde dann in einer unerträglich süßen Novelle zum Anwalte der verführten Dienstmädchen, in einer faden, inhaltsleeren Erzählung wiederum zum Beichtvater der jungen weltunerfahrenen Lehrerinnen; verhältnismäßig spät hat er sein allereigenstes Gebiet der großen sozialen Romane gefunden, welche nach russischen Mustern psychologische Analyse mit gesellschaftlicher Pathologie verquicken. Seine »Světla minulosti« (»Irrlichter der Vergangenheit«, 1901), »Lačná srdce« (»Hungernde Herzen«, 1904) und »Chci žít!« (»Leben will ich«, 1908) lassen, was die realistische Milieuschilderung, die analytische Ergründung der seelischen Probleme, die psychologische Untersuchung aller mitbestimmenden Faktoren betrifft, nichts zu wünschen übrig. Schmerzhafte und schwere Konflikte, in die fessellose Leidenschaften mit der öffentlichen Moral geraten, führt hier Šimáček vor; doch wo er tragische Wirkungen beabsichtigt, bietet er nur peinliche Situationen; wo er philosophische Erklärungen zu geben glaubt, legt er nur einen

mechanischen und materialistischen Determinismus an den Tag; etwas Schwerfälliges, Formloses, Unbeholfenes ist seinen anspruchsvollen Romanen immer eigen.

Ein Schüler der Russen ist in seinen Romanen auch der kurzsichtige Kritiker und engherzige Moralist Josef Laichter (geb. 1864), ein weitschweifiger Prosaiker, bei dem die chronikartige Durchführung und das schwere moralische Pathos eine wunderliche Zwittergattung erzeugen; nur in rein stofflichem Interesse wurzelt die Popularität seiner Zeitchronik »Za pravdou« (Die Wahrheitsucher«, 1898, deutsch von R. Saudek), die das soziale und politische Reformtreiben der čechischen Jugend aus den neunziger Jahren schildert; künstlerisch bedeutet dieses Buch so viel wie nichts. Bei Šimáček und Laichter, den tüftelnden Moralpredigern und schwermütigen Sozialkritikern, verschwimmen allzu oft die Konturen, verblassen nicht selten die Charakterzüge, verschwinden manchmal die eigentlich realistischen Merkmale; einen förmlichen Gegensatz dazu bildet der knorrige, urwüchsige Wurzelmensch aus dem Böhmerwalde, der barocke Journalist und naturalistische Erzähler K. M. Čapek (geb. 1860). Das Gebiet, welches er mit uneingeschränkter Sicherheit und suveräner Kraft beherrscht, ist die naturalistische Groteske: hier machen sich seine Neigungen zum psychologischen Experiment, sein feines Verständnis für die Abgründe des Innenlebens, seine intime Kenntnis der mannigfaltigsten Niederungen der Gesellschaft geltend, hier triumphiert seine Begabung, die gern die Wirklichkeit bis zur Karikatur verzerrt; hier hält sein reicher, verwickelter, anschaulicher Stil der verblüffend eigenartigen Darstellung Schritt. So hat K. M. Čapek die erschütternde Maurertragödie seines »Kašpar Lén, des Rächers« (»Kašpar Lén, mstitel«, 1908) dargestellt, so hat er das trübe Ende des verbummelten Genies und Bohémiens Anton Vondreje (1910 und 1912) hinreißend erzählt: zuerst bewundert der Leser nur die satte Darstellung des alltäglichsten Lebensausschnittes, dann spricht zu ihm Čapeks eigentümliche Tragikomik mit köstlichstem Humor ausgestattet, endlich aber strömt zu ihm aus diesen Büchern, aus ihrem Staube und ihrer Qual die schmerzhafteste Menschlichkeit, die tiefste Innigkeit.

Als ein weibliches Analogon zu M. A. Šimáček ist Frau Božena Viková-Kunětická (geb. 1863) zu bezeichnen.

Auch bei ihr verbindet sich das moralkritische Pathos mit der sozialen Psychopathologie; doch während M. A. Šimáček seine Werke fern von jeder Tendenz zu halten wußte, ist Frau B. Viková-Kunětická, der erste weibliche Abgeordnete in Böhmen, eine leidenschaftliche Frauenrechtlerin, die ihre Novellistik zu eifrigster feministischer Propaganda benutzt. Von ihren ersten Arbeiten auf dem Gebiete der kurzen Erzählung und des Romans läßt sich im ganzen nichts sagen: es sind fleißige, von der landläufigen Konvention nirgends abweichende schriftstellerische Handarbeiten, für die sich unter den Abonnentinnen der Familienblätter immerhin dankbare Leser gefunden haben. In einigen beschäftigt sich die Schriftstellerin schon mit verwickelten sexuellen Problemen, die sie mit einer naiven Einseitigkeit und einem entschiedenen Moralismus behandelt; bald aber warf sie die mit Geschick beherrschte und gut unterhaltende Romanform ganz weg, um ihres Anklageamtes gegen die Männerherrschaft und Männermoral uneingeschränkt zu walten. Ihre Bücher, wie der in einer dumpf sinnlichen Atmosphäre atmende Lehrerinnenroman »Medřická« (1897) oder »Vzpoura« (»Aufruhr«, 1900), ein wildpathetisches Bekenntnisbuch einer sich befreienden jungen Mutter, oder endlich »Pán« (»Der Herr«, 1906), ein verzweifelt und sinnlos stammelndes Werk von geschlechtlicher Reinheit im Björnsonstil, sind leidenschaftliche Konfessionen, gallerfüllte Proteste, lyrisch-epische Improvisationen mit ganz spärlicher Handlung. Die Moralisten und Sozialkritiker werden diesen Werken für manche fruchtbare Anregung Dank wissen; die litterarische Kritik muß jedoch nur konstatieren, daß hier ein großer Aufwand von psychologischer Analyse, üppiger Wortkunst und lyrischem Pathos schmählich vertan worden ist.

Den bösen Geist der Schwere, der die sämtlichen Werke von Šimáček, Laichter und Kunětická beherrscht und wohl der russischen Beeinflussung anzurechnen ist, hat der bewegliche Franzosenschüler Václav Hladík (1868—1913) mit einer entschiedenen Überzeugung bekämpft und aus seiner Romanproduktion verbannt. In seinen ersten realistischen Skizzen und Novellen bemühte sich Hladík als scharfer Beobachter und kundiger Psychologe die Prager Kaufmannswelt, den Prager Geldmarkt, das Prager Bankwesen zu schildern; schon damals sah er das fieberhafte Großstadtleben mit geckenhafter Ironie,

zynischem Sensualismus, verachtendem Blick des blasierten Weltmannes. Wiederholte Reisen nach Frankreich, eifrige Beschäftigung mit der Pariser Boulevard-Litteratur, verzweigte Verbindungen mit der politischen Welt, wo er als geschickter Journalist warme Aufnahme fand, oberflächliches Studium der modernen Philosophie, liebhaberische Neigungen für die bildenden Künste erweiterten seinen Gesichtskreis, verschärften seinen Blick, verfeinerten seinen Stil. Von nun an verfolgte Hladík, der viel, aber immer flüchtig arbeitete, höhere Ziele. Er wollte den Prager Roman, der unter der kleinstädtischen Geistesenge der čechischen Novellisten zu leiden hat, und der sich in den niederen Schichten der Prager Bevölkerung zu bewegen pflegt, nun auf ein höheres gesellschaftliches Niveau heben, ihn mit Pariser Eleganz und kosmopolitischen Farben ausstatten und einen leichten, sprühenden, funkelnden Konversationston für ihn schaffen.

Mit diesen Bemühungen konnte er sich auf einen älteren, allerdings etwas vergessenen Vorgänger berufen, auf den geistreichen, paradoxen, ironisch beanlagten Jan Lier (geb. 1852); dieser konsequente Kosmopolit und schonungslose Feind des čechischen Spießbürgertums persiflierte in einem leichten feuilletonistischen Stil die böhmischen Schildbürger und schilderte ironisch die Prager Bourgeoisie. Doch Lier verstummte plötzlich, sein Gebiet lag ganz brach, und auch das Genre, das er souverän ganz beherrcht hatte, die scharf pointierten Erzählungen aus dem Leben der Eisenbahnbeamten, fand nach ihm keinen Bearbeiter mehr.

So errang Hladík mit seinen Romanen »Vášeň a síla« (»Leidenschaft und Kraft«, 1902), »Evžen Voldan« (1905), »Valentinovy ženy« (Valentins Frauen«, 1906), »Vlnobití« (»Der Wellenschlag«, 1908) und »Dobyvatelé« (»Eroberer«, 1910, deutsch von Viktor Neßler) einen großen äußerlichen Erfolg; doch immer deutlicher wurden die tief eingreifenden Fehler seiner Werke ersichtlich: keiner von diesen Romanen hielt, was er versprochen; auf eine fesselnde und inhaltsreiche Exposition folgte eine lückenhafte Handlung, die aus bunten Liebesabenteuern und seichten Dialogen zusammengesetzt war, und endlich eine gewagte, schroffe, vom Autor kaum vorbereitete Katastrophe. Dieselben Charaktere kehrten unter anderen Namen in allen Romanen Hladíks wieder; die Liebespsychologie zeigte eine bedenkliche Einseitigkeit, einen

ganz oberflächlichen Sensualismus, einen kokett femininen Zug: die Eleganz war verlogen und oft ganz sinnlos; neben Balzac und Flaubert, die Hladik oft verherrlicht, ließ er sich auch von Ohnet und vom späteren Bourget beeinflussen; der leichte Konversationsstil verschmähte auch die billigsten feuilletonistischen Floskeln nicht — so hat den ehrlich aufwärts strebenden Romanpsychologen der nach Erfolg haschende Modeschriftsteller verdrängt. —

Die Entwicklung des čechischen realistischen Dramas geht mit der Geschichte des Realismus im Romane und in der Novelle Hand in Hand; ja, es tauchen hier dieselben Namen auf. Doch hier wurde kein bedeutendes Werk geschaffen, das sich fremde Bühnen erobern und dadurch seine Wirksamkeit erproben könnte; auch das Beste, was auf dem Gebiete des realistischen Schauspieles hervorgebracht wurde, war nur von lokaler Bedeutung oder nur in seiner Entwicklungsreihe beachtenswert. Fremde Einflüsse, wie der russische Realismus, das Ibsensche Drama, die deutsche naturalistische Schule, zeitigten fast keine Früchte in der čechischen Bühnendichtung, wiewohl die Kritik die fremden dramatischen Reformer kundig und liebevoll interpretierte und das čechische Theaterpublikum für das Verständnis derselben allmählich erzogen wurde. Selbst die Schauspieler, die für ihre realistischen Rollen eingehende Studien im Leben machen und zahlreiche Vorbilder finden konnte, taten hier ihr möglichstes. Als die čechischen Dramatiker ethnographische Genrekunst, volkstümliche Kleinmalerei bevorzugten, besaßen sie in Jindřich Mošna (1837—1911), einem genialen Komiker, den besten Darsteller für Originale aus dem Volke, der seine altertümlichen Figuren mit packender Kraft und eigenartigem Humor vorführte; unter den jüngeren Künstlern fand besonders Frau Marie Hübnerová (geb. 1865) für die derben Frauengestalten des realistischen Dramas packend menschliche Töne. Endlich wußte Frau Hana Kvapilová (1860—1907), ein sehr kompliziertes modernes Frauenwesen in der Art von Eleonora Duse oder Agnes Sorma, mit ganz erstaunlicher psychologischer Tiefe und taufrischem, lyrischem Zauber die Leidensgeschichte des Weibes und seine sehnsüchtigen Träume von neuer Schönheit und Herrlichkeit des Lebens zu interpretieren; aber als sie sich zu einer Monumentalität, ja klassischen Schönheit der Darstellung er-

hoben hatte, verwehte sie der Tod wie ein scheues Frühlingsmärchen.

Noch tief in die achtziger Jahre hinein galt die große historische Tragödie mit vaterländischem Stoffe für die höchste dramatische Leistung: auch der beste Realist des čechischen Dramas, Ladislav Stroupežnický (1850—1892), ein Dramaturg des Nationalen Theaters in Prag, versuchte sich in dieser schwierigen Kunstform; doch hier blieb ihm der Erfolg für immer versagt. Dann schrieb er einige historische Lustspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wie den »Zvíkovský rarášek« (»Kobold von Klingenberg«, 1883) und »Paní mincmistrová« (»Die Frau Münzmeisterin«, 1885), wo er das archaistische Zeitkolorit, den anmutigen Zauber der Vergangenheit, die pittoreske Eigenart der böhmischen Spätrenaissance ganz meisterhaft zu treffen wußte. Noch größer wurde sein Erfolg, als er diese genrehafte Kleinkunst, diese satte Milieuschilderung, dieses fleißige Ausarbeiten von originellen Figürchen, diesen saftigen, witzigen Humor in einem Dorfschauspiele aus seiner südböhmischen Heimat anwandte, das er sehr bezeichnend »Unsere Dorffurianten« (»Naši furianti«, 1887) benannt hatte: eine bunte Fülle von Figuren, ein rasches Nacheinander von lebhaften Volksszenen, ein übersprudelnder Reichtum von humoristischen Einfällen verdecken die etwas possenhafte, übrigens keineswegs ganz originelle Motivierung, so daß dieses frische Volksstück in der čechischen Litteratur einen ähnlichen Platz einnimmt wie Kleists »Zerbrochener Krug« in der deutscher Lustspieldichtung. Stroupežnický betrachtete dieses Stück selbst als eine bloße Episode, welche die Ausführung seines Lieblingsplanes, eines Dramas im großen Stile, nur verzögerte; zugleich sah er jedoch ein, daß er diesen großen Stil nicht im historischen Drama, sondern vielmehr in einem Schauspiele aus dem Volksleben zu suchen habe. Von seinen beiden größeren Anläufen dazu hat der eine unter der allzu dick aufgetragenen Tendenz zu leiden, der andere aber »Na Valdštejnské šachtě« (»Auf dem Wallensteiner Schacht«, 1893) steht dem modernen Sozialdrama mit einem bedeutenden Helden und belebten Massenszenen schon ganz nahe; doch die Hand, die an diesem großzügigen Werke arbeitete, war die eines Sterbenden.

Auf der Bahn, die Stroupežnický gewiesen, bewegen sich

auch die im eingehenden ethnographischen Studium fußenden Dramen von Gabriela Preissová, Alois Jirásek und den Brüdern Alois und Vilém Mrštík: eine Liebestragödie aus dem slowakischen oder ostböhmischen Dorfe steht gewöhnlich in der Mitte, um sie gruppieren sich dann bunte Volksszenen, und wilde Ausbrüche der Leidenschaft durchzittern die Luft. Leider blieben diese Dramatiker, deren Bedeutung auf dem Gebiete der Novelle liegt, bei ganz vereinzelten Versuchen stehen; nur Jirásek schrieb mehrere bereits erwähnte Dramen. Bedeutend tiefer stehen zahlreiche Lustspiele aus der čechischen Kleinstadt, die mit den kleinstädtischen Erzählungen parallel laufen; von diesen derben, mittelmäßigen Komödien, die Karel Pippich, Václav Štech und Josef Štolba zu Verfassern haben, führt nur ein Schritt zu der Posse, wie sie die Vorstadtsszenen mit Vorliebe pflegen.

Die realistischen Gesellschaftspsychologen F. X. Svoboda, M. A. Šimáček und Václav Hladík verfolgen in ihren Dramen dieselben Ziele wie in ihren Romanen. Ein schlichtes Lebensbild aus der Gegenwart mit allen Attributen des Alltags auf die Bühne gestellt, benutzen sie dazu, um eine soziale These zu beweisen, ein allgemeines Gesetz zu illustrieren, eine ethische Maxime darzulegen. Beliebte Themen sind Familienuntergang, krankhafte Unfähigkeit, die Last der Verhältnisse zu ertragen, ein allmähliches Hinsiechen der Lebenskräfte; dabei ist ihre Psychologie nicht selten schwerfällig, verschwommen und ermüdend. Die letzten, vielfachen Versuche der jüngeren čechischen Dramatiker aus den letzten Jahren, den passiv beschreibenden Realismus zugunsten einer männlich tragischen Kunst zu überwinden, sind in dem Zusammenhange mit der großen Umwälzung der neuesten čechischen Dichtung zu besprechen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Kampf der Kritik und der Poesie um neue Lebenswerte.

Das Ende des 19. Jahrhunderts in Böhmen wird durch einen geradezu dramatischen Kampf zwischen Vätern und Söhnen charakterisiert; zwei grundverschiedene Weltanschauungen prallen hier mit bisher unbekannter Heftigkeit aneinander. In dem einen Lager blicken selbstzufriedene Traditionalisten und bequeme Konservative stolz zu dem bereits erworbenen wissenschaftlichen Gut und zu dem vollends abgeschlossenen Lebenswerke der nationalen Wiedergeburt empor und reihen sich epigonenhaft an die Kulturarbeit ihrer Vorgänger an, wobei sie mit seichtem Eklektizismus und oberflächlichen Kompromißgeist alle Gegensätze zu versöhnen suchen. Ihre Widersacher, welche die Jugend an ihrer Seite haben, sind dagegen scharfe Skeptiker, unbarmherzige Analytiker, grausame Kritiker, mutige Neuerer, die alle Probleme der modernen Zeit zu Ende denken, alle, auch die schmerzlichsten Fragen der Gegenwart aufnehmen und ehrlich zu beantworten streben, alte Werte umwerten, den bisher allgemein anerkannten Ideeninhalt der nationalen Existenz revidieren und nach neuem, tiefem Verhältnisse zum Auslande forschen.

Wie der große Kampf der beiden Generationen sein Vorspiel in dem bedeutungsvollen gelehrten Streite um die Echtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift hatte, so findet die wesentliche Scheidung der čechischen intellektuellen Welt ihr Vorbild der Trennung der wissenschaftlichen Organisationen. Im Jahre 1882 wurde die utraquistische Universität in Prag, die dem öffentlichen Bedürfnisse nicht mehr entsprach, geteilt und dadurch wurde die altertümliche čechische Hochschule, deren

Geschichte bis zu Karl IV. reicht, zu neuem Leben erweckt. Ihre bedeutendsten Lehrkräfte gehörten der jüngeren wissenschaftlichen Generation an und übten auf die akademische Jugend einen großen Einfluß aus. Es war neben den Protagonisten der neuen Gelehrtenschule Gebauer und Masaryk und den ehemaligen Anhängern des Lumírkreises Goll und Hostinský besonders der scharfsinnige Altphilologe Josef Král (geb. 1853), welcher seine umfassende Gelehrsamkeit und seinen kombinatorischen Spürsinn der Erforschung der prosodischen Erscheinungen widmete; der vorzügliche Physiker August Seydler (1849—1891), der geistreiche Begründer der Nationalökonomie in Böhmen Josef Kaizl (1854—1893), der später österreichischer Finanzminister wurde, und der bereits erwähnte Historiker Antonín Rezek. Dagegen waren die wissenschaftlichen Vertreter der älteren Richtung an der Universität als strenge Machthaber und jedem Fortschritte unzugängliche Konservative bekannt, denen auch die ehrlichen Bestrebungen der jüngeren Politiker durchaus unsympathisch waren. Zu ihnen gehörten neben dem immer mehr verknöchernden Philosophen der Herbartschen Richtung Josef Durdík und dem starren, reaktionären Historiker V. V. Tomek auch der seichte Slawist Martin Hattala (1821—1903), dessen langes Leben in wissenschaftlicher Klatschsucht und zügelloser Polemik zerrann, weiter der anspruchsvolle Graecist Jan Kvíčala (1834—1908), welcher zwar immer neue Fachwerke versprach, aber anstatt dessen nur Ränke schmiedete, der selbstgefällige, vielfache Würdenträger František Josef Studnička (1836—1903), der sich als vielseitiger Popularisator fremder Forschungen in der Mathematik, Astronomie und Geographie bekannt gemacht hat, und endlich die bedeutenden Juristen Antonín Randa (geb. 1834) und Emil Ott (geb. 1845), die allzu früh jede Fühlung mit ihrer Zeit verloren haben. Erst viel später hat auch dieses konservative Lager dem öffentlichen Leben in Böhmen anregende Persönlichkeiten und führende Geister geschenkt; an ihrer Spitze stehen die beiden Erben der Traditionen der Familie Palacký-Rieger, die verschwägerten Gelehrten Albín Bráf und Bohuš Rieger. Der geistessprühende, unruhige und witzige Nationalökonom Albín Bráf (1851—1912) machte seine organisatorische Begabung ebenso auf dem Katheder als auch in den Zeitungen

in dem Agrarministerium geltend; stets war sein Augenmerk auf die volkswirtschaftliche Hebung und Aufklärung der čechischen Nation gerichtet. Im Gegensatze zu diesem aktuellen Politiker beschäftigte sich Bohuš Rieger (1857—1907), ein Enkel Palackýs, Historiker und Rechtsgelehrter zugleich, planmäßig mit der Erforschung der Vergangenheit; besonders zog seinen klaren und ruhigen Geist die Geschichte des böhmischen Staatsrechtes an.

Im Jahre 1890 wurde durch reiche Stiftungen des bekannten Mäcen Josef Hlávka die »Čechische Akademie für Wissenschaft, Litteratur und Kunst« gegründet, die sich bald als ein festes Bollwerk des wissenschaftlichen Traditionalismus und des gelehrten Konservativismus zeigte. Auch in der Litteratur, die hier ebenfalls gepflegt wird, vertrat sie den streng offiziellen und hoch konservativen Standpunkt, so daß ihr inneres Leben einem neuen Daudet als vorzüglicher Vorwurf für einen neuen »Immortel« dienen könnte; erst in der allerletzten Zeit dringen in ihrer Tätigkeit auch fortschrittlichere wissenschaftliche Tendenzen durch. —

Will man also die litterarischen Verhältnisse in Böhmen in den neunziger Jahren verstehen, so darf man keineswegs die komplizierte Entwicklung der gleichzeitigen čechischen Kritik und litterarischen Polemik unberücksichtigt lassen. Während in der unmittelbar vorangehenden Zeit der Kritik eine ganz untergeordnete Stellung außerhalb des dichterischen Schaffens angewiesen worden ist, hat sie sich in dieser Periode die führende Macht ertrotzt und erkämpft. In den achtziger Jahren machte sich Sv. Čech über die Kritiker in witziger und anmutiger Weise lustig, und J. Vrchlický, trotzdem er selbst wertvolle kritische Studien veröffentlichte, ließ fast in jeder seiner Gedichtsammlungen Aussprüche drucken, die dem üblen Goethewort »schlagt ihn tot, den Hund, es ist ein Rezensent« an Heftigkeit und Verachtung kaum nachstehen. Jetzt dagegen wurde der führende Dichter J. S. Machar selbst zum Kritiker, und keiner von den Litteraten war so einflußreich wie der scharfsinnige Kritiker F. X. Šalda. Auch in dem modernen čechischen Zeitungswesen darf der Einfluß der kritischen Bewegung nicht in Abrede gestellt werden. Die neueren Journalisten stellen sich auf den Standpunkt der kritischen Prüfung des gesamten Nationallebens, sie gehen der überflüssigen Begeisterung aus dem Wege,

sie decken mit Vorliebe die Schäden der Öffentlichkeit auf, sie schonen weder populäre Persönlichkeiten noch volkstümliche Vorurteile. Dabei bedienen sie sich einer knappen, nüchternen, manchmal ironischen Redeweise, und da sie die breitesten Volksschichten berücksichtigen müssen, streben sie die möglichste Klarheit und Schlichtheit des Ausdrucks an. So haben diese Zeitungsschreiber, zu welchen sich gelegentlich auch der Philosoph Masaryk und der Dichter Machar gesellen, den älteren phrasenhaften jungčechischen Journalismus gänzlich überwunden; doch ihr kritischer Grundzug hat sie zu neuen Fehlern verführt: zum selbstgefälligen Besserwissen, zum griesgrämischen Puritanismus, zur öden Nüchternheit. Es wäre wirklich schwer, analoge Beispiele dafür aus der Weltlitteratur anzuführen, daß der Kritik eine ähnlich wichtige Stelle in der Litteratur zugefallen wäre wie hier; vielleicht nur in der jungdeutschen Periode und in der Sturm- und Drangzeit des russischen Realismus unter Bělinskij war poetische Produktion mit kritischer Tätigkeit so unzertrennlich verbunden.

Als Vorbote der neu zu schaffenden litterarischen meldete sich die philologische Kritik, die einen äußerst wichtigen wissenschaftlichen Streit auskämpfen sollte. Im Jahre 1886 bewies der bereits angesehene Slawist Jan Gebauer die Unechtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift, dank seiner eingehenden Kenntnis der altböhmischen Sprachperiode und seiner minutiösen philologischen Kritik, wobei er von einer ganzen wissenschaftlichen Schule unterstützt wurde. Diese auf sicherster wissenschaftlicher Grundlage beruhende Entdeckung wirkte im čechischen öffentlichen Leben wie ein Torpedo unter einem Schiffe. Konservative Gelehrte und radikale Politiker, schlecht unterrichtete Grammatiker und veraltete Historiker, naive Dichter und phrasenhafte Zeitungsschreiber, pedantische Schulmänner und vaterländische Vereine wurden von den Anhängern der Echtheit der beiden fraglichen Denkmäler ins Feld gerufen; die Parteigenossen Gebauers und Masaryks wurden als Verräter der čechischen Nationalsache gebrandmarkt, die moderne wissenschaftliche Kritik wurde als unseliges Danaergeschenk verurteilt, in den führenden Zeitschriften wurde das gefährliche Vorrecht der nützlichen Lüge und des frommen Betrugs schamlos reklamiert. Doch aus diesem Kampfe, der die čechische Nation in zwei

feindliche Lager geteilt hat, wurde die moderne čechische Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte geboren.

Der Begründer der čechischen Sprachkunde im modernen Sinne, der Prager Universitätsprofessor Jan Gebauer (1838—1907), war kein Jüngling mehr, als ihn die wissenschaftlichen Verhältnisse zum Führer der modernen Gelehrtengeneration machten. Von seiner Jugend an, die noch unter Miklosichs und Steinthals Einflusse stand, beschäftigte sich Gebauer, dessen unermüdliche Arbeitsamkeit vielleicht nur mit dem unheimlichen Fleiße eines Tomek zu messen wäre, mit der Geschichte der altböhmischen Sprache und Litteratur, die seit Šafařík brach gelegen war. Wie Palacký die politische Vergangenheit Böhmens geschildert hat, so wollte Gebauer die sprachliche Geschichte seines Volkes auf breiter Grundlage und in umfassender Darstellung schildern, wobei, ähnlich wie bei Palacký, die älteren Perioden besonders berücksichtigt werden sollten: unzählige Handschriften mußten vorgenommen, Tausende und Abertausende von sprachlichen Belegen notiert, untersucht, geprüft, ältere grammatische Resultate streng revidiert werden. So sah sich Gebauer auf einmal genötigt, auch die beiden verdächtigen Handschriften vorzunehmen, und was nur eine unwesentliche Episode seiner planmäßigen Forschung werden sollte, wurde zum Ausgangspunkte einer neuen Anschauung über das Wesen der altböhmischen Sprache und die Anfänge der altböhmischen Litteratur. Aus Gebauers lebenslänglicher Beschäftigung mit der altböhmischen Sprache entstanden seine beiden monumentalen Werke, die leider unvollendet geblieben sind, seine »Historická mluvnice jazyka českého« (»Historische Grammatik der čechischen Sprache«, 1894—1898, drei Teile) und sein »Slovník staročeský« (»Altböhmisches Wörterbuch«, 1901—1908, etwa eine Hälfte des ganzen Werkes, das allerdings fortgesetzt wird). Mit der treffsicheren Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft bewältigt hier Gebauer das gesamte, altböhmische Sprachmaterial, ordnet es mit eiserner Logik, erklärt es mit scharfsinnigem Sprachverständnis. Diese Werke, die an die beiden monumentalen Schöpfungen Jakob Grimms mahnen, gehören zu den schönsten Früchten des wissenschaftlichen Positivismus, des streng objektiven Realismus, einzig dastehender Wahrheitsliebe: in seiner nervösen, hastigen Zeit ist Gebauer immer ein ruhiger Epiker der Tatsachen geblieben.

Gegenwärtig zehrt die Sprachwissenschaft in Böhmen von dem großen Vermächtnisse Gebauers: altböhmische Sprachdenkmäler werden gründlich studiert und herausgegeben; die älteren Phasen der Sprache werden untersucht und deskriptiv behandelt; die Erforschung der Mundarten, die Bartoš so eifrig gepflegt hat, liegt zurzeit brach. In der allerletzten Zeit trifft die »Čechische Akademie« Anstalten zu einem groß angelegten »thesaurus linguae bohemicae«, welcher besonders die lebendige Sprache und den Wortschatz der neueren Schriftsteller erschöpfend bearbeiten will. Die führende Rolle bei diesem monumentalen Unternehmen fällt den beiden Sprachforschern an der čechischen Universität zu: dem Slawisten aus der Jagić-Schule František Pastrnek (geb. 1853) und dem tiefsinnigen Meister der vergleichenden Methode Josef Zubatý (geb. 1855). Die jüngsten Philologen behandeln mit Vorliebe die heiklen Probleme der Phonetik und bewegen sich gern auf dem verlockenden Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Nach dem großen Handschriftenstreite ist Gebauer, der früher auch litterarische Forschungen trieb, nicht mehr dazu gekommen, die Ergebnisse der neuen wissenschaftlichen Anschauung litterarhistorisch zu verwerten und eine planmäßige Revision der altböhmischen Litteratur durchzuführen; diese ebenso verlockende als schwierige Aufgabe ist seinen Schülern zugefallen. Die meisten Forscher behandeln einzelne Perioden des älteren Schrifttums ganz monographisch; bei einigen war die Analyse der Litteraturdenkmäler nur eine Vorstufe zur Erforschung des historischen Zusammenhanges: die kamen meitsens aus der Schule Jaroslav Golls her. So verdanken wir dem strengen Philologen Antonín Havlík (geb. 1855) vorzügliche Untersuchungen über die Anfänge der altčechischen Dichtung; einem anderen Schüler und Fortsetzer Gebauers, Emil Smetánka (geb. 1875) Spezialarbeiten über den Ahnherrn der Brüderunität Chelčický. So hat der aufschlußreiche, kundige, aber flüchtige Vielschreiber Václav Flajšhans (geb. 1866) sowie der gründliche und nüchterne Historiker Václav Novotný (geb. 1869) das verwickelte Schrifttum des Hussitentums untersucht; die spätere Periode der religiösen Litteratur in Böhmen wird durch den sehr soliden Geschichtsforscher Kamil Krofta (geb. 1876) geprüft und dargestellt. Das ge-

samte Gebiet der čechischen Litteratur beherrscht aber ein einziger Kenner, der Universitätsprofessor Jaroslav Vlček (geb. 1860). Durch seine »Dějiny české literatury« (»Geschichte der čechischen Litteratur«, seit 1892, bisher unvollendet), wo er sich auf den Standpunkt der vergleichenden Litteraturforschung zu stellen und die gesamten litterarischen Erscheinungen aus den kulturellen Lebensbedingungen zu erklären wußte, hat Jaroslav Vlček eine neue Schule gegründet. Als glänzender Porträtist und zugleich als Meister der satten Milieuschilderung berührt sich Vlček, der sich auch als ein besonders guter Kenner des slowakischen Schrifttums erwiesen hat, mit Jaroslav Goll; doch dessen feine Ironie, dessen seltenen philosophischen Fernblick und künstlerisch geschliffenen Stil besitzt Vlček nicht. Da er gern großen Zeitströmungen nachgeht, besser wissenschaftliche als künstlerische Erscheinungen erfaßt, den ideellen Zusammenhang des nationalen Schrifttums mit der Weltlitteratur aufzudecken versteht, war er wie keiner dazu berufen die Geschichte der čechischen nationalen Wiedergeburt auf vergleichender Grundlage zu schaffen; hier ist er ein Bahnbrecher gewesen. Er wußte auch vortreffliche Mitarbeiter an sich zu fesseln, die ihn mit monographischen Untersuchungen unterstützt und vervollständigt haben; von denselben will ich seine drei Kollegen auf der Universität Jan Máchal (geb. 1855), Jan Jakubec (geb. 1862) und Josef Hanuš (geb. 1862) nennen, welche sich ebenfalls mit der Litteratur der Wiedergeburt eingehend beschäftigen; die Periode von Hálek und Světlá hat ihren Monographisten in Leander Čech (1854—1911) gefunden.

Gebauers Werke decken sich ganz mit seiner Persönlichkeit; Gebauers Kampfgenosse Tomáš Garrigue Masaryk (geb. 1850) wirkt dagegen immer mehr durch eigenartige Kraft und originellen Zauber der Individualität als durch seine Bücher. T. G. Masaryk ist eine äußerst komplizierte Erscheinung: seinen slowakischen Ursprung, der sich in seinem ganzen Auftreten kundgibt, hat er nie verleugnen wollen noch können; dazu treten tiefgreifende Einwirkungen der russischen und englischen Kultur und Litteratur hinzu, die er dem vorherrschenden französischen und deutschen Einfluß gegenüber betont; doch sein in der positivistischen Philosophie geübter Geist — als Noëtiker empfiehlt T. G. Masaryk die Rückkehr zu Hume, als Soziologe hängt er

eng mit Comte zusammen — brachte auch der religiösen Bewegung in der protestantischen Welt ein tiefes Interesse entgegen. Als philosophischer Schriftsteller und akademischer Lehrer, der seine Zuhörer zu sich als ein geistiger Rattenfänger von Hameln zu locken wußte, pflegte Professor T. G. Masaryk mit ausgesprochener Vorliebe Ethik und Noëtik, Geschichtsphilosophie und Soziologie. Bereits bei seinem ersten Auftreten, dem ganz abenteuerliche Gerüchte vorangingen, brachte der junge Dozent mit den tiefen Augen und mit der weichen slowakischen Aussprache die ganze böhmische Welt in Gärung, und sogleich bildete sich eine Partei für ihn, eine andere gegen ihn. Zuerst wurde er als ein überaus glücklicher und anregungsreicher Organisator der wissenschaftlichen Arbeit in Böhmen bekannt und geschätzt: er begründete zwei kritische Revuen großen Stiles; er beteiligte sich an den Vorarbeiten zu der großen Enzyklopädie »Ottův Slovník naučný«, die in den Jahren 1888—1910 in dem rührigen Verlage J. Ottos als achtundzwanzigbändiges Werk erschienen ist; er hat dem Handschriftenstreite, der unter Gebauer nur eine streng wissenschaftliche Fachangelegenheit geblieben wäre, eine allgemein nationale Bedeutung angewiesen; auch der jungčechischen Politik ist er nicht fern geblieben. Seine großen Hauptwerke »Základové konkretní logiky« (»Grundzüge einer konkreten Logik«, 1885, deutsch von H. G. Schauer) und »Sociální otázka« (»Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus«, 1898, deutsch 1899), die sich eines Weltrufes erfreuen, berechtigten T. G. Masaryk, welcher sich gern als ein Geist gab, der stets verneint, zu geringschätzender Aburteilung über die bisherige čechische Wissenschaft und Philosophie, welche sozialen Fragen und ethischen Problemen stets schüchtern ausgewichen war. In seinem Innern mächtig von der moralen und religiösen Krisis des materialistischen und indifferenten Zeitalters ergriffen, ist Masaryk als mutiger Vorkämpfer der öffentlichen Sittlichkeit und des ethischen Gewissens aufgetreten, worin er sich mit Carlyle, Björnson und Egidy berührt. Von diesem Gesichtspunkte aus verurteilt er den Eklektizismus in der Litteratur und den dekadenten Dilettantismus in der Kunst, zu der er übrigens in keinem eigentlichen Verhältnisse steht; weder der französische Naturalismus noch die Romantik konnten dem Verehrer von Tolstoj und

Dostojevskij sympathisch sein, und der unduldsame Eifer des einseitigen Moralisten konnte sich mit Renan, dessen Geist aus Frankreich in die moderne čechische Litteratur vielfach übergegangen ist, keineswegs vertragen. Eine kritische Revision des nationalen Lebens war für Masaryk mehr als ein lautes Programmwort; es war für ihn vielmehr ein Teil seiner Lebensaufgabe. In der böhmischen Reformation, vorzugsweise in der Brüdergemeinde, fand seine ausgesprochen protestantische Denkart den eigentlichen Sinn der čechischen Geschichte; ja, auch in der Wiedergeburt des čechischen Volkes, die doch eine fast ausschließlich nationalromantische Bewegung war, erblickte er philosophisch-religiöse Ideen der Reformation, an die er dann die Gegenwart unmittelbar anknüpfen wollte. Diese zuweilen ganz wunderliche Hypothesenkonstruktion stieß auf allgemeinen Widerspruch der Fachgelehrten; Masaryks anregungsreiche, wenn auch durchaus einseitige Bücher über dieses Thema: »Česká otázka« (»Die čechische Frage«, 1895) und »Karel Havlíček« (1896), förderten jedoch ungemein das Studium der čechischen Wiedergeburt. In der letzten Zeit wird Masaryk, der um sich eine selbständige politische Partei, die sogenannten »Realisten«, versammelt hat, von der politischen Agitation und dem Journalismus zu sehr in Anspruch genommen; er erstarrt immer mehr und verliert auch allmählich jede Fühlung mit dem wissenschaftlichen und litterarischen Leben; auch seine eminent kritische Begabung und sein vorzüglicher sozialpsychologischer Scharfsinn scheiterten an der Klippe eines engherzigen Moralismus und eines gewaltsamen Freidenkertums.

So ist T. G. Masaryk die führende Rolle in der čechischen Philosophie nach Josef Durdík zugefallen, doch hat er sie ganz anders als dieser ehrwürdige Herbartianer aufgefaßt. Da er ein unruhiger Problematiker ist, pflegt er die philosophischen Ideen eher seinen Jüngern und der Öffentlichkeit in anregender Weise aufzuwerfen als dieselben methodisch und systematisch zu Ende zu denken; geraden Linien weicht er in seinen Lösungen der Probleme aus, vielmehr ist er immer bestrebt, alle Fragen, die ihn leidenschaftlich beschäftigen, allseitig zu beleuchten und kritisch zu untersuchen. Auf diese Weise hat er das philosophische Leben in Böhmen in Gärung gebracht, ohne feste Prinzipien aufgestellt zu haben: in der Ethik, in der Soziologie und in der

Pädagogik war seine Wirkung nachhaltig. Von seinen Mitarbeitern steht ihm der Pädagoge František Drtina (geb. 1861) am nächsten; dieser klare, historisch veranlagte Geist, welcher die Humanitätsideale nie aus den Augen verliert, betont stets nachdrücklich die entwicklungsgeschichtlichen und sozialen Pflichten der Erziehungslehre und berührt sich darin mit zwei älteren vorzüglichen Forschern und Praktikern, mit Gustav Adolf Lindner (1818—1887) und Josef Úlehla (geb. 1852), die den Übergang von Herbart zu Spencer ehrlich und tapfer durchgemacht haben. Auch die Psychologie, die ganz abseits von Masaryks Interessen liegt, hat diese Loslösung von der langjährig vorherrschenden Herbartschen Lehre erleben müssen: darin liegt die Bedeutung des konsequenten und unerbittlichen Positivisten František Krejčí (geb. 1858). Die ersten Schritte dieses entschiedenen Freidenkers mußten befreiend wirken: er stellte die wissenschaftliche Seelenkunde auf streng empirische Grundlage; er emanzipierte die Sittlichkeit von der Religiosität; er predigte die soziale Ethik. Doch später erkannte die jüngere Generation auch die Nachtseiten seiner Weltanschauung, die in ihrem trostlosen Agnostizismus, in ihrer mechanischen Erklärung der psychologischen Erscheinungen, in ihrem dogmatischen Materialismus bedrückt und beängstigt. Der idealistische Rückschlag gegen solchen trüben gedanklichen Naturalismus knüpft sich an den Namen des Physiologen František Mareš (geb. 1857), eines Bewunderers des deutschen Idealismus und eines feinsinnigen Noëtikers; in ihm sehen die Jüngsten ihren philosophischen Führer. —

Von Masaryks Schülern war der frühverstorbene Hubert Gordon Schauer (1862—1892) der unabhängigste; er hat aber Masaryks philosophische und soziale Ideen als Kritiker in die schöne Litteratur eingeführt. H. G. Schauer war eine problematische Natur, eine kranke Seele, ein verzweifelter Denker; er wußte selbst nie, ob er sich für čechische oder deutsche Nationalität entscheiden sollte; er schwankte fortwährend zwischen Wissenschaft und Journalistik, zwischen Nationalökonomie und Kritik; der ewige Streit der positiven Philosophie und des Christentums war für ihn stets eine Herzenssache. Dieser in den erbärmlichsten Verhältnissen lebende, an Schwindsucht hinsiechende Bohémien sehnte sich nach einem inhaltsschweren Leben, nach einem ge-

steigerten Dasein und haßte ehrlich die ihn drückende gesellschaftliche Misère des čechischen öffentlichen Treibens. Von der Litteratur verlangte er bedeutenden gedanklichen Inhalt, lebhaftes Interesse für religiöse und sittliche Fragen, für politische und ökonomische Probleme: er hat sein Augenmerk auf die Arbeiter- und Frauenfrage gerichtet; er verurteilte mit bitterer Verachtung die Kleinstädterei, die Sentimentalität, den Konventionalismus des gleichzeitigen čechischen Schrifttums. Das größte Aufsehen erregten aber seine politisch-philosophischen Aufsätze in der realistischen Zeitschrift »Čas« (»Zeit«), wo er mit düsterer Verzweiflung seine Ansichten über die Nichtigkeit des aussichtslosen nationalen Kampfes klargelegt hat; man übersah, daß aus diesen »hochverräterischen« Zeilen ein lebensmüder, kranker Geist sprach, der vom Leben tückisch betrogen war. Immerhin wirkte H. G. Schauer, dessen kritische Aufsätze noch der Sammlung harren, auf die Jugend sehr anregend; obzwar er kein eigentliches Verständnis für die ästhetischen Fragen hatte, befruchtete er die čechische Kritik ungemein.

Doch das Verdienst, daß dieselbe aus einer starr doktrinären Disziplin, welche von engherzigen und pedantischen Krittlern mit schulmeisterlichen Grundsätzen und Manieren oder aber von hausbackenen Moralpredigern beherrscht worden war, zu einer selbständigen Gattung, zu einer autonomen Kunst erhoben wurde, — dieses Verdienst gebührt František X. Šalda (geb. 1868), dem entschieden bedeutenderen Freunde H. G. Schauers. Dreierlei ist bei F. X. Šalda bemerkenswert: sein Stil, seine Methode, seine Persönlichkeit. Šalda hat eine neue kritische Sprache geschaffen, die aus einer eigentümlichen Mischung von Elementen entstanden ist: das poetische Pathos berührt sich hier mit der wissenschaftlichen Terminologie; die lyrische Metapher wechselt mit fachpsychologischem Ausdrucke; eine farbenreiche Reihe von andeutenden Analogien paart sich mit streng präzisierender Abgrenzung; geistessprühende Ironie des gefürchteten Polemikers durchsetzt den erhabenen Fluß der Rede, in welcher man den feinen Lyriker und den formgewandten Meister der Novelle erkennt. Šaldas Gedichte, die bisher der Sammlung harren, mußten zuerst den dekorativen Standpunkt der französischen Parnassisten überwinden, bevor sie die eigentlich lyrische Weihe empfangen haben: dann konnten sie den blutigen Kampf des zarten Herzens

mit dem grausamen Intellekt besingen oder schmachtend das verlorene Paradies der unschuldigen Natur und der keuschen Jugend verherrlichen. Šaldas Erzählungen »Život ironický« (»Ein ironisches Leben«, 1912) bevorzugen in ihrer unheimlichen Gefühlschemie komplizierte, lebensmüde oder von der Wirklichkeit angeekelte Naturen, die im fast wahnsinnigen Kampfe um höhere Lebensformen zugrunde gehen; entweder bedient sich Šalda in denselben der möglichst knappen Form der eigentlichen Novelle, oder aber umrankt er seine herben Betrachtungen über das menschliche Dasein mit kunstvoller Stilverzierung: immerhin verrät seine Lyrik wie seine erzählende Prosa eher einen grübelnden und gewagte Versuche anstellenden Kenner als einen unmittelbar schaffenden Künstler.

Zu seinem wundervollen Stile hat Šalda bereits in den älteren, meistens vernichtenden kritischen Referaten, die immer das beurteilte Buch zum Ausgangspunkte allgemeiner Betrachtungen machten, Anläufe getan; später hat er, ein gelehriger Emerson-Schüler, die Essayform liebgewonnen und in ihr mit einem ganz eigentümlichen Zauber der Essenz die Kunstprobleme gelöst, welche für ihn zugleich immer Lebensprobleme waren. Sein Essaybuch »Boje o zítřek« (»Kämpfe um den morgenden Tag«, 1905), welches in seiner mittleren Periode entstanden ist, gehört zu den schönsten Proben der čechischen Wortkunst.

Šaldas kritische Methode ist ein Kunstprodukt, an dem manche Einflüsse mitgearbeitet haben. Zuerst waren es die großen französischen Stilkünstler wie Flaubert und die analytischen Kritiker, mit Taine obenan, die Šalda gelehrt haben, die Kunst als eine organische, mit den verborgensten Nerven des Nationallebens verbundene Lebensfunktion zu betrachten; dann haben ihm die französischen Symbolisten den metaphysischen Sinn der Poesie und die zartesten Geheimnisse der Verstechnik erschlossen. Später ist Šalda in die strenge, puritanische Schule eines Carlyle, eines Ruskin, eines Emerson, aber auch eines Dostojevskij gegangen, und hier hat er das ethische Pathos, die künstlerische Moralphilosophie, den seherhaften, wuchtigen Predigerton gelernt. Zuletzt endlich empfing er reiche Anregungen von der Kunstkritik, in der er sich auch mit Erfolg versuchte, um vornehmlich die französischen Impressionisten dem čechischen Publikum nahe zu bringen.

Šalda, der stärkere Eindrücke aus Büchern und Kunstwerken als von Menschen und aus der Natur empfängt, entnahm diesen Vorbildern nur solche Elemente, die seinen eigenen Ideengang befruchten und fördern konnten. Immer betonte er, daß es in der Kunst in erster Reihe auf einen schöpferischen, unerschrockenen, ja geradezu heldenhaften Charakter ankomme, der seine Intelligenz und seine Technik möglichst fein zu bilden, seine Sinne und Instinkte dagegen möglichst rein zu erhalten habe. Nur ein solcher Künstler, sei es schon in der Poesie oder in den bildenden Künsten, könne die hohen Forderungen erfüllen, die man an die moderne Kunst stellt: nämlich in lebendigen Symbolen das große, erhabene Weltdrama vorzuführen, dessen ewige Schauspieler der Gedanke und der Schmerz, die Liebe und der Tod sind.

Šaldas sehnsüchtiges Trachten nach höheren Entwicklungsmöglichkeiten der čechischen Kunst mündet in der allerletzten Zeit in zwei ausgesprochene Bestrebungen. Ohne jemals die Unfehlbarkeit einer bestimmten Kunstrichtung anzuerkennen, sucht Šalda die Notwendigkeit einer typischen, klassischen Poesie zu begründen, deren Werte lebensbejahend und objektiv sein müßten. Dabei löst er sich von seinen kosmopolitischen Anfängen los und tritt als zielbewußter Vorkämpfer einer entschieden nationalen Litteratur auf, die allerdings ihr völkisches Grundwesen weder in nationalen Stoffen noch Tendenzen, sondern vielmehr in der Art und Weise der Problemstellung und des Stiles erblicken dürfte. Die historischen Bedingungen solcher nationalen Kunst hat er in dem anregenden Büchlein »Moderní literatura česká« (»Moderne čechische Litteratur«, 1909) dargelegt. Aber Šalda ist nicht besonders glücklich, wenn es gilt, scharfe Richtlinien zu ziehen oder große Stoffmassen zu bewältigen; seine Stärke liegt in der Einzeluntersuchung und in der Charakteristik, wie es besonders glänzend seine Sammlung von Bildnissen »Duše a dílo« (»Seele und Werk«, 1913) bestätigt. Das eigentlich Biographische sowie die Ideengeschichte zur Seite schiebend, beschäftigt sich Šalda in der allerersten Reihe mit der Formsprache der zergliederten Dichter und weiß noch in der Metapher, in dem Beiworte, in dem Rhythmus den Widerhall des dichterischen Erlebnisses zu entdecken. Manchmal stellt er feinsinnige analytische Untersuchungen an, jedoch nirgends zeigt

sich der Meister in solchem Maße, als wenn Šaldas synthetische Porträtkunst, die gelegentlich bis hart an die Grenze der Karikatur heranstreift, in wenigen wuchtigen und unvergeßlichen Zügen eine führende Persönlichkeit erfaßt.

Um Šalda, den unbarmherzigen Kritiker und gefürchteten Polemiker, gruppiert sich eine ganze kritische Schar, die mutig und siegreich gegen das bequeme Epigonentum und den seichten Konventionalismus kämpft. Dieses streitlustige Heer, dessen Waffen scharf und blank geschliffen sind, hat zwei Flügel. Auf dem einen kämpfen sozial und ethisch gesinnte Kritiker, die sich von der Hebung des litterarischen Niveaus und Geschmackes zugleich einen bedeutenden Fortschritt ihres gesellschaftlichen Ideals versprechen, wobei allerdings, oft nur halbbewußt, das böse Teufelchen der Tendenzlitteratur sein Pfötchen zeigt. Der Vorkämpfer der sozialdemokratischen Weltanschauung, der schwungvolle Litterar- und Musikkritiker František V. Krejčí (geb. 1867), der in seinem geistreichen Buche über Smetana (1900) auf eine ganz originelle Weise gegen den Wagnerismus Partei ergriffen und in seinem geistreichen Essay »Zrození básníka« (»Die Geburt des Dichters«, 1907) den Entwicklungsgang der modernen čechischen Poesie erörtert hat, liebt es, in seinen oft ganz rhapsodischen Kulturträumen und Herzensergießungen eine glückliche, lebensfrohe soziale Zukunft auszumalen, welche auch die kühnsten Forderungen der modernen Litteratur und Philosophie verwirklichen werde. Von dem Schriftsteller und dem Künstler überhaupt verlangt Krejčí, daß sie dieser neuen Renaissance, dieser endgültigen Abkehr von dem christlich-mittelalterlichen Lebensideal, tapfer und eifrig vorarbeiten. Für den trockenen und verbitterten Aktenführer des zeitgenössischen Schrifttums und Theaters, den schonungslosen Analytiker Jindřich Vodák (geb. 1867), liegen die gesellschaftlichen Zukunftsräume in keiner so nebelhaften Ferne. Dieser genaue Philologe und griesgrämige Professor vertritt in der Litteraturkritik vielmehr den ethischen Standpunkt Masaryks, und mit diesem einseitigen, aber strengen Maße mißt er die gesamte neue Produktion, was ihn ebenso gefürchtet als angesehen macht.

Die andere Gruppe der Kritiker will mit der ethisch-sozialen Propaganda nicht das geringste gemein haben: es sind im Gegenteil antisoziale Reinkünstler, exklusive Aristokraten, deka-

dente Genießer, welche in der Kunst ein gefährliches und zugleich berückendes Spiel der Leidenschaft und der Wollust erblicken und die Wirklichkeit bloß als einen dürftigen Ersatz für die Kunst anerkennen. Ihr Sammelpunkt ist die Monatsschrift »Moderní revue«, im Jahre 1894 gegründet. Der Begründer und Leiter derselben Arnošt Procházka (geb. 1869), auch als geschmackvoller Übersetzer der modernen Romanprosa verdient, ist eine knorrige, derbe Erscheinung der čechischen Litteratur und Kunstkritik. In der hartnäckigen und schwerfälligen Persönlichkeit dieses geduldigen und verständnisvollen Deuters der modernen Dichter, Maler und Bildhauer streitet ein überzeugter Positivist mit einem Bewunderer der Mystik, ein analytisch veranlagter Skeptiker mit einem dogmatischen Ideologen, ein in der naturalistischen Schule gebildeter Stilist mit einem Anhänger der neuromantischen Bewegung. Während sich seine Mitkämpfer schroff vom Leben abwenden, verliert Procházka nie die Fühlung mit demselben; doch der überzeugte Bewunderer von Nietzsche und Strindberg vereinigt mit seinem konsequenten Evolutionismus nicht nur den Weiberhaß seiner Anreger, sondern auch den satanischen Kultus des Bösen und des Schrecklichen. Unter seinen etwas formlosen Büchern sind wohl die beiden Essaysammlungen »Cesta krásy« (»Der Weg der Schönheit«, 1907) und »Meditationen« (1912) die besten, jenes gilt der bildenden Kunst, dieses der Litteratur. Sein Freund Jiří Karásek ze Lvovic (geb. 1871), ein auch als Lyriker und Prosaiker bedeutender Künstler, kann heute auf eine mehr als fünfzehnjährige kritische Tätigkeit, deren Anfänge allzusehr von Šalda abhängig sind, zurückblicken; das Schönste, was Karásek in dieser Zeit geschrieben hat, sind wohl seine äußerst frischen Charakteristiken der jungen Schriftsteller »Impressionisten und Ironiker« (1903). Später hat dieser typische Dekadent das vorher so fleißig verwaltete Referentenamt niedergelegt, um als feiner Psychologe, zarter Anempfinder, stechender Ironiker, ausgesuchter Stilist fremde Persönlichkeiten zu analysieren und schwierige Kunstprobleme zu erörtern: das Seltene, das Kranke, das Paradoxe, das Unzeitgemäße hat für diesen nervösen und manchmal ganz absurden Dialektiker ausschließliche Anziehungskraft. Eng an Karásek schließt sich Miloš Marten (eigentlich Miloš Šebesta, geb. 1883) an, dessen schwere, hieratische, an englischen Kunst-

kritikern mit Oskar Wilde an der Spitze und an französischen Dekadenten gebildete Prosa ausschließlich dem psychologischen Paradoxon und der künstlerischen Ausnahme dient. Marten weiß ebenso glänzend wie widerspruchsvoll über Dichter und Maler, Mystiker und galante Frauen, Bildhauer und Dandies zu schreiben; vorzüglich hat er Březina und Zeyer gedeutet, den letzteren geistreich als den Schöpfer der romantischen Bewegung in Böhmen erfaßt. —

Auch der bedeutendste Dichter der neuen Schule, die im Jahre 1895 und 1896 öffentlich mit der älteren Litteratur gebrochen hat, der Lyriker und Satiriker J. S. Machar (geb. 1864) ist im Grunde ein Kritiker, bei dem die skeptisch analytische Note nie verstummt.

In seinen ersten poetischen Büchern, die bei ihrem Erscheinen am Ende der achtziger Jahre großes Aufsehen erregten, und die der Dichter nachträglich in eine lyrische Trilogie »Confiteor« (1900—1902) vereinigte, ist J. S. Machar ein bitterer Kritiker der modernen Liebe. Ein Stiefsohn der Romantik und ein verspäteter Bruder Heines, ironisiert er in seinen knappen, äußerst klaren Gedichten und Liedern, die sich sehr eng mit der modernen Konversationsprosa berühren, die blasierte Erotik der heutigen Weltstadt, die müde Eleganz seiner Prager Umgebung, das flatternde Spiel seiner eigenen verlogenen Erinnerungen, den wehmütigen Pessimismus seines vergifteten Herzens. In diesen tagebuchartigen Büchern, die auch kleine ungemein lebendige Genrebilder und ironisch pointierte Gesellschaftsszenen enthalten und überall einen konsequenten lyrischen Impressionisten verraten, hat Machar seine lange und abenteuerliche Irrfahrt in dem zaubervollen und gefährlichen Venusgärtlein geschildert, bis er endlich versöhnliche, ergebene und trauliche Töne für seinen Ehefrühling fand.

Diese intime Liebeslyrik wird von vier Bänden »Sonetten« (1891—1893) vervollständigt, welche in kleinen impressionistischen Skizzen ein Jahr der Seele vorführen. Doch bereits neben ihr meldete sich bei Machar beißende, spöttische Gesellschaftskritik, trotzige und aburteilende Verachtung des seichten öffentlichen Lebens in Böhmen, gallige Spottlust, die sich die erbärmliche damalige čechische Politik zur Zielscheibe wählt. Und so erschien im Jahre 1893, wo bereits Masaryk und H. G. Schauer

ähnliche Töne angeschlagen haben, Machars stürmisches, leidenschaftliches Buch »Tristium Vindobona«, dessen Muse Haß und Verzweiflung war. Der seither in Wien lebende Poet nimmt hier Stellung zu dem Problem der Nationalität, das er vorerst aus dem erstickendem Qualme patriotischer Deklamation, aus der ungesunden Atmosphäre des starren Historismus loslösen muß: er singt hier von zornerfülltem Schmerze über die nichtige Gegenwart, von endloser Verzweiflung über den sklavischen Charakter seines Volkes, von den Erniedrigungen der einst so glorreichen Nation durch fremde Bedrücker, aber auch von erlösender Hoffnung an bessere Lebensmöglichkeiten, von krampfhaft sich anklammerndem Glauben an das Rassenbewußtsein des Volkes. Mit dieser politischen Lyrik, wo anstatt salbungsvoller Begeisterung und optimistischem Idealismus der alten patriotischen Schule bitterer Ernst, verblutende Verzweiflung, strenger Skeptizismus das Wort führen, hat Machar den jüngeren Dichtern neue Wege gewiesen. Später stürzte sich Machars politisches Lied, zu dem sich auch sein groteskes satirisches Epos über die jungčechische Politik »Boží bojovníci« (»Die Streiter Gottes«, 1897) gesellt, in die sozialistische Propaganda und den politischen Parteikampf, wo er treu und überzeugt an Masaryks Seite steht; seine Poesie wurde dabei leidenschaftlicher, positiver, aktueller, jedoch auch einseitiger, persönlicher, ungerechter sowie trockener und farbloser.

In der gleichen Zeit, da Machar als politischer Lyriker aufgetreten ist, offenbarte er sich auch als Gesellschaftskritiker. Den alten Feministen, den ewigen Erotiker aus der Heineschen Schule verriet der Hang zur Frauenfrage, in welcher Machar aber keineswegs den schroffen männerfeindlichen Standpunkt seiner Freundin, der begeisterten Frauenrechtlerin Frau Božena Viková Kunětická, einnimmt, sondern das heutige Weib in seinem sozialen Elend, in seinem geistigen Schmerze, in seiner Verlassenheit mitleidig und verständnisvoll aufsucht und für sein Recht auf Liebe, auf Mutterschaft, auf Arbeit eintritt. So malt er in dem poetischen Buche »Zde by měly kvést růže« (»Hier sollten Rosen blühen«, 1894), das von Jakobsen mehr als sein Motto empfangen hat, mit weicher Pastelltechnik feine, nervöse Frauenbildnisse aus der Gegenwart, denen der Schmerz eine Heiligenglorie verleiht. So erzählt er in seinem satirischen Versepos

»Magdalena« (1894, deutsch von Fux-Jelensky, Wien 1905) die tragische Geschichte eines Prager Freudenmädchens, das lieber zum Laster zurückkehrt, als in der heuchlerischen kleinstädtischen Gesellschaft zu leben, die ihr das Recht der sittlichen Wiedergeburt nie zuerkennen wird.

Schritt für Schritt wird Machars Dichtung von seiner Feuilletonistik begleitet, die getreu in den Spuren Nerudas, des Begründers dieser Mischgattung in der čechischen Litteratur wandelt. Wie Neruda schreibt auch Machar seine wöchentlichen Plaudereien für eine Tageszeitung; doch der Unterschied zweier Generationen macht sich dabei geltend: der liebenswürdige Causeur der jungčechischen »Národní Listy«, ein Nachzügler der nationalen Wiedergeburt, konnte noch nachsichtig, mahnend, fördernd schreiben, wo der kampflustige Feuilletonist des realistischen »Čas« den kritischen, polemischen und barschen Ton bevorzugt. Wie Neruda, glossiert auch Machar das alltägliche Treiben des politischen, litterarischen und kulturellen Lebens in Böhmen, wie Neruda, widmet auch er seine menschenfreundliche Aufmerksamkeit den Kleinen, Armen, Vergessenen; wie Neruda, schreibt auch Machar glänzende Reiseberichte, die weite Geschichtsperspektiven eröffnen; endlich kämpft auch Machar wie Neruda mit der römischen Klerisei und ähnlich wie er greift auch der Bewunderer Masaryks und Herbens die Gegner seiner politischen Partei an. Während aber Nerudas Feuilletonistik ein Naturprodukt des Prager Bodens war, beobachtet und richtet Machar das nationale Leben von seiner Wiener Warte; so ist ihm nicht unmöglich die Schäden der österreichischen Staatspolitik oder des k. k. Militärwesens aufzudecken und auch manches scharfe Wort über die politischen Führer seiner Nation zu sagen. In den zwölf Bänden von Machars Feuilletons findet sich manches Abgeschmackte und Wertlose; seine persönliche Polemik ist manchmal maßlos, seine Urteile widersprechen sich nicht selten, sein Witz greift oft zu gemeinen Mitteln, — im ganzen aber wird man diesem mutigen Kämpfer aus Heines Geschlechte, welcher einen klaren, bündigen, kernigen Stil handhabt, seine Achtung nicht versagen können.

Nachdem Machars intime Schmerzen ausgetobt waren, nachdem er das zersetzende Scheidewasser seiner Kritik und seiner Ironie ausgeschüttet hatte, zeigt er auch sein ruhigeres, objek-

tives, goethisch geklärtes Gesicht. Er hat in einem herrlichen gereimten Versebuch seinen »Výlet na Krym« (»Ausflug auf die Krim«, 1900) beschrieben, wo er den barbarischen Süden in den frischesten Farben und in breitem Sonnenlichte erglänzen ließ. Er hat zwei Versbücher über die Antike, »V záři hellenského slunce« a »Jed z Judee« (»Im Glanze hellenischer Sonne« und »Das Gift aus Judäa«, beides 1907) veröffentlicht, wo er sich entschieden von der kraft- und mutlosen Gegenwart und von dem asketischen, mittelalterlichen Christentum abwendet, um seine klare, schwungvolle, oft geradezu skulpturale Verskunst in den Dienst des Griechenlands, des Imperium Romanum, des lebensfrohen Heidentums und der stoischen Philosophie zu stellen. Griechenland liegt diesem scharfen Logiker, diesem aufgeklärten Poeten allerdings etwas fern, und es kann darüber kein Zweifel walten, daß der sinnliche Heide Vrchlický ein viel besserer Hellene ist als Machar, der etwa im 18. Jahrhundert seine Gesinnungsgenossen finden dürfte. Ganz vortrefflich ist dagegen alles, was Machar aus dem römischen Altertum dargestellt hat, seien es die tief intuitiven Charakteristiken aus der römischen Kaiserzeit, deren Reihe bereits in seinem fragmentarischen Buche »1893—1896« (1896) durch einige Gedichte eröffnet wurde, seien es die gedrungenen, äußerst lebendigen Geschichten aus der römischen Republik, seien es endlich seine impetuösen Feuilletons »Rom« (1907, deutsch von E. Saudek 1908). Doch die höchste Wirkung erzielt Machar, sobald er sich in die widerspruchsreiche Periode des werdenden Christentums vertieft: er haßt das Gift aus Judäa mit so überzeugtem Ernst, wie es ein philosophisch gebildeter Civis Romanus aus der Kaiserzeit oder zumal ein römischer Imperator, beispielsweise Diokletian, gehaßt haben mag; er sieht in dem Christentum eine Gefahr für die große Lebenskultur und den erhabenen Staatsgedanken des Imperium; er verachtet das kriechende Plebejertum, das unsaubere Sektenwesen, die heuchlerische Askese, hinter der sich nur unedle Gelüste verbergen. Mit einer großartigen Geschichtsphilosophie, die besonders in dem tiefsinnigen Titelgedichte seines Buches »Golgatha« (1899) erschütternd wirkt, betrachtet er die Lehre Christi, welche erst dann gedeihen durfte, nachdem sie Satan selbst umgemodelt hatte — man muß an die geniale Großinquisitorszene bei Dosto-

jevskij denken —, und in diesem Sinne führt er die Geschichte des Christentums in den ersten Jahrhunderten vor.

Doch der Erfolg hat den Dichter arg verführt: an die zyklische Idee einer fragmentischen Weltepopöe, die Vrchlický von Victor Hugo übernommen und in der čechischen Dichtung verpflanzt hat, anknüpfend, unternimmt es nun Machar, die gesamte geschichtliche Entwicklung der Menschheit zu versifizieren; seine eher didaktische und tendenziöse als poetische »légende des siècles« nennt Machar »das Gewissen der Jahrhunderte« (»Svědomím věků«). Von den beiden Büchern über die antike Welt und ihre Zersetzung durch das Christentum abgesehen, liegen bisher drei stattliche Bände vor: in den »Barbaren« (1911) führt der Dichter an der Hand der primitiven Chronisten den Leser durch das frühe Mittelalter; in den »Pohanské plameny« (»Heidnische Flammen«, 1911) besingt er die Staats- und Kunstgeschichte der italienischen Renaissance; in den »Aposteln« (1911) verherrlicht er das befreiende Werk der böhmischen und deutschen Reformation und verurteilt die grausame Tätigkeit der kirchlichen Gegenreformatoren. An seinen Gestalten von Heiligen, Päpsten und Bischöfen, an seinen Geschichten aus den verschiedenen Diözesen und Klöstern würde ein Voltaire gewiß Gefallen finden; seine Schilderungen der welschen Maler, Bilhauer, Mäcenen aus der herrlichen Zeit des Rinascimento, die sich oft eng an Vasari anschließen, zeugen von einer großen Liebe zu Italien und dessen Kunst; am höchsten stehen aber vielleicht einige kraftstrotzende Bilder aus der glorreichen Periode der čechischen Geschichte, wo Machar das religiöse Heldentum des Gedankens und der Tat wuchtig darstellt. Aber die Kunst darf sich nicht mit den edelsten Absichten begnügen; eben von Machar, dem kritisch veranlagten Poeten, muß sie mehr als fortschrittliche Tendenz, wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes, gut getroffene Lokal- und Zeitfarbe fordern. Machar bietet öfters kaum mehr; allzu oft wird er arg prosaisch, nüchtern, öde; seine Darstellung ist manchmal schwunglos, schleppend, kahl; seine Form zeigt böse Nachlässigkeiten und Entgleisungen.

Und trotzdem ist dieses letzte Stadium der Macharschen Poesie von einer großen kulturpsychologischen Bedeutung. In der Zeit, da sich jede lyrische Anarchie, jede subjektive Gesetzlosigkeit, jeder verworrene Gefühlsdusel unter das Banner der

Neuromantik flüchtet, bekennt sich Machar, wie manche zeitgenössischen Franzosen, zu antiker Harmonie, zu objektiver Gesetzmäßigkeit, zu klarem Rationalismus; in der Zeit, wo der verlockende Wahlspruch der gotisch-christlichen Wiedergeburt jeden schleichenden Obskurantismus, jeden siechen Aberglauben, jede dekadente Willensschwäche beschützen muß, entscheidet sich Machar für das antike Heidentum, für die Religion der schaffenden Kraft, des entwicklungsfröhlichen Lebens, des tätigen Willens. Es ist keine litterarische Mode, was Machar zu dieser neuen Entwicklungsphase gebracht hat; er selbst mußte den nervösen Pessimismus seiner Jugend, seine schmerzhafte Erotik, seinen sozialen und politischen Nihilismus überwinden. Darin kann seine männliche, wenn auch sehr einseitige Erscheinung den jungen Dichtern in Böhmen vorbildlich und segenreich sein; dort aber, wo Machars poetische Begabung unter dem Fluche der Tendenz, unter der allzu mechanischen Auffassung der Kunst so schmerzhaft leidet und manchmal zugrunde geht, muß die jüngere Generation andere, Machar oft entgegengesetzte Wege suchen. In diesem Sinne ist der Abfall der gegenwärtigen jungen Dichter in Böhmen von Machar nur zu begrüßen.

Einen totalen Gegensatz zu J. S. Machar, dem klaren und scharfen Verstandesmenschen, bildet der verträumte und weiche Gemütsmensch Antonín Sova (geb. 1864), sein gleichaltriger Antipode. Sensitiv und zart wie kaum ein anderer, geht er den süßen Geheimnissen der einsamen Natur nach, betrachtet sehnsuchtsvoll, wie der weiche, blaue Nebel auf die ruhige Herbstlandschaft sinkt, wie das erste Morgenlicht die schlanken Äste der rauschenden Birken umwebt, wie der duftige Glanz des melancholischen Mondes die blühenden Wiesen und die schweigenden Friedhöfe verhüllt, wie die eisbedeckten Bergspitzen ernst und erhaben mit den Wolken sprechen. Aber dieser mit Jakobsen und Schlaf befreundete Impressionist, der die zartesten Schwingungen der Naturseele in seine berauschenden Verse zu bannen weiß, dieser Träumer, der die Wirklichkeit gern mit phantastischen und märchenhaften Zügen ausstattet, dieser sensitive Lyriker, dessen schmachtendes Herz von seinen Wunden nur in der stillen Einsamkeit genesen kann, fühlt sich leidenschaftlich in das moderne Lebensgewirre hineingezogen; sehnt sich immer von neuem nach Bitternissen der krankhaften Gesell-

schaft; kehrt immer wieder in die moderne, schwer atmende Großstadt zurück.

Antonín Sova, ein Südböhme, debütierte im Jahre 1890 mit seinen »Realistické sloky« (»Realistische Strophen«) und »Květy intimních nálad« (»Blüten der intimen Stimmungen«); damals verschwand er fast unter seinen poetischen Mitwerbern. Es war damals die Zeit der Coppée-Begeisterung in Prag; die jungen Poeten verliebten sich in die banal-faden Szenen, in die kleinlichen Figürchen, in die gereimten Anekdoten, in winzige landschaftliche Bilder des schlichten maître François und ahmten dieselben gelehrig nach. Einige haben diesen Standpunkt nie überwunden und reichten für ihr ganzes Leben mit dieser epigonenhaften Richtung aus, die sich bei ihnen noch prosaischer und sentimentaler gestaltete. So der ungemein fruchtbare, aber belanglose Lyriker Antonín Klášterský (geb. 1866), ein fleißiger Übersetzer aus dem Englischen, den die konservativen Kritiker gern gegen die moderne čechische Lyrik ausspielen. Andere Poeten wieder haben nach dieser Vorübung eine einzige lyrische Saite gewählt und bis zur Virtuosität beherrscht: es ist die impressionistische Landschaftsmalerei in Versen. Ich nenne aus dieser Gruppe wenigstens Karel Červinka (geb. 1872), den feinen Stimmungsmaler der einheimischen Wälder und Haue, Wiesen und Haine, deren Farben- und Lichteffekte er vorzüglich in Gedichten schildert, während auch in seinen soliden, aber etwas trockenen Erzählungen aus dem Leben der Förster und Heger die Waldnatur mitzuspielen pflegt.

Als junger Anfänger zeichnete auch Sova das moderne Großstadtleben mit einem peinlichen Realismus geduldig, genrehaft und sentimental und malte mit dem schwankenden Pinsel eines unsicheren Impressionisten die bescheidenen Schönheiten seiner stillen, verträumten südböhmischen Heimat. Bald aber verließ er unbefriedigt die Coppée-Schule. Schon sein viertes Gedichtbuch, das den bezeichnenden Titel »Mitleid und Trotz« (»Soucit i vzdor«, 1894) führt, eröffnet, wenn auch noch nicht sicher und zielbewußt, eine neue Epoche in Sovas Schaffen. Während er bisher das Leben und Streben seiner Mitmenschen scheu und süßlich bemitleidete, will er es jetzt rügen und richten. Sein lyrisches Monodrama »Zlomená duše« (»Eine geknickte Seele«, 1896) ist ein bedeutender Beitrag zur Psychologie des modernen Individuums, das mit seiner Zeit,

seiner Umgebung, seiner Nation gebrochen hat, ohne eine neue, ihm hinreichende Lebensform gefunden zu haben, und das deshalb verzweifelt zugrunde geht. Die Jugend von damals begrüßte dieses äußerlich formlose Werk als das Bekenntnisbuch ihrer Sturm- und Drangzeit. Der Dichter, der, alle Fesseln des epigonenhaften Akademismus wegwerfend, in dem freien Verse eine neue poetische Ausdrucksform gefunden und sich offen in die erste Reihe der jungen, für moderne Ideale streitenden Generation gestellt hatte, begnügte sich jedoch nicht damit, einfach zu protestieren; sein Werk wurde alsbald zur philosophisch-poetischen Kritik der Gegenwart und ihrer Lebenswerte. Mit leidenschaftlichem Ernst und herber Wahrheitsliebe, mit pathetisch scherzhafter Geste zerschmettert der zürnende Poet in seinen »Vybouřené smutky« (»Ausgetobte Schmerzen«, 1897), die immer noch sein Hauptwerk bleiben, alle angebeteten Götzen der modernen Menschheit. Schonungslos prüft er deren Glauben, Hoffnung und Moral und findet überall nur Lebenslügen. Aber der Poet, dessen analytischer Geist sich durch keinen schönen Wahn bestechen läßt, fragt zuletzt doch, ob diese schreckliche Götter- und Götzendämmerung der Anfang oder das Ende der modernen Gesellschaft sei. Und schon auf den letzten Seiten dieses schmerzhaften Buches schimmert die Ahnung einer höheren Zukunft, einer edleren Moral, einer besseren Menschheit durch.

Diese scheuen Zukunftsträume finden dann in dem wundervollen Zyklus »Das Tal des neuen Reiches« in dem Buche »Ještě jednou se vrátíme« (»Einmal kehren wir noch wieder«, 1900) sowie in der vollendeten Sammlung »Dobrodružství odvahy« (»Die Abenteuer der kühnen Seele«, 1906) ihre Erfüllung. Mit dem siegestrunkenen Enthusiasmus eines modernen sozialen Chiliasten, mit der edelsten Symbolik, in pathetischer, erhabener Sprache preist da Sova ein freies Königtum der Zukunft, deren vollendete Menschheit in neuen Lebensformen ihr Glück finden wird. In diesen letzten Schöpfungen, in denen allerdings der alte bittere Beigeschmack der ätzenden Ironie, der zersetzenden Gesellschaftskritik noch immer zu spüren ist, verarbeitete Sova auf eine eigenartige und kühne Weise die besten Ideen einer sozialen Wiedergeburt, wie sie die neue Generation in Böhmen formuliert hat.

Doch auch seine lyrische Kraft versiegt noch in der allerletzten Zeit nicht. In seinen letzten Büchern »Lyrika lásky a života« (»Lebens- und Liebeslyrik«, 1907) und »Zápasy a osudy« (»Kämpfe und Schicksale«, 1910) spricht wieder zugleich der verbitterte Ironiker und der feine Impressionist, der herbe Satiriker wie der subtile und intime Erotiker; auch den Pamphletisten Sova, der seinerzeit (1897) wuchtig und beredt gegen den chauvinistischen Brutalismus eines Mommsen polemisierte, darf man nicht vergessen. Bedeutend tiefer als Sovas Lyrik steht seine erzählende Prosa. Sie ist vorzüglich, wenn sie landschaftliche Bilder mit warmen Farben und satter Stimmung malt; sie ist psychologisch reichhaltig und fein, wenn sie gebrochene moderne Seelen in ihrem Wellenspiele der Launen und Einfälle, besonders aber in ihren erotischen Krisen darstellt; sie scheitert jedoch gänzlich, will sie verwickelte Handlung beherrschen, — dazu fehlt ihr jede Begabung für Komposition und konstruktives Element. Man wird daher Sovas »Novellen und kleineren Skizzen« (1903) sowie seinen Erzählungen von »Liebelei, Liebe und Verrat« (»O milkování, lásce a zradě«, 1909) vor seinen drei großen Romanen den Vorzug geben; von diesen schildern die beiden ersten »Ivův román« (»Ivos Roman«, 1902) und »Výpravy chudých« (»Kreuzzüge der Armen«, 1903) die Irrungen und Wirrungen der Jugend, während der dritte, »Tóma Bojar« (1910), eine chronikartige Darstellung der agrarischen Bewegung in Südböhmen ist.

Sovas erhabene, in freiem Rhythmus hinrollende Offenbarungen und Visionen einer neuen seligen und verklärten Zukunft berühren sich in mehr als einer Hinsicht mit der hymnischen Poesie des großen Visionärs Otakar Březina (eigentlich Václav Jebavý, geb. 1868), der gleichwertig neben dem Realisten Machar und neben dem Impressionisten und Träumer Sova als poetischer Sprecher Jungböhmens steht. Otakar Březina ist wohl der einzige unter den jüngeren čechischen Lyrikern, dem der Rang eines metaphysischen Poeten, eines schöpferischen Synthetikers, eines ideologischen Symbolikers gebührt. Die Welt der Erscheinungen verschwindet bei Březina in der Welt der Ideen; der philosophische Gedanke modelt bei ihm immer die Realität um; aus den vergänglichen Elementen der mit einer äußerst genauen und klaren Anschauung und Empfindung erforschten und erlebten Außenwelt schafft Březina einen neuen

transzendenten kosmischen Bau. Der Dichter selbst verschwindet ganz hinter seinem Werke. Als ganz junger Mann kam der südböhmische Landsmann von Chelčický und Hus, mit denen er das tiefe religiöse Gefühl teilt, nach Mähren, und hier lebt er, ein Bürgerschullehrer von Beruf, in einem weltverlorenen Städtchen, ganz einsiedlerisch. Seit zwölf Jahren ist auch seine Dichtung verstummt; der gelehrte Denker, der sich immer mehr in philosophische und naturwissenschaftliche Bücher vertieft, hat den Poeten vernichtet.

In seinem ersten Buche, »Tajemné dálky« (»Geheimnisvolle Fernen«, 1895), über dem düstere Wolken jugendlicher Melancholie lagern, sang der Dichter noch über die trauervolle Schönheit dieser Erde, über die verschwiegene Tragik einer scheuen verträumten Erotik, über die schmerzhafte Nichtigkeit einer ungelebten Jugend, über die dunkeln Geheimnisse der Vererbung und der Rasseneinheit in entzückend musikalischen und dabei verschwenderisch farbenreichen Versen. Aber schon in seiner zweiten Sammlung, dem prächtigen Übergangsbuche »Svítání na západě« (»Die Morgendämmerung im Westen«, 1896), verläßt Březina die analytische Stimmungslyrik, ja, das diesseitige Bereich der individuellen Erlebnisse, der irdischen Existenz, um sich ausschließlich der metaphysischen Konzeption, dem mystischen Symbolismus, der synthetischen Kunst zuzuwenden. Von den riesenhaften Adlersflügeln der dichterischen Vision getragen, von dem mystischen Windeswirbel der Ekstase getrieben, stürzt der Dichter zu dem kosmischen Mittelpunkt des Weltalls. Doch seine streng wissenschaftliche Erkenntnis und seine einwandfreie konstruktive Logik läßt ihn bei seinem schwindeligen Fluge in die luftigen Gegenden der Abstraktion das Gleichgewicht nicht verlieren, so daß es Březina bereits gelungen ist, ein neues ganz gesetzmäßiges System der Mystik zu schaffen, welches der exakten Denkart und dem leidenschaftlichen Pulsschlag der modernen Zeit durchaus entspricht. In dieser Mystik, die neben dem Neuplatonismus und der christlichen Geheimlehre auch naturwissenschaftliche, der positiven Forschung entnommene Ideenelemente mit einem Maeterlinckschen Gedankenpathos verarbeitet, kehrt ein grandioser Gedanke immer wieder: das gesamte Weltall ist in endloser Evolution, in ewiger Entwicklung begriffen, an der alles Denken und Geschehen, sämtliche Individuen und

Völker, Pflanzen und Tiere, Bergmassen und Gewässer mitarbeiten müssen, und die zum mystischen Urprinzip, zum geheimnisvollen göttlichen Willen hingravitiert.

Diese mit großer Mannigfaltigkeit variierte und paraphrasierte Idee ist bei Březina jedoch kein lebloses philosophisches Schema, keine trockene Abstraktion, er verleiht ihr eine wundervolle poetische Schönheit, eine hochpriesterliche Weihe, einen berückenden künstlerischen Zauber. Auf Březinas erwähnte Sammlungen folgen noch »Větry od pólů«, »Stavitelé chrámů« und »Ruce« (»Die Passatwinde«, 1897, »Die Tempelbauer«, 1899, und »Hände«, 1901, letztes Buch in gelungener deutscher Umdichtung von E. Saudek 1908, Wien); von Buch zu Buch wird seine Verskunst kraftvoller und satter: großartige Farbenvisionen und symphonische Rhythmengebilde strömen von Licht, Leben und Freude über: kühne, ganz eigenartige Metaphern gewinnen immer mehr an Schönheit, Plastik und innerer Bedeutung, so daß sie gleichzeitig die Sinne bezaubern und den Gedankenflug fördern; immer enger schließt sich Březinas prophetenhafter Stil, den ich mit dem erhabenen Pathos eines Stephan George vergleichen möchte, an seinen philosophischen Gedankengang, an seine ideelle Konstruktion an.

Der Dichter hebt in transzendenter Synthese die Widersprüche und Antithesen des menschlichen Daseins auf; über das soziale Elend triumphiert sein unerschütterlicher Glaube an die allmähliche moralische Entwicklung der Menschheit; die Schmerzen und Sünden des Individuums gehen in der kosmischen Harmonie auf. Nur wenige Leser können ihm in die mystischen Sphären folgen, wo es keine Leidenschaft, kein Lachen, kein Weinen gibt. Auch der tiefsinnige Kommentar zu seinem Denken und Schaffen, welchen Březina in seiner Essaisammlung »Hudba pramenů« (»Die Musik der Quellen«, 1903) gegeben hat, ist kein gemeinverständliches Werk: der philosophisch gebildete Leser wird in diesem glänzend geschriebenen Büchlein einige Grundsätze des modernen Intuitionismus entdecken, die als fruchtbare ästhetische Prinzipien angewendet werden.

Ganz vereinsamt steht Březina in der čechischen Poesie; einzelne junge Dichter, die ihn geradezu vergöttern und jeder seiner Offenbarungen über Kunst und Leben andächtig lauschen, haben von ihm tiefgreifende Anregungen empfangen. Otakar Březina ist derjenige

unter den čechischen Lyrikern, welcher sich gegenwärtig auch das Ausland erobert. Als sein Buch »Hände« ins Deutsche übersetzt wurde, staunten Deutschlands bedeutendste Lyriker, z. B. Dehmel und Hofmannsthal, über die kosmischen Perspektiven, über die Ewigkeitszüge des čechischen Hymnikers, den sie zugleich äußerst national und modern europäisch fanden: es braust ja in diesen wortgewaltigen Psalmen und Dithyramben dasselbe »neue Pathos«, das die mächtigsten Lyriker unserer Zeit, mögen sie Whitman oder Verhaeren oder Claudel heißen, durchzittert.

Nicht weit entfernt von Březinas lyrischen Anfängen steht die scharf ausgeprägte Dichtergruppe der čechischen Dekadenten, welche sich um die »Moderní revue« schart. Ihr typischer Vertreter ist der bereits als Kritiker erwähnte Dichter Jiří Karásek ze Lvovic, der, eigenartig und kühn in seiner Vers- und Prosalyrik die reichen Anregungen von Baudelaire und Verlaine, Huysmanns und Maeterlinck, Przybyszewski und Wilde, den Lieblingen der čechischen Dekadenten, verarbeitet hat. Jiří Karásek ze Lvovic treibt das Paradox der poetischen Dekadence und des unzeitgemäßen Aristokratismus bis auf die Spitze. In seiner Frühzeit wollte er die dunkelsten Abgründe des Lebens erforschen, wo Verfall und Vernichtung gähnen; wollte aus allen giftigen Bechern der Sinneslust, von der Krankheit und dem Tode gemischt, gierig trinken; wollte an dem gespensterhaften Karneval perverser und absurder Erotik teilnehmen; wollte den Genuß bis zu der Grenze des verachtenden Ekels ergründen. In seinen »Hovory se smrtí« (»Unterhaltungen mit dem Tode«, 1904) zeigt sich Karásek als schauererregender Friedhofslyriker, der alle Schrecken der Krankheit, des langsamen Hinsiechens, der Verwesung durchlebt; erscheint als paradoxer Aristokrat, der sich für feudale Geschlechter, für mittelalterliche Einrichtungen, für katholische Liturgie begeistert und sein demokratisch fades Zeitalter verabscheut. In seinen Gedichtbüchern »Sexus necans« (1897) und »Sodoma« (1904) sowie in seinen feinen Erzählungen »Lásky absurdné« (»Absurdes Lieben«, 1905) bietet Karásek in fast orientalischen Farben und dumpf sinnlicher Sprache eine perverse Erotik, die absichtlich mit der Idee des Sadismus und der Knabenliebe spielt und das Verhältnis zwischen Mann und Weib als ein grausames Drama der gegenseitigen Verachtung und Verabscheuung darstellt. Manchmal läßt Karásek,

sein Grundthema vertiefend, seine dekadenten, entnervten Helden, die oft suggestiv in die elegische Umgebung Alt-Prags hineingepaßt sind, nicht nur an eitler Sinneslust und bitter schmeckendem Genusse, sondern vielmehr am Scheitern ihrer illusionistischen Träume, ihrer spätromanischen Ideen in einem konsequenten Nihilismus zugrundegehen. Einen gereiften Künstler, der besonders das sprachliche Instrument meisterhaft handhabt, verraten die zwei letzten lyrischen Bücher Karáseks »Endymion« (1909) und »Ostrov vyhnanců« (»Die Insel der Verbannten«, 1912). In festgefügten und zugleich sehr musikalischen Strophen, unter mythologischen Symbolen schmachtet da sein lebensattes und lebenscheues Herz: die ewige Vereinsamung des Künstlers, die Unfähigkeit zu lieben, das Bewußtsein der verfehlten Jugend bilden die Hauptmotive dieser elegischen Bücher.

Einer der jungen Nachfolger Karáseks, der feine Lyriker Karel Hlaváček (1872—1898), setzte diese absurden Grundsätze der čechischen Dekadence in Wirklichkeit um. Nachdem er dekadente Stimmungen und aristokratische Neigungen, die für diesen armen Arbeitersohn aus dem Prager Proletarierviertel nur angelernte Allüren sein konnten, in fast lückenloser Vollständigkeit in einem dünnen Gedichtheftchen klargelegt hatte, traten Krankheit und Tod in schrecklicher Gestalt an ihn heran und zwangen ihn, seine aparte poetische Maske wegzuwerfen. So besingt der verhungernde, schwindsüchtige Poet aufrichtig und wahrhaftig die gespensterhaften Greuel des herannahenden Todes, der absoluten Vernichtung in seiner »Mstivá kantiléna« (»Rachsüchtige Kantiläne«, 1897), wo er die balladische Einkleidung eines verzweifelt kämpfenden Geusen aus dem 17. Jahrhundert mit holzschnittartiger Originalität konsequent durchführt. —

Während sich diese Poeten von der Wirklichkeit abwenden, sucht eine andere Gruppe die intensivste Verbindung mit den grausamen und verwickelten Realitäten des Daseins: da sie aber inmitten eines um die einfachsten Lebensbedingungen kämpfenden Volkes aufgewachsen sind, fühlen sie, daß es für sie keine wichtigere Wirklichkeit gibt als das nationale Problem. Eine der kräftigsten Erscheinungen der modernen čechischen Dichtung überhaupt ist der geheimnisvolle pseudonyme Petr Bezruč (eigentlich Vladimír Vašek, geb. 1867), der sich selbst als den ersten und zugleich den letzten Barden des schlesischen Volkes be-

zeichnet. Die durch Machar verjüngte politische Lyrik hat in diesem wilden Rhapsoden ihren genialsten Vertreter gefunden; nationale und soziale Tendenzen fließen in seinen wuchtigen »Schlesischen Liedern« (»Slezské písně«, 1909) zusammen, da er zugleich das grenzenlose Elend der Tagelöhner und Bergbauer unterhalb des Beskydengebirges und die Lebensgefahr des aussterbenden čechischen Stammes an der polnisch-deutschen Sprachgrenze bei Mährisch-Ostrau besingt. Seine düsteren, rußigen Helden, die er mit der tragischen Plastik eines Meunier darzustellen weiß, verlieren in den Kohlenwerken ihre Kräfte, in den Schulen und bei den Wahlen ihre Nationalität: und nun kommt aus Teschen Petr Bezruč, »der fahrende Musikant und verrückte Bursch, der tolle Rebell und betrunkene Sänger, das unselige Käuzchen des Teschener Turmes« und singt sein herzerschütterndes Miserere. Manchmal muß man bei seinen hymnischen Ergießungen an Walt Whitmans grelle und doch erhabene Poesie denken; auch Bezruč, bei dem sich wirksame Anklänge an das Volkslied finden, schreibt oft in freien Rhythmen, schwelgt in Aufzählungen von Orts- und Personennamen, häuft Parallelen und Wiederholungen und verschmilzt das Alltäglichste mit dem Erhabensten. Nur ganz selten schluchzt unter diesen kollektiven Klage- und Rachebildern ein rein persönlicher Ton auf; dann zittert in ihm keuscher Schmerz über das gebrochene Leben des vereinsamten Poeten.

Der bittere Ironiker und spöttische Satiriker Viktor Dyk (geb. 1877) rechnete sich selbst ursprünglich zu der Gruppe der čechischen Dekadenten, obzwar er in mancher Hinsicht den schroffsten Gegensatz zu ihnen bildet. Dyks lyrisches Erstlingswerk ist ein unverhülltes, äußerst aufrichtiges Bekenntnisbuch einer bis in ihre Wurzeln vergifteten modernen Seele, welche vor ihren eigenen dunkeln Instinkten, bösen Zweifeln, dämonischen Neigungen erschreckt. Dann offenbarte Dyk in seinen besten lyrischen Sammlungen »Síla života« a »Marnosti« (»Die Lebenskraft«, 1898 und »Eitles Streben«, 1900) einen ganz eigentümlichen Zwiespalt seiner Natur, in der konsequenten Ironie seines inneren Wesens begründet. Er kann nicht lieben noch leiden, nicht sich sehnen noch träumen, nicht anbeten noch trauern, ohne gleichzeitig sich selbst genau und scharf zu beobachten, zu zerwühlen, zu zersetzen und zu verachten. Bei jeder Gefühls-

regung, bei jeder Stimmungsschwingung, bei jeder Sinneseligkeit und jedem Liebestraum meldet sich bei Dyk der alte Mephistopheles mit seinem eisigen Lächeln, seinem trockenen Spotte, seinen sarkastischen Anmerkungen, seinen spitzen, epigrammatischen Pointen. Durch diesen interessanten psychologischen Prozeß, in welchem sich der Dichter selbst aufreibt, wird dem Leser ein tiefer Pessimismus, ein verzweifelter Agnostizismus enthüllt. Dieser führt jedoch Dyk nicht zu müdem Lebensüberdruß, sondern stürzt den Poeten vielmehr noch tiefer in den wildesten Strudel des öffentlichen Lebens, in die ewige Tragikomödie der Menschheit; häufig findet er Gelegenheit, manche unbequeme Wahrheit zu sagen, mit litterarischer oder politischer Satire aufzustacheln; seine »Satiren und Sarkasmen« (1905) sind in ihrer parodistischen Eigenart ganz meisterhaft und zeigen Dyk als einen Fortsetzer von Havlíček und Machar. In der letzten Zeit versiegt Dyks lyrische Quelle ganz auffallend, und wo er noch als Lyriker auftritt, da ist nichts mehr von seiner ironischen Note zu spüren: entweder predigt er tendenziös die nationale Energie oder stimmt sentimental elegische Klagen an. Was in Dyks Lyrik rein persönliche und intime Ironie war, das wird zur sozialen und politischen Kritik in seinen beiden großen Zeitromanen aus der Geschichte der neunziger Jahre »Konec Hakenšmídův« a »Prosinec« (»Hackenschmieds Ende«, 1905, und »Dezember«, 1907), die bei all ihren interessanten psychologischen Einzelheiten arg unter ihrer journalistischen Chronikform zu leiden haben. Sehr fein und zart sind dagegen Dyks kurze und wortkarge Erzählungen, wo er mit treffsicherer Kunst kleine Tragödien der Liebe, des Willens und des Gewissens zergliedert; die besten sind in dem Bande »Píseň o vrbě« (»Das Lied von der Weide«, 1908) gesammelt. Eng mit Dyk ist der rauhe Primitivist Josef Holý (geb. 1874) verwandt, welcher der üppigen Wortkunst seiner Zeitgenossen seinen bäuerisch kernigen, volkstümlichen Stil gegenübergestellt hat; in seiner Reflexion unbeholfen, ja plump, in seinem Versuch eines vergröberten Faust »Vašíček Nejlů« (1899 und 1901) abgeschmackt, hat er einige glückliche Lieder in Volksmanier geschrieben, wo das liebes- und naturselige Herz eines einfachen Burschen jauchzt; dieselben sind in »Panenčiny knížky« (»Des Mädchens Büchlein«, 1904) zu finden.

Aus dem Lager der Dekadenten und Illusionisten sind drei Poeten hervorgegangen, an die gegenwärtig die kühnsten Hoffnungen geknüpft werden; in der allerletzten Periode ihres lyrischen Schaffens sind sie allerdings vollblütige Vertreter der lebensbejahenden Richtung in der čechischen Poesie. Es sind Stanislav K. Neumann, Otokar Theer und Jan z Wojkowicz. Die drei ersten Versbücher Stanislav K. Neumanns (geb. 1875) wird die Zukunft ungelesen lassen, und das wird ganz gerecht sein. Ein überschäumender Sturm und Drang gärt und braust in ihren leeren Deklamationen; ein falsches Übermenschentum macht sich in ihren arg pathetischen Strophen breit; das vorlaute Kokettieren mit dem Verfall und der Entartung ist nur gemacht und unwahr. Es ist aber auch manches Positive, das auf bessere Zukunft hinweist, darin; dem Dichter fehlt es keineswegs an rhythmischem Gefühl; er weiß zuweilen der ödesten Alltäglichkeit poetische Töne abzulocken; er hat ein feines Ohr für das Sausen des Webstuhls der Zeit und vermag manchmal dasselbe in seinen Gedichten wiederzugeben. Neumann besaß schon damals den Mut des Widerspruches, der für ihn so bezeichnend ist: inmitten der feinen Aristokraten predigte er die soziale Revolution; den katholischen Neuromantikern gegenüber verherrlichte er einen lebensfrohen Paganismus, dem allerdings der damals moderne Wahlspruch des Satanismus angehängt wurde; anstatt der archaisierenden Kultur seiner lyrischen Genossen fand man bei ihm Begeisterung für die Gegenwart, für das moderne Leben, für die neue, teilweise noch rohe und wilde Schönheit der Großstadt, der Industrie, der Maschinen. Nachdem er sein robustes Talent von verschiedenen Modehüllen und Schlacken befreit hatte, gab er zwei grundverschiedene Bücher heraus: »Satanova sláva mezi námi« (»Satans Ruhm unter uns«, 1897) a »Sen o zástupu zoufajících« (»Ein Traum von der verzweifelnden Schar«, 1903). Jenes ist ein Hohelied der Sinne und der Lust, ein freies und frohes Buch, wo viel gelästert und geflucht, aber auch viel gelacht und getanzt wird, frei nach Zarathustras Vorschrift. Dieses ist eine düstere, manchmal großartige Vision der sozialen Aufrüttelung und Erschütterung, unbarmherzig, grell, jedoch keineswegs pessimistisch, mit gelungenen Anklängen an Verhaeren und Whitman, tapfer erlebt und wuchtig besungen. Bei dem reifen Neumann bedeutet das Wort erlebt so viel als

erkämpft, denn für diesen schneidigen Polemiker gilt das tapfere Wort: vivere est militare. Der Streiter hat dennoch den Poeten keineswegs erdrückt; vielmehr sucht sich dieser neue Entwicklungsmöglichkeiten. In der modernen čechischen Lyrik, die, von Sova abgesehen, ein unmittelbares Verhältnis zur freien Natur verloren zu haben scheint, bildet ein Buch wie Neumanns letzte Sammlung »Hrst květů z různých saison« (»Eine Handvoll Blüten aus verschiedenen Jahrgängen«, 1907) eine wohltuende Ausnahme: hier lauscht ein freier Mensch dem Rauschen der Wälder, hier trinkt sein gieriger Mund den Tau aus den Blüten, hier singt sein junges Herz im Wechselgesange mit den Vögeln von der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens.

Die beiden befreundeten Lyriker Otokar Theer und Jan z Wojkowicz verbinden in ihren formvollendeten Gedichten eine ungemein feine Sensibilität mit einem nach Weltgeheimnissen lechzenden Intellekt. Otokar Theer (geb. 1880) ist entschieden der kräftigere von beiden; in seiner grausam wollüstigen Seele sehnt er sich nach kühnen Experimenten mit Ideen, Sensationen und raffinierten Erlebnissen und gelangt nach all diesen, manchmal recht schmerzvollen »Heerfahrten nach dem Ich« (»Výpravy k Já«, 1900), deren Erlebnisse er mit südlich üppiger Farbenpracht und sehr origineller Verskunst beschrieben hat, endlich zu der düsteren, gespensterhaften Burg der ewigen Illusion. Nach zwölfjährigem Reifwerden gab er sein neues Buch heraus »Úzkosti a naděje« (»Ängste und Hoffnungen«, 1911). Aus dem wollüstigen Sensualisten ist er ein entschiedener Idealist, aus dem launenhaften und eigensinnigen Liebhaber ein tragischer Ethiker der Liebe, aus dem anempfindenden Naturschwärmer ein spekulativer Deuter der Elemente geworden. Er ist stets bestrebt, das Urwesen der Erscheinungen, das Grundgesetz der Weltgeschehnisse zu erfassen; dabei schafft er sich auch innere Ausdrucksform für seine Erlebnisse und drückt den freien Rhythmen seiner kunstvoll aufgebauten Gedichte den feurigen Stempel seiner Persönlichkeit auf. Sein Freund Jan z Wojkowicz (geb. 1880), ein knabenhafter, mimosenartiger und schmachtender Melancholiker, der besonders die reichen Halbtöne und die zarten Nuancen der Frühlingslandschaft und der Herbstnatur zu treffen weiß, hat sich, in den Spuren des ihm wahlverwandten Novalis wandelnd, eine ganz seltsame pantheistische Kosmologie, eine naive und

zugleich doktrinäre Metaphysik geschaffen, die besonders in seinen melodischen »Meditationen« (1905) an den Tag tritt. —

Es hat eine geraume Zeit gebraucht, bevor sich auch die moderne čechische belletristische Prosa zu einer künstlerischen Höhe erhoben hat; ja in der stürmischen Periode der neuböhmischen Litteraturbewegung der neunziger Jahre trug es die Kritik schmerzlich, daß die von ihr beschützte und propagierte Gruppe der jungen Schriftsteller kein ebenbürtiges prosaisches Talent aufzuweisen hatte. Mit der teils ganz äußerlichen, teils psychologisch unbeholfenen realistischen Romantechnik, wie sie die von der russischen Litteratur beeinflußten Schriftsteller der achtziger Jahre ausgearbeitet haben, konnte sich die neue Generation nicht begnügen, und da sie auch an keine älteren einheimischen Vorbilder anknüpfen wollte, suchte sie abermals ihre Anregungen im Ausland.

Der russische Gesellschaftsroman wirkte zwar noch immer tief und heilsam, aber bald wurde er durch den nachhaltigen Einfluß des französischen Realismus und Naturalismus verdrängt. Die kosmopolitische Schule der siebziger und achtziger Jahre hat es versäumt, die großen Romandichter der französischen Litteratur wie Balzac, Stendhal und Flaubert in das čechische Schrifttum einzuführen. Noch jetzt, dicht vor der Jahrhundertwende erschien die grandiose Gesellschaftsmalerei eines Balzac, die kalt analytische Romanpsychologie eines Stendhal, die unpersönliche realistische Epik eines Flaubert, welche erst jetzt übersetzt wurden, als litterarische Neuheit. Dagegen verdrängte bei den kühnsten Neuerern der vorlaute Naturalismus der Zolaschen Schule mit all ihren psychologischen Unvollkommenheiten, stilistischen Geschmacklosigkeiten, plebejischen Manieren diese drei Klassiker des französischen Romans, für welche besonders der umsichtige Kritiker F. X. Šalda systematisch geworben hatte. Zola selbst, der bei den patriotischen Litteraten der alten Schule in Böhmen verfehmt und verachtet war, hat in der neuen čechischen Prosa tiefe Spuren hinterlassen: es sind dies der Hang zur breiten, hymnusartigen Beschreibung, die ausführliche Milieuschilderung, das sensualistische Pathos in der Darstellung der seelischen Vorgänge. Die weit feineren naturalistischen Künstler traten dagegen in den Hintergrund; weder die nervösen Impressionisten Edmond und Jules de Gon-

court noch der ironische Meister der kurzen Erzählung Maupassant haben Schüler in der neuböhmischen Litteratur gefunden, obgleich sie allerdings fleißig gelesen und übersetzt wurden.

Zum französischen gesellt sich auch der skandinavische Einfluß, der nach Böhmen über Deutschland gekommen war; die nordische Prosa in Böhmen hatte übrigens mehr Glück als das nordische Theater mit Ibsen an der Spitze. Im Jahre 1890 wurde eine vorzügliche Sammlung »Vzdělávací bibliotéka« (»Bildungsbibliothek«) gegründet, die neben französischen und englischen philosophischen Werken auch moderne skandinavische Belletrie brachte; diese fand in dem rührigen Hugo Kosterka ihren fleißigen und liebevollen Vermittler. So lernten die čechischen Schriftsteller die scharfe Gesellschaftskritik eines Kielland, den naturphilosophischen Trotz eines Strindberg, den schonungslosen, beinahe brutalen Impressionismus eines Garborg, die dämonische Psychologie des großen Lyrikers Hamsun, den feinen, zaubervollen Intimismus Jakobsens kennen. Die nordischen, in Böhmen mit einer allgemeinen Begeisterung begrüßten Lehrmeister boten manches, was man bei den französischen Naturalisten schmerzlich vermißt hatte: komplizierte Psychologie, scharf angreifende gesellschaftliche Kritik, liebevolles, ja mystisches Versinken in das geheime Naturweben, intimen poetischen Stil. Besonders Jakobsens Einfluß hat trotz der äußerst mangelhaften Übersetzungen tiefe Spuren gegraben; man liebte es, in stimmungsvoller Kleinmalerei melancholische, krankhaft sensible Träumerseelen darzustellen, wie sie die schmerzhafte Tragik des Desillusionismus erleben.

Als begeisterter Vorkämpfer des russischen Realismus und des französischen Naturalismus hat sich der temperamentvolle Vilém Mrštík (1863—1912), der seinerzeit als ein enfant terrible der jungböhmischen Litteratur galt, zuerst einen Ruf erworben; seinen bedenklichen Mangel an Geschmack und an selbständigen Gedanken hat man bei seinem ersten leidenschaftlichen Auftreten für den Naturalismus und den russischen Roman übersehen. Vilém Mrštík war ein entschiedenes Maleringenium; sein vielleicht gelungenstes Werk bleiben die »Obrázky« (»Bildchen« 1894), farbensatte, stimmungsvolle Landschaftsporträts und Naturschilderungen aus Südmähren, die eben durch das Verzichten auf jede Handlung einheitlich und lebendig wirken. Auch in

seinen beiden großen Romanen, in welchen er sich als kundiger Psychologe der jugendtrunkenen, kraftüberströmenden Seele zeigt, bietet Mrštík auf dem oben erwähnten Gebiete sein Bestes. Immer bleibt er ein treuer Zolaschüler: in seinem duftigen »Maimärchen« (»Pohádka máje«, 1897), dem etwas faden Liebesidyll eines mährischen Studenten, besingt er in farbenreicher Prosa die blühenden, rauschenden mährischen Forste ähnlich wie sein Meister die üppige Gartennatur von Paradou in seinem »Abbé Mouret«. In dem schmerzvollen, beinahe tragischen Studentenroman »Santa Lucia« (1893), in welchem die Handlung ganz hinter der großstädtischen Milieuschilderung, hinter der hymnischen Beschreibung des altertümlichen Prag zurücktritt, nähert sich Mrštík den berühmten Zolaschen Pariser Stadtbildern.

Es klingt geradezu paradox, wenn man diesen stürmischen Zolaschüler als einen patriarchalischen Idylliker bezeichnet, und doch trifft dieses Wort den Kern von Mrštíks Wesen. Aus dem kleinen Städtchen Ingrowitz an der böhmisch-mährischen Grenze gebürtig, in dem slowakischen Dorfe Diváky unweit von Auspitz lange als freier Schriftsteller und später als tätiger Immenwirt angesiedelt, verbrachte Vilém Mrštík den größeren Teil seines Lebens auf dem Lande, in der freien Natur unter Bauern und Schäfern. Er liebte das Landvolk, fühlte sich nur in Wäldern und Feldern heimisch, verstand die leisesten Regungen der Naturseele. Doch dies war bei ihm keineswegs nur instinktives Ahnen und Fühlen, sondern zu der tiefen, ursprünglichen Neigung des Landmannes gesellte sich bei Mrštík die feste Überzeugung des pantheistisch gestimmten Rousseauisten, daß das Wohl der Menschheit in dem engsten Zusammenhange mit dem heiligen Mutterboden bestehe, daß die menschliche Pflanze nur in der freien Luft unter dem klaren Himmel gedeihen könne. So stellt ihm das im Freien lebende und arbeitende Landvolk die herrliche Einheit des Menschen und der Natur in der ursprünglichen Reinheit dar. Davon erzählen die meisten Arbeiten, die er mit seinem bereits erwähnten Bruder Alois geschrieben hat und die entweder in der knappen novellistischen oder in der gesteigert dramatischen Form das slowakische Landleben schildern. Während er aber in seiner Jugendzeit mehr die erhabenen, großartigen oder leidenschaftlichen Seiten des Naturlebens hervorzuheben pflegte, neigte er später zu dem Lieblichen, Anheimelnden und

Süßlichen, so daß sein Skizzenbuch »Zlatá nit« (»Der Goldfaden«, 1907) eine lose Reihe von Eindrücken, Herzersergießungen und Betrachtungen des patriarchalen Idyllikers vorstellt.

Doch die lyrische Stimmung, welche in seinen lose komponierten Büchern den Leser berückt, verdeckt allerlei psychologische Gebrechen. Vilém Mrštík betrachtet das Seelenleben allzu materialistisch und deutet es nur ganz oberflächlich an, indem er verschiedene, manchmal ganz gewaltsame Bilder aus dem physischen Leben häuft. Die feineren, wenig andauernden Regungen selbst der jugendlichen Seele, die Vilém Mrštík zu seiner Spezialität erwählt hat, übergeht er überall. Vielmehr gibt er nur ganz typische Umrisse, verallgemeinernde Merkmale, wenig individualisierte Berichte über die Seelenzustände seiner lebenstollen Helden und naiven Heldinnen. Wie der Dichter selbst, sind alle seine Personen ausschließlich Sinnesmenschen, die sich am Leben berauschen, ohne dabei irgendwelche innere Entwicklung zu erleben. So wirken Mrštíks Romane als eine Reihe von prachtvollen, bald naturalistischen, bald idyllischen Stimmungsbildern, welche keine strengere Handlung verbindet.

Es scheint, als ob Vilém Mrštík später eingesehen hätte, daß seinem Schaffen solche innere Einheit und künstlerische Notwendigkeit fehle. Das Bestreben war bei ihm unverkennbar, die epische und psychologische Handlung besser hervorzuarbeiten, das Zuständliche und Deskriptive dagegen stark zu unterdrücken. Seine beiden posthumen Werke, der unverdauliche und fragmentarische Studentenroman »Die Zumers« (1912) sowie sein uneinheitliches Künstlerdrama »Anežka« (1912), an welchem seine Frau mitgearbeitet hat, verraten diese Tendenz, die Mrštík leider in keine eigentliche künstlerische Tat umzusetzen vermocht hat. Er starb am Wege. Durch Selbstzerstörung hat sein Leben geendet. Sein Lebensfluch war und blieb: er hielt nicht, was er versprochen.

Die Synthese der breiten naturalistischen Beschreibungsmanier, welche ein endloses Verzeichnis aller Naturschönheiten einer bestimmten Gegend gibt, wie es Vilém Mrštík liebt, und der schwerfällig materialistischen psychologischen Analyse in der Art von M. A. Šimáček bietet der mährische Journalist und Theaterkritiker Josef Merhaut (1863—1907) in seinen umfangreichen Romanen »Andělská sonata« (»Die Engelsonate«, 1899)

und »Vranov« (1906), welche alle Mängel der naturalistischen Romankunst und des bösen, phrasenhaften Journalstils aufweisen; viel besser und natürlicher sind Merhauts düstere, pessimistisch untermalte Bilder aus dem Brünner Großstadtleben, besonders diejenigen, die der Sammelband »Černá pole« (»Schwarze Felder«, 1897) vereinigt.

Ein äußerst origineller Naturalist ist der pessimistische Visionär Josef K. Šlejhar (geb. 1864), der etwa Dostojevskij mit Huysmanns verbindet, allerdings ohne die geniale Psychologie des ersten und ohne die raffinierte Kultur des anderen. Endloses Mitleid ist bei diesem abstrusen Barbaren mit der tiefsten Verachtung gepaart. Mit mitleidiger Liebe umfaßt er alle leidenden Wesen, gequälte Tiere wie verhungernde Vagabunden, sterbende Pferde wie kranke Kinder, verzweifelte Fabrikarbeiter wie verblutende Wöchnerinnen. Doch derselbe Dichter schleudert der leidenschaftlich gehaßten Gesellschaft die wildesten Vorwürfe ins Gesicht, er verabscheut die reichen Fabrikanten, die vermögenden Bauern, die in ihrer bequemen Ordnung glücklichen Bürger, die liebesseligen Eheleute; die moderne kapitalistische Gesellschaft erscheint ihm als eine gräßliche alttestamentarische Vision von Laster, Elend, Abscheu und Niederträchtigkeit. Wo er kleine Naturskizzen oder kürzere Erzählungen bietet — die gelungensten sind in den Sammlungen »Dojmy z přírody a společnosti« (»Eindrücke aus Natur und Gesellschaft«, 1894) und »Zátiší« (»Stilleben«, 1898) vereinigt, und in einer guten deutschen Auswahl »Erzählungen und Skizzen« (1907) von Zd. Hostinská zugänglich — erschüttert er seine Leser durch stürmische Kraft. Dagegen wirken seine formlosen ermüdenden Romane, welche gewöhnlich eine ganz spärliche Alltagshandlung auf mehreren hundert Seiten unglaublich schleppend erzählen und sie mit nichtssagenden Episoden und überfüllten Milieuschilderungen unterbrechen, nur abschreckend und abstoßend; das gilt besonders von seiner ganz unverdaulichen »Hölle« (»Peklo«, 1905), einem halb mystischen, halb naturalistischen Fabrikromane; bedeutend höher steht die schwungvolle, wenn auch ganz lose komponierte Erzählung »Lípa« (»Die Linde«, 1908), wo er ein begeistertes Hohelied des patriarchalen Landlebens, der Feldarbeit und der volkstümlichen Traditionen anstimmt.

Nur in ihren künstlerischen Anfängen hing Frau Růžena

Svobodová (geb. 1868) mit dem Naturalismus zusammen. Mit ungemein scharfer, sich bis in das Mark der Dinge verbohrender Beobachtungskunst studierte sie die erbärmliche, nichtige Alltäglichkeit, welche sie dann oft in verzerrender Karikatur und satirischer Groteske wiederzugeben liebte. Mit einer der naturalistischen Schule eigenen Gründlichkeit, einer geradezu wissenschaftlichen Genauigkeit erwarb sie tiefe Kenntnis der verschiedenen Gesellschaftsmilieus und Lebenskreise, in denen sie ihre Erzählungen sich abspielen ließ. Es verrät den seltenen Mut der naturalistischen Sozialkritiker, daß sie sich mit den verschiedensten moralischen Gebrechen, mit angefaulten Institutionen, schlimmen Lebenslügen ihrer Umgebung bekannt gemacht hat. Doch mit dieser naturalistischen Methode gewann sie nur den Hintergrund für ihre ersten Bücher, von denen wenigstens ihr Erstlingswerk, der Roman »Ztroskotáno« (»Zerschellt«, 1896) und die feine psychologische Porträtstudie »Přetížený klas« (»Die überschwere Ähre«, 1896) Erwähnung verdienen. Das psychologische Hauptthema dieser nervösen, krankhaft empfindsamen Bücher bildet die fast typische Lebenstragik des neuen Weibes: ein feines, in den erlesensten Träumen und in der zartesten Sehnsucht lebendes Frauenwesen, das jedoch über seine eigentliche Schicksalsbestimmung, über seine Lebensaufgabe im unklaren bleibt, scheitert an der trostlosen Wirklichkeit, an den rohen Tatsachen, an der bindenden Macht der niedrigen Lebensverhältnisse. Etwas Lyrisches, ja man kann vielleicht sagen Autobiographisches ist diesen Büchern eigen; die Autorin identifiziert sich ganz entschieden mit den so unbarmherzig geknickten Frauenseelen, deren Leiden und Lieben, Sehnen und Fühlen sie in begeisterter, verschwenderischer Pracht der Sprache schildert, was einen ganz eigentümlichen, manchmal befremdenden Gegensatz zu der ironisch persiflierenden Wiedergabe der Realität bildet.

Aber schon in ihrem dritten Romane »Zamotaná vlákna« (»Verwirrte Fäden«, 1900) zeigt sich ein innerer Ausgleich, eine künstlerische Klärung. Was bisher rein persönliches Erlebnis war, wird hier zum typischen Schicksale; das grausame Spiel des Zufalls wird nun zu einer gesetzmäßigen Notwendigkeit; die Dichterin zeigt zwar noch immer, wie das komplizierte innere Wesen des Weibes in der stillosen, alltäglichen Existenz zugrunde

geht, aber dieser Weg des Schmerzes ist nun zugleich ein Weg zur inneren Vervollkommnung, zum höheren Lebensstil. In die Romane und Erzählungen der Frau Svobodová, »Milenky« (»Liebchen«, Roman, 1901), »Pešinkami srdce« (»Auf den Pfaden des Herzens«, Erzählungen, 1902), »Plameny a plaménky« (»Flammen und Flämmchen«, Erzählungen, 1905) treten von nun an neben die Liebe, die als ein veredelnder, verklärender Faktor geschildert wird, auch neue Lebensmächte: das erhabene Heldentum des Schönheitskultus, der kühne Heroismus der Persönlichkeit, das stolze Bewußtsein der Pflicht gegen die Menschheit. Nicht immer erklingen bei ihr diese siegreichen Töne: manchmal, so in ihren letzten Sammlungen von Erzählungen »Marné lásky« (»Vergebenes Lieben«, 1907) und »Posvátné jaro« (»Der heilige Frühling«, 1911) zeigt sie auch die Kehrseite der modernen Liebe, ihren verbitterten Pessimismus, ihre verzweifelte Ironie, ihre tiefe Verachtung; ein wehmütiger Mystizismus der ewigen Vernichtung lagert wie eine düstere Wolke über diesen Arbeiten.

Auch als Künstlerin hat sich Frau Svobodová von ihrer ersten Phase ungemein weit entfernt; diese Entfernung bedeutet zugleich ein allmähliches Reifen. In ihrer letzten Schaffensperiode stilisiert Růžena Svobodová, den großen Dichterinnen Ricarda Huch und Selma Lagerlöf nicht unähnlich, ihre Erzählungen gern als Märchen oder moderne Legenden; dabei wird sie von ihrer Neigung zur exotischen Eleganz, von ihrer ästhetischen Vorliebe für schöne und ausgesuchte Kunstgegenstände, von ihrem feingebildeten Verständnis für die bildende Kunst, welches durch Reisen und Studien in Italien vertieft wurde, unterstützt. Aber sie ist bei dieser kunstvollen Isolierung, bei diesem zeitbedingten Raffinement des gebildeten und verbildeten Kulturmenschen nicht stehen geblieben, vielmehr sucht sie in ihrer allerletzten Schaffensperiode das typische Schicksal, das innere Gesetz des Menschenlebens, das ewige Paradigma des Kampfes zwischen der Liebe und dem Tode: die Kunstlehre des mit ihr befreundeten Kritikers F. X. Šalda hat ihr dabei den Weg gezeigt. Nirgends hat sie diese neue Stilmethode, welche in ihrer abkürzenden Zeichnungsart den rohen, tatsächlichen Naturalismus überwindet, besser verwendet als in der umfassenden Rahmenerzählung »Černí myslivci« (»Schwarze Jäger«, 1908), wo die wundervolle ostmährische Wald-

natur leidenschaftliche Liebestragödien umgibt; im Hintergrunde dieser Wald- und Liebesromantik erhebt sich aber die das Ganze vereinigende Gestalt eines erhabenen Weisen im Priestergewande, welche die höchsten und teuersten Grundsätze der Ethik, wie sie im Herzen der Dichterin nach Erlösung schreien, verkörpert. Dieser lebensbejahende, erzieherische Zug ist manchen Arbeiten eigen, die Růžena Svobodová in der letzten Zeit veröffentlicht hat: neben der zarten und unschuldigen Wald- und Kinderidylle »Pokojný dům« (»Das stille Haus«, 1910) gehören besonders ihre feinen, manchmal tief symbolischen Erzählungen für die Jugend zu dieser idealistischen Gruppe; öfters verwertet sie in denselben ihre Erinnerungen aus der schönen, südmährischen Heimat, wo sie in der Nähe von Znaim geboren wurde.

In den späteren Werken der Frau Růžena Svobodová hat die moderne Erzählungskunst Böhmens ihren Gipfel erreicht. Wohl weisen einzelne Bücher, besonders diejenigen, wo sich die Schriftstellerin der breiten Form des Romans bedient, manche künstlerischen Schwächen auf: die Lust am Fabulieren und psychologischem Experimentieren überwiegt zu stark die Kraft der strammen und übersichtlichen Komposition; das allzu ängstliche Haften am Modell und die übertrieben ausführliche Milieuschilderung stören manchmal die Illusion: die männlichen Charaktere werden oft nur verschwommen und flüchtig gezeichnet. Aber ein großer, bewundernswerter Zug ist ihrem Lebenswerke eigen: ich meine die Folgerichtigkeit, die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, die das Ganze verbindet und die für die neuere čechische Prosa als vorbildlich angesehen werden darf.

Eine ganze Schar von Schriftstellerinnen sammelt sich um diese Künstlerin, wie im čechischen Schrifttum die Frauen seit Božena Němcová und Karolina Světlá überhaupt eine wichtige Rolle spielen. Es sind starke Temperamente, vorzügliche Beobachterinnen, kluge und mutige Naturen unter diesen schriftstellernden Damen; aber jener Fülle der Entwicklung nach darf es keine von ihnen mit Růžena Svobodová aufnehmen. Da ist die männliche Natur mit dem männlichen Decknamen Jiří Sumín (eigentlich Anna Vrbová, geb. 1864), eine streng sachliche und derb objektive Jüngerin der realistischen Schule; in ihren düsteren und oft peinlichen Bildern, wo große Leidenschaften und tragische Geschicke ganz fehlen, zeigt die aus

Mähren gebürtige Erzählerin eher einen scharfen psychologischen Spürsinn und eine ehrliche Begabung für Zustandmalerei als für künstlerischen Aufbau ihrer Werke, unter welchen der kräftige Roman des religiösen Wahnes »Spása« (»Das Seelenheil«, 1908) am höchsten steht. Das ist die verwandlungsselige, epigonenhafte Růžena Jesenská (geb. 1863), eine ehemalige naive Liederdichterin aus der Heydukschen Schule, die in dem sinnigen »Romane eines Kindes« (1906) und in dem romantischen »Meeresnotturno« (1910) an die Liebesmystik von Růžena Svobodová, in ihren letzten Arbeiten aber an die schwüle und manchmal abgeschmackte Psychologie eines Karásek anknüpft. Da ist endlich die äußerst gewissenhafte und feine Deuterin der geknickten Frauenseelen und der stillen Tragik des Alltags Božena Benešová (geb. 1876), deren Novellensammlung »Nedobytá vítězství« (»Nicht errungene Siege«, 1911) das beste Buch aus dem Gefolge der Růžena Svobodová ist. —

Tastend und prüfend suchen die jüngsten čechischen Prosaiker neue Pfade. Der eigentliche Roman tritt in den letzten Jahren zurück, die abgerundete Novelle in der streng klassischen Bedeutung kämpft mit der unmittelbaren, impressionischen Skizze ums Dasein; Gesellschaftskritik und ethische Tendenz, wie sie die vorangehende Generation bevorzugt hat, werden nun entschieden abgelehnt.

Zwei entgegengesetzte Richtungen machen sich in der neuesten čechischen Erzählungskunst geltend. Die Vertreter der ersten, die mit dem Impressionismus in der Malerei zusammenfällt und die von den Russen und besonders von Hamsun beeinflußt wurde, bevorzugen das Individuelle, das Charakteristische; psychologische Aufrichtigkeit und unmittelbare Ursprünglichkeit wird angestrebt; die Stimmung wird stark betont, die novellistische Form aber vernachlässigt, ja absichtlich zerstört. Niemand ist für diese Gruppe mehr charakteristisch als der impetuose Fráňa Šrámek (geb. 1877), welcher als Psychologe bei Hamsun, als Maler der schiffbrüchigen Existenzen bei Maxim Gorkij in die Schule gegangen ist. Seine manchmal formlosen, aber stets unmittelbaren Erzählungen, z. B. »Flammen« (deutsch von Otto Pick, Leipzig 1913), die nach dem trefflichen Urteile H. Bahrs »in unheimliche Vereinigung von erregter Wildheit mit banger Wehmut getaucht sind«, enthüllen mit mutiger Rück-

sichtslosigkeit die Geheimnisse der Sinne, des Blutes und der Nerven einer bald lebenstollen, bald lebensmüden Jugend. Ein achtungsloser und vorlauter Verkünder des Lebens und seiner latenten Kräfte ist der als Feuilletonist bedeutende, als Lyriker und Novellist seichte Karel Horký (geb. 1879). Seine Plaudereien, bereits in mehreren Bänden gesammelt, enthalten kleine Stimmungsbilder, anmutige oder grelle Ausschnitte des Alltags, rasch hingeworfene Skizzen verschiedener Stadt- und Landtypen, welchen immer spielende Freiheit eigen ist. Doch Horký, ein fortschrittlicher Journalist, begnügt sich nie mit der Rolle eines nur schildernden Impressionisten; sein brennendes soziales Gefühl, sein volkstümlicher Gerechtigkeitsphanatismus, seine unbestechliche Wahrheitsliebe fordern von ihm stets die Rolle eines anklagenden Richters und Reformers zu spielen: dabei vergißt er über der Wirkung oft die Mittel, er wird geschmacklos, grob, trivial.

Zu der anderen Gruppe gehören die feinen Formtalente, die zielbewußten Wortkünstler, die den Wahlspruch der strengen Konzentration stark betonenden Erzähler. Zum Naturalismus, aber auch zum Impressionismus fühlen sie sich im entschiedensten Gegensatz; dafür halten sie an der älteren Tradition der Novelle fest; das Typische, Allgemeingültige tritt bei ihnen wieder in den Vordergrund. Wo sie größere Kunstwerke anstreben, scheitern sie gewöhnlich; in der knappen Form einer Liebesgeschichte oder einer Intrigennovelle liefern sie ihr Bestes; der Gefahr des novellistischen Kunstgewerbes entgehen sie allerdings selten. Als vermittelndes Zwischenglied zwischen dieser Gruppe und dem Geschlechte eines Vilém Mrštík, einer Růžena Svobodová darf der elegante Stimmungskünstler und feine Stilist Karel Sezima (eigentlich Karel Kolář, geb. 1876) bezeichnet werden, der sich in seinem aparten Romane »Passiflora« (1904) als kundiger Psychologe der labilen Frauenseele gezeigt hat. Ein erotischer Spezialist ist auch der Casanovaforscher František Khol (geb. 1879), ein anmutiger und frischer Erzähler, aber schon der Titel seines Hauptwerkes »Illusionisten« (1911) verrät, daß es sich bei diesem »Liebhaber der geschlossenen Novellenform weniger um das Liebesglück als um die Liebeswehmut und Liebesenttäuschung handelt. Ganz anders faßt das ewige Liebesthema der sinnliche, ja wollüstige Erzähler František

Langer (geb. 1885) auf, welcher sich auch in der Lyrik und im Drama versucht hat. Das Weib, das seine satte, ja hymnische Prosa begeistert und kunstvoll besingt, ist ein üppiges, kostbares Kunstwerk, welches man begehren, genießen und dann wegwerfen kann: intellektuelle und sittliche Fähigkeiten des Weibes übersieht er absichtlich. In seiner Novellensammlung »Zlatá Venuše« (»Goldene Venus« 1911) überwuchert das beschreibende Element den psychologischen Kern, wobei öfters die idyllische Anlage des durchaus undramatischen Sensualisten zum Vorschein kommt. —

Auch um die Hebung des Dramas hat sich die čechische Kritik in den neunziger Jahren ehrlich bemüht. Planmäßig wies sie auf Henrik Ibsen hin, welcher auch in Böhmen ursprünglich als tapferer Gesellschaftskritiker, dann als technischer Neuerer, endlich als tiefer Symboliker bewundert und gedeutet wurde. Noch andere germanische Dramatiker beschäftigten die čechische Kritik und das gebildete Publikum, während sich das Nationaltheater ihnen gegenüber spröde verhielt: von Hauptmann hätten die čechischen Dramatiker die verblüffende Fülle der Lebenswahrheit, von Hebbel den kräftigen ideologischen Aufbau lernen dürfen, und auch der in Prag ungemein beliebte Oscar Wilde wäre für sie ein guter Lehrmeister der dramatischen Stimmung gewesen. Ja, die Prager Theaterkunst hat gerade um die Jahrhundertswende ihren Gipfel erreicht. Das Nationaltheater besaß in dem gelehrigen, verwandlungsreichen und farbenfrohen Eklektiker Jaroslav Kvapil einen feinen Regisseur, welcher dem dekorativen Element der Bühne nichts schuldig blieb. Neben der bereits erwähnten zarten Darstellerin der Ibsenschen und Shakespeareschen Frauengestalten Hana Kvapilová, die eben in dieser Zeit ihre reiche Begabung vollständig entwickelte, konnte das böhmische Nationaltheater auch auf den kräftigen Schauspieler Edvard Vojan (geb. 1853) stolz sein, einen tiefen Deuter der männlichen, heroischen Kunst, stamme dieselbe von Shakespeare oder von den modernen Dramatikern. Als dritte gesellt sich zu diesen beiden Klassikern der čechischen Bühnenkunst die reizende und spielerische Vertreterin der verführerischen Weiblichkeit, Iza Grégrová (geb. 1879), die allerdings allzufrüh verstummt ist.

Doch es mangelte immer an jungen Dramatikern, welche der Prager Nationalbühne Werke geliefert hätten, die der mo-

dernen čechischen Lyrik und Prosa gleichwertig wären. Um so willkommener überraschte das glückliche Debut des jungen Jaroslav Hilbert (geb. 1870), welcher in seiner »Vina« (»Die Schuld« 1896, deutsch von R. Saudek, Leipzig 1904), durch seine frische Technik, seinen anmutigen Dialog, seine leichte Handlungsführung und besonders durch seine zarte Zeichnung der Frauengestalten die schönsten Hoffnungen erregte. Auch ihn schlug der düstere Geist der Schwere später in seine Fesseln; schon Hilberts beiden nächsten, von Ibsen beeinflußten Problemstücke, die religiöse Tragödie »Pěst« (»Die Faust«, 1898), und das krampfhafte, verworrene Psychodrama »Psanci« (»Die Parias«, 1900), haben die Glanzseiten seines Erstlingswerkes eingebüßt. Dann schafft Hilbert, welcher sich auch als männlicher, knapper Erzähler von herber Größe erwiesen hat, ein großes ritterliches Schauspiel aus der Přemyslidenzeit »Záviš von Falkenstein« (1903), wo der durch Hálek stümperhaft behandelte Stoff seine poetische Verklärung findet. In diesem kühnen Versuche um die Neubelebung des historischen Dramas bemüht sich Hilbert um großen monumentalen Stil, welcher zur dramatischen Synthese tendiert, alles Nebensächliche und Willkürliche zur Seite schiebt und gewaltige Persönlichkeiten aus tragischen Konflikten entstehen läßt. Hilbert ist nicht der einzige čechische Bühnendichter, welcher um diese neue Form des Dramas ringt. Der typische, mehrfach erwähnte Dekadent Jiří Karásek, früher ein peinlicher Zergliederer ganz undramatischer Seelenzustände, ist über das Märchendrama zur Tragödie des religiösen Übermenschentums »Apollonius von Tyana« (1905) und zum düster wollüstigen Renaissancedrama »Cesare Borgia« (1908) gelangt. Ebenfalls findet man in den letzten Stücken, namentlich in dem tiefen »Tristan« des Jaroslav Maria Mayer (geb. 1870), eines ehemaligen Ibsenisten und Dichters der modernen Frauenseele, bedeutende Ansätze zur heroischen Tragödie. Auch die beiden Schauspiele des männlichen und anspruchsvollen Arnošt Dvořák (geb. 1880), der kraftstrotzende »Kníže« (»Der Fürst«, 1908), aus Böhmens heldenhafter Vorzeit und der manchmal lyrische, öfters aber nur dekorative »König Wenzel IV.« (1910) aus der Vorgeschichte des Hussitentums, versprechen ganz Großes auf dem Gebiete der symbolischen Deutung der tragischen Menschengeschicke. Weder Hilbert noch Dvořák, weder Mayer

noch Karásek sind der Gefahr entgangen, welche das neubelebte große Drama mit mythischem oder geschichtlichem Inhalte mit sich bringt: der schematischen Behandlung der Charaktere, der lärmenden Theaterwirkung, der rauschenden und berauschenden Phrase. Einen ihrer Mitbewerber drohen diese Mängel geradezu zu erdrücken. Es ist der unsicher fühlende und prüfende Jiří Mahen (eigentlich Antonín Vančura, geb. 1882), welcher als schmerzlicher Lyriker in der Art V. Dyks und als novellistischer Impressionist mit Anklängen an Fr. Šrámek begonnen, aber seinen ersten großen Erfolg mit dem bunten slowakischen Räuberdrama »Jánošík (1911), erzielt hat. —

Verhältnismäßig spät hat der Kampf der modernen čechischen Kritik und Poesie in der Slowakei Widerhall gefunden. Die letzten zwanzig Jahre des slowakischen Lebens bedeuten eine schwere geistige Ohnmacht. Das ganze nationale Leben des Volkes unterhalb des Tatragebirges leidet schrecklich unter den unglaublichen Verfolgungen der magyarischen Regierung, gegen die Björnson in seinem großartigen Gerechtigkeitsfanatismus so leidenschaftlich protestiert hatte. Dazu zeitigt gerade in der Gegenwart der slowakische Separatismus gar böse Früchte; während der erste Geschichtschreiber der slowakischen Litteratur, der Prager Professor Jaroslav Vlček den ersten Anschluß an das čechische Gedankenleben nachdrücklich empfohlen hat, stellte der beste slowakische Sprachforscher Samo Czambel (1856—1910) in seinen geistreichen Untersuchungen den Versuch an, den slowakischen Sprachstamm von den Čechen schlechtweg loszutrennen und in die unmittelbare Nähe der Südslawen zu rücken. Dagegen protestiert sehr eifrig die jüngere slowakische Intelligenz, in Prag unter Masaryks Einfluß gebildet, aber sie kann dabei ihre scheue Passivität, zu welcher sie die lebensfeindliche Lehre Tolstois führt, kaum überwinden. Nur wenige schöpferische Talente besitzen die Kraft, die fortschrittlichen Ideen ihrer čechischen Lehrer in Litteratur umzusetzen; gegenwärtig stehen die meisten auf dem Standpunkte der realistischen Kunst. Der vorzüglichste slowakische Erzähler, Martin Kukučin (eigentlich Martin Bencúr, geb. 1860), sucht in seinen knappen, farbenreichen Novellen, denen sich ein großer Roman aus Kroatien »Dom v stráni« (»Ein Haus am Abhange«, 1900) anreiht, die bunte Lebensfülle mit einer scharfen realistischen,

manchmal humoristischen Kleinkunst zu erfassen; und das gelingt diesem eigenartigen Generemaler vortrefflich. Von seinen Jüngern ist der sozial begeisterte Jozef Gregor Tajovský zu nennen, während unter den jungslowakischen Lyrikern, die einen Schritt über Hviezdoslav bedeuten, nur der tief melancholische Ivan Krasko (eig. Jan Botto der Jüngere), derjenige Künstler ist, welcher sich mit seinen čechischen Kollegen messen darf; es ist einfach großartig, wie sich diese äußerst sensitive und vereinsamte Seele, welche der Welt abhanden gekommen ist, in der Vereinigung mit Gott und in dem leidenschaftlichen Stammesbewußtsein endlich rettet und ihre Erlösung findet. Hier hat dieselbe Rassenmystik, der wir in Nerudas »Freitagsgesängen« begegnet sind, ihr Wort gesprochen. —

* * *

Die Kritiker, die Lyriker, die Prosaiker, welche hier zuletzt in rasch folgender Übersicht vorgeführt und gedeutet wurden, sind wohl nicht nur als repräsentative Vertreter der heutigen čechischen Litteratur, sondern auch als Sprecher der čechischen Wortkunst von morgen aufzufassen. In ihrem Lebenswerke, wenn auch dasselbe noch nicht abgeschlossen ist, leben die bedeutendsten Ideen wieder auf, die seit Neruda und Hálek die moderne čechische Litteratur beherrschen, und so wird die neueste čechische Litteratur zu dem abgekürzten Ebenbilde des Geteslebens der letzten fünfzig Jahre.

Ein einsichtiger Kosmopolitismus, der mit dem westeuropäischen Schrifttum nie die Fühlung verliert, verbindet sich hier mit einem warmen, ja leidenschaftlichen Interesse für die nationale Eigenart; fremde Einflüsse berühren sich mit dem angstvollen Bestreben, das einheimische, ursprüngliche Gepräge zu wahren; Kritiker, Philosophen, Litteraten studieren die geschichtlichen Bedingungen des nationalen Lebens, um an der nationalen Zukunft desto zielbewußter und planmäßiger arbeiten zu können; alte, gute litterarische Tradition bildet stets den Gegenstand kritischer und wissenschaftlicher Untersuchung, ohne jedoch als entmutigende Last empfunden zu werden. In diesem höheren Sinne ist das moderne čechische Schrifttum, das noch immer unbeachtet vor dem Tore der Weltlitteratur steht, eine ausgeprägt nationale Litteratur.

Von dem Augenblicke an, wo das litterarische Europa geneigt sein wird, sich auch für die zwischen dem Riesengebirge, dem Böhmerwalde und dem Tatragebirge entstandene Litteratur zu interessieren, wird es bald einsehen und anerkennen, daß die besten čechischen Dichter nur so weit kosmopolitisch sind, um auch im Auslande zugänglich und verständlich zu sein, aber dabei insofern national, um den fremden Lesern auch etwas Eigenes, Selbständiges, Urwüchsiges bieten zu können.

Namenregister.

Adámek, B. 373.
Addison 194.
Adelung 134.
Adler 361.
Aeneas Sylvius 54, 73, 79.
Aischylos 243.
Akron Albín 77.
Alan 23.
Albert 216, 263, 296, 297, 325, 328, 361.
Albertus Bohemus 9.
Albertus Magnus 29.
Aleš 337.
Alexis, G. 305.
Alsted 109, 113.
Amerling 268 f.
Andersen 330, **371**.
Andreae 110, 113.
Andrejev 390.
Andricki 339.
Anonymus 23.
Arbes 308 f.
Ariosto 149, 358, 367.
Aristophanes 161, 243.
Arndt 178.
Auerbach 271, 305.
Augier 314, 315.
Augusta **84** f., 88.
Augustin 29, 206.
Auředníček 389.

Bacon von Verulam 114.
Bahr 439.
Bajza 152.
Balbín **118** f., 132, 139, 140, 142.
Balzac 306, 431.
Bandtke 137.
Banville 357, 364.
Bartoš **377** f., 404.
Basedow 124.
Baudelaire 351, 357, 369, 425.
Baudnik 110.
Bavorovský 90.
Bayle 113.
Beckovský 119 f.
Bělinskij 390, 402.
Bendl, V. Č. 320.
Benedikti von Nudožery 93 f., 110.
Benešová 439.
Béranger 212, 283, 302.
Bernard 29.
Berni 149.
Bernolák **151** f., 188, 189, 247, 248.
Bezruč **426** f.
Bidpaj 77.
Bílejovský 82.
Bílek, J. 84.
Bílek, Tomáš 334.
Birch-Pfeiffer 227.
Bittner 373.
Bittnerová 373.
Björnson 394, 406, 443.
Blahoslav **85** ff., 94, 109.
Blumauer 149.
Boccaccio 72.
Bodinus 112.
Bodmer 158.
Bolzano **202**, 214, 215, 230, 254, 265, 276.
Bonaventura 8, 26, 29.
Boner 23.
Boos-Waldeck 363.
Borecký 370, **371**.
Born, von 129, 132.
Börne 293.
Botto 251, **252**.
Bourget 396.
Bozděch **315** f., 317.
Bráf 400 f.
Brandl 334.
Brant 77.
Brauner 334.
Brentano, Bettina 165, 267.
Brentano, Klemens 3, 164, 165, 234.
Bret-Harte 285.
Březan 96.
Březina 414, **422** ff.
Brožík 324.

Büdinger 171.
Budovec von Budov 98 f.
Bürger 158, 161, 219.
Burns 331, 348.
Byron 160, 163, 182, 237, 239, 241, 242, 243, 249, 283, 285, 286, 299, 301, 307, 317, 321, 322, 326, 332, 358.

Calderon 244, 358, 374.
Camoens 358, 359.
Campanella 114.
Cannizaro 358.
Carducci 358.
Carlyle 406, 410.
Casanova 440.
Chalupka 251.
Chateaubriand 158, 165, 169, 179.
Chelčický **59** ff., 63, 64, 69, 70, 78, 203, 237, 404, 423.
Chmelenský 209.
Chocholoušek **231** f., 236, 320.
Chrétien de Troies 12.
Christian 6.
Chrysostomus 75.
Claudel 425.
Coleridge 348.
Comenius siehe Komenský.
Comte 406.
Coppée 369, 420.
Corneille 374.
Cornova 106.
Crébillon 360.
Czajkowski 252, 253.
Czambel 443.

Čapek 393.
Čech, L. 405.
Čech, Sv. 236, 288, 289, 299, 302, 320, **321** ff., 344, 345, 401.
Čechov 390.
Čejka **268**, 269, 271, 303.
Čelakovský 163, 175, 193, 202, **203** ff., 215, 216, 226, 228, 235, 237, 244, 245, 256, 258, 267, 270, 276, 289, 331, 332, 348.
Čermák 320.
Černý, Adolf siehe Rokyta.
Černý, Jan 70 ff.
Červinka 420.

Dačický 93, 101.
Dalimil **15** ff., 18, 23, 38, 56, 75, 101, 139, 145, 202, 363.
Dante 182, 358, 362.
Darwin 347.
Daudet 401.
David der Barfüßler 29.
Dehmel 425.
Dobner 6, 83, **127** f., 131, 132, 135.
Dobroljubov 390.
Dobrovský 5, 6, **130** ff., 141, 143, 147, 149, 151, 157, 159, 162, 163, 164, 167, 170, 171, 174, 180, 190, 194, 195, 196, 383.
Doležal 153.
Dörfl 286.
Dostojevskij 390, 392, 407, 410, 417, 435.
Drtina 408.
Dubravius 39, **79**.
Dumas der Jüngere 315.
Durdík, Al. 320.
Durdík, Jos. **317**, 346, 400, 407.
Durdík, Pav. 390.
Dury (Dureus) 115.
Durych 132, 142, 180, 192.
Dvořák, Ant. 372.
Dvořák, Arn. 442.
Dvořák, X. 370.
Dyk **427** f., 443.

Eberhard 173.
Eberle 144.
Ebert, K. E. 3, 195, 234.
Ebner-Eschenbach, von 311.
Eckhart 28.
Egidy 406.
Eichstädt 161.
Eilhard von Oberge 34.
Emerson 410.
Emler 334.
Erasmus von Rotterdam 73, 76, 90.
Erben **216** ff., 251, 267, 270, 276, 283, 285, 286, 289, 292, 320, 376.
Ernst von Pardubice 25, 27.
Euripides 374.
Eusebius 95.

Fejfalik 171.
Fenelon 150.
Fibich 347, 374.
Fichte 183, 194.
Filípek 236.
Flajšhans 404.
Flaubert 339, 396, 410, 431.
Flavius 79.
Florian, de 150.
Fouqué 165.
Fragonard 360.
Franz, Probst von Prag 18.
Fredro 223.
Freher 127.
Freiligrath 212, 263, 301, 322, 328.

Frič 284, 314.
Friedrich von Sunburg 12.
Fries 179.
Fulda 134.
Fux-Jelenský 330, 416.

Gabler 179.
Garborg 432.
Garschin 390.
Gautier (Gualter) de Châtillon 14.
Gautier, Theophile 357.
Gebauer 172, 378, 400, 402, **403**, 404, 405, 406.
Geibel 369.
Gellert 158.
Gentz 165.
George 424.
Gerson 51.
Gervinus, G. 243.
Geßner 150, 211.
Gindely 334.
Gleim 149, 158.
Goethe 126, 137, 138, 158, 163, 165, 167, 179, 184, 186, 195, 196, 203, 205, 207, 208, 211, 213, 218, 219, 225, 301, 313, 314, 331, 349, 358, 362, 366, 367, 368, 401.
Gogol 256, 320, 390.
Goll 172, 345, **346**, 387, 400, 404, 405.
Goncourt 431.
Gončarov 390.
Gorkij 390, 439.
Görres 187.
Gottfried von Straßburg 12, 34.
Gotthelf 271, 378.
Gray 158.
Gregorius 29.
Gregorovius 334.
Gregory 324.
Grégr, Edvard und Julius 293.
Grégrová, Iza 441.
Grillparzer 3, 225, 228, 234, 291.
Grimm 136, 137, 216, 243, 403.
Groth 249.
Grotius 115.
Grün 361, 363, 374.
Günther 301.
Gzel 87.

Hagedorn 158.
Hagemann 144.
Hájek von Libočany **82** f., 120, 127, 128, 145, 146, 164, 169, 174, 222, 229.
Hájek Tadeáš 80.
Hajniš 236.
Hálek 232, 283, **284** ff., 289, 292, 293, 297, 298, 299, 302, 304, 307, 313, 314, 316, 317, 321, 337, 342, 345, 361, 375, 390, 405, 442, 444.
Hamerling 324, 326, 332, 358.
Hamsun 432, 439.
Hanka 8, **166** ff., 170, 171, 174, 193, 204, 211.
Hanke 140.
Hanuš, J. Ig. **266**, 270.
Hanuš, Jos. 405.
Harant **97** f., 99.
Hartmann, Mor. 234, 263, 324.
Hattala 400.
Hätzlerin 72.
Hauptmann 441.
Havlasa 320.
Havlíček 211, 229, 237, **254** ff., 267, 277, 282, 331, 390, 428.
Havlík 404.
Hebbel 312, 441.
Hebel, I. J. 249.
Hegel 199, 213, 243, 246, 265, 314, 342.
Heine 243, 252, 256, 283, 285, 286, 288, 298, 330, 414, 415, 416.
Heinrich von Friberg 12, 34.
Heinrich von Neuenstadt 23.
Heller, Serv. 345.
Helmholtz 347.
Hensler 144, 145.
Herbart 317, 346, 400, 407, 408.
Herben **379** f., 416.
Herder 2, 3, 126, 157, 158, 165, 166, 169, 179, 180, 182, 183, 184, 190, 194, 199, 203, 204, 205, 210, 219, 243.
Herites 388.
Herloßsohn 234.
Herrmann 389 f.
Herwegh 212, 263.
Heyduk **298** ff., 342, 439.
Hieronymus von Prag 46, 51, 52, 55.
Hilarius von Leitmeritz 65.
Hilbert 442.
Hladík **394** ff., 398.
Hlaváč 353.
Hlaváček 426.
Hlávka 401.
Hněvkovský **149**, 163.
Hobbes 122.
Höcker 338, 353.
Hodějovský 78, 79.
Hoffmann, E. F. A. 314.
Hoffmann von Fallersleben 251.
Hofmannsthal 425.

Holbein 90.
Holeček 232, 320, 342, **383** f., 386.
Hollar 118.
Hollý 152, **188** f., 245, 247, 342.
Hölty 203.
Holý, J. 428.
Holzer, A. 296.
Homer 150, 189.
Horký 440.
Hormayer 137, 170.
Horn, Uffo 225, 234.
Hornek 17.
Hostinská 435.
Hostinský 345, **346** f., 400.
Houwald, Chr. 224.
Hrubý, Jar. 390.
Hrubý, Řehoř 76.
Hrubý, Zikm. 76 f.
Hübnerová 396.
Huch 437.
Hugo a St. Victore 29.
Hugo, V. 283, 357, 358, 359, 362, 364, 374, 418.
Humboldt 195.
Hume 124, 405.
Hurban, J. M. **248**, 249, 254.
Hurban Vajanský 342.
Hus 40, **44** ff., 53, 54, 57, 59, 62, 64, 71, 78, 80, 90, 108, 203, 220, 237, 324, 423.
Huysmann 425, 435.
Hvězdoslav **342** f., 444.
Hynek von Poděbrady 72.

Ibsen 373, 396, 432, 441, 442.
Ickelsamer 87.
Iffland 144, 227.
Ihre 135.
Illový 262.
Immermann 213, 358.

Jablonský 214 f.
Jacobi 194.
Jacobus de Voragine 13, 26.
Jaffet 96.
Jagić 5, 137, 172, 404.
Jahn, L. 162, 178.
Jakobsen 415, 419, 432.
Jakubec 405.
Jakúbek von Mies 46, 52, **57**, 58, 62, 63, 64.
Jamot sieh Thomayer.
Jan von Příbram 57.
Jan von Rabstein 73.
Jaroslav, Edelknappe 65.
Jeřábek 315, **316**.
Jesenská 439.
Jirásek 324, **336** ff., 341, 344, 383, 398.
Jireček, Hermenegild 171.
Jireček, Josef 171, **333**.
Johann von Neumarkt 73.
Johann von Vlašim 25.
Johannes von Capua 77.
Johannes von Paris 41.
Jošt von Rosenberg 65 f.
Jungmann 151, **156** ff., 162, 163, **172** ff., 180, **181**, 186, 190, 194, 195, 196, 197, 214, 233.
Jurenka 295.

Kabátník 70.
Kadlinský 118.
Kaizl 400.
Kalina 219.
Kalinčák 252.
Kalousek 334.
Kalvin 62, 84.
Kamarýt **204** f., 209.
Kaminský 369.
Kanne 187.
Kant 126, 194.
Kantor 86.
Kapper 232, 239, 320.
Karadžič 166, 191.
Karamzin 169.
Karásek ze Lvovic **413**, **425** f., 439, **442**, 443.
Karl IV. **23** ff.
Karpiński 148.
Kassiodorus 95.
Keller, G. 263, 296.
Khol 440.
Kielland 432.
Kinský 140.
Kirějevskij 327.
Klácel **212** f., 246, 266, 270.
Klášterský 420.
Klaudyan 80.
Kleist, Ew. Chr. 159, 397.
Klicpera **222** ff., 226, **228** f., 235.
Klopstock 158, 163, 166.
Klostermann 380 f.
Kniažnin 148.
Kocín 95.
Kolar, Fr. 313.
Kolar, J. J. 313, **314** f.
Kolcov 331.
Koldín 83.
Kolínský 78 f.
Kollár 161, 162, 163, 175, **177** ff., 189, 190, 202, 203, 210, 213, 214, 228, 233, 245, 246, 247,

249, 252, 255, 257, 258, 265, 266, 267, 281, 326, 327, 365.
Komenský (Comenius) 86, 90, **108** ff., 118, 119, 123, 138, 198, 202, 237, 268.
Konáč 77 f.
Koniáš 120 f.
Konstanc 120.
Konstantin (Cyrill) 3, **4**, 5, 135, 188.
Kopitar 4, 136, 137, 165, 166, 171.
Köppen 137.
Koranda der Ä. 59.
Koranda der J. 65.
Kosmák 378.
Kosmas 3, **7** ff., 18, 168.
Kossuth 253.
Kosterka 432.
Kotzebue 144, 201, 223, 227.
Koubek **257** f., 267.
Koutek 328.
Krabice 25.
Král, Janko **251**, 342.
Král, Jos. 162, **400**.
Kramérius **146** ff., 150, 153, 157.
Krasicki 148.
Krasko 444.
Krásnohorská 232, 320, **331** f.
Krasonický 70.
Krejčí, Fr. 408.
Krejčí, F. V. 412.
Kreutzer 187.
Krofta 404.
Křišťan von Prachatice 71.
Kubáni 341.
Kukučin 443.
Kuthen 82, 83.
Kvapil, Frant. 368.
Kvapil, Jaroslav 370, **371** f., 441.
Kvapilová **396**, 441.
Kvíčala 400.
Kwaysser 216.
Kyrmezer 92.

Labiche 315.
Lachmann 166, 243.
Lafontaine 148.
Lagerlöf 437.
Laichter **393**, 394.
Lamanskij 172.
Langer, Fr. 441.
Langer, J. **211** f., 235, 258.
Laukota 353.
Lauterbeck 95.
Leconte de Lisle 357, 358.
Leger, K. 388.
Leibniz 177.
Lemaître 359.
Lenau 237, 242, 243, 246, 263, 283, 285, 288, 301, 324.
Leo X. 367.
Leopardi 358.
Lepař, B. 338.
Lermontov 241, 256, 320, 369.
Leskov 390.
Lessing 126, 128, 179, 210, 255, 256.
Lier 395.
Linda 170.
Linde, S. B. 137, 176, 181.
Lindner 408.
Lingg 358.
Lobkovic, Bohuslav **73** ff., 215.
Lobkovic, Jan 72.
Lobkovic, Jan Popel 90.
Lomnický 92 f.
Longfellow 348.
Lope de Vega 361.
Lorenz 316.
Losert 50.
Löwenklau 95.
Luden 162, 179.
Ludewig 127.
Ludwig von Medlitz 12.
Lukáš **70** ff., 84.
Luther 45, 51, 71, 80, 81, 84, 151, 178.

Macchiavelli 76.
Mácha 163, 209, **237** ff., 243, 246, 252, 255, 256, 281, 283, 287, 321.
Macháček 224, **225** f.
Máchal 405.
Machar 401, 402, **414** ff., 422, 427, 428.
Machaut, Guillaume 21.
Macpherson 166, 167.
Maeterlinck 423, 425.
Mahen 443.
Makušev 172.
Malybrok-Stieler 352.
Mandeville 37.
Manes, J. 276, 283, 320, 376.
Marek, Ant. **159**, 173, 175, 181.
Marek, J. J. **230** f., 235, 267.
Mareš 408.
Marezoll 179.
Marignola 24.
Marini de Gratianopoli 65.
Marsilio von Padua 41.
Marten 413 f.
Martial 210, 255.
Martini 124.
Martinius von Dražov **105** f., 115.
Masaryk 172, 379, 400, 402, **405** ff., 408, 412, 414, 415, 416, 443.

Matěj von Janov **42** ff., 46, 57, 61, 62, 237.
Matějka, J. 386.
Matthioli 80.
Matthisson 203.
Maupassant 432.
Mayer 144.
Mayer, Jar. M. 442.
Mayer, R. **300** f., 316, 317. 361.
Meilhac 315.
Meißner, Alfr. 234, 266, 324, 325.
Meißner, Aug. 124.
Melanchthon 113.
Melantrich 94.
Mencken 127.
Merežkovskij 390.
Merhaut 434.
Method 3, **4**, 5, 188.
Meunier 427.
Meyer, K. F. 339, 358.
Michael von Cesena 41.
Michel Angelo 358, 367.
Mickiewicz 183, 219, 243, 246, 247, 253, 319, 329, 332, 358.
Miklosich 5. 403.
Mikovec 51, 284, 314.
Mikuláš von Pilgram 59.
Milíč **28**, 29, 31, 32, 41, 42, 45.
Milton 157.
Mířínský 71.
Mokrý 368.
Mommsen 422.
Montesquieu 124, 148.
Mosen 246.
Mosig von Aehrenfels 192.
Mošna 396.
Mozart 130.
Mrštík, Al. 379, **380**, 398, 433.
Mrštík, Vil. 390, 398, **432** ff., 440.
Müller, Jos. 84.
Müller, K. 239.
Müllner, Ad. 224.
Münster 79.
Murko 177.
Musäus 3.
Musset 291, 357.

Nebeský **243** f., 267, 268.
Nejedlý, Jan **150** f., 154, 174, 210.
Nejedlý, Voj. 149 f.
Němcová 264, **267** ff., 282, 287, 302, 303, 375, 376, 438.
Neplach 24, 25.
Neruda 283, **288** ff., 302, 303, 304, 307, 313, 315, 316, 321, 322, 328, 345, 348, 361, 375, 388, 389, 416, 444.
Nestor 220.
Neßler 395.
Neumann 429 f.
Niederle 377.
Nietzsche 413.
Notker (Balbulus) 10.
Nováková, T. 383, **384** f.
Novalis 224, 430.
Novotný 404.

Oblak 5.
Occam 41.
Ohnet 396.
Oken 179.
Ondřej von Dubá 39.
Optát 87.
Ossian 165, 166, 169, 179.
Ott, E. 400.

Palacký 161, **162** ff., 167, 171, 181, 193, **194** ff., 216, 225, 231, 233, 234, 260, 261, 267, 318, 320, 324, 333, 334, 400, 401, 403.
Palkovič 150, **153** f., 157, 174, 181, 247.
Paprocký 96.
Pareus 115.
Parini 358.
Pastrnek 404.
Patera 137.
Paul, Jean 293, 314.
Pauliny, Tóth 341.
Pawikowski 296.
Pekař 6, **387**.
Pelzel 97, **128** f., 131, 132, **142** f., 150, 199.
Pertz 137.
Pešina von Čechorod 119.
Peter d'Ailli 41, 51.
Peter von Zittau 18.
Petőfi 252, 283, 302.
Petrarca 73, 76, 163, 179, 180, 182, 210.
Petrus Lombardus 48.
Petruševič 172.
Pez, Hieron. 127.
Pfleger Moravsky **307** f., 309, 313, 314, 315, 316, 375, 380.
Philomates 87.
Picek 209.
Pick 439.
Pippich 398.
Písař, Bartoš 81.
Písecký 76.
Písemskij 390.
Plachý 108.
Platen 242, 246.
Platon 194.

Plautus 243.
Pleier 34.
Podlipská 303, **311** f., 356.
Poe 358, 364.
Poelitz 173.
Pohl, W. 120, 133.
Pokorný 342.
Polák **159** f., 163, 203.
Polo, Marko 37.
Pope 158.
Potocki 190.
Prasek 334.
Pravda **271**, 287, 383.
Prefát 79.
Preissová **379**, 398.
Presl 173.
Prešern 209.
Procházka, Arn. 413.
Procházka, F. F. 128, **132**, **142**.
Procházka, F. S. 331, **332**.
Prokop der Große 58.
Przybyszewski 425.
Pseudokallisthenes 36.
Puchmajer **148** f., 150, 158, 159, 175, 237.
Pulkava 24, 25.
Puškin (Puschkin) 241, 247, 249, 256, 307, 320, 321, 322, 332, 369.

Quido de Columna 36.
Quis 331.

Raimund 227.
Rais 381 ff.
Rakowiecki 190.
Rambausek 239.
Randa 400.
Rank 381.
Ranke 333, 346.
Raňkův (Ranconis) 25, 28, 31.
Ratke (Ratichius) 113.
Raupach 227.
Reinmar von Zweter 12.
Renan 407.
Reuter 249.
Rezek 387, 400.
Rhesa 205.
Richard a St. Victore 29.
Rieger, B. 400, **401**.
Rieger, Fr. 293, 318, 320, 334, 400.
Riegger, Paul Jos. 124.
Riehl, W. H. 338.
Rodovský 91.
Roh 86.
Rokycana **62** ff., 65, 69, 104.
Rokyta 353 f.
Rosenplut 86.
Rousseau 126, 135, 158, 179, 180, 182, 322, 330, 433.
Rubeš **235** f., 267.
Rückert 300.
Rudolf von Ems 36.
Rulík 140.
Rumjancev 137.
Ruskin 410.
Rvačovský 90.
Rzewuski 253.

Sabina **242**, 243, 246, 284, 309.
Sainte Beuve 359.
Saltykov-Ščedrin 390.
Sand, George 271, 291, 303, 305.
Sandel 83.
Sardou 315, 374.
Saudek, E. 417, 424.
Saudek, R. 393, 442.
Schauer 406, **408** f., 414.
Schefer 214.
Schikaneder 144, 145.
Schiller 158, 159, 161, 165, 179, 194, 201, 202, 225, 314, 321, 325, 343, 358.
Schlaf 419.
Schlegel, Dorothea 165, 267.
Schlegel, Karoline 267.
Schlegel, W. und Fr. 165, 243.
Schlözer 135, 137, 190.
Schröder 144.
Schulz 311.
Scott, W. 205, 228, 231, 302, 338.
Scribe 314, 315, 374.
Sedláček **334**, 335.
Seibt 124.
Seidel 97.
Seifert, Jakub 372.
Seydler 400.
Sezima 440.
Shakespeare 165, 244, 268, 285, 313, 314, 315, 343, 348, 441.
Shelley 358.
Sienkiewicz 340.
Sigehêr 12, 14.
Sixt von Ottersdorf 82.
Skála **106** f., 108.
Sklenářová-Malá 314.
Sládek 320, 327, 328, 332, 345, 347, **348** f.
Sládkovič **249** f., 341, 342.
Sladkovský 293, 318, 320.
Slavata 107 f.
Slowacki 319.
Smetana, Aug. 265 f.
Smetana, Bedř. 283, 293, 347, 372, 412.
Smetánka 404.

Smil Flaška **37** ff., 77, 79.
Smital 273, 295.
Sonnenfels 124.
Sova 386, **419** ff., 430.
Spee, Fried. 118.
Spencer 408.
Spera 353.
Spielhagen 308.
Stanislav von Znaim 50.
Stašek **309** ff., 380, 381, 383.
Stefanie jun. 144.
Steinhövel 77.
Steinthal 403.
Stendhal 431.
Sternberg, Franz und Kaspar 136, **195**.
Steyer (Štýr) 120.
Stifter 275, 381.
Stránecká 379.
Stránský 106.
Strindberg 351, 413, 432.
Stroupežnický 397.
Studnička 400.
Stuna 145, 146.
Sully, Prudhomme 357.
Sumin 438 f.
Surowiecki 190.
Sušil **215**, 376, 377.
Světlá 283, 291, **303** ff., 310, 311, 375, 383, 384, 385, 405, 438.
Svoboda, F. X. 386, **390** f., 392, 398.
Svoboda, V. A. 171.
Svobodová **436** ff., 439, 440.
van Swieten 124.
Szymanowski 148.

Šafařík **160** ff., 167, 170, 171, 179, 181, 184, **189** ff., 197, 198, 202, 245, 261, 377, 383, 403.
Šalda 401, **409** ff., 413, 431, 437.
Šašek 65.
Šedivý **145**, 146.
Šembera 172.
Šimáček **391** ff., 393, 394, 395, 398, 434.
Šiškov 137.
Škroup 235.
Šlejhar 435.
Šmilovský 312 f.
Šolc 300, **301** f., 320, 328.
Šrámek **439**, 443.
Štech **388**, 398.
Štěpán von Páleč 50.
Štěpánek 221 f.
Štítný **29** ff., 38, 41, 59, 220.
Štolba 398.
Štulc 215.
Štúr **246** ff., 249, 253, 254, 267.
Šturm 89.
Šubert 372.

Tablic **153**, 181.
Táborský, Fr. 369.
Táborský, Jan 71, 86.
Taine 410.
Tajovský 444.
Tanhûser 12.
Tasso 358, 359.
Tassoni 149.
Tauler 28.
Terentius 243.
Tesák 92.
Tetzel, G. 65.
Thám, K. H. 140.
Thám, V. **144** f., 148, 222, 226.
Theer 429, **430**.
Theokritos 188.
Thomayer 347 f.
Thomson 160.
Thoreau 347.
Tlučhoř 389.
Tolstoj 62, 339, 370, 390, 406, 443.
Tomášek 235.
Tomek **333** f., 338, 340, 346, 387, 400, 403.
Törring 144.
Tovačovský **65** ff., 75.
Towiański 327.
Třanovský 87.
Třebízský 324, **335**, 383.
Turgeniew 285, 320, 342, 390, 391.
Turinský **224** f., 267.
Tycho de Brahe 80.
Tyl **226** ff., **229** f., 235, 256, 267, 383.
Tyrš 346, **347**.

Uhland 234.
Úlehla 408.
Ulrich von Eschenbach 12, 14.
Ulrich von dem Türlin 12.
Ungar 131, 132.
Úprka 380.

Vacano 392.
Vacek-Kamenický 209.
Vasari 418.
Vašek 172.
Vavřinec von Březová 37, 57, **58**.
Veleslavín **94** ff., 147, 150, 154, 157.
Verdaguer 358.
Vergil 189.
Verhaeren 366, 425, 429.
Verlaine 351, 357, 369, 370, 425.
Vigny 357.

Viková-Kunětická **393** f., 394, 415.
Vilém von Pernstein 72.
Vinařický 189, **215**.
Vincentius 8, 10.
Vives 113.
Vlček, Jar. **405**, 443.
Vlček, V. **310** f., 314.
Vocel **232** ff., 324.
Vodák 412.
Vodňanský von Uračov 99.
Vodnik 137.
Vohryzek 263.
Voigt 131, 132.
Vojan 441.
Voltaire 124, 126, 149, 156, 158, 256, 418.
Vorličný 79.
Vostokov 137.
Vratislav von Mitrovice **96** f., 142.
Vrchlický 288, 289, 302, 322, 324, 331, 345, 348, 349, **354** ff., 369, 370, 371, 372, **373** f., 401, 417, 418.
Všehrd (Viktorin Kornel) **74** ff., 202.

Wachter 135.
Wagner, R. 347, 372.
Waldau 239.
Waldhauser **27** ff., 41, 45.
Weidmann 144, 145, 222.
Weinberger 321.
Wenzel II., Minnesänger 12.
Wenzig 32, 39, 184.
Werner 224.
Wernher 12.
Weyrauther 316.
Whitman 358, 366, 425, 427, 429.
Wiclif 41, 42, **43** ff., 45, 46, 47, 50, 57, 60, 61, 62.
Wieland 124, 158, 179, 360.
Wilde 414, 425, 441.
Winter 340 f.
Wojkowicz 429, **430** f.
Wolfram von Eschenbach 12.
Wukadinovič 339.
Wyssenhere 33.

Zahradník 265.
Zákrejs 316 f.
Zámrský 91.
Záviš 35.
Zázvorka 86.
Zeyer 324, 345, 349, **350** ff., 364, 368, 372, **373**, 414.
Zíbrt 376.
Ziegler, F. V. 144.
Zikmund von Puchov 79 ff.
Zima **145**, 146.
Zola 431, 433.
Zubatý 404.

Žerotín, K. **99** ff., 101, 109.
Žídek 65.
Žižka **52** f., 104, 333.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PG
5001
J3
1913

Jakubec, Jan
Geschichte der cechischen
Litteratur

Pösto, Lüdecke & Co.
Buchbinderei Leipzig